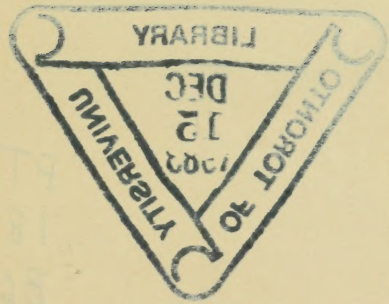
GEORG BÜCHNER
SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE

INSEL-AUSGABE

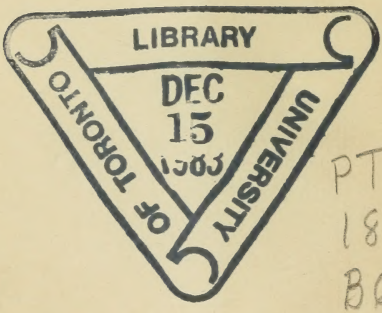
Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by
Peter Kaye

GEORG BÜCHNERS
SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE

Werner R. Lehmann
Hamburg



LEIPZIG
MDCCCCXXII
IM INSELVERLAG



PT
1828
B6
1922

DICHTUNG[illegible]N

DANTONS TOD
EIN DRAMA

PERSONEN

GEORG DANTON
LEGENDRE
CAMILLE DESMOULINS
HÉRAULT-SÉCHELLES
LACROIX
PHILIPPEAU
FABRE D'EGLANTINE
MERCIER
THOMAS PAYNE
} Deputierte

ROBESPIERRE
ST. JUST
BARÈRE
COLLOT D'HERBOIS
BILLAUD-VARENNES
} Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses

CHAUMETTE, Prokurator des Gemeinderats
DILLON, ein General
FOUQUIER-TINVILLE, öffentlicher Ankläger
HERRMANN
DUMAS
} Präsidenten des Revolutionstribunales

PARIS, ein Freund Dantons
SIMON, Souffleur
LAFLOTTE
JULIE, Dantons Gattin
LUCILE, Gattin des Camille Desmoulins
ROSALIE
ADELAIDE
MARION
} Grisetten

Männer und Weiber aus dem Volk, Grisetten,
Deputierte, Henker etc.

*

ERSTER AKT

Hérault-Séchelles, einige Damen (am Spieltisch). Danton, Julie (etwas weiter weg, Danton auf einem Schemel zu den Füßen von Julie).

DANTON. Sieh die hübsche Dame, wie artig sie die Karten dreht! Ja wahrhaftig, sie versteht's; man sagt, sie halte ihrem Manne immer das cœur und andern Leuten das carreau hin.—Ihr könntet einen noch in die Lüge verliebt machen.

JULIE. Glaubst du an mich?

DANTON. Was weiß ich! Wir wissen wenig voneinander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nacheinander aus, aber es ist vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder aneinander ab—wir sind sehr einsam.

JULIE. Du kennst mich, Danton.

DANTON. Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint und sagst immer zu mir: lieber Georg! Aber (*er deutet ihr auf Stirn und Augen*) da, da, was liegt hinter dem? Geh, wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren.—

EINE DAME (*zu Hérault*). Was haben Sie nur mit Ihren Fingern vor?

HÉRAULT. Nichts!

DAME. Schlagen Sie den Daumen nicht so ein, es ist nicht zum Ansehn!

HÉRAULT. Sehn Sie nur, das Ding hat eine ganz eigne Physiognomie.—

DANTON. Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

JULIE (*sich abwendend*). O!

DANTON. Nein, höre! Die Leute sagen, im Grab sei Ruhe, und Grab und Ruhe seien eins. Wenn das ist, lieg ich in deinem Schoß schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Totenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg.—

DAME. Verloren!

HÉRAULT. Das war ein verliebtes Abenteuer, es kostet Geld wie alle andern.

DAME. Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Taubstummer, mit den Fingern gemacht.

HÉRAULT. Ei, warum nicht? Man will sogar behaupten, gerade die würden am leichtesten verstanden.—Ich zettelte eine Liebschaft mit einer Kartenkönigin an; meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen, Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen fallen so unanständig übereinander und die Buben kommen gleich hintennach.

Camille Desmoulins und Philippeau treten ein.

HÉRAULT. Philippeau, welch trübe Augen! Hast du dir ein Loch in die rote Mütze gerissen? Hat der heilige Jakob ein böses Gesicht gemacht? Hat es während des Guillotinierens geregnet? Oder hast du einen schlechten Platz bekommen und nichts sehen können?

CAMILLE. Du parodierst den Sokrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibiades fragte, als er ihn eines Tages finster und niedergeschlagen fand: "Hast du deinen Schild auf dem Schlachtfeld verloren? Bist du im Wettlauf oder im Schwertkampf besiegt worden? Hat ein andrer besser gesungen oder besser die Zither geschlagen?" Welche klassischen Republikaner! Nimm einmal unsere Guillotinenromantik dagegen!

PHILIPPEAU. Heute sind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrtum, man hat die Hébertisten nur aufs Schafott geschickt, weil sie nicht systematisch genug verfuhren, vielleicht auch, weil die Dezemvirn sich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete als sie.

HÉRAULT. Sie möchten uns zu Antediluvianern machen. St. Just säh es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Vieren kröchen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände.

PHILIPPEAU. Sie würden sich nicht scheuen, zu dem Behuf an Marats Rechnung noch einige Nullen zu hängen. Wie lange sollen wir noch schmutzig und blutig sein wie neugeborne Kinder, Särge zur Wiege haben und mit Köpfen spielen? Wir müssen vorwärts: der Gnadenausschuß muß durchgesetzt, die ausgestoßnen Deputierten müssen wieder aufgenommen werden!

HÉRAULT. Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt.—Die Revolution muß aufhören, und die Republik muß anfangen.—In unsern Staatsgrundsätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Notwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seine Natur durchsetzen können. Er mag nun vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an. Wir alle sind Narren, es hat keiner das Recht, einem andern seine eigentümliche Narrheit aufzudringen.—Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß keiner auf Unkosten eines andern genießen oder ihn in seinem eigentümlichen Genuß stören darf.

CAMILLE. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin abdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat einmal das Recht, zu sein, wie sie ist; wir sind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden.—Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sünderin Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen, auf die Finger schlagen.—Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympische Spiele und melodische Lippen; ach, die gliederlösende, böse Liebe!—Wir wollen den Römern nicht verwehren, sich in die Ecke zu setzen und Rüben zu kochen, aber sie sollen uns keine Gladiatorspiele mehr geben wollen.—Der göttliche Epikur und die Venus mit dem schönen Hintern müssen statt der Heiligen Marat und Chalier die Türsteher der Republik werden.—Danton, du wirst den Angriff im Konvent machen!

DANTON. Ich werde, du wirst, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben! sagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden sechzig Minuten verflossen sein. Nicht wahr, mein Junge?

CAMILLE. Was soll das hier? Das versteht sich von selbst.

DANTON. O, es versteht sich alles von selbst. Wer soll denn all die schönen Dinge ins Werk setzen?

PHILIPPEAU. Wir und die ehrlichen Leute.

DANTON. Das "und" dazwischen ist ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander; die Strecke ist lang, die Ehrlichkeit verliert den Atem, eh wir zusammenkommen. Und wenn auch!—den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gevatter stehn und seine Töchter an sie verheiraten, aber das ist alles!

CAMILLE. Wenn du das weißt, warum hast du den Kampf begonnen?

DANTON. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen gespreizte Katonen nie ansehn, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell ist einmal so. (*Er erhebt sich.*)

JULIE. Du gehst?

DANTON (*zu Julie*). Ich muß fort, sie reiben mich mit ihrer Politik noch auf.—(*Im Hinausgehn:*) Zwischen Tür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen, der Ofen glüht, wir alle können uns noch die Finger dabei verbrennen. (*Ab.*)

CAMILLE. Laßt ihn! Glaubt ihr, er könne die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kömmt?

HÉRAULT. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt.

EINE GASSE

Simon; sein Weib.

SIMON (*schlägt das Weib*). Du Kuppelpelz, du runzliche Sublimatpille, du wurmstichischer Sündenapfel!

WEIB. He, Hülfe! Hülfe!

Es kommen LEUTE *gelaufen*: Reißt sie auseinander, reißt sie auseinander!

SIMON. Nein, laßt mich, Römer! Zerschellen will ich dies Gerippe! Du Vestalin!

WEIB. Ich eine Vestalin? Das will ich sehen, ich.

SIMON. So reiß ich von den Schultern dein Gewand.
Nackt in die Sonne schleudr' ich dann dein Aas.
Du Hurenbett, in jeder Runzel deines Leibes nistet Unzucht.
(*Sie werden getrennt.*)

ERSTER BÜRGER. Was gibt's?

SIMON. Wo ist die Jungfrau? Sprich! Nein, so kann ich nicht sagen. Das Mädchen! Nein, auch das nicht. Die Frau, das Weib! Auch das, auch das nicht! Nur noch ein Name; o, der erstickt mich! Ich habe keinen Atem dafür.

ZWEITER BÜRGER. Das ist gut, sonst würde der Name nach Schnaps riechen.

SIMON. Alter Virginius, verhülle dein kahl[es] Haupt— der Rabe Schande sitzt darauf und hackt nach deinen Augen. Gebt mir ein Messer, Römer! (*Er sinkt um.*)

WEIB. Ach, er ist sonst ein braver Mann, er kann nur nicht viel vertragen; der Schnaps stellt ihm gleich ein Bein.

ZWEITER BÜRGER. Dann geht er mit dreien.

WEIB. Nein, er fällt.

ZWEITER BÜRGER. Richtig, erst geht er mit dreien, und dann fällt er auf das dritte, bis das dritte selbst wieder fällt.

SIMON. Du bist die Vampirzunge, die mein wärmstes Herzblut trinkt.

WEIB. Laßt ihn nur, das ist so die Zeit, worin er immer gerührt wird; es wird sich schon geben.

ERSTER BÜRGER. Was gibt's denn?

WEIB. Seht ihr: ich saß da so auf dem Stein in der Sonne und wärmte mich, seht ihr—denn wir haben kein Holz, seht ihr—

ZWEITER BÜRGER. So nimm deines Mannes Nase.

WEIB. Und meine Tochter war da hinuntergegangen um die Ecke—sie ist ein braves Mädchen und ernährt ihre Eltern.

SIMON. Ha, sie bekennt!

WEIB. Du Judas! hättest du nur ein paar Hosen hinaufzuziehen, wenn die jungen Herren die Hosen nicht bei ihr

herunterließen? Du Branntweinfaß, willst du verdursten, wenn das Brünnlein zu laufen aufhört, he?—Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat damit geschafft, wie sie zur Welt kam, und es hat ihr weh getan; kann sie für ihre Mutter nicht auch damit schaffen, he? und tut's ihr auch weh dabei, he? Du Dummkopf!

SIMON. Ha, Lukretia! ein Messer, gebt mir ein Messer, Römer! Ha, Appius Claudius!

ERSTER BÜRGER. Ja, ein Messer, aber nicht für die arme Hure! Was tat sie? Nichts! Ihr Hunger hurt und bettelt. Ein Messer für die Leute, die das Fleisch unserer Weiber und Töchter kaufen! Weh über die, so mit den Töchtern des Volkes huren! Ihr habt Kollern im Leib, und sie haben Magendrücken; ihr habt Löcher in den Jacken, und sie haben warme Röcke; ihr habt Schwielen in den Fäusten, und sie haben Samthände. Ergo ihr arbeitet, und sie tun nichts; ergo ihr habt's erworben, und sie haben's gestohlen; ergo wenn ihr von eurem gestohlnen Eigentum ein paar Heller wiederhaben wollt, müßt ihr huren und bettlen; ergo sie sind Spitzbuben, und man muß sie totschlagen!

DRITTER BÜRGER. Sie haben kein Blut in den Adern, als was sie uns ausgesaugt haben. Sie haben uns gesagt: schlagt die Aristokraten tot, das sind Wölfe! Wir haben die Aristokraten an die Laternen gehängt. Sie haben gesagt: das Veto frißt euer Brot; wir haben das Veto totgeschlagen. Sie haben gesagt: die Girondisten hungern euch aus; wir haben die Girondisten guillotiniert. Aber sie haben die Toten ausgezogen, und wir laufen wie zuvor auf nackten Beinen und frieren. Wir wollen ihnen die Haut von den Schenkeln ziehen und uns Hosen daraus machen, wir wollen ihnen das Fett auslassen und unsere Suppen mit schmelzen. Fort! Totgeschlagen, wer kein Loch im Rock hat!

ERSTER BÜRGER. Totgeschlagen, wer lesen und schreiben kann!

ZWEITER BÜRGER. Totgeschlagen, wer auswärts geht!

ALLE (*schreien*). Totgeschlagen! Totgeschlagen!

Einige schleppen einen jungen Menschen herbei.

EINIGE STIMMEN. Er hat ein Schnupftuch! ein Aristokrat! an die Laterne! an die Laterne!

ZWEITER BÜRGER. Was? er schneuzt sich die Nase nicht mit den Fingern? An die Laterne! (*Eine Laterne wird heruntergelassen.*)

JUNGER MENSCH. Ach, meine Herren!

ZWEITER BÜRGER. Es gibt hier keine Herren! An die Laterne!

EINIGE *singen*:

Die da liegen in der Erden,
Von de Würm gefresse werden;
Besser hangen in der Luft,
Als verfaulen in der Gruft!

JUNGER MENSCH. Erbarmen!

DRITTER BÜRGER. Nur ein Spielen mit einer Hanflocke um den Hals! 's ist nur ein Augenblick, wir sind barmherziger als ihr. Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zapplen, aber wir werden uns losschneiden.—An die Laterne!

JUNGER MENSCH. Meinetwegen, ihr werdet deswegen nicht heller sehen.

DIE UMSTEHENDEN. Bravo! Bravo!

EINIGE STIMMEN. Laßt ihn laufen! (*Er entwischt.*)

Robespierre tritt auf, begleitet von Weibern und Ohnehosen.

ROBESPIERRE. Was gibt's da, Bürger?

DRITTER BÜRGER. Was wird's geben? Die paar Tropfen Bluts vom August und September haben dem Volk die Backen nicht rot gemacht. Die Guillotine ist zu langsam. Wir brauchen einen Platzregen!

ERSTER BÜRGER. Unsere Weiber und Kinder schreien nach Brot, wir wollen sie mit Aristokratenfleisch füttern. He! totgeschlagen, wer kein Loch im Rock hat!

ALLE. Totgeschlagen! Totgeschlagen!

ROBESPIERRE. Im Namen des Gesetzes!

ERSTER BÜRGER. Was ist das Gesetz?

ROBESPIERRE. Der Wille des Volks.

ERSTER BÜRGER. Wir sind das Volk, und wir wollen, daß kein Gesetz sei; ergo ist dieser Wille das Gesetz, ergo im Namen des Gesetzes gibt's kein Gesetz mehr, ergo totgeschlagen!

EINIGE STIMMEN. Hört den Aristides! hört den Unbestechlichen!

EIN WEIB. Hört den Messias, der gesandt ist, zu wählen und zu richten; er wird die Bösen mit der Schärfe des Schwertes schlagen. Seine Augen sind die Augen der Wahl, und seine Hände sind die Hände des Gerichts!

ROBESPIERRE. Armes, tugendhaftes Volk! Du tust deine Pflicht, du opferst deine Feinde. Volk, du bist groß! Du offenbarst dich unter Blitzstrahlen und Donnerschlägen. Aber, Volk, deine Streiche dürfen deinen eignen Leib nicht verwunden; du mordest dich selbst in deinem Grimm. Du kannst nur durch deine eigne Kraft fallen, das wissen deine Feinde. Deine Gesetzgeber wachen, sie werden deine Hände führen; ihre Augen sind untrügbar, deine Hände sind unentrinnbar. Kommt mit zu den Jakobinern! Eure Brüder werden euch ihre Arme öffnen, wir werden ein Blutgericht über unsere Feinde halten.

VIELE STIMMEN. Zu den Jakobinern! Es lebe Robespierre! (*Alle ab.*)

SIMON. Weh mir, verlassen! (*Er versucht sich aufzurichten.*)

WEIB. Da! (*Sie unterstützt ihn.*)

SIMON. Ach meine Baucis, du sammelst Kohlen auf mein Haupt.

WEIB. Da steh!

SIMON. Du wendest dich ab? Ha, kannst du mir vergeben, Portia? Schlug ich dich? Das war nicht meine Hand, war nicht mein Arm, mein Wahnsinn tat es.

Sein Wahnsinn ist des armen Hamlet Feind.
Hamlet tat's nicht, Hamlet verleugnet's.

Wo ist unsre Tochter, wo ist mein Sannchen?

WEIB. Dort um das Eck herum.

SIMON. Fort zu ihr! Komm, mein tugendreich Gemahl.

(*Beide ab.*)

DER JAKOBINERKLUB

EIN LYONER. Die Brüder von Lyon senden uns, um in eure Brust ihren bittren Unmut auszuschütten. Wir wissen nicht, ob der Karren, auf dem Ronsin zur Guillotine fuhr, der Totenwagen der Freiheit war, aber wir wissen, daß seit jenem Tage die Mörder Chaliers wieder so fest auf den Boden treten, als ob es kein Grab für sie gäbe. Habt ihr vergessen, daß Lyon ein Flecken auf dem Boden Frankreichs ist, den man mit den Gebeinen der Verräter zudecken muß? Habt ihr vergessen, daß diese Hure der Könige ihren Aussatz nur in dem Wasser der Rhone abwaschen kann? Habt ihr vergessen, daß dieser revolutionäre Strom die Flotten Pitts im Mittelmeere auf den Leichen der Aristokraten muß stranden machen? Eure Barmherzigkeit mordet die Revolution. Der Atemzug eines Aristokraten ist das Röcheln der Freiheit. Nur ein Feigling stirbt für die Republik, ein Jakobiner tötet für sie. Wißt: finden wir in euch nicht mehr die Spannkraft der Männer des 10. August, des September und des 31. Mai, so bleibt uns, wie dem Patrioten Gaillard, nur der Dolch des Kato. (*Beifall und verwirrtes Geschrei.*)

EIN JAKOBINER. Wir werden den Becher des Sokrates mit euch trinken!

LEGENDRE (*schwingt sich auf die Tribüne*). Wir haben nicht nötig, unsere Blicke auf Lyon zu werfen. Die Leute, die seidne Kleider tragen, die in Kutschen fahren, die in den Logen im Theater sitzen und nach dem Diktionär der Akademie sprechen, tragen seit einigen Tagen die Köpfe fest auf den Schultern. Sie sind witzig und sagen, man müsse Marat und Chalier zu einem doppelten Märtyrertum verhelfen und sie in effigie guillotinieren. (*Heftige Bewegung in der Versammlung.*)

EINIGE STIMMEN. Das sind tote Leute, ihre Zunge guillotiniert sie.

LEGENDRE. Das Blut dieser Heiligen komme über sie! Ich frage die anwesenden Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, seit wann ihre Ohren so taub geworden sind—

COLLOT D'HERBOIS (*unterbricht ihn*). Und ich frage dich, Legendre, wessen Stimme solchen Gedanken Atem

gibt, daß sie lebendig werden und zu sprechen wagen? Es ist Zeit, die Masken abzureißen. Hört! Die Ursache verklagt ihre Wirkung, der Ruf sein Echo, der Grund seine Folge. Der Wohlfahrtsausschuß versteht mehr Logik, Legendre. Sei ruhig! Die Büsten der Heiligen werden unberührt bleiben, sie werden wie Medusenhäupter die Verräter in Stein verwandlen.

ROBESPIERRE. Ich verlange das Wort.

DIE JAKOBINER. Hört, hört den Unbestechlichen!

ROBESPIERRE. Wir warteten nur auf den Schrei des Unwillens, der von allen Seiten ertönt, um zu sprechen. Unsere Augen waren offen, wir sahen den Feind sich rüsten und sich erheben, aber wir haben das Lärmzeichen nicht gegeben; wir ließen das Volk sich selbst bewachen, es hat nicht geschlafen, es hat an die Waffen geschlagen. Wir ließen den Feind aus seinem Hinterhalt hervorbrechen, wir ließen ihn anrücken; jetzt steht er frei und ungedeckt in der Helle des Tages, jeder Streich wird ihn treffen, er ist tot, sobald ihr ihn erblickt habt.

Ich habe es euch schon einmal gesagt: in zwei Abteilungen, wie in zwei Heereshaufen, sind die inneren Feinde der Republik zerfallen. Unter Bannern von verschiedener Farbe und auf den verschiedensten Wegen eilen sie alle dem nämlichen Ziele zu. Die eine dieser Faktionen ist nicht mehr. In ihrem affektierten Wahnsinn suchte sie die erprobtesten Patrioten als abgenutzte Schwächlinge beiseite zu werfen, um die Republik ihrer kräftigsten Arme zu berauben. Sie erklärte der Gottheit und dem Eigentum den Krieg, um eine Diversion zugunsten der Könige zu machen. Sie parodierte das erhabne Drama der Revolution, um dieselbe durch studierte Ausschweifungen bloßzustellen. Héberts Triumph hätte die Republik in ein Chaos verwandelt, und der Despotismus war befriedigt. Das Schwert des Gesetzes hat den Verräter getroffen. Aber was liegt den Fremden daran, wenn ihnen Verbrecher einer anderen Gattung zur Erreichung des nämlichen Zwecks bleiben? Wir haben nichts getan, wenn wir noch eine andere Faktion zu vernichten haben.

Sie ist das Gegenteil der vorhergehenden. Sie treibt uns

zur Schwäche, ihr Feldgeschrei heißt: Erbarmen! Sie will dem Volk seine Waffen und die Kraft, welche die Waffen führt, entreißen, um es nackt und entnervt den Königen zu überantworten.

Die Waffe der Republik ist der Schrecken, die Kraft der Republik ist die Tugend—die Tugend, weil ohne sie der Schrecken verderblich, der Schrecken, weil ohne ihn die Tugend ohnmächtig ist. Der Schrecken ist ein Ausfluß der Tugend, er ist nichts anders als die schnelle, strenge und unbeugsame Gerechtigkeit. Sie sagen, der Schrecken sei die Waffe einer despotischen Regierung, die unsrige gliche also dem Despotismus. Freilich! aber so, wie das Schwert in den Händen eines Freiheitshelden dem Säbel gleicht, womit der Satellit des Tyrannen bewaffnet ist. Regiere der Despot seine tierähnlichen Untertanen durch den Schrecken, er hat recht als Despot; zerschmettert durch den Schrecken die Feinde der Freiheit, und ihr habt als Stifter der Republik nicht minder recht. Die Revolutionsregierung ist der Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei.

Erbarmen mit den Royalisten! rufen gewisse Leute. Erbarmen mit Bösewichtern? Nein! Erbarmen für die Unschuld, Erbarmen für die Schwäche, Erbarmen für die Unglücklichen, Erbarmen für die Menschheit! Nur dem friedlichen Bürger gebührt von seiten der Gesellschaft Schutz.

In einer Republik sind nur Republikaner Bürger, Royalisten und Fremde sind Feinde. Die Unterdrücker der Menschheit bestrafen, ist Gnade; ihnen verzeihen, ist Barbarei. Alle Zeichen einer falschen Empfindsamkeit scheinen mir Seufzer, welche nach England oder nach Östreich fliegen.

Aber nicht zufrieden, den Arm des Volkes zu entwaffnen, sucht man noch die heiligsten Quellen seiner Kraft durch das Laster zu vergiften. Dies ist der feinste, gefährlichste und abscheulichste Angriff auf die Freiheit. Das Laster ist das Kainszeichen des Aristokratismus. In einer Republik ist es nicht nur ein moralisches, sondern auch ein politisches Verbrechen; der Lasterhafte ist der politische Feind der Freiheit, er ist ihr um so gefährlicher, je größer die Dienste sind, die er ihr scheinbar erwiesen. Der gefähr-

lichste Bürger ist derjenige, welcher leichter ein Dutzend rote Mützen verbraucht, als eine gute Handlung vollbringt.

Ihr werdet mich leicht verstehen, wenn ihr an Leute denkt, welche sonst in Dachstuben lebten und jetzt in Karossen fahren und mit ehemaligen Marquisinnen und Baronessen Unzucht treiben. Wir dürfen wohl fragen: ist das Volk geplündert, oder sind die Goldhände der Könige gedrückt worden, wenn wir Gesetzgeber des Volks mit allen Lastern und allem Luxus der ehemaligen Höflinge Parade machen, wenn wir diese Marquis und Grafen der Revolution reiche Weiber heiraten, üppige Gastmähler geben, spielen, Diener halten und kostbare Kleider tragen sehen? Wir dürfen wohl staunen, wenn wir sie Einfälle haben, schöngeistern und so etwas vom guten Ton bekommen hören. Man hat vor kurzem auf eine unverschämte Weise den Tacitus parodiert, ich könnte mit dem Sallust antworten und den Katilina travestieren; doch ich denke, ich habe keine Striche mehr nötig, die Porträts sind fertig.

Keinen Vertrag, keinen Waffenstillstand mit den Menschen, welche nur auf Ausplünderung des Volkes bedacht waren, welche diese Ausplünderung ungestraft zu vollbringen hofften, für welche die Republik eine Spekulation und die Revolution ein Handwerk war! In Schrecken gesetzt durch den reißenden Strom der Beispiele, suchen sie ganz leise die Gerechtigkeit abzukühlen. Man sollte glauben, jeder sage zu sich selbst: "Wir sind nicht tugendhaft genug, um so schrecklich zu sein. Philosophische Gesetzgeber, erbarmt euch unsrer Schwäche! Ich wage euch nicht zu sagen, daß ich lasterhaft bin; ich sage euch also lieber: seid nicht grausam!"

Beruhige dich, tugendhaftes Volk, beruhigt euch, ihr Patrioten! sagt euren Brüdern zu Lyon: das Schwert des Gesetzes roste nicht in den Händen, denen ihr es anvertraut habt!—Wir werden der Republik ein großes Beispiel geben. (*Allgemeiner Beifall.*)

VIELE STIMMEN. Es lebe die Republik! Es lebe Robespierre!

PRÄSIDENT. Die Sitzung ist aufgehoben.

EINE GASSE

Lacroix. Legendre.

LACROIX. Was hast du gemacht, Legendre! Weißt du auch, wem du mit deinen Büsten den Kopf herunterwirfst?

LEGENDRE. Einigen Stutzern und eleganten Weibern, das ist alles.

LACROIX. Du bist ein Selbstmörder, ein Schatten, der sein Original und somit sich selbst ermordet.

LEGENDRE. Ich begreife nicht.

LACROIX. Ich dächte, Collot hätte deutlich gesprochen.

LEGENDRE. Was macht das? Er war wieder betrunken.

LACROIX. Narren, Kinder und—nun?—Betrunkne sagen die Wahrheit. Wen glaubst du denn, daß Robespierre mit dem Katilina gemeint habe?

LEGENDRE. Nun?

LACROIX. Die Sache ist einfach. Man hat die Atheisten und Ultrarevolutionärs aufs Schafott geschickt; aber dem Volk ist nicht geholfen, es läuft noch barfuß in den Gassen und will sich aus Aristokratenleder Schuhe machen. Der Guillotinenthermometer darf nicht fallen; noch einige Grade, und der Wohlfahrtsausschuß kann sich sein Bett auf dem Revolutionsplatz suchen.

LEGENDRE. Was haben damit meine Büsten zu schaffen?

LACROIX. Siehst du's noch nicht? Du hast die Contrerevolution offiziell bekannt gemacht, du hast die Dezemvirn zur Energie gezwungen, du hast ihnen die Hand geführt. Das Volk ist ein Minotaurus, der wöchentlich seine Leichen haben muß, wenn er sie nicht auffressen soll.

LEGENDRE. Wo ist Danton?

LACROIX. Was weiß ich! Er sucht eben die mediceische Venus stückweise bei allen Grisetten des Palais-Royal zusammen; er macht Mosaik, wie er sagt. Der Himmel weiß, bei welchem Glied er gerade ist. Es ist ein Jammer, daß die Natur die Schönheit, wie Medea ihren Bruder, zerstückt und sie so in Fragmenten in die Körper gesenkt hat.—Gehn wir ins Palais-Royal!

(*Beide ab.*)

EIN ZIMMER

Danton. Marion.

MARION. Nein, laß mich! So zu deinen Füßen. Ich will dir erzählen.

DANTON. Du könntest deine Lippen besser gebrauchen.

MARION. Nein, laß mich einmal so. Meine Mutter war eine kluge Frau; sie sagte mir immer, die Keuschheit sei eine schöne Tugend. Wenn Leute ins Haus kamen und von manchen Dingen zu sprechen anfingen, hieß sie mich aus dem Zimmer gehn; frug ich, was die Leute gewollt hätten, so sagte sie mir, ich solle mich schämen; gab sie mir ein Buch zu lesen, so mußt ich fast immer einige Seiten überschlagen. Aber die Bibel las ich nach Belieben, da war alles heilig; aber es war etwas darin, was ich nicht begriff. Ich mochte auch niemand fragen, ich brütete über mir selbst. Da kam der Frühling; es ging überall etwas um mich vor, woran ich keinen Teil hatte. Ich geriet in eine eigne Atmosphäre, sie erstickte mich fast. Ich betrachtete meine Glieder; es war mir manchmal, als wäre ich doppelt und verschmölze dann wieder in eins. Ein junger Mensch kam zu der Zeit ins Haus; er war hübsch und sprach oft tolles Zeug; ich wußte nicht recht, was er wollte, aber ich mußte lachen. Meine Mutter hieß ihn öfters kommen, das war uns beiden recht. Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht ebensogut zwischen zwei Bettüchern beieinander liegen, als auf zwei Stühlen nebeneinander sitzen durften. Ich fand dabei mehr Vergnügen als bei seiner Unterhaltung und sah nicht ab, warum man mir das geringere gewähren und das größere entziehen wollte. Wir taten's heimlich. Das ging so fort. Aber ich wurde wie ein Meer, was alles verschlang und sich tiefer und tiefer wühlte. Es war für mich nur ein Gegensatz da, alle Männer verschmolzen in einen Leib. Meine Natur war einmal so, wer kann da drüber hinaus? Endlich merkt' er's. Er kam eines Morgens und küßte mich, als wollte er mich ersticken; seine Arme schnürten sich um meinen Hals, ich war in unsäglicher Angst. Da ließ er mich los und lachte und sagte: er hätte fast einen

dummen Streich gemacht; ich solle mein Kleid nur behalten und es brauchen, es würde sich schon von selbst abtragen, er wolle mir den Spaß nicht vor der Zeit verderben, es wäre doch das einzige, was ich hätte. Dann ging er; ich wußte wieder nicht, was er wollte. Den Abend saß ich am Fenster; ich bin sehr reizbar und hänge mit allem um mich nur durch eine Empfindung zusammen; ich versank in die Wellen der Abendröte. Da kam ein Haufe die Straße herab, die Kinder liefen voraus, die Weiber sahen aus den Fenstern. Ich sah hinunter: sie trugen ihn in einem Korb vorbei, der Mond schien auf seine bleiche Stirn, seine Locken waren feucht, er hatte sich ersäuft. Ich mußte weinen.—Das war der einzige Bruch in meinem Wesen. Die andern Leute haben Sonn- und Werktage, sie arbeiten sechs Tage und beten am siebenten, sie sind jedes Jahr auf ihren Geburtstag einmal gerührt und denken jedes Jahr auf Neujahr einmal nach. Ich begreife nichts davon: ich kenne keinen Absatz, keine Veränderung. Ich bin immer nur eins; ein ununterbrochnes Sehnen und Fassen, eine Glut, ein Strom. Meine Mutter ist vor Gram gestorben; die Leute weisen mit Fingern auf mich. Das ist dumm. Es läuft auf eins hinaus, an was man seine Freude hat, an Leibern, Christusbildern, Blumen oder Kinderspielsachen; es ist das nämliche Gefühl; wer am meisten genießt, betet am meisten.

DANTON. Warum kann ich deine Schönheit nicht ganz in mich fassen, sie nicht ganz umschließen?

MARION. Danton, deine Lippen haben Augen.

DANTON. Ich möchte ein Teil des Äther sein, um dich in meiner Flut zu baden, um mich auf jeder Welle deines schönen Leibes zu brechen.

Lacroix, Adelaide, Rosalie treten ein.

LACROIX (*bleibt in der Tür stehn*). Ich muß lachen, ich muß lachen.

DANTON (*unwillig*). Nun?

LACROIX. Die Gasse fällt mir ein.

DANTON. Und?

LACROIX. Auf der Gasse waren Hunde, eine Dogge und ein Bologneser Schoßhündlein, die quälten sich.
DANTON. Was soll das?
LACROIX. Das fiel mir nun grade so ein, und da mußt ich lachen. Es sah erbaulich aus! Die Mädel guckten aus den Fenstern; man sollte vorsichtig sein und sie nicht einmal in der Sonne sitzen lassen. Die Mücken treiben's ihnen sonst auf den Händen; das macht Gedanken.—Legendre und ich sind fast durch alle Zellen gelaufen, die Nönnlein von der Offenbarung durch das Fleisch hingen uns an den Rockschößen und wollten den Segen. Legendre gibt einer die Disziplin, aber er wird einen Monat dafür zu fasten bekommen. Da bringe ich zwei von den Prieste-rinnen mit dem Leib.
MARION. Guten Tag, Demoiselle Adelaide! guten Tag, Demoiselle Rosalie!
ROSALIE. Wir hatten schon lange nicht das Vergnügen.
MARION. Es war mir recht leid.
ADELAIDE. Ach Gott, wir sind Tag und Nacht beschäftigt.
DANTON (*zu Rosalie*). Ei, Kleine, du hast ja geschmeidige Hüften bekommen.
ROSALIE. Ach ja, man vervollkommnet sich täglich.
LACROIX. Was ist der Unterschied zwischen dem antiken und einem modernen Adonis?
DANTON. Und Adelaide ist sittsam-interessant geworden; eine pikante Abwechslung. Ihr Gesicht sieht aus wie ein Feigenblatt, das sie sich vor den ganzen Leib hält. So ein Feigenbaum an einer so gangbaren Straße gibt einen erquicklichen Schatten.
ADELAIDE. Ich wäre ein Herdweg, wenn Monsieur ...
DANTON. Ich verstehe; nur nicht böse, mein Fräulein!
LACROIX. So höre doch! Ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, sondern von Säuen zerrissen; er bekommt seine Wunde nicht am Schenkel, sondern in den Leisten, und aus seinem Blut sprießen nicht Rosen hervor, sondern schießen Quecksilberblüten an.
DANTON. Fräulein Rosalie ist ein restaurierter Torso, woran nur die Hüften und Füße antik sind. Sie ist eine Magnetnadel: was der Pol Kopf abstößt, zieht der Pol Fuß

an; die Mitte ist ein Äquator, wo jeder eine Sublimattaufe nötig hat, der zum erstenmal die Linie passiert.

LACROIX. Zwei barmherzige Schwestern; jede dient in einem Spital, d. h. in ihrem eignen Körper.

ROSALIE. Schämen Sie sich, unsere Ohren rot zu machen!

ADELAIDE. Sie sollten mehr Lebensart haben!

(*Adelaide und Rosalie ab.*)

DANTON. Gute Nacht, ihr hübschen Kinder!

LACROIX. Gute Nacht, ihr Quecksilbergruben!

DANTON. Sie dauern mich, sie kommen um ihr Nachtessen.

LACROIX. Höre, Danton, ich komme von den Jakobinern.

DANTON. Nichts weiter?

LACROIX. Die Lyoner verlasen eine Proklamation; sie meinten, es bliebe ihnen nichts übrig, als sich in die Toga zu wickeln. Jeder machte ein Gesicht, als wollte er zu seinem Nachbar sagen: Paetus, es schmerzt nicht!—Legendre rief, man wolle Chaliers und Marats Büsten zerschlagen. Ich glaube, er will sich das Gesicht wieder rot machen; er ist ganz aus der Terreur herausgekommen, die Kinder zupfen ihn auf der Gasse am Rock.

DANTON. Und Robespierre?

LACROIX. Fingerte auf der Tribüne und sagte: die Tugend muß durch den Schrecken herrschen. Die Phrase machte mir Halsweh.

DANTON. Sie hobelt Bretter für die Guillotine.

LACROIX. Und Collot schrie wie besessen, man müsse die Masken abreißen.

DANTON. Da werden die Gesichter mitgehen.

Paris tritt ein.

LACROIX. Was gibt's, Fabricius?

PARIS. Von den Jakobinern weg ging ich zu Robespierre; ich verlangte eine Erklärung. Er suchte eine Miene zu machen wie Brutus, der seine Söhne opfert. Er sprach im allgemeinen von den Pflichten, sagte: der Freiheit gegenüber kenne er keine Rücksicht, er würde alles opfern, sich, seinen Bruder, seine Freunde.

DANTON. Das war deutlich; man braucht nur die Skala

herumzukehren, so steht er unten und hält seinen Freunden die Leiter. Wir sind Legendre Dank schuldig, er hat sie sprechen gemacht.

LACROIX. Die Hébertisten sind noch nicht tot, das Volk ist materiell elend, das ist ein furchtbarer Hebel. Die Schale des Blutes darf nicht steigen, wenn sie dem Wohlfahrtsausschuß nicht zur Laterne werden soll; er hat Ballast nötig, er braucht einen schweren Kopf.

DANTON. Ich weiß wohl—die Revolution ist wie Saturn, sie frißt ihre eignen Kinder. (*Nach einigem Besinnen:*) Doch, sie werden's nicht wagen.

LACROIX. Danton, du bist ein toter Heiliger; aber die Revolution kennt keine Reliquien, sie hat die Gebeine aller Könige auf die Gasse und alle Bildsäulen von den Kirchen geworfen. Glaubst du, man würde dich als Monument stehen lassen?

DANTON. Mein Name! das Volk!

LACROIX. Dein Name! Du bist ein Gemäßigter, ich bin einer, Camille, Philippeau, Hérault. Für das Volk sind Schwäche und Mäßigung eins; es schlägt die Nachzügler tot. Die Schneider von der Sektion der roten Mütze werden die ganze römische Geschichte in ihrer Nadel fühlen, wenn der Mann des September ihnen gegenüber ein Gemäßigter war.

DANTON. Sehr wahr, und außerdem—das Volk ist wie ein Kind, es muß alles zerbrechen, um zu sehen, was darin steckt.

LACROIX. Und außerdem, Danton, sind wir lasterhaft, wie Robespierre sagt, d. h. wir genießen; und das Volk ist tugendhaft, d. h. es genießt nicht, weil ihm die Arbeit die Genußorgane stumpf macht, es besäuft sich nicht, weil es kein Geld hat, und es geht nicht ins Bordell, weil es nach Käs und Hering aus dem Hals stinkt und die Mädel davor einen Ekel haben.

DANTON. Es haßt die Genießenden wie ein Eunuch die Männer.

LACROIX. Man nennt uns Spitzbuben, und (*sich zu den Ohren Dantons neigend*) es ist, unter uns gesagt, so halbwegs was Wahres dran. Robespierre und das Volk werden

tugendhaft sein, St. Just wird einen Roman schreiben, und Barère wird eine Carmagnole schneidern und dem Konvent das Blutmäntelchen umhängen und—ich sehe alles.

DANTON. Du träumst. Sie hatten nie Mut ohne mich, sie werden keinen gegen mich haben; die Revolution ist noch nicht fertig, sie könnten mich noch nötig haben, sie werden mich im Arsenal aufheben.

LACROIX. Wir müssen handeln.

DANTON. Das wird sich finden.

LACROIX. Es wird sich finden, wenn wir verloren sind.

MARION (*zu Danton*). Deine Lippen sind kalt geworden, deine Worte haben deine Küsse erstickt.

DANTON (*zu Marion*). So viel Zeit zu verlieren! Das war der Mühe wert!—(*Zu Lacroix*:) Morgen geh ich zu Robespierre; ich werde ihn ärgern, da kann er nicht schweigen. Morgen also! Gute Nacht, meine Freunde, gute Nacht! ich danke euch!

LACROIX. Packt euch, meine guten Freunde, packt euch! Gute Nacht, Danton! Die Schenkel der Demoiselle guillotinieren dich, der Mons Veneris wird dein tarpejischer Fels. (*Ab* [*mit Paris*].)

EIN ZIMMER

Robespierre. Danton. Paris.

ROBESPIERRE. Ich sage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, ist mein Feind—seine Absicht tut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu verteidigen, tötet mich so gut, als wenn er mich angriffe.

DANTON. Wo die Notwehr aufhört, fängt der Mord an; ich sehe keinen Grund, der uns länger zum Töten zwänge.

ROBESPIERRE. Die soziale Revolution ist noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht tot, die gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgekitzelten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.

DANTON. Ich verstehe das Wort Strafe nicht.—Mit deiner

Tugend, Robespierre! Du hast kein Geld genommen, du hast keine Schulden gemacht, du hast bei keinem Weibe geschlafen, du hast immer einen anständigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, dreißig Jahre lang mit der nämlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen bloß um des elenden Vergnügens willen, andre schlechter zu finden als mich.—Ist denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leise, heimlich sagte: du lügst, du lügst!?

ROBESPIERRE. Mein Gewissen ist rein.

DANTON. Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält; jeder putzt sich, wie er kann, und geht auf seine eigne Art auf seinen Spaß dabei aus. Das ist der Mühe wert, sich darüber in den Haaren zu liegen! Jeder mag sich wehren, wenn ein andrer ihm den Spaß verdirbt. Hast du das Recht, aus der Guillotine einen Waschzuber für die unreine Wäsche anderer Leute und aus ihren abgeschlagnen Köpfen Fleckkugeln für ihre schmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen sauber gebürsteten Rock trägst? Ja, du kannst dich wehren, wenn sie dir drauf spucken oder Löcher hineinreißen; aber was geht es dich an, solang sie dich in Ruhe lassen? Wenn sie sich nicht genieren, so herumzugehn, hast du deswegen das Recht, sie ins Grabloch zu sperren? Bist du der Polizeisoldat des Himmels? Und kannst du es nicht ebensogut mitansehn als dein lieber Herrgott, so halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

ROBESPIERRE. Du leugnest die Tugend?

DANTON. Und das Laster. Es gibt nur Epikureer, und zwar grobe und feine, Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß, d. h. er tut, was ihm wohl tut.—Nicht wahr, Unbestechlicher, es ist grausam, dir die Absätze so von den Schuhen zu treten?

ROBESPIERRE. Danton, das Laster ist zu gewissen Zeiten Hochverrat.

DANTON. Du darfst es nicht proskribieren, ums Him-

mels willen nicht, das wäre undankbar; du bist ihm zu viel schuldig, durch den Kontrast nämlich.—Übrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unsere Streiche müssen der Republik nützlich sein, man darf die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen treffen.

ROBESPIERRE. Wer sagt dir denn, daß ein Unschuldiger getroffen worden sei?

DANTON. Hörst du, Fabricius? Es starb kein Unschuldiger! (*Er geht; im Hinausgehn zu Paris:*) Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wir müssen uns zeigen! (*Danton und Paris ab.*)

ROBESPIERRE (*allein*). Geh nur! Er will die Rosse der Revolution am Bordell halten machen, wie ein Kutscher seine dressierten Gäule; sie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu schleifen.

Mir die Absätze von den Schuhen treten! Um bei deinen Begriffen zu bleiben!—Halt! Halt! Ist's das eigentlich?—Sie werden sagen, seine gigantische Gestalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deswegen aus der Sonne gehen heißen.—Und wenn sie recht hätten?—Ist's denn so notwendig? Ja, ja! die Republik! Er muß weg.

Es ist lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufsichtigen.—Er muß weg. Wer in einer Masse, die vorwärts drängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand, als trät er ihr entgegen: er wird zertreten.

Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den seichten Berechnungen und den Schlammbänken dieser Leute stranden lassen; wir müssen die Hand abhauen, die es zu halten wagt—und wenn er es mit den Zähnen packte!

Weg mit einer Gesellschaft, die der toten Aristokratie die Kleider ausgezogen und ihren Aussatz geerbt hat!

Keine Tugend! die Tugend ein Absatz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen!—Wie das immer wiederkommt.—Warum kann ich den Gedanken nicht loswerden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag so viel Lappen darum wickeln, als ich will, das Blut schlägt immer durch.—(*Nach einer Pause:*) Ich weiß nicht, was in mir das andere belügt.

(*Er tritt ans Fenster.*) Die Nacht schnarcht über der Erde und wälzt sich im wüsten Traum. Gedanken, Wünsche, kaum geahnt, wirr und gestaltlos, die scheu sich vor des Tages Licht verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand und stehlen sich in das stille Haus des Traums. Sie öffnen die Türen, sie sehen aus den Fenstern, sie werden halbwegs Fleisch, die Glieder strecken sich im Schlaf, die Lippen murmeln.—Und ist nicht unser Wachen ein hellerer Traum? sind wir nicht Nachtwandler? ist nicht unser Handeln wie das im Traum, nur deutlicher, bestimmter, durchgeführter? Wer will uns darum schelten? In einer Stunde verrichtet der Geist mehr Taten des Gedankens, als der träge Organismus unsres Leibes in Jahren nachzutun vermag. Die Sünde ist im Gedanken. Ob der Gedanke Tat wird, ob ihn der Körper nachspielt, das ist Zufall.

St. Just tritt ein.

ROBESPIERRE. He, wer da im Finstern? He, Licht, Licht!

ST. JUST. Kennst du meine Stimme?

ROBESPIERRE. Ah du, St. Just!

(*Eine Dienerin bringt Licht.*)

ST. JUST. Warst du allein?

ROBESPIERRE. Eben ging Danton weg.

ST. JUST. Ich traf ihn unterweges im Palais-Royal. Er machte seine revolutionäre Stirn und sprach in Epigrammen; er duzte sich mit den Ohnehosen, die Grisetten liefen hinter seinen Waden drein, und die Leute blieben stehn und zischelten sich in die Ohren, was er gesagt hatte.—Wir werden den Vorteil des Angriffs verlieren. Willst du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir sind entschlossen.

ROBESPIERRE. Was wollt ihr tun?

ST. JUST. Wir berufen den Gesetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrtsauschuß zu feierlicher Sitzung.

ROBESPIERRE. Viel Umstände.

ST. JUST. Wir müssen die große Leiche mit Anstand begraben, wie Priester, nicht wie Mörder; wir dürfen sie nicht verstümmeln, all ihre Glieder müssen mit hinunter.

ROBESPIERRE. Sprich deutlicher!

ST. JUST. Wir müssen ihn in seiner vollen Waffenrüstung beisetzen und seine Pferde und Sklaven auf seinem Grabhügel schlachten: Lacroix—

ROBESPIERRE. Ein ausgemachter Spitzbube, gewesener Advokatenschreiber, gegenwärtig Generalleutnant von Frankreich. Weiter!

ST. JUST. Hérault-Séchelles.

ROBESPIERRE. Ein schöner Kopf!

ST. JUST. Er war der schöngemalte Anfangsbuchstaben der Konstitutionsakte; wir haben dergleichen Zierat nicht mehr nötig, er wird ausgewischt.—Philippeau.—Camille.

ROBESPIERRE. Auch der?

ST. JUST (*überreicht ihm ein Papier*). Das dacht ich. Da lies!

ROBESPIERRE. Aha, "Der alte Franziskaner"! Sonst nichts? Er ist ein Kind, er hat über euch gelacht.

ST. JUST. Lies hier, hier! (*Er zeigt ihm eine Stelle.*)

ROBESPIERRE (*liest*). "Dieser Glutmessias Robespierre auf seinem Kalvarienberge zwischen den beiden Schächern Couthon und Collot, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Betschwestern stehen wie Maria und Magdalena unten. St. Just liegt ihm wie Johannes am Herzen und macht den Konvent mit den apokalyptischen Offenbarungen des Meisters bekannt; er trägt seinen Kopf wie eine Monstranz."

ST. JUST. Ich will ihn den seinigen wie St. Denis tragen machen.

ROBESPIERRE (*liest weiter*). "Sollte man glauben, daß der saubre Frack des Messias das Leichenhemd Frankreichs ist, und daß seine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinenmesser sind?—Und du, Barère, der du gesagt hast, auf dem Revolutionsplatz werde Münze geschlagen! Doch—ich will den alten Sack nicht aufwühlen. Er ist eine Witwe, die schon ein halb Dutzend Männer hatte und sie begraben half. Wer kann was dafür? Das ist so seine Gabe, er sieht den Leuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratische Gesicht an. Wer mag sich auch zu Leichen setzen und den Gestank riechen?"

Also auch du, Camille?—Weg mit ihnen! Rasch! Nur die Toten kommen nicht wieder.
Hast du die Anklage bereit?
ST. JUST. Es macht sich leicht. Du hast die Andeutungen bei den Jakobinern gemacht.
ROBESPIERRE. Ich wollte sie schrecken.
ST. JUST. Ich brauche nur durchzuführen; die Fälscher geben das Ei und die Fremden den Apfel ab.—Sie sterben an der Mahlzeit, ich gebe dir mein Wort.
ROBESPIERRE. Dann rasch, morgen! Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich seit einigen Tagen.—Nur rasch! (*St. Just ab.*)

ROBESPIERRE (*allein*). Jawohl, Blutmessias, der opfert und nicht geopfert wird.—Er hat sie mit seinem Blut erlöst, und ich erlöse sie mit ihrem eignen. Er hat sie sündigen gemacht, und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wollust des Schmerzes, und ich habe die Qual des Henkers. Wer hat sich mehr verleugnet, ich oder er?—Und doch ist was von Narrheit in dem Gedanken.—Was sehen wir nur immer nach dem Einen? Wahrlich, der Menschensohn wird in uns allen gekreuzigt, wir ringen alle im Gethsemanegarten im blutigen Schweiß, aber es erlöst keiner den andern mit seinen Wunden.
Mein Camille!—Sie gehen alle von mir—es ist alles wüst und leer—ich bin allein.

ZWEITER AKT

EIN ZIMMER

Danton, Lacroix, Philippeau, Paris, Camille Desmoulins.

CAMILLE. Rasch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren!
DANTON (*er kleidet sich an*). Aber die Zeit verliert uns. Das ist sehr langweilig, immer das Hemd zuerst und dann die Hosen drüber zu ziehen und des Abends ins Bett und morgens wieder heraus zu kriechen und einen Fuß immer

so vor den andern zu setzen; da ist gar kein Absehen, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es schon so gemacht haben, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehen, die beide das nämliche tun, so daß alles doppelt geschieht—das ist sehr traurig.

CAMILLE. Du sprichst in einem ganz kindischen Ton.

DANTON. Sterbende werden oft kindisch.

LACROIX. Du stürzest dich durch dein Zögern ins Verderben, du reißest alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige die Feiglinge, daß es Zeit ist, sich um dich zu versammeln, fordere sowohl die vom Tale als die vom Berge auf! Schreie über die Tyrannei der Dezemvirn, sprich von Dolchen, rufe Brutus an, dann wirst du die Tribünen erschrecken und selbst die um dich sammeln, die man als Mitschuldige Héberts bedroht! Du mußt dich deinem Zorn überlassen. Laßt uns wenigstens nicht entwaffnet und erniedrigt wie der schändliche Hébert sterben!

DANTON. Du hast ein schlechtes Gedächtnis, du nanntest mich einen toten Heiligen. Du hattest mehr Recht, als du selbst glaubtest. Ich war bei den Sektionen; sie waren ehrfurchtsvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie, und Reliquien wirft man auf die Gasse, du hattest recht.

LACROIX. Warum hast du es dazu kommen lassen?

DANTON. Dazu? Ja wahrhaftig, es war mir zuletzt langweilig. Immer im nämlichen Rock herumzulaufen und die nämlichen Falten zu ziehen! Das ist erbärmlich. So ein armseliges Instrument zu sein, auf dem eine Saite immer nur einen Ton angibt!—'s ist nicht zum Aushalten. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab es erreicht; die Revolution setzt mich in Ruhe, aber auf andere Weise, als ich dachte.

Übrigens, auf was sich stützen? Unsere Huren könnten es noch mit den Guillotinen-Betschwestern aufnehmen; sonst weiß ich nichts. Es läßt sich an den Fingern herzählen: die Jakobiner haben erklärt, daß die Tugend an der Tagesordnung sei, die Cordeliers nennen mich Héberts Henker, der Gemeinderat tut Buße, der Konvent—das wäre noch

ein Mittel! aber es gäbe einen 31. Mai, sie würden nicht gutwillig weichen. Robespierre ist das Dogma der Revolution, es darf nicht ausgestrichen werden. Es ginge auch nicht. Wir haben nicht die Revolution, sondern die Revolution hat uns gemacht.

Und wenn es ginge—ich will lieber guillotiniert werden als guillotinieren lassen. Ich hab es satt; wozu sollen wir Menschen miteinander kämpfen? Wir sollten uns nebeneinander setzen und Ruhe haben. Es wurde ein Fehler gemacht, wie wir geschaffen wurden; es fehlt uns was, ich habe keinen Namen dafür—aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was sollen wir uns drum die Leiber aufbrechen? Geht, wir sind elende Alchymisten!

CAMILLE. Pathetischer gesagt würde es heißen: wie lange soll die Menschheit in ewigem Hunger ihre eignen Glieder fressen? oder: wie lange sollen wir Schiffbrüchige auf einem Wrack in unlöschbarem Durst einander das Blut aus den Adern saugen? oder: wie lange sollen wir Algebraisten im Fleisch beim Suchen nach dem unbekannten, ewig verweigerten X unsere Rechnungen mit zerfetzten Gliedern schreiben?

DANTON. Du bist ein starkes Echo.

CAMILLE. Nicht wahr, ein Pistolenschuß schallt gleich wie ein Donnerschlag. Desto besser für dich, du solltest mich immer bei dir haben.

PHILIPPEAU. Und Frankreich bleibt seinen Henkern?

DANTON. Was liegt daran? Die Leute befinden sich ganz wohl dabei. Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu sein, oder um überhaupt keine Langeweile zu haben?—Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter sterben! Es ist noch vorzuziehen, sie treten mit gelenken Gliedern hinter die Kulissen und können im Abgehen noch hübsch gestikulieren und die Zuschauer klatschen hören. Das ist ganz artig und paßt für uns; wir stehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernst erstochen werden.

Es ist recht gut, daß die Lebenszeit ein wenig reduziert wird; der Rock war zu lang, unsere Glieder konnten ihn

nicht ausfüllen. Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Atem und Geist genug für ein Epos in fünfzig oder sechzig Gesängen? 's ist Zeit, daß man das bißchen Essenz nicht mehr aus Zubern, sondern aus Likörgläschen trinkt; so bekommt man doch das Maul voll, sonst konnte man kaum einige Tropfen in dem plumpen Gefäß zusammenrinnen machen.

Endlich—ich müßte schreien; das ist mir der Mühe zu viel, das Leben ist nicht die Arbeit wert, die man sich macht, es zu erhalten.

PARIS. So flieh, Danton!

DANTON. Nimmt man das Vaterland an den Schuhsohlen mit?

Und endlich—und das ist die Hauptsache: sie werden's nicht wagen. (*Zu Camille:*) Komm, mein Junge; ich sage dir, sie werden's nicht wagen. Adieu, adieu!

(*Danton und Camille ab.*)

PHILIPPEAU. Da geht er hin.

LACROIX. Und glaubt kein Wort von dem, was er gesagt hat. Nichts als Faulheit! Er will sich lieber guillotinieren lassen als eine Rede halten.

PARIS. Was tun?

LACROIX. Heimgehn und als Lukretia auf einen anständigen Fall studieren.

EINE PROMENADE

Spaziergänger.

EIN BÜRGER. Meine gute Jacqueline—ich wollte sagen Korn . . . wollt ich: Kor . . .

SIMON. Kornelia, Bürger, Kornelia.

BÜRGER. Meine gute Kornelia hat mich mit einem Knäblein erfreut.

SIMON. Hat der Republik einen Sohn geboren.

BÜRGER. Der Republik, das lautet zu allgemein; man könnte sagen . . .

SIMON. Das ist's gerade, das Einzelne muß sich dem Allgemeinen . . .

BÜRGER. Ach ja, das sagt meine Frau auch.
BÄNKELSÄNGER (*singt*).

Was doch ist, was doch ist
Aller Männer Freud und Lüst?

BÜRGER. Ach, mit den Namen, da komm ich gar nicht ins reine.
SIMON. Tauf ihn Pike, Marat!
BÄNKELSÄNGER.

Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühn vom frühen Morgen,
Bis der Tag vorüber ist.

BÜRGER. Ich hätte gern drei—es ist doch was mit der Zahl Drei—und dann was Nützliches und was Rechtliches; jetzt hab ich's: Pflug, Robespierre. Und dann das dritte?
SIMON. Pike.
BÜRGER. Ich dank Euch, Nachbar; Pike, Pflug, Robespierre, das sind hübsche Namen, das macht sich schön.
SIMON. Ich sage dir, die Brust deiner Kornelia wird wie das Euter der römischen Wölfin—nein, das geht nicht: Romulus war ein Tyrann, das geht nicht. (*Gehn vorbei.*)

EIN BETTLER (*singt*). "Eine Handvoll Erde und ein wenig Moos . . ." Liebe Herren, schöne Damen!
ERSTER HERR. Kerl, arbeite, du siehst ganz wohlgenährt aus!
ZWEITER HERR. Da! (*Er gibt ihm Geld.*) Er hat eine Hand wie Sammet. Das ist unverschämt.
BETTLER. Mein Herr, wo habt Ihr Euren Rock her?
ZWEITER HERR. Arbeit, Arbeit! Du könntest den nämlichen haben; ich will dir Arbeit geben, komm zu mir, ich wohne . . .
BETTLER. Herr, warum habt Ihr gearbeitet?
ZWEITER HERR. Narr, um den Rock zu haben.
BETTLER. Ihr habt Euch gequält, um einen Genuß zu haben; denn so ein Rock ist ein Genuß, ein Lumpen tut's auch.
ZWEITER HERR. Freilich, sonst geht's nicht.
BETTLER. Daß ich ein Narr wäre. Das hebt einander.

Die Sonne scheint warm an das Eck, und das geht ganz leicht. (*Singt:*) "Eine Handvoll Erde und ein wenig Moos . . ."

ROSALIE (*zu Adelaiden*). Mach fort, da kommen Soldaten! Wir haben seit gestern nichts Warmes in den Leib gekriegt.

BETTLER. "Ist auf dieser Erde einst mein letztes Los!" Meine Herren, meine Damen!

SOLDAT. Halt! Wo hinaus, meine Kinder? (*Zu Rosalie:*) Wie alt bist du?

ROSALIE. So alt wie mein kleiner Finger.

SOLDAT. Du bist sehr spitz.

ROSALIE. Und du sehr stumpf.

SOLDAT. So will ich mich an dir wetzen.

(*Er singt:*) Christinlein, lieb Christinlein mein,
Tut dir der Schaden weh, Schaden weh,
Schaden weh, Schaden weh?

ROSALIE (*singt*).
Ach nein, ihr Herrn Soldaten,
Ich hätt es gerne meh, gerne meh,
Gerne meh, gerne meh!

Danton und Camille treten auf.

DANTON. Geht das nicht lustig?—Ich wittre was in der Atmosphäre; es ist, als brüte die Sonne Unzucht aus.—Möchte man nicht drunter springen, sich die Hosen vom Leibe reißen und sich über den Hintern begatten wie die Hunde auf der Gasse? (*Gehn vorbei.*)

JUNGER HERR. Ach, Madame, der Ton einer Glocke, das Abendlicht an den Bäumen, das Blinken eines Sterns . . .

MADAME. Der Duft einer Blume! Diese natürlichen Freuden, dieser reine Genuß der Natur! (*Zu ihrer Tochter:*) Sieh, Eugenie, nur die Tugend hat Augen dafür.

EUGENIE (*küßt ihrer Mutter die Hand*). Ach, Mama, ich sehe nur Sie.

MADAME. Gutes Kind!

JUNGER HERR (*zischelt Eugenien ins Ohr*). Sehen Sie dort die hübsche Dame mit dem alten Herrn?
EUGENIE. Ich kenne sie.
JUNGER HERR. Man sagt, ihr Friseur habe sie à l'enfant frisiert.
EUGENIE (*lacht*). Böse Zunge!
JUNGER HERR. Der alte Herr geht nebenbei; er sieht das Knöspchen schwellen und führt es in die Sonne spazieren und meint, er sei der Gewitterregen, der es habe wachsen machen.
EUGENIE. Wie unanständig! Ich hätte Lust, rot zu werden.
JUNGER HERR. Das könnte mich blaß machen. [*Gehn ab.*]

DANTON (*zu Camille*). Mute mir nur nichts Ernsthaftes zu! Ich begreife nicht, warum die Leute nicht auf der Gasse stehen bleiben und einander ins Gesicht lachen. Ich meine, sie müßten zu den Fenstern und zu den Gräbern herauslachen, und der Himmel müsse bersten, und die Erde müsse sich wälzen vor Lachen. (*Gehn ab.*)

ERSTER HERR. Ich versichre Sie, eine außerordentliche Entdeckung! Alle technischen Künste bekommen dadurch eine andere Physiognomie. Die Menschheit eilt mit Riesenschritten ihrer hohen Bestimmung entgegen.
ZWEITER HERR. Haben Sie das neue Stück gesehen? Ein babylonischer Turm! Ein Gewirr von Gewölben, Treppchen, Gängen, und das alles so leicht und kühn in die Luft gesprengt. Man schwindelt bei jedem Tritt. Ein bizarrer Kopf! (*Er bleibt verlegen stehn.*)
ERSTER HERR. Was haben Sie denn?
ZWEITER HERR. Ach, nichts! Ihre Hand, Herr! die Pfütze—so! Ich danke Ihnen. Kaum kam ich vorbei; das konnte gefährlich werden!
ERSTER HERR. Sie fürchteten doch nicht?
ZWEITER HERR. Ja, die Erde ist eine dünne Kruste; ich meine immer, ich könnte durchfallen, wo so ein Loch ist.—Man muß mit Vorsicht auftreten, man könnte durchbrechen. Aber gehn Sie ins Theater, ich rat es Ihnen!

EIN ZIMMER

Danton. Camille. Lucile.

CAMILLE. Ich sage Euch, wenn sie nicht alles in hölzernen Kopien bekommen, verzettelt in Theatern, Konzerten und Kunstausstellungen, so haben sie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt einer eine Marionette, wo man den Strick hereinhängen sieht, an dem sie gezerrt wird und deren Gelenke bei jedem Schritt in fünffüßigen Jamben krachen—welch ein Charakter, welche Konsequenz! Nimmt einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hosen an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Gesicht und läßt das Ding sich drei Akte hindurch herumquälen, bis es sich zuletzt verheiratet oder sich totschießt—ein Ideal! Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben und Senken im menschlichen Gemüt wiedergibt wie eine Tonpfeife mit Wasser die Nachtigall—ach, die Kunst!

Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gasse: die erbärmliche Wirklichkeit!—Sie vergessen ihren Herrgott über seinen schlechten Kopisten. Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend, um und in ihnen, sich jeden Augenblick neu gebiert, hören und sehen sie nichts. Sie gehen ins Theater, lesen Gedichte und Romane, schneiden den Fratzen darin die Gesichter nach und sagen zu Gottes Geschöpfen: wie gewöhnlich!—Die Griechen wußten, was sie sagten, wenn sie erzählten, Pygmalions Statue sei wohl lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.

DANTON. Und die Künstler gehn mit der Natur um wie David, der im September die Gemordeten, wie sie aus der Force auf die Gasse geworfen wurden, kaltblütig zeichnete und sagte: ich erhasche die letzten Zuckungen des Lebens in diesen Bösewichtern. (*Danton wird hinausgerufen.*)

CAMILLE. Was sagst du, Lucile?

LUCILE. Nichts, ich seh dich so gern sprechen.

CAMILLE. Hörst mich auch?

LUCILE. Ei freilich!

CAMILLE. Hab ich recht? Weißt du auch, was ich gesagt habe?

LUCILE. Nein, wahrhaftig nicht. (*Danton kömmt zurück.*)

CAMILLE. Was hast du?

DANTON. Der Wohlfahrtsausschuß hat meine Verhaftung beschlossen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten.

Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüssig. Mögen sie ihn nehmen. Was liegt daran? Ich werde mit Mut zu sterben wissen; das ist leichter, als zu leben.

CAMILLE. Danton, noch ist's Zeit!

DANTON. Unmöglich—aber ich hätte nicht gedacht . . .

CAMILLE. Deine Trägheit!

DANTON. Ich bin nicht träg, aber müde; meine Sohlen brennen mich.

CAMILLE. Wo gehst du hin?

DANTON. Ja, wer das wüßte!

CAMILLE. Im Ernst, wohin?

DANTON. Spazieren, mein Junge, spazieren. (*Er geht.*)

LUCILE. Ach, Camille!

CAMILLE. Sei ruhig, lieb Kind!

LUCILE. Wenn ich denke, daß sie dies Haupt—! Mein Camille! das ist Unsinn, gelt, ich bin wahnsinnig?

CAMILLE. Sei ruhig, Danton und ich sind nicht eins.

LUCILE. Die Erde ist weit, und es sind viel Dinge drauf —warum denn gerade das eine? Wer sollte mir's nehmen? Das wäre arg. Was wollten sie auch damit anfangen?

CAMILLE. Ich wiederhole dir: du kannst ruhig sein. Gestern sprach ich mit Robespierre: er war freundlich. Wir sind ein wenig gespannt, das ist wahr; verschiedne Ansichten, sonst nichts!

LUCILE. Such ihn auf!

CAMILLE. Wir saßen auf einer Schulbank. Er war immer finster und einsam. Ich allein suchte ihn auf und machte ihn zuweilen lachen. Er hat mir immer große Anhänglichkeit gezeigt. Ich gehe.

LUCILE. So schnell, mein Freund? Geh! Komm! Nur das (*sie küßt ihn*) und das! Geh! Geh! (*Camille ab.*)

Das ist eine böse Zeit. Es geht einmal so. Wer kann da drüber hinaus? Man muß sich fassen.

(*Singt:*) Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden,
Wer hat sich das Scheiden erdacht?

Wie kommt mir grad das in Kopf? Das ist nicht gut, daß es den Weg so von selbst findet.—Wie er hinaus ist, war mir's, als könnte er nicht mehr umkehren und müsse immer weiter weg von mir, immer weiter.

Wie das Zimmer so leer ist; die Fenster stehn offen, als hätte ein Toter drin gelegen. Ich halt es da oben nicht aus. (*Sie geht.*)

FREIES FELD

DANTON. Ich mag nicht weiter. Ich mag in dieser Stille mit dem Geplauder meiner Tritte und dem Keuchen meines Atems nicht Lärmen machen.

(*Er setzt sich nieder; nach einer Pause:*)

Man hat mir von einer Krankheit erzählt, die einem das Gedächtnis verlieren mache. Der Tod soll etwas davon haben. Dann kommt mir manchmal die Hoffnung, daß er vielleicht noch kräftiger wirke und einem alles verlieren mache. Wenn das wäre!—Dann lief ich wie ein Christ, um einen Feind, d. h. mein Gedächtnis, zu retten.

Der Ort soll sicher sein, ja für mein Gedächtnis, aber nicht für mich; mir gibt das Grab mehr Sicherheit, es schafft mir wenigstens Vergessen. Es tötet mein Gedächtnis. Dort aber lebt mein Gedächtnis und tötet mich. Ich oder es? Die Antwort ist leicht. (*Er erhebt sich und kehrt um.*)

Ich kokettiere mit dem Tod; es ist ganz angenehm, so aus der Ferne mit dem Lorgnon mit ihm zu liebäugeln.

Eigentlich muß ich über die ganze Geschichte lachen. Es ist ein Gefühl des Bleibens in mir, was mir sagt: es wird morgen sein wie heute, und übermorgen und weiter hinaus ist alles wie eben. Das ist leerer Lärm, man will mich schrecken; sie werden's nicht wagen! (*Ab.*)

EIN ZIMMER

Es ist Nacht.

DANTON (*am Fenster*). Will denn das nie aufhören? Wird das Licht nie ausglühn und der Schall nie modern? Will's denn nie still und dunkel werden, daß wir uns die garstigen Sünden einander nicht mehr anhören und ansehen? —September!—

JULIE (*ruft von innen*). Danton! Danton!

DANTON. He?

JULIE (*tritt ein*). Was rufst du?

DANTON. Rief ich?

JULIE. Du sprachst von garstigen Sünden, und dann stöhntest du: September!

DANTON. Ich, ich? Nein, ich sprach nicht; das dacht ich kaum, das waren nur ganz leise, heimliche Gedanken.

JULIE. Du zitterst, Danton!

DANTON. Und soll ich nicht zittern, wenn so die Wände plaudern? Wenn mein Leib so zerschellt ist, daß meine Gedanken unstet, umirrend mit den Lippen der Steine reden? Das ist seltsam.

JULIE. Georg, mein Georg!

DANTON. Ja, Julie, das ist sehr seltsam. Ich möchte nicht mehr denken, wenn das gleich so spricht. Es gibt Gedanken, Julie, für die es keine Ohren geben sollte. Das ist nicht gut, daß sie bei der Geburt gleich schreien wie Kinder; das ist nicht gut.

JULIE. Gott erhalte dir deine Sinne—Georg, Georg, erkennst du mich?

DANTON. Ei warum nicht! Du bist ein Mensch und dann eine Frau und endlich meine Frau, und die Erde hat fünf Weltteile, Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien, und zweimal zwei macht vier. Ich bin bei Sinnen, siehst du.—Schrie's nicht September? Sagtest du nicht so was?

JULIE. Ja, Danton, durch alle Zimmer hört ich's.

DANTON. Wie ich ans Fenster kam—(*er sieht hinaus:*) die Stadt ist ruhig, alle Lichter aus . . .

JULIE. Ein Kind schreit in der Nähe.

DANTON. Wie ich ans Fenster kam—durch alle Gassen schrie und zetert' es: September!

JULIE. Du träumtest, Danton. Faß dich!

DANTON. Träumtest? Ja, ich träumte; doch das war anders, ich will dir es gleich sagen—mein armer Kopf ist schwach—gleich! So, jetzt hab ich's: Unter mir keuchte die Erdkugel in ihrem Schwung; ich hatte sie wie ein wildes Roß gepackt, mit riesigen Gliedern wühlt ich in ihren Mähnen und preßt ich ihre Rippen, das Haupt abwärts gewandt, die Haare flatternd über dem Abgrund; so ward ich geschleift. Da schrie ich in der Angst, und ich erwachte. Ich trat ans Fenster—und da hört ich's, Julie. Was das Wort nur will? Warum gerade das? Was hab ich damit zu schaffen? Was streckt es nach mir die blutigen Hände? Ich hab es nicht geschlagen.—O hilf mir, Julie, mein Sinn ist stumpf! War's nicht im September, Julie?

JULIE. Die Könige waren noch vierzig Stunden von Paris. . .

DANTON. Die Festungen gefallen, die Aristokraten in der Stadt. . .

JULIE. Die Republik war verloren.

DANTON. Ja, verloren. Wir konnten den Feind nicht im Rücken lassen, wir wären Narren gewesen: zwei Feinde auf einem Brett; wir oder sie, der Stärkere stößt den Schwächeren hinunter—ist das nicht billig?

JULIE. Ja, ja.

DANTON. Wir schlugen sie—, das war kein Mord, das war Krieg nach innen.

JULIE. Du hast das Vaterland gerettet.

DANTON. Ja, das hab ich; das war Notwehr, wir mußten. Der Mann am Kreuze hat sich's bequem gemacht: es muß ja Ärgernis kommen, doch wehe dem, durch welchen Ärgernis kommt!—Es muß; das war dies Muß. Wer will der Hand fluchen, auf die der Fluch des Muß gefallen? Wer hat das Muß gesprochen, wer? Was ist das, was in uns hurt, lügt, stiehlt und mordet?

Puppen sind wir, von unbekannten Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir selbst! die Schwerter, mit

denen Geister kämpfen—man sieht nur die Hände nicht, wie im Märchen.—Jetzt bin ich ruhig.
JULIE. Ganz ruhig, lieb Herz?
DANTON. Ja, Julie; komm, zu Bette!

STRASSE VOR DANTONS HAUS

Simon. Bürgersoldaten.

SIMON. Wie weit ist's in der Nacht?
ERSTER BÜRGER. Was in der Nacht?
SIMON. Wie weit ist die Nacht?
ERSTER BÜRGER. So weit als zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.
SIMON. Schuft, wieviel Uhr?
ERSTER BÜRGER. Sieh auf dein Zifferblatt; es ist die Zeit, wo die Perpendikel unter den Bettdecken ausschlagen.
SIMON. Wir müssen hinauf! Fort, Bürger! Wir haften mit unseren Köpfen dafür. Tot oder lebendig! Er hat gewaltige Glieder. Ich werde vorangehn, Bürger. Der Freiheit eine Gasse!—Sorgt für mein Weib! Eine Eichenkrone werd ich ihr hinterlassen.
ERSTER BÜRGER. Eine Eichelkrone? Es sollen ihr ohnehin jeden Tag Eicheln genug in den Schoß fallen.
SIMON. Vorwärts, Bürger, ihr werdet euch um das Vaterland verdient machen!
ZWEITER BÜRGER. Ich wollte, das Vaterland machte sich um uns verdient; über all den Löchern, die wir in andrer Leute Körper machen, ist noch kein einziges in unsern Hosen zugegangen.
ERSTER BÜRGER. Willst du, daß dir dein Hosenlatz zuginge? Hä, hä, hä!
DIE ANDERN. Hä, hä, hä!
SIMON. Fort, fort! (*Sie dringen in Dantons Haus.*)

DER NATIONALKONVENT

Eine Gruppe von Deputierten.

LEGENDRE. Soll denn das Schlachten der Deputierten nicht aufhören?—Wer ist noch sicher, wenn Danton fällt?
EIN DEPUTIERTER. Was tun?

EIN ANDERER. Er muß vor den Schranken des Konvents gehört werden.—Der Erfolg dieses Mittels ist sicher; was sollten sie seiner Stimme entgegensetzen?

EIN ANDERER. Unmöglich, ein Dekret verhindert uns.

LEGENDRE. Es muß zurückgenommen oder eine Ausnahme gestattet werden.—Ich werde den Antrag machen; ich rechne auf eure Unterstützung.

DER PRÄSIDENT. Die Sitzung ist eröffnet.

LEGENDRE (*besteigt die Tribüne*). Vier Mitglieder des Nationalkonvents sind verflossene Nacht verhaftet worden. Ich weiß, daß Danton einer von ihnen ist, die Namen der übrigen kenne ich nicht. Mögen sie übrigens sein, wer sie wollen, so verlange ich, daß sie vor den Schranken gehört werden.

Bürger, ich erkläre es: ich halte Danton für ebenso rein wie mich selbst, und ich glaube nicht, daß mir irgendein Vorwurf gemacht werden kann. Ich will kein Mitglied des Wohlfahrts- oder des Sicherheitsausschusses angreifen, aber gegründete Ursachen lassen mich fürchten, Privathaß und Privatleidenschaften möchten der Freiheit Männer entreißen, die ihr die größten Dienste erwiesen haben. Der Mann, welcher im Jahre 1792 Frankreich durch seine Energie rettete, verdient gehört zu werden; er muß sich erklären dürfen, wenn man ihn des Hochverrats anklagt. (*Heftige Bewegung.*)

EINIGE STIMMEN. Wir unterstützen Legendres Vorschlag.

EIN DEPUTIERTER. Wir sind hier im Namen des Volkes; man kann uns ohne den Willen unserer Wähler nicht von unseren Plätzen reißen.

EIN ANDERER. Eure Worte riechen nach Leichen; ihr habt sie den Girondisten aus dem Munde genommen. Wollt ihr Privilegien? Das Beil des Gesetzes schwebt über allen Häuptern.

EIN ANDERER. Wir können unsern Ausschüssen nicht erlauben, die Gesetzgeber aus dem Asyl des Gesetzes auf die Guillotine zu schicken.

EIN ANDERER. Das Verbrechen hat kein Asyl, nur gekrönte Verbrecher finden eins auf dem Thron.

EIN ANDERER. Nur Spitzbuben appellieren an das Asylrecht.

EIN ANDERER. Nur Mörder erkennen es nicht an.

ROBESPIERRE. Die seit langer Zeit in dieser Versammlung unbekannte Verwirrung beweist, daß es sich um große Dinge handelt. Heute entscheidet sich's, ob einige Männer den Sieg über das Vaterland davontragen werden.—Wie könnt ihr eure Grundsätze weit genug verleugnen, um heute einigen Individuen das zu bewilligen, was ihr gestern Chabot, Delaunai und Fabre verweigert habt? Was soll dieser Unterschied zugunsten einiger Männer? Was kümmern mich die Lobsprüche, die man sich selbst und seinen Freunden spendet? Nur zu viele Erfahrungen haben uns gezeigt, was davon zu halten sei. Wir fragen nicht, ob ein Mann diese oder jene patriotische Handlung vollbracht habe; wir fragen nach seiner ganzen politischen Laufbahn.—Legendre scheint die Namen der Verhafteten nicht zu wissen; der ganze Konvent kennt sie. Sein Freund Lacroix ist darunter. Warum scheint Legendre das nicht zu wissen? Weil er wohl weiß, daß nur die Schamlosigkeit Lacroix verteidigen kann. Er nannte nur Danton, weil er glaubt, an diesen Namen knüpfe sich ein Privilegium. Nein, wir wollen keine Privilegien, wir wollen keine Götzen! (*Beifall.*)

Was hat Danton vor Lafayette, vor Dumouriez, vor Brissot, Fabre, Chabot, Hébert voraus? Was sagt man von diesen, was man nicht auch von ihm sagen könnte? Habt ihr sie gleichwohl geschont? Wodurch verdient er einen Vorzug vor seinen Mitbürgern? Etwa, weil einige betrogne Individuen und andere, die sich nicht betrügen ließen, sich um ihn reihten, um in seinem Gefolge dem Glück und der Macht in die Arme zu laufen?—Je mehr er die Patrioten betrogen hat, welche Vertrauen in ihn setzten, desto nachdrücklicher muß er die Strenge der Freiheitsfreunde empfinden.

Man will euch Furcht einflößen vor dem Mißbrauche einer Gewalt, die ihr selbst ausgeübt habt. Man schreit über den Despotismus der Ausschüsse, als ob das Vertrauen, welches das Volk euch geschenkt und das ihr diesen Aus-

schüssen übertragen habt, nicht eine sichre Garantie ihres Patriotismus wäre. Man stellt sich, als zittre man. Aber ich sage euch, wer in diesem Augenblicke zittert, ist schuldig; denn nie zittert die Unschuld vor der öffentlichen Wachsamkeit. (*Allgemeiner Beifall.*)

Man hat auch mich schrecken wollen; man gab mir zu verstehen, daß die Gefahr, indem sie sich Danton nähere, auch bis zu mir dringen könne. Man schrieb mir, Dantons Freunde hielten mich umlagert, in der Meinung, die Erinnerung an eine alte Verbindung, der blinde Glauben an erheuchelte Tugenden könnten mich bestimmen, meinen Eifer und meine Leidenschaft für die Freiheit zu mäßigen.—So erkläre ich denn: nichts soll mich aufhalten, und sollte auch Dantons Gefahr die meinige werden. Wir alle haben etwas Mut und etwas Seelengröße nötig. Nur Verbrecher und gemeine Seelen fürchten, ihresgleichen an ihrer Seite fallen zu sehen, weil sie, wenn keine Schar von Mitschuldigen sie mehr versteckt, sich dem Licht der Wahrheit ausgesetzt sehen. Aber wenn es dergleichen Seelen in dieser Versammlung gibt, so gibt es in ihr auch heroische. Die Zahl der Schurken ist nicht groß; wir haben nur wenige Köpfe zu treffen, und das Vaterland ist gerettet. (*Beifall.*)

Ich verlange, daß Legendres Vorschlag zurückgewiesen werde. (*Die Deputierten erheben sich sämtlich zum Zeichen allgemeiner Beistimmung.*)

ST. JUST. Es scheint in dieser Versammlung einige empfindliche Ohren zu geben, die das Wort "Blut" nicht wohl vertragen können. Einige allgemeine Betrachtungen mögen sie überzeugen, daß wir nicht grausamer sind als die Natur und als die Zeit. Die Natur folgt ruhig und unwiderstehlich ihren Gesetzen; der Mensch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Konflikt kommt. Eine Änderung in den Bestandteilen der Luft, ein Auflodern des tellurischen Feuers, ein Schwanken in dem Gleichgewicht einer Wassermasse und eine Seuche, ein vulkanischer Ausbruch, eine Überschwemmung begraben Tausende. Was ist das Resultat? Eine unbedeutende, im großen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der physischen Natur, die fast

spurlos vorübergegangen sein würde, wenn nicht Leichen auf ihrem Wege lägen.

Ich frage nun: soll die geistige Natur in ihren Revolutionen mehr Rücksicht nehmen als die physische? Soll eine Idee nicht ebensogut wie ein Gesetz der Physik vernichten dürfen, was sich ihr widersetzt? Soll überhaupt ein Ereignis, was die ganze Gestaltung der moralischen Natur, das heißt der Menschheit, umändert, nicht durch Blut gehen dürfen? Der Weltgeist bedient sich in der geistigen Sphäre unserer Arme ebenso, wie er in der physischen Vulkane und Wasserfluten gebraucht. Was liegt daran, ob sie nun an einer Seuche oder an der Revolution sterben?

Die Schritte der Menschheit sind langsam, man kann sie nur nach Jahrhunderten zählen; hinter jedem erheben sich die Gräber von Generationen. Das Gelangen zu den einfachsten Erfindungen und Grundsätzen hat Millionen das Leben gekostet, die auf dem Wege starben. Ist es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geschichte rascher ist, auch mehr Menschen außer Atem kommen?

Wir schließen schnell und einfach: da alle unter gleichen Verhältnissen geschaffen werden, so sind alle gleich, die Unterschiede abgerechnet, welche die Natur selbst gemacht hat. Es darf daher jeder Vorzüge und darf daher keiner Vorrechte haben, weder ein einzelner noch eine geringere oder größere Klasse von Individuen.—Jedes Glied dieses in der Wirklichkeit angewandten Satzes hat seine Menschen getötet. Der 14. Juli, der 10. August, der 31. Mai sind seine Interpunktionszeichen. Er hatte vier Jahre Zeit nötig, um in der Körperwelt durchgeführt zu werden, und unter gewöhnlichen Umständen hätte er ein Jahrhundert dazu gebraucht und wäre mit Generationen interpunktiert worden. Ist es da so zu verwundern, daß der Strom der Revolution bei jedem Absatz, bei jeder neuen Krümmung seine Leichen ausstößt?

Wir werden unserm Satze noch einige Schlüsse hinzuzufügen haben; sollen einige hundert Leichen uns verhindern, sie zu machen?—Moses führte sein Volk durch das

Rote Meer und in die Wüste, bis die alte verdorbne Generation sich aufgerieben hatte, eh er den neuen Staat gründete. Gesetzgeber! Wir haben weder das Rote Meer noch die Wüste, aber wir haben den Krieg und die Guillotine.

Die Revolution ist wie die Töchter des Pelias: sie zerstückt die Menschheit, um sie zu verjüngen. Die Menschheit wird aus dem Blutkessel wie die Erde aus den Wellen der Sündflut mit urkräftigen Gliedern sich erheben, als wäre sie zum ersten Male geschaffen. (*Langer, anhaltender Beifall. Einige Mitglieder erheben sich im Enthusiasmus.*)

Alle geheimen Feinde der Tyrannei, welche in Europa und auf dem ganzen Erdkreise den Dolch des Brutus unter ihren Gewändern tragen, fordern wir auf, diesen erhabnen Augenblick mit uns zu teilen. (*Die Zuhörer und die Deputierten stimmen die Marseillaise an.*)

DRITTER AKT

DAS LUXEMBURG. EIN SAAL MIT GEFANGNEN

Chaumette, Payne, Mercier, Hérault de Séchelles und andre Gefangne.

CHAUMETTE (*zupft Payne am Ärmel*). Hören Sie, Payne, es könnte doch so sein, vorhin überkam es mich so; ich habe heute Kopfweh, helfen Sie mir ein wenig mit Ihren Schlüssen, es ist mir ganz unheimlich zumut.

PAYNE. So komm, Philosoph Anaxagoras, ich will dich katechisieren.—Es gibt keinen Gott, denn: Entweder hat Gott die Welt geschaffen oder nicht. Hat er sie nicht geschaffen, so hat die Welt ihren Grund in sich, und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Nun kann aber Gott die Welt nicht geschaffen haben; denn entweder ist die Schöpfung ewig wie Gott, oder sie hat einen Anfang. Ist letzteres der Fall, so muß Gott sie zu einem bestimmten Zeitpunkt geschaffen haben, Gott muß also, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal tätig geworden sein, muß

also einmal eine Veränderung in sich erlitten haben, die den Begriff Zeit auf ihn anwenden läßt, was beides gegen das Wesen Gottes streitet. Gott kann also die Welt nicht geschaffen haben. Da wir nun aber sehr deutlich wissen, daß die Welt oder daß unser Ich wenigstens vorhanden ist, und daß sie dem Vorhergehenden nach also auch ihren Grund in sich oder in etwas haben muß, das nicht Gott ist, so kann es keinen Gott geben. Quod erat demonstrandum.

CHAUMETTE. Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, danke!

MERCIER. Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung ewig ist?

PAYNE. Dann ist sie schon keine Schöpfung mehr, dann ist sie eins mit Gott oder ein Attribut desselben, wie Spinoza sagt; dann ist Gott in allem, in Ihnen, Wertester, im Philosoph Anaxagoras und in mir. Das wäre so übel nicht, aber Sie müssen mir zugestehen, daß es gerade nicht viel um die himmlische Majestät ist, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, den Tripper haben, lebendig begraben werden oder wenigstens die sehr unangenehmen Vorstellungen davon haben kann.

MERCIER. Aber eine Ursache muß doch da sein.

PAYNE. Wer leugnet dies? Aber wer sagt Ihnen denn, daß diese Ursache das sei, was wir uns als Gott, d. h. als das Vollkommne denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

MERCIER. Nein.

PAYNE. Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommnen Wirkung auf eine vollkommne Ursache schließen?—Voltaire wagte es ebensowenig mit Gott als mit den Königen zu verderben, deswegen tat er es. Wer einmal nichts hat als Verstand und ihn nicht einmal konsequent zu gebrauchen weiß oder wagt, ist ein Stümper.

MERCIER. Ich frage dagegen: kann eine vollkommne Ursache eine vollkommne Wirkung haben, d. h. kann etwas Vollkommnes was Vollkommnes schaffen? Ist das nicht unmöglich, weil das Geschaffne doch nie seinen Grund in sich haben kann, was doch, wie Sie sagten, zur Vollkommenheit gehört?

CHAUMETTE. Schweigen Sie! Schweigen Sie!

PAYNE. Beruhige dich, Philosoph!—Sie haben recht; aber muß denn Gott einmal schaffen, kann er nur was Unvollkommnes schaffen, so läßt er es gescheuter ganz bleiben. Ist's nicht sehr menschlich, uns Gott nur als schaffend denken zu können? Weil wir uns immer regen und schütteln müssen, um uns nur immer sagen zu können: wir sind! müssen wir Gott auch dies elende Bedürfnis andichten?—Müssen wir, wenn sich unser Geist in das Wesen einer harmonisch in sich ruhenden, ewigen Seligkeit versenkt, gleich annehmen, sie müsse die Finger ausstrecken und über Tisch Brotmännchen kneten? aus überschwenglichem Liebesbedürfnis, wie wir uns ganz geheimnisvoll in die Ohren sagen. Müssen wir das alles, bloß um uns zu Göttersöhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringern Vater vorlieb; wenigstens werd ich ihm nicht nachsagen können, daß er mich unter seinem Stande in Schweinställen oder auf den Galeeren habe erziehen lassen.

Schafft das Unvollkommne weg, dann allein könnt ihr Gott demonstrieren; Spinoza hat es versucht. Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz; nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. Merke dir es, Anaxagoras: warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

MERCIER. Und die Moral?

PAYNE. Erst beweist ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott!—Was wollt ihr denn mit eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für sich was Böses oder was Gutes gibt, und habe deswegen doch nicht nötig, meine Handlungsweise zu ändern. Ich handle meiner Natur gemäß; was ihr angemessen, ist für mich gut und ich tue es, und was ihr zuwider, ist für mich bös und ich tue es nicht und verteidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man so sagt, tugendhaft bleiben und sich gegen das sogenannte Laster wehren, ohne deswegen ihre Gegner verachten zu müssen, was ein gar trauriges Gefühl ist.

CHAUMETTE. Wahr, sehr wahr!

HÉRAULT. O Philosoph Anaxagoras, man könnte aber auch sagen: damit Gott alles sei, müsse er auch sein eignes Gegenteil sein, d. h. vollkommen und unvollkommen, bös und gut, selig und leidend; das Resultat freilich würde gleich Null sein, es würde sich gegenseitig heben, wir kämen zum Nichts.—Freue dich, du kömmst glücklich durch; du kannst ganz ruhig in Madame Momoro das Meisterstück der Natur anbeten, wenigstens hat sie dir die Rosenkränze dazu in den Leisten gelassen.

CHAUMETTE. Ich danke Ihnen verbindlichst, meine Herren! (*Ab.*)

PAYNE. Er traut noch nicht, er wird sich zu guter Letzt noch die Ölung geben, die Füße nach Mekka zu legen und sich beschneiden lassen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

Danton, Lacroix, Camille, Philippeau werden hereingeführt.

HÉRAULT (*läuft auf Danton zu und umarmt ihn*). Guten Morgen! Gute Nacht sollte ich sagen. Ich kann nicht fragen, wie hast du geschlafen—: wie wirst du schlafen?

DANTON. Nun gut, man muß lachend zu Bett gehn.

MERCIER (*zu Payne*). Diese Dogge mit Taubenflügeln! Er ist der böse Genius der Revolution; er wagte sich an seine Mutter, aber sie war stärker als er.

PAYNE. Sein Leben und sein Tod sind ein gleich großes Unglück.

LACROIX (*zu Danton*). Ich dachte nicht, daß sie so schnell kommen würden.

DANTON. Ich wußt es, man hatte mich gewarnt.

LACROIX. Und du hast nichts gesagt?

DANTON. Zu was? Ein Schlagfluß ist der beste Tod; wolltest du zuvor krank sein? Und—ich dachte nicht, daß sie es wagen würden.

(*Zu Hérault:*) Es ist besser, sich in die Erde legen als sich Leichdörner auf ihr laufen; ich habe sie lieber zum Kissen als zum Schemel.

HÉRAULT. Wir werden wenigstens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübschen Dame Verwesung die Wangen streicheln.

CAMILLE (*zu Danton*). Gib dir nur keine Mühe! du magst die Zunge noch so weit zum Hals heraushängen, du kannst dir damit doch nicht den Todesschweiß von der Stirne lecken.—O Lucile! Das ist ein großer Jammer!

(*Die Gefangnen drängen sich um die neu Angekommnen.*)

DANTON (*zu Payne*). Was Sie für das Wohl Ihres Landes getan, habe ich für das meinige versucht. Ich war weniger glücklich, man schickt mich aufs Schafott; meinetwegen, ich werde nicht stolpern.

MERCIER (*zu Danton*). Das Blut der zweiundzwanzig ersäuft dich.

EIN GEFANGENER (*zu Hérault*). Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft sind eins.

EIN ANDRER (*zu Camille*). Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbesserung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

EIN ANDRER. Laßt ihn! Das sind die Lippen, welche das Wort "Erbarmen" gesprochen. (*Er umarmt Camille, mehrere Gefangne folgen seinem Beispiel.*)

PHILIPPEAU. Wir sind Priester, die mit Sterbenden gebetet haben; wir sind angesteckt worden und sterben an der nämlichen Seuche.

EINIGE STIMMEN. Der Streich, der euch trifft, tötet uns alle.

CAMILLE. Meine Herren, ich beklage sehr, daß unsere Anstrengungen so fruchtlos waren; ich gehe aufs Schafott, weil mir die Augen über das Los einiger Unglücklichen naß geworden.

EIN ZIMMER

Fouquier-Tinville. Herrmann.

FOUQUIER. Alles bereit?

HERRMANN. Es wird schwer halten; wäre Danton nicht darunter, so ginge es leicht.

FOUQUIER. Er muß vortanzen.

HERRMANN. Er wird die Geschwornen erschrecken, er ist die Vogelscheuche der Revolution.

FOUQUIER. Die Geschwornen müssen wollen.

HERRMANN. Ein Mittel wüßt ich, aber es wird die gesetzliche Form verletzen.

FOUQUIER. Nur zu!

HERRMANN. Wir losen nicht, sondern suchen die Handfesten aus.

FOUQUIER. Das muß gehen.—Das wird ein gutes Heckefeuer geben. Es sind ihrer neunzehn. Sie sind geschickt zusammengewörfelt. Die vier Fälscher, dann einige Bankiers und Fremde. Es ist ein pikantes Gericht. Das Volk braucht dergleichen.—Also zuverlässige Leute! Wer zum Beispiel?

HERRMANN. Leroi. Er ist taub und hört daher nichts von all dem, was die Angeklagten vorbringen; Danton mag sich den Hals bei ihm rauh schreien.

FOUQUIER. Sehr gut; weiter!

HERRMANN. Vilatte und Lumière. Der eine sitzt immer in der Trinkstube, und der andere schläft immer; beide öffnen den Mund nur, um das Wort "Schuldig" zu sagen.—Girard hat den Grundsatz, es dürfe keiner entwischen, der einmal vor das Tribunal gestellt sei. Renaudin . . .

FOUQUIER. Auch der? Er half einmal einigen Pfaffen durch.

HERRMANN. Sei ruhig! vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man solle allen Verurteilten vor der Hinrichtung zur Ader lassen, um sie ein wenig matt zu machen; ihre meist trotzige Haltung ärgere ihn.

FOUQUIER. Ach, sehr gut. Also ich verlasse mich!

HERRMANN. Laß mich nur machen!

[DIE CONCIERGERIE.] EIN KORRIDOR

Lacroix, Danton, Mercier und andre Gefangne auf und ab gehend.

LACROIX (*zu einem Gefangnen*). Wie, so viel Unglückliche, und in einem so elenden Zustande?

DER GEFANGNE. Haben Ihnen die Guillotinenkarren nie gesagt, daß Paris eine Schlachtbank sei?

MERCIER. Nicht wahr, Lacroix, die Gleichheit schwingt ihre Sichel über allen Häuptern, die Lava der Revolution

fließt, die Guillotine republikanisiert! Da klatschen die Galerien, und die Römer reiben sich die Hände; aber sie hören nicht, daß jedes dieser Worte das Röcheln eines Opfers ist. Geht einmal euren Phrasen nach bis zu dem Punkt, wo sie verkörpert werden.—Blickt um euch, das alles habt ihr gesprochen; es ist eine mimische Übersetzung eurer Worte. Diese Elenden, ihre Henker und die Guillotine sind eure lebendig gewordnen Reden. Ihr bautet eure Systeme, wie Bajazet seine Pyramiden, aus Menschenköpfen.

DANTON. Du hast recht—man arbeitet heutzutag alles in Menschenfleisch. Das ist der Fluch unserer Zeit. Mein Leib wird jetzt auch verbraucht.

Es ist grade ein Jahr, daß ich das Revolutionstribunal schuf. Ich bitte Gott und Menschen dafür um Verzeihung; ich wollte neuen Septembermorden zuvorkommen, ich hoffte die Unschuldigen zu retten, aber dies langsame Morden mit seinen Formalitäten ist gräßlicher und ebenso unvermeidlich. Meine Herren, ich hoffte, Sie alle diesen Ort verlassen zu machen.

MERCIER. O, herausgehen werden wir.

DANTON. Ich bin jetzt bei Ihnen; der Himmel weiß, wie das enden soll.

DAS REVOLUTIONSTRIBUNAL

HERRMANN (*zu Danton*). Ihr Name, Bürger.

DANTON. Die Revolution nennt meinen Namen. Meine Wohnung ist bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geschichte.

HERRMANN. Danton, der Konvent beschuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans, mit den Girondisten, den Fremden und der Faktion Ludwig des XVII. konspiriert zu haben.

DANTON. Meine Stimme, die ich so oft für die Sache des Volkes ertönen ließ, wird ohne Mühe die Verleumdung zurückweisen. Die Elenden, welche mich anklagen, mögen hier erscheinen, und ich werde sie mit Schande bedecken. Die Ausschüsse mögen sich hierher begeben, ich werde

nur vor ihnen antworten. Ich habe sie als Kläger und als Zeugen nötig. Sie mögen sich zeigen.

Übrigens, was liegt mir an euch und eurem Urteil? Ich hab es euch schon gesagt: das Nichts wird bald mein Asyl sein;—das Leben ist mir zur Last, man mag mir es entreißen, ich sehne mich danach, es abzuschütteln.

HERRMANN. Danton, die Kühnheit ist dem Verbrecher, die Ruhe der Unschuld eigen.

DANTON. Privatkühnheit ist ohne Zweifel zu tadeln, aber jene Nationalkühnheit, die ich so oft gezeigt, mit welcher ich so oft für die Freiheit gekämpft habe, ist die verdienstvollste aller Tugenden.—Sie ist meine Kühnheit, sie ist es, der ich mich hier zum Besten der Republik gegen meine erbärmlichen Ankläger bediene. Kann ich mich fassen, wenn ich mich auf eine so niedrige Weise verleumdet sehe?—Von einem Revolutionär wie ich darf man keine kalte Verteidigung erwarten. Männer meines Schlages sind in Revolutionen unschätzbar, auf ihrer Stirne schwebt das Genie der Freiheit. (*Zeichen von Beifall unter den Zuhörern.*)

Mich klagt man an, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans konspiriert, zu den Füßen elender Despoten gekrochen zu haben; mich fordert man auf, vor der unentrinnbaren, unbeugsamen Gerechtigkeit zu antworten.—Du elender St. Just wirst der Nachwelt für diese Lästerung verantwortlich sein!

HERRMANN. Ich fordere Sie auf, mit Ruhe zu antworten; gedenken Sie Marats, er trat mit Ehrfurcht vor seine Richter.

DANTON. Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, so mag es sich denn aufrichten und ihnen entgegentreten; unter dem Gewichte jeder meiner Handlungen werde ich sie begraben.—Ich bin nicht stolz darauf. Das Schicksal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe.

Ich habe auf dem Marsfelde dem Königtume den Krieg erklärt, ich habe es am 10. August geschlagen, ich habe es am 21. Januar getötet und den Königen einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen. (*Wiederholte Zei-*

chen von Beifall.—Er nimmt die Anklageakte.) Wenn ich einen Blick auf diese Schandschrift werfe, fühle ich mein ganzes Wesen beben. Wer sind denn die, welche Danton nötigen mußten, sich an jenem denkwürdigen Tage (d. 10. August) zu zeigen? Wer sind denn die privilegierten Wesen, von denen er seine Energie borgte?—Meine Ankläger mögen erscheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und sie in das Nichts zurückschleudern, aus dem sie nie hätten hervorkriechen sollen.

HERRMANN (*schellt*). Hören Sie die Klingel nicht?

DANTON. Die Stimme eines Menschen, welcher seine Ehre und sein Leben verteidigt, muß deine Schelle überschreien.

Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerstückten Leibern der Aristokraten geätzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Aristokraten und Reichen dem Volke Waffen geschmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bajonetten begrub. (*Lauter Beifall.*)

HERRMANN. Danton, Ihre Stimme ist erschöpft, Sie sind zu heftig bewegt. Sie werden das nächste Mal Ihre Verteidigung beschließen, Sie haben Ruhe nötig.—Die Sitzung ist aufgehoben.

DANTON. Jetzt kennt Ihr Danton—, noch wenige Stunden, und er wird in den Armen des Ruhmes entschlummern.

DAS LUXEMBURG. EIN KERKER

Dillon, Laflotte, ein Gefangenwärter.

DILLON. Kerl, leuchte mir mit deiner Nase nicht so ins Gesicht. Hä, hä, hä!

LAFLOTTE. Halte den Mund zu, deine Mondsichel hat einen Hof. Hä, hä, hä!

WÄRTER. Hä, hä, hä! Glaubt Ihr, Herr, daß Ihr bei ihrem Schein lesen könntet? (*Zeigt auf einen Zettel, den er in der Hand hält.*)

DILLON. Gib her!

WÄRTER. Herr, meine Mondsichel hat Ebbe bei mir gemacht.

LAFLOTTE. Deine Hosen sehen aus, als ob Flut wäre.

WÄRTER. Nein, sie zieht Wasser. (*Zu Dillon:*) Sie hat sich vor Eurer Sonne verkrochen, Herr; Ihr müßt mir was geben, das sie wieder feurig macht, wenn Ihr dabei lesen wollt.

DILLON: Da, Kerl! Pack dich! (*Er gibt ihm Geld. Wärter ab.—Dillon liest:*) Danton hat das Tribunal erschreckt, die Geschwornen schwankten, die Zuhörer murrten. Der Zudrang war außerordentlich. Das Volk drängte sich um den Justizpalast und stand bis zu den Brücken. Eine Handvoll Geld, ein Arm endlich—hm! hm! (*Er geht auf und ab und schenkt sich von Zeit zu Zeit aus einer Flasche ein.*) Hätt ich nur den Fuß auf der Gasse! Ich werde mich nicht so schlachten lassen. Ja, nur den Fuß auf der Gasse!

LAFLOTTE. Und auf dem Karren, das ist eins.

DILLON. Meinst du? Da lägen noch ein paar Schritte dazwischen, lang genug, um sie mit den Leichen der Dezemvirn zu messen.—Es ist endlich Zeit, daß die rechtschaffnen Leute das Haupt erheben.

LAFLOTTE (*für sich*). Desto besser, um so leichter ist es zu treffen. Nur zu, Alter; noch einige Gläser, und ich werde flott.

DILLON. Die Schurken, die Narren, sie werden sich zuletzt noch selbst guillotinieren. (*Er läuft auf und ab.*)

LAFLOTTE (*beiseite*). Man könnte das Leben ordentlich wieder liebhaben, wie sein Kind, wenn man sich's selbst gegeben. Das kommt gerade nicht oft vor, daß man so mit dem Zufall Blutschande treiben und sein eigner Vater werden kann. Vater und Kind zugleich. Ein behaglicher Ödipus!

DILLON. Man füttert das Volk nicht mit Leichen; Dantons und Camilles Weiber mögen Assignaten unter das Volk werfen, das ist besser als Köpfe.

LAFLOTTE [*beiseite*]. Ich würde mir hintennach die Augen nicht ausreißen; ich könnte sie nötig haben, um den guten General zu beweinen.

DILLON. Die Hand an Danton! Wer ist noch sicher? Die Furcht wird sie vereinigen.

LAFLOTTE [*beiseite*]. Er ist doch verloren. Was ist's denn, wenn ich auf eine Leiche trete, um aus dem Grab zu klettern?

DILLON. Nur den Fuß auf der Gasse! Ich werde Leute genug finden, alte Soldaten, Girondisten, Exadlige; wir erbrechen die Gefängnisse, wir müssen uns mit den Gefangnen verständigen.

LAFLOTTE [*beiseite*]. Nun freilich, es riecht ein wenig nach Schufterei. Was tut's? Ich hätte Lust, auch das zu versuchen; ich war bisher zu einseitig. Man bekommt Gewissensbisse, das ist doch eine Abwechslung; es ist nicht so unangenehm, seinen eignen Gestank zu riechen. —Die Aussicht auf die Guillotine ist mir langweilig geworden; so lang auf die Sache zu warten! Ich habe sie im Geist schon zwanzigmal durchprobiert. Es ist auch gar nichts Pikantes mehr dran; es ist ganz gemein geworden.

DILLON. Man muß Dantons Frau ein Billett zukommen lassen.

LAFLOTTE [*beiseite*]. Und dann—ich fürchte den Tod nicht, aber den Schmerz. Es könnte wehe tun, wer steht mir dafür? Man sagt zwar, es sei nur ein Augenblick; aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaß, er zerlegt eine Tertie. Nein! Der Schmerz ist die einzige Sünde, und das Leiden ist das einzige Laster; ich werde tugendhaft bleiben.

DILLON. Höre, Laflotte, wo ist der Kerl hingekommen? Ich habe Geld, das muß gehen. Wir müssen das Eisen schmieden; mein Plan ist fertig.

LAFLOTTE. Gleich, gleich! Ich kenne den Schließer, ich werde mit ihm sprechen. Du kannst auf mich zählen, General, wir werden aus dem Loch kommen—(*für sich im Hinausgehn:*) um in ein anderes zu gehen: ich in das weiteste, die Welt, er in das engste, das Grab.

DER WOHLFAHRTSAUSSCHUSS

St. Just, Barrère, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes.

BARRÈRE. Was schreibt Fouquier?

ST. JUST. Das zweite Verhör ist vorbei. Die Gefangnen verlangen das Erscheinen mehrerer Mitglieder des Kon-

vents und des Wohlfahrtsausschusses; sie appellierten an das Volk, wegen Verweigerung der Zeugen. Die Bewegung der Gemüter soll unbeschreiblich sein.—Danton parodierte den Jupiter und schüttelte die Locken.

COLLOT. Um so leichter wird ihn Samson daran packen.

BARRÈRE. Wir dürfen uns nicht zeigen, die Fischweiber und die Lumpensammler könnten uns weniger imposant finden.

BILLAUD. Das Volk hat einen Instinkt, sich treten zu lassen, und wäre es nur mit Blicken; dergleichen insolente Physiognomien gefallen ihm. Solche Stirnen sind ärger als ein adliges Wappen, der feine Aristokratismus der Menschenverachtung sitzt auf ihnen. Es sollte sie jeder einschlagen helfen, den es verdrießt, einen Blick von oben herunter zu erhalten.

BARRÈRE. Er ist wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembrisierten hat ihn unverwundbar gemacht.—Was sagt Robespierre?

ST. JUST. Er tut, als ob er etwas zu sagen hätte.—Die Geschwornen müssen sich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten schließen.

BARRÈRE. Unmöglich, das geht nicht.

ST. JUST. Sie müssen weg, um jeden Preis, und sollten wir sie mit den eignen Händen erwürgen. Wagt! Danton soll uns das Wort nicht umsonst gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht stolpern; aber bleibt Danton am Leben, so wird er sie am Gewand fassen, und er hat etwas in seiner Gestalt, als ob er die Freiheit notzüchtigen könnte. (*St. Just wird hinausgerufen.*)

Ein Schließer tritt ein.

SCHLIESSER. In St. Pelagie liegen Gefangne am Sterben, sie verlangen einen Arzt.

BILLAUD. Das ist unnötig, so viel Mühe weniger für den Scharfrichter.

SCHLIESSER. Es sind schwangere Weiber dabei.

BILLAUD. Desto besser, da brauchen ihre Kinder keinen Sarg.

BARRÈRE. Die Schwindsucht eines Aristokraten spart

dem Revolutionstribunal eine Sitzung. Jede Arznei wäre contrerevolutionär.

COLLOT (*nimmt ein Papier*). Eine Bittschrift, ein Weibername!

BARRÈRE. Wohl eine von denen, die gezwungen sein möchten, zwischen einem Guillotinenbrett und dem Bett eines Jakobiners zu wählen. Die wie Lukretia nach dem Verlust ihrer Ehre sterben, aber etwas später als die Römerin: im Kindbett oder am Krebs oder aus Altersschwäche.—Es mag nicht so unangenehm sein, einen Tarquinius aus der Tugendrepublik einer Jungfrau zu treiben.

COLLOT. Sie ist zu alt. Madame verlangt den Tod, sie weiß sich auszudrücken: das Gefängnis liege auf ihr wie ein Sargdeckel; sie sitzt erst seit vier Wochen. Die Antwort ist leicht (*er schreibt und liest*): "Bürgerin, es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest." [*Schließt ab.*]

BARRÈRE. Gut gesagt! Aber, Collot, es ist nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfängt; die Leute haben sonst keine Furcht mehr davor; man muß sich nicht so familiär machen.

St. Just kommt zurück.

ST. JUST. Eben erhalte ich eine Denunziation. Man konspiriert in den Gefängnissen; ein junger Mensch namens Laflotte hat alles entdeckt. Er saß mit Dillon im nämlichen Zimmer, Dillon hat getrunken und geplaudert.

BARRÈRE. Er schneidet sich mit seiner Bouteille den Hals ab; das ist schon mehr vorgekommen.

ST. JUST. Dantons und Camilles Weiber sollen Geld unter das Volk werfen, Dillon soll ausbrechen, man will die Gefangnen befreien, der Konvent soll gesprengt werden.

BARRÈRE. Das sind Märchen.

ST. JUST. Wir werden sie aber mit dem Märchen in Schlaf erzählen. Die Anzeige habe ich in Händen; dazu die Keckheit der Angeklagten, das Murren des Volks, die Bestürzung der Geschwornen—ich werde einen Bericht machen.

BARRÈRE. Ja, geh, St. Just, und spinne deine Perioden,

worin jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeschlagner Kopf ist!

ST. JUST. Der Konvent muß dekretieren, das Tribunal solle ohne Unterbrechung den Prozeß fortführen und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gerichte schuldige Achtung verletzte oder störende Auftritte veranlaßte, von den Debatten ausschließen.

BARRÈRE. Du hast einen revolutionären Instinkt; das lautet ganz gemäßigt und wird doch seine Wirkung tun. Sie können nicht schweigen, Danton muß schreien.

ST. JUST. Ich zähle auf eure Unterstützung. Es gibt Leute im Konvent, die ebenso krank sind wie Danton und welche die nämliche Kur fürchten. Sie haben wieder Mut bekommen, sie werden über Verletzung der Formen schreien . . .

BARRÈRE (*ihn unterbrechend*). Ich werde ihnen sagen: Zu Rom wurde der Konsul, welcher die Verschwörung des Katilina entdeckte und die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tod bestrafte, der verletzten Förmlichkeit angeklagt. Wer waren seine Ankläger?

COLLOT (*mit Pathos*). Geh, St. Just! Die Lava der Revolution fließt. Die Freiheit wird die Schwächlinge, welche ihren mächtigen Schoß befruchten wollten, in ihren Umarmungen ersticken; die Majestät des Volks wird ihnen wie Jupiter der Semele unter Donner und Blitz erscheinen und sie in Asche verwandeln. Geh, St. Just, wir werden dir helfen, den Donnerkeil auf die Häupter der Feiglinge zu schleudern! (*St. Just ab.*)

BARRÈRE. Hast du das Wort Kur gehört? Sie werden noch aus der Guillotine ein Spezifikum gegen die Lustseuche machen. Sie kämpfen nicht mit den Moderierten, sie kämpfen mit dem Laster.

BILLAUD. Bis jetzt geht unser Weg zusammen.

BARRÈRE. Robespierre will aus der Revolution einen Hörsaal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

BILLAUD. Oder als Betschemel.

COLLOT. Auf dem er aber alsdann nicht stehen, sondern liegen soll.

BARRÈRE. Das wird leicht gehen. Die Welt müßte auf dem Kopf stehen, wenn die sogenannten Spitzbuben von den sogenannten rechtlichen Leuten gehängt werden sollten.

COLLOT (*zu Barrère*). Wann kommst du wieder nach Clichy?

BARRÈRE. Wenn der Arzt nicht mehr zu mir kommt.

COLLOT. Nicht wahr, über dem Ort steht ein Haarstern, unter dessen versengenden Strahlen dein Rückenmark ganz ausgedörrt wird?

BILLAUD. Nächstens werden die niedlichen Finger der reizenden Demaly es ihm aus dem Futterale ziehen und es als Zöpfchen über den Rücken hinunterhängen machen.

BARRÈRE (*zuckt die Achseln*). Pst! davon darf der Tugendhafte nichts wissen.

BILLAUD. Er ist ein impotenter Masonet.

(*Billaud und Collot ab.*)

BARRÈRE (*allein*). Die Ungeheuer!—"Es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest!" Diese Worte hätten die Zunge müssen verdorren machen, die sie gesprochen.

Und ich?—Als die Septembriseurs in die Gefängnisse drangen, faßt ein Gefangner sein Messer, er drängt sich unter die Mörder, er stößt es in die Brust eines Priesters, er ist gerettet! Wer kann was dawider haben? Ob ich mich nun unter die Mörder dränge oder mich in den Wohlfahrtsausschuß setze, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taschenmesser nehme? Es ist der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umständen; die Grundverhältnisse sind sich gleich.—Und durft er einen morden, durft er auch zwei, auch drei, auch noch mehr? wo hört das auf? Da kommen die Gerstenkörner, machen zwei einen Haufen, drei, vier, wieviel dann? Komm mein Gewissen, komm mein Hühnchen, komm bi, bi, bi, da ist Futter!

Doch—war ich auch Gefangner? Verdächtig war ich, das läuft auf eins hinaus; der Tod war mir gewiß. (*Ab.*)

DIE CONCIERGERIE

Lacroix, Danton, Philippeau, Camille.

LACROIX. Du hast gut geschrien, Danton; hättest du dich etwas früher so um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders. Nicht wahr, wenn der Tod einem so unverschämt nahekommt und so aus dem Hals stinkt und immer zudringlicher wird?

CAMILLE. Wenn er einen noch notzüchtigte und seinen Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! Aber so in allen Formalitäten wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Pakten aufgesetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen gesagt und wie dann die Bettdecke gehoben wird und es langsam hereinkriecht mit seinen kalten Gliedern!

DANTON. Wär es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packten! Aber es ist mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen, und die Glieder würden mir langsam systematisch von der kalten physischen Gewalt abgedreht. So mechanisch getötet zu werden!

CAMILLE. Und dann daliegen allein, kalt, steif in dem feuchten Dunst der Fäulnis—vielleicht, daß einem der Tod das Leben langsam aus den Fibern martert—mit Bewußtsein vielleicht sich wegzufaulen!

PHILIPPEAU. Seid ruhig, meine Freunde! Wir sind wie die Herbstzeitlose, welche erst nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die versetzt werden, unterscheiden wir uns nur dadurch, daß wir über dem Versuch ein wenig stinken. Ist das so arg?

DANTON. Eine erbauliche Aussicht! Von einem Misthaufen auf den andern! Nicht wahr, die göttliche Klassentheorie? Von Prima nach Sekunda, von Sekunda nach Tertia und so weiter? Ich habe die Schulbänke satt, ich habe mir Gesäßschwielen wie ein Affe darauf gesessen.

PHILIPPEAU. Was willst du denn?

DANTON. Ruhe.

PHILIPPEAU. Die ist in Gott.

DANTON. Im Nichts. Versenke dich in was Ruhigers als das Nichts, und wenn die höchste Ruhe Gott ist, ist nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheist. Der ver-

fluchte Satz: etwas kann nicht zu nichts werden! Und ich bin etwas, das ist der Jammer!—Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer, alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault.—Das lautet verrückt, es ist aber doch was Wahres daran.

CAMILLE. Die Welt ist der ewige Jude, das Nichts ist der Tod, aber er ist unmöglich. O, nicht sterben können, nicht sterben können! wie es im Lied heißt.

DANTON. Wir sind alle lebendig begraben und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigesetzt, unter dem Himmel, in unsern Häusern, in unsern Röcken und Hemden.—Wir kratzen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen.—Da ist keine Hoffnung im Tod; er ist nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organisiertere Fäulnis, das ist der ganze Unterschied!—Aber ich bin gerad einmal an diese Art des Faulens gewöhnt; der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurechtkomme.

O Julie! Wenn ich allein ginge! Wenn sie mich einsam ließe!—Und wenn ich ganz zerfiele, mich ganz auflöste: ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr.—Ich kann nicht sterben, nein, ich kann nicht sterben. Wir müssen schreien; sie müssen mir jeden Lebenstropfen aus den Gliedern reißen.

EIN ZIMMER

Fouquier. Amar. Vouland.

FOUQUIER. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten soll; sie fordern eine Kommission.

AMAR. Wir haben die Schurken—da hast du, was du verlangst. (*Er überreicht Fouquier ein Papier.*)

VOULAND. Das wird sie zufriedenstellen.

FOUQUIER. Wahrhaftig, das hatten wir nötig.

AMAR. Nun mache, daß wir und sie die Sache vom Hals bekommen.

DAS REVOLUTIONSTRIBUNAL

DANTON. Die Republik ist in Gefahr, und er hat keine Instruktion! Wir appellieren an das Volk; meine Stimme ist noch stark genug, um den Dezemvirn die Leichenrede zu halten.—Ich wiederhole es, wir verlangen eine Kommission; wir haben wichtige Entdeckungen zu machen. Ich werde mich in die Zitadelle der Vernunft zurückziehen, ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen und meine Feinde zermalmen. (*Zeichen des Beifalls.*)

Fouquier, Amar und Vouland treten ein.

FOUQUIER. Ruhe im Namen der Republik, Achtung dem Gesetz! Der Konvent beschließt:

In Betracht, daß in den Gefängnissen sich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Dantons und Camilles Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und sich an die Spitze der Empörer stellen soll, um die Angeklagten zu befreien, in Betracht endlich, daß diese selbst unruhige Auftritte herbeizuführen sich bemüht und das Tribunal zu beleidigen versucht haben, wird das Tribunal ermächtigt, die Untersuchung ohne Unterbrechung fortzusetzen und jeden Angeklagten, der die dem Gesetze schuldige Ehrfurcht außer Augen setzen sollte, von den Debatten auszuschließen.

DANTON. Ich frage die Anwesenden, ob wir dem Tribunal, dem Volke oder dem Nationalkonvent Hohn gesprochen haben?

VIELE STIMMEN. Nein! Nein!

CAMILLE. Die Elenden, sie wollen meine Lucile morden!

DANTON. Eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich sehe großes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Diktatur; sie hat ihren Schleier zerrissen, sie trägt die Stirne hoch, sie schreitet über unsere Leichen. (*Auf Amar und Vouland deutend:*) Seht da die feigen Mörder, seht da die Raben des Wohlfahrtsausschusses!

Ich klage Robespierre, St. Just und ihre Henker des Hochverrats an.—Sie wollen die Republik im Blut ersticken. Die Gleisen der Guillotinenkarren sind die Heerstraßen,

auf welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes dringen sollen.

Wie lange sollen die Fußstapfen der Freiheit Gräber sein? —Ihr wollt Brot, und sie werfen euch Köpfe hin! Ihr durstet, und sie machen euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken! (*Heftige Bewegung unter den Zuhörern, Geschrei des Beifalls, viele Stimmen: Es lebe Danton, nieder mit den Dezemvirn!—Die Gefangnen werden mit Gewalt hinausgeführt.*)

PLATZ VOR DEM JUSTIZPALAST

Ein Volkshaufe.

EINIGE STIMMEN. Nieder mit den Dezemvirn! Es lebe Danton!

ERSTER BÜRGER. Ja, das ist wahr, Köpfe statt Brot, Blut statt Wein!

EINIGE WEIBER. Die Guillotine ist eine schlechte Mühle und Samson ein schlechter Bäckerknecht; wir wollen Brot, Brot!

ZWEITER BÜRGER. Euer Brot, das hat Danton gefressen. Sein Kopf wird euch allen wieder Brot geben, er hatte recht.

ERSTER BÜRGER. Danton war unter uns am 10. August, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, welche ihn angeklagt haben?

ZWEITER BÜRGER. Und Lafayette war mit euch in Versailles und war doch ein Verräter.

ERSTER BÜRGER. Wer sagt, daß Danton ein Verräter sei?

ZWEITER BÜRGER. Robespierre.

ERSTER BÜRGER. Und Robespierre ist ein Verräter!

ZWEITER BÜRGER. Wer sagt das?

ERSTER BÜRGER. Danton.

ZWEITER BÜRGER. Danton hat schöne Kleider, Danton hat ein schönes Haus, Danton hat eine schöne Frau, er badet sich in Burgunder, ißt das Wildbret von silbernen Tellern und schläft bei euren Weibern und Töchtern, wenn

er betrunken ist.—Danton war arm wie ihr. Woher hat er das alles? Das Veto hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. Der Herzog von Orleans hat es ihm geschenkt, damit er ihm die Krone stehle. Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch alle verrate.—Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn alle.

ALLE. Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräter!

[VIERTER] AKT

[EIN ZIMMER]

Julie, ein Knabe.

JULIE. Es ist aus. Sie zitterten vor ihm. Sie töten ihn aus Furcht. Geh! ich habe ihn zum letztenmal gesehen; sag ihm, ich könne ihn nicht so sehen. (*Sie gibt ihm eine Locke.*) Da, bring ihm das und sag ihm, er würde nicht allein gehn—er versteht mich schon. Und dann schnell zurück, ich will seine Blicke aus deinen Augen lesen.

EINE STRASSE

Dumas. Ein Bürger.

BÜRGER. Wie kann man nach einem solchen Verhör so viel Unschuldige zum Tod verurteilen?

DUMAS. Das ist in der Tat außerordentlich; aber die Revolutionsmänner haben einen Sinn, der andern Menschen fehlt, und dieser Sinn trügt sie nie.

BÜRGER. Das ist der Sinn des Tigers.—Du hast ein Weib.

DUMAS. Ich werde bald eins gehabt haben.

BÜRGER. So ist es denn wahr?

DUMAS. Das Revolutionstribunal wird unsere Ehescheidung aussprechen; die Guillotine wird uns von Tisch und Bett trennen.

BÜRGER. Du bist ein Ungeheuer!

DUMAS. Schwachkopf! Du bewunderst Brutus?

BÜRGER. Von ganzer Seele.

DUMAS. Muß man denn gerade römischer Konsul sein und sein Haupt mit der Toga verhüllen können, um sein Liebstes dem Vaterlande zu opfern? Ich werde mir die Augen mit dem Ärmel meines roten Fracks abwischen; das ist der ganze Unterschied.

BÜRGER. Das ist entsetzlich!

DUMAS. Geh, du begreifst mich nicht! (*Sie gehen ab.*)

DIE CONCIERGERIE

Lacroix, Hérault auf einem Bett, Danton, Camille auf einem andern.

LACROIX. Die Haare wachsen einem so und die Nägel, man muß sich wirklich schämen.

HÉRAULT. Nehmen Sie sich ein wenig in acht, Sie niesen mir das ganze Gesicht voll Sand!

LACROIX. Und treten Sie mir nicht so auf die Füße, Bester, ich habe Hühneraugen!

HÉRAULT. Sie leiden noch an Ungeziefer.

LACROIX. Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre!

HÉRAULT. Nun, schlafen Sie wohl! wir müssen sehen, wie wir miteinander zurechtkommen, wir haben wenig Raum.—Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln im Schlaf!—So!—Zerren Sie nicht so am Leichtuch, es ist kalt da unten!—

DANTON. Ja, Camille, morgen sind wir durchgelaufne Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schoß wirft.

CAMILLE. Das Rindsleder, woraus nach Platon die Engel sich Pantoffeln geschnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch danach.—Meine Lucile!

DANTON. Sei ruhig, mein Junge!

CAMILLE. Kann ich's? Glaubst du, Danton? Kann ich's? Sie können die Hände nicht an sie legen! Das Licht der Schönheit, das von ihrem süßen Leib sich ausgießt, ist

unlöschbar. Sieh, die Erde würde nicht wagen, sie zu verschütten; sie würde sich um sie wölben, der Grabdunst würde wie Tau an ihren Wimpern funkeln, Kristalle würden wie Blumen um ihre Glieder sprießen und helle Quellen in Schlaf sie murmeln.

DANTON. Schlafe, mein Junge, schlafe!

CAMILLE. Höre, Danton, unter uns gesagt, es ist so elend, sterben müssen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus seinen hübschen Augen stehlen, ich will die Augen offen haben.

DANTON. Du wirst sie ohnehin offen behalten, Samson drückt einem die Augen nicht zu. Der Schlaf ist barmherziger. Schlafe, mein Junge, schlafe!

CAMILLE. Lucile, deine Küsse phantasieren auf meinen Lippen; jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen sinken und schließen ihn fest ein.—

DANTON. Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken schiebt sie die Wände enger um mich, bis sie so eng sind wie ein Sarg.—Ich las einmal als Kind so 'ne Geschichte, die Haare standen mir zu Berg.

Ja, als Kind! Das war der Mühe wert, mich so groß zu füttern und mich warm zu halten. Bloß Arbeit für den Totengräber!

Es ist mir, als röch ich schon. Mein lieber Leib, ich will mir die Nase zuhalten und mir einbilden, du seist ein Frauenzimmer, was vom Tanzen schwitzt und stinkt, und dir Artigkeiten sagen. Wir haben uns sonst schon mehr miteinander die Zeit vertrieben.

Morgen bist du eine zerbrochne Fiedel; die Melodie darauf ist ausgespielt. Morgen bist du eine leere Bouteille; der Wein ist ausgetrunken, aber ich habe keinen Rausch davon und gehe nüchtern zu Bett—das sind glückliche Leute, die sich noch besaufen können. Morgen bist du eine durchgerutschte Hose; du wirst in die Garderobe geworfen, und die Motten werden dich fressen, du magst stinken, wie du willst.

Ach, das hilft nichts! Jawohl ist's so elend, sterben müssen. Der Tod äfft die Geburt; beim Sterben sind wir so hilflos und nackt wie neugeborne Kinder. Freilich, wir

bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grab so gut wimmern wie in der Wiege.

Camille! Er schläft; (*indem er sich über ihn bückt:*) ein Traum spielt zwischen seinen Wimpern. Ich will den goldnen Tau des Schlafes ihm nicht von den Augen streifen.

(*Er erhebt sich und tritt ans Fenster.*) Ich werde nicht allein gehn: ich danke dir, Julie! Doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eignen Lippen totküßt, wie ein Lichtstrahl in klaren Fluten sich begräbt.—

Wie schimmernde Tränen sind die Sterne durch die Nacht gesprengt; es muß ein großer Jammer in dem Aug sein, von dem sie abträufelten.

CAMILLE. O! (*Er hat sich aufgerichtet und tastet nach der Decke.*)

DANTON. Was hast du, Camille?

CAMILLE. O, o!

DANTON (*schüttelt ihn*). Willst du die Decke herunterkratzen?

CAMILLE. Ach du, du—o halt mich! sprich, du!

DANTON. Du bebst an allen Gliedern, der Schweiß steht dir auf der Stirne.

CAMILLE. Das bist du, das ich—so! Das ist meine Hand! Ja, jetzt besinn ich mich. O Danton, das war entsetzlich!

DANTON. Was denn?

CAMILLE. Ich lag so zwischen Traum und Wachen. Da schwand die Decke, und der Mond sank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte sich gesenkt, ich stieß daran, ich betastete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entsetzlich, Danton!

DANTON. Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das sahst du.

CAMILLE. Meinetwegen, es braucht grade nicht viel, um einem das bißchen Verstand verlieren zu machen. Der Wahnsinn faßte mich bei den Haaren. (*Er erhebt sich.*) Ich mag nicht mehr schlafen, ich mag nicht verrückt werden. (*Er greift nach einem Buch.*)

DANTON. Was nimmst du?

CAMILLE. Die Nachtgedanken.

DANTON. Willst du zum voraus sterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betstuhl, sondern wie aus dem Bett einer barmherzigen Schwester wegschleichen. Es ist eine Hure; es treibt mit der ganzen Welt Unzucht.

PLATZ VOR DER CONCIERGERIE

Ein Schließer, zwei Fuhrleute mit Karren, Weiber.

SCHLIESSER. Wer hat euch herfahren geheißen?

ERSTER FUHRMANN. Ich heiße nicht Herfahren, das ist ein kurioser Namen.

SCHLIESSER. Dummkopf, wer hat dir die Bestallung dazu gegeben?

ERSTER FUHRMANN. Ich habe keine Stallung dazu kriegt, nichts als zehn Sous für den Kopf.

ZWEITER FUHRMANN. Der Schuft will mich ums Brot bringen.

ERSTER FUHRMANN. Was nennst du dein Brot? (*Auf die Fenster der Gefangnen deutend:*) Das ist Wurmfraß.

ZWEITER FUHRMANN. Meine Kinder sind auch Würmer, und die wollen auch ihr Teil davon. O, es geht schlecht mit unsrem Metier, und doch sind wir die besten Fuhrleute.

ERSTER FUHRMANN. Wie das?

ZWEITER FUHRMANN. Wer ist der beste Fuhrmann?

ERSTER FUHRMANN. Der am weitesten und am schnellsten fährt.

ZWEITER FUHRMANN. Nun, Esel, wer fährt weiter, als der aus der Welt fährt, und wer fährt schneller, als der 's in einer Viertelstunde tut? Genau gemessen ist's eine Viertelstunde von da bis zum Revolutionsplatz.

SCHLIESSER. Rasch, ihr Schlingel! Näher ans Tor; Platz da, ihr Mädel!

ERSTER FUHRMANN. Halt' euren Platz vor! um ein Mädel fährt man nit herum, immer in die Mitt 'nein.

ZWEITER FUHRMANN. Ja, das glaub ich: du kannst mit Karren und Gäulen hinein, du findst gute Gleise; aber du mußt Quarantäne halten, wenn du herauskommst. (*Sie fahren vor.*)

ZWEITER FUHRMANN (*zu den Weibern*). Was gafft ihr?

EIN WEIB. Wir warten auf alte Kunden.

ZWEITER FUHRMANN. Meint ihr, mein Karren wär ein Bordell? Er ist ein anständiger Karren, er hat den König und alle vornehmen Herren aus Paris zur Tafel gefahren.

LUCILE (*tritt auf. Sie setzt sich auf einen Stein unter die Fenster der Gefangnen*). Camille, Camille! (*Camille erscheint am Fenster.*) Höre, Camille, du machst mich lachen mit dem langen Steinrock und der eisernen Maske vor dem Gesicht; kannst du dich nicht bücken? Wo sind deine Arme?—Ich will dich locken, lieber Vogel (*singt:*)

Es stehn zwei Sternlein an dem Himmel,
Scheinen heller als der Mond,
Der ein' scheint vor Feinsliebchens Fenster,
Der andre vor die Kammertür.

Komm, komm, mein Freund! Leise die Treppe herauf, sie schlafen alle. Der Mond hilft mir schon lange warten. Aber du kannst ja nicht zum Tor herein, das ist eine unleidliche Tracht. Das ist zu arg für den Spaß, mach ein Ende! Du rührst dich auch gar nicht, warum sprichst du nicht? Du machst mir Angst.

Höre! die Leute sagen, du müßtest sterben, und machen dazu so ernsthafte Gesichter. Sterben! ich muß lachen über die Gesichter. Sterben! Was ist das für ein Wort? Sag mir's, Camille. Sterben! Ich will nachdenken. Da, da ist's. Ich will ihm nachlaufen; komm, süßer Freund, hilf mir fangen, komm! komm! (*Sie läuft weg.*)

CAMILLE (*ruft*). Lucile! Lucile!

DIE CONCIERGERIE

Danton an einem Fenster, was in das nächste Zimmer geht. Camille, Philippeau, Lacroix, Hérault.

DANTON. Du bist jetzt ruhig, Fabre.

EINE STIMME (*von innen*). Am Sterben.

DANTON. Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

DIE STIMME. Nun?

DANTON. Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht hast—des vers.

CAMILLE (*für sich*). Der Wahnsinn saß hinter ihren Augen. Es sind schon mehr Leute wahnsinnig geworden, das ist der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waschen unsere Hände—. Es ist auch besser so.

DANTON. Ich lasse alles in einer schrecklichen Verwirrung. Keiner versteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Huren und Couthon meine Waden hinterließe.

LACROIX. Wir hätten die Freiheit zur Hure gemacht!

DANTON. Was wäre es auch! Die Freiheit und eine Hure sind die kosmopolitischsten Dinge unter der Sonne. Sie wird sich jetzt anständig im Ehebett des Advokaten von Arras prostituieren. Aber ich denke, sie wird die Klytämnestra gegen ihn spielen; ich lasse ihm keine sechs Monate Frist, ich ziehe ihn mit mir.

CAMILLE (*für sich*). Der Himmel verhelf ihr zu einer behaglichen fixen Idee. Die allgemeinen fixen Ideen, welche man die gesunde Vernunft tauft, sind unerträglich langweilig. Der glücklichste Mensch war der, welcher sich einbilden konnte, daß er Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist sei.

LACROIX. Die Esel werden schreien "Es lebe die Republik", wenn wir vorbeigehen.

DANTON. Was liegt daran? Die Sündflut der Revolution mag unsere Leichen absetzen, wo sie will; mit unsern fossilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einschlagen können.

HÉRAULT. Ja, wenn sich gerade ein Simson für unsere Kinnbacken findet.

DANTON. Sie sind Kainsbrüder.

LACROIX. Nichts beweist mehr, daß Robespierre ein Nero ist, als der Umstand, daß er gegen Camille nie freundlicher war als zwei Tage vor dessen Verhaftung. Ist es nicht so, Camille?

CAMILLE. Meinetwegen, was geht das mich an?—[*Für sich:*] Was sie aus dem Wahnsinn ein reizendes Ding gemacht hat! Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zusammen mit ihm gelacht, es gewiegt und geküßt.

DANTON. Wenn einmal die Geschichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duft unsrer Leichen ersticken.

HÉRAULT. Wir stanken bei Lebzeiten schon hinlänglich.—Das sind Phrasen für die Nachwelt, nicht wahr, Danton; uns gehn sie eigentlich nichts an.

CAMILLE. Er zieht ein Gesicht, als solle es versteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden.

Das verlohnt sich auch der Mühe, Mäulchen zu machen und Rot aufzulegen und mit einem guten Akzent zu sprechen; wir sollten einmal die Masken abnehmen, wir sähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zahllosen, unverwüstlichen Schafskopf, nichts mehr, nichts weniger. Die Unterschiede sind so groß nicht, wir alle sind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genies, und zwar das alles in einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, sie sind nicht so breit, als man sich einbildet. Schlafen, Verdauen, Kinder machen—das treiben alle; die übrigen Dinge sind nur Variationen aus verschiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man sich auf die Zehen zu stellen und Gesichter zu schneiden, da braucht man sich voreinander zu genieren! Wir haben uns alle am nämlichen Tische krank gegessen und haben Leibgrimmen; was haltet ihr euch die Servietten vor das Gesicht? Schreit nur und greint, wie es euch ankommt! Schneidet nur keine so tugendhafte und so witzige und so heroische und so geniale Grimassen, wir kennen uns ja einander, spart euch die Mühe!

HÉRAULT. Ja, Camille, wir wollen uns beieinandersetzen und schreien; nichts dummer, als die Lippen zusammenzupressen, wenn einem was weh tut.—Griechen und Götter schrien, Römer und Stoiker machten die heroische Fratze.

DANTON. Die einen waren so gut Epikureer wie die andern. Sie machten sich ein ganz behagliches Selbstgefühl zurecht. Es ist nicht so übel, seine Toga zu drapieren und sich umzusehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was sollen wir uns zerren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosenkränze oder Weinlaub vor die Scham binden oder das häßliche Ding offen tragen und es uns von den Hunden lecken lassen?

PHILIPPEAU. Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu stehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu sehen und die Augen von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinanderschreien und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien sind.

DANTON. Aber wir sind die armen Musikanten und unsere Körper die Instrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche auf ihnen herausgepfuscht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leise verhallend wie ein wollüstiger Hauch in himmlischen Ohren zu sterben?

HÉRAULT. Sind wir wie Ferkel, die man für fürstliche Tafeln mit Ruten totpeitscht, damit ihr Fleisch schmackhafter werde?

DANTON. Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gekitzelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?

CAMILLE. Ist denn der Äther mit seinen Goldaugen eine Schüssel mit Goldkarpfen, die am Tisch der seligen Götter steht, und die seligen Götter lachen ewig, und die Fische sterben ewig, und die Götter erfreuen sich ewig am Farbenspiel des Todeskampfes?

DANTON. Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott.

Der Schließer tritt ein.

SCHLIESSER. Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Tür.

PHILIPPEAU. Gute Nacht, meine Freunde! legen wir ruhig die große Decke über uns, worunter alle Herzen ausglühen und alle Augen zufallen. (*Sie umarmen einander.*)

HÉRAULT (*nimmt Camilles Arm*). Freue dich, Camille, wir bekommen eine schöne Nacht. Die Wolken hängen am stillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, versinkenden Göttergestalten. (*Sie gehen ab.*)

EIN ZIMMER

JULIE. Das Volk lief in den Gassen, jetzt ist alles still. Keinen Augenblick möchte ich ihn warten lassen. (*Sie zieht eine Phiole hervor.*) Komm, liebster Priester, dessen Amen uns zu Bette gehn macht. (*Sie tritt ans Fenster.*) Es ist so hübsch, Abschied zu nehmen; ich habe die Türe nur noch hinter mir zuzuziehen. (*Sie trinkt.*)

Man möchte immer so stehn.—Die Sonne ist hinunter; der Erde Züge waren so scharf in ihrem Licht, doch jetzt ist ihr Gesicht so still und ernst wie einer Sterbenden.—Wie schön das Abendlicht ihr um Stirn und Wangen spielt.—Stets bleicher und bleicher wird sie, wie eine Leiche treibt sie abwärts in der Flut des Äthers. Will denn kein Arm sie bei den goldnen Locken fassen und aus dem Strom sie ziehen und sie begraben?

Ich gehe leise. Ich küsse sie nicht, daß kein Hauch, kein Seufzer sie aus dem Schlummer wecke.—Schlafe, schlafe! (*Sie stirbt.*)

DER REVOLUTIONSPLATZ

Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine. Männer und Weiber singen und tanzen die Carmagnole. Die Gefangnen stimmen die Marseillaise an.

EIN WEIB MIT KINDERN. Platz! Platz! Die Kinder schreien, sie haben Hunger. Ich muß sie zusehen machen, daß sie still sind. Platz!

EIN WEIB. He, Danton, du kannst jetzt mit den Würmern Unzucht treiben.

EINE ANDERE. Hérault, aus deinen hübschen Haaren laß ich mir eine Perücke machen.

HÉRAULT. Ich habe nicht Waldung genug für einen so abgeholzten Venusberg.

CAMILLE. Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch schreien: ihr Berge fallet auf uns!

EIN WEIB. Der Berg ist auf euch, oder ihr seid ihn vielmehr hinunter gefallen.

DANTON (*zu Camille*). Ruhig, mein Junge! du hast dich heiser geschrien.

CAMILLE (*gibt dem Fuhrmann Geld*). Da, alter Charon, dein Karren ist ein guter Präsentierteller!—Meine Herren, ich will mich zuerst servieren. Das ist ein klassisches Gastmahl; wir liegen auf unsern Plätzen und verschütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton! (*Er besteigt das Blutgerüst, die Gefangnen folgen ihm, einer nach dem andern. Danton steigt zuletzt hinauf.*)

LACROIX (*zu dem Volk*). Ihr tötet uns an dem Tage, wo ihr den Verstand verloren habt; ihr werdet sie an dem töten, wo ihr ihn wiederbekommt.

EINIGE STIMMEN. Das war schon einmal da; wie langweilig!

LACROIX. Die Tyrannen werden über unsern Gräbern den Hals brechen.

HÉRAULT (*zu Danton*). Er hält seine Leiche für ein Mistbeet der Freiheit.

PHILIPPEAU (*auf dem Schafott*). Ich vergebe euch; ich wünsche, eure Todesstunde sei nicht bittrer als die meinige.

HÉRAULT. Dacht ich's doch! er muß sich noch einmal in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.

FABRE. Lebe wohl, Danton! Ich sterbe doppelt.

DANTON. Adieu, mein Freund! Die Guillotine ist der beste Arzt.

HÉRAULT (*will Danton umarmen*). Ach, Danton, ich

bringe nicht einmal einen Spaß mehr heraus. Da ist's Zeit. (*Ein Henker stößt ihn zurück.*)

DANTON (*zum Henker*). Willst du grausamer sein als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen?

EINE STRASSE

LUCILE. Es ist doch was wie Ernst darin. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, so was zu begreifen.

Sterben—Sterben—!—Es darf ja alles leben, alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich.

Es regt sich alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt, und so alles weiter bis da, dahin—nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken alles stehn bleibt, alles stockt, sich nichts mehr regt. (*Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich:*) Das hilft nichts, da ist noch alles wie sonst: die Häuser, die Gasse, der Wind geht, die Wolken ziehen.—Wir müssen's wohl leiden.

Einige Weiber kommen die Gasse herunter.

ERSTES WEIB. Ein hübscher Mann, der Hérault!

ZWEITES WEIB. Wie er beim Konstitutionsfest so am Triumphbogen stand, da dacht ich so, der muß sich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht ich. Das war so 'ne Ahnung.

DRITTES WEIB. Ja, man muß die Leute in allen Verhältnissen sehen; es ist recht gut, daß das Sterben so öffentlich wird. (*Sie gehen vorbei.*)

LUCILE. Mein Camille! Wo soll ich dich jetzt suchen?

DER REVOLUTIONSPLATZ

Zwei Henker an der Guillotine beschäftigt.

ERSTER HENKER (*steht auf der Guillotine und singt*).

Und wann ich hame geh,
Scheint der Mond so scheh . . .

ZWEITER HENKER. He, holla! Bist bald fertig?

ERSTER HENKER. Gleich, gleich! (*Singt*:)

Scheint in meines Ellervaters Fenster—
Kerl, wo bleibst so lang bei de Menscher?

So! die Jacke her! (*Sie gehn singend ab*:)

Und wann ich hame geh,
Scheint der Mond so scheh . . .

LUCILE (*tritt auf und setzt sich auf die Stufen der Guillotine*). Ich setze mich auf deinen Schoß, du stiller Todesengel. (*Sie singt*:)

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott.

Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Rosen erstickt hast. Du Totenglocke, die du ihn mit deiner süßen Zunge zu Grabe sangst. (*Sie singt*:)

Viel Hunderttausend ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt.

(*Eine Patrouille tritt auf.*)

EIN BÜRGER. He, wer da?

LUCILE (*sinnend und wie einen Entschluß fassend, plötzlich*). Es lebe der König!

BÜRGER. Im Namen der Republik!

(*Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.*)

LENZ

DEN 20. [Hartung] ging Lenz durchs Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war naßkalt; das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Äste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber alles so dicht—und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump.

Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte.

Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm alles so klein, so nahe, so naß; er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen. Er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse alles mit ein paar Schritten ausmessen können. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Täler warf und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner und dann gewaltig heranbrausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besingen, und die Wolken wie wilde, wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwischen durchging und kam und sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, so daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Täler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufsummte, und am tiefen Blau ein leises Rot hinaufklomm und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen, und alle Berggipfel, scharf und fest, weit über

das Land hin glänzten und blitzten—riß es ihm in der Brust, er stand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, alles in sich fassen, er dehnte sich aus und lag über der Erde, er wühlte sich in das All hinein, es war eine Lust, die ihm wehe tat; oder er stand still und legte das Haupt ins Moos und schloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, sie wurde klein wie ein wandelnder Stern und tauchte sich in einen brausenden Strom, der seine klare Flut unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke; und dann erhob er sich nüchtern, fest, ruhig, als wäre ein Schattenspiel vor ihm vorübergezogen—er wußte von nichts mehr.

Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabstieg in die Ebene nach Westen. Er setzte sich oben nieder. Es war gegen Abend ruhiger geworden; das Gewölk lag fest und unbeweglich am Himmel; soweit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen sich breite Flächen hinabzogen, und alles so still, grau, dämmernd. Es wurde ihm entsetzlich einsam; er war allein, ganz allein. Er wollte mit sich sprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu atmen; das Biegen seines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte sich niedersetzen. Es faßte ihn eine namenlose Angst in diesem Nichts: er war im Leeren! Er riß sich auf und flog den Abhang hinunter.

Es war finster geworden, Himmel und Erde verschmolzen in eins. Es war, als ginge ihm was nach und als müsse ihn was Entsetzliches erreichen, etwas, das Menschen nicht ertragen können, als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm.

Endlich hörte er Stimmen; er sah Lichter, es wurde ihm leichter. Man sagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach.

Er ging durch das Dorf. Die Lichter schienen durch die Fenster, er sah hinein im Vorbeigehen: Kinder am Tische, alte Weiber, Mädchen, alles ruhige, stille Gesichter. Es war ihm, als müsse das Licht von ihnen ausstrahlen; es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhause.

Man saß am Tische, er hinein; die blonden Locken hingen ihm um das bleiche Gesicht, es zuckte ihm in den Augen und um den Mund, seine Kleider waren zerrissen.

Oberlin hieß ihn willkommen, er hielt ihn für einen Handwerker: "Sein Sie mir willkommen, obschon Sie mir unbekannt."—"Ich bin ein Freund von [Kaufmann] und bringe Ihnen Grüße von ihm."—"Der Name, wenn's beliebt?"—"Lenz."—"Ha, ha, ha, ist er nicht gedruckt? Habe ich nicht einige Dramen gelesen, die einem Herrn dieses Namens zugeschrieben werden?"—"Ja, aber belieben Sie, mich nicht darnach zu beurteilen."

Man sprach weiter, er suchte nach Worten und erzählte rasch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig —das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter, die aus dem Schatten hervortraten: das helle Kindergesicht, auf dem alles Licht zu ruhen schien und das neugierig, vertraulich aufschaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich stille saß. Er fing an zu erzählen, von seiner Heimat; er zeichnete allerhand Trachten, man drängte sich teilnehmend um ihn, er war gleich zu Haus. Sein blasses Kindergesicht, das jetzt lächelte, sein lebendiges Erzählen! Er wurde ruhig; es war ihm, als träten alte Gestalten, vergessene Gesichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieder wachten auf, er war weg, weit weg.

Endlich war es Zeit zum Gehen. Man führte ihn über die Straße: das Pfarrhaus war zu eng, man gab ihm ein Zimmer im Schulhause. Er ging hinauf. Es war kalt oben, eine weite Stube, leer, ein hohes Bett im Hintergrund. Er stellte das Licht auf den Tisch und ging auf und ab. Er besann sich wieder auf den Tag, wie er hergekommen, wo er war. Das Zimmer im Pfarrhause mit seinen Lichtern und lieben Gesichtern, es war ihm wie ein Schatten, ein Traum, und es wurde ihm leer, wieder wie auf dem Berg; aber er konnte es mit nichts mehr ausfüllen, das Licht war erloschen, die Finsternis verschlang alles. Eine unnennbare Angst erfaßte ihn. Er sprang auf, er lief durchs Zimmer, die Treppe hinunter, vors Haus; aber umsonst, alles finster, nichts—er war sich selbst ein Traum. Einzelne Gedanken huschten auf, er hielt sie fest; es war ihm, als

müsse er immer "Vater unser" sagen. Er konnte sich nicht mehr finden; ein dunkler Instinkt trieb ihn, sich zu retten. Er stieß an die Steine, er riß sich mit den Nägeln; der Schmerz fing an, ihm das Bewußtsein wiederzugeben. Er stürzte sich in den Brunnenstein, aber das Wasser war nicht tief, er patschte darin.

Da kamen Leute; man hatte es gehört, man rief ihm zu. Oberlin kam gelaufen. Lenz war wieder zu sich gekommen, das ganze Bewußtsein seiner Lage stand vor ihm, es war ihm wieder leicht. Jetzt schämte er sich und war betrübt, daß er den guten Leuten Angst gemacht; er sagte ihnen, daß er gewohnt sei, kalt zu baden, und ging wieder hinauf; die Erschöpfung ließ ihn endlich ruhen.

Den andern Tag ging es gut. Mit Oberlin zu Pferde durch das Tal: breite Bergflächen, die aus großer Höhe sich in ein schmales, gewundnes Tal zusammenzogen, das in mannichfachen Richtungen sich hoch an den Bergen hinaufzog; große Felsenmassen, die sich nach unten ausbreiteten; wenig Wald, aber alles im grauen, ernsten Anflug; eine Aussicht nach Westen in das Land hinein und auf die Bergkette, die sich grad hinunter nach Süden und Norden zog und deren Gipfel gewaltig, ernsthaft oder schweigend still, wie ein dämmernder Traum, standen. Gewaltige Lichtmassen, die manchmal aus den Tälern, wie ein goldner Strom, schwollen, dann wieder Gewölk, das an dem höchsten Gipfel lag und dann langsam den Wald herab in das Tal klomm oder in den Sonnenblitzen sich wie ein fliegendes, silbernes Gespenst herabsenkte und hob; kein Lärm, keine Bewegung, kein Vogel, nichts als das bald nahe, bald ferne Wehn des Windes. Auch erschienen Punkte, Gerippe von Hütten, Bretter mit Stroh gedeckt, von schwarzer, ernster Farbe. Die Leute, schweigend und ernst, als wagten sie die Ruhe ihres Tales nicht zu stören, grüßten ruhig, wie sie vorbeiritten.

In den Hütten war es lebendig: man drängte sich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rat, tröstete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählten Träume, Ahnungen. Dann rasch ins praktische Leben: Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule besucht.

Oberlin war unermüdlich, Lenz fortwährend sein Begleiter, bald in Gespräch, bald tätig am Geschäft, bald in die Natur versunken. Es wirkte alles wohltätig und beruhigend auf ihn. Er mußte Oberlin oft in die Augen sehen, und die mächtige Ruhe, die uns über der ruhenden Natur, im tiefen Wald, in mondhellen, schmelzenden Sommernächten überfällt, schien ihm noch näher in diesem ruhigen Auge, diesem ehrwürdigen ernsten Gesicht. Er war schüchtern; aber er machte Bemerkungen, er sprach. Oberlin war sein Gespräch sehr angenehm, und das anmutige Kindergesicht Lenzens machte ihm große Freude.

Aber nur solange das Licht im Tale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befiel ihn eine sonderbare Angst, er hätte der Sonne nachlaufen mögen. Wie die Gegenstände nach und nach schattiger wurden, kam ihm alles so traumartig, so zuwider vor: es kam ihm die Angst an wie Kindern, die im Dunkeln schlafen; es war ihm, als sei er blind. Jetzt wuchs sie, der Alp des Wahnsinns setzte sich zu seinen Füßen: der rettungslose Gedanke, als sei alles nur sein Traum, öffnete sich vor ihm; er klammerte sich an alle Gegenstände. Gestalten zogen rasch an ihm vorbei, er drängte sich an sie; es waren Schatten, das Leben wich aus ihm, und seine Glieder waren ganz starr. Er sprach, er sang, er rezitierte Stellen aus Shakespeare, er griff nach allem, was sein Blut sonst hatte rascher fließen machen, er versuchte alles, aber—kalt, kalt! Er mußte dann hinaus ins Freie. Das wenige, durch die Nacht zerstreute Licht, wenn seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte ihm besser; er stürzte sich in den Brunnen, die grelle Wirkung des Wassers machte ihm besser; auch hatte er eine geheime Hoffnung auf eine Krankheit—er verrichtete sein Bad jetzt mit weniger Geräusch.

Doch je mehr er sich in das Leben hineinlebte, ward er ruhiger. Er unterstützte Oberlin, zeichnete, las die Bibel; alte, vergangne Hoffnungen gingen in ihm auf; das Neue Testament trat ihm hier so entgegen—und eines Morgens ging er hinaus. Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltsame Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie

auf der Höhe ein Glanz seine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm gesprochen, und wie Gott so ganz bei ihm eingekehrt, daß er kindlich seine Lose aus der Tasche holte, um zu wissen, was er tun sollte: dieser Glaube, dieser ewige Himmel im Leben, dieses Sein in Gott—jetzt erst ging ihm die Heilige Schrift auf. Wie den Leuten die Natur so nah trat, alles in himmlischen Mysterien; aber nicht gewaltsam majestätisch, sondern noch vertraut!

Er ging des Morgens hinaus. Die Nacht war Schnee gefallen; im Tal lag heller Sonnenschein, aber weiterhin die Landschaft halb im Nebel. Er kam bald vom Weg ab und eine sanfte Höhe hinauf, keine Spur von Fußtritten mehr, neben einem Tannenwald hin; die Sonne schnitt Kristalle, der Schnee war leicht und flockig, hie und da Spur von Wild leicht auf dem Schnee, die sich ins Gebirg hinzog. Keine Regung in der Luft als ein leises Wehen, als das Rauschen eines Vogels, der die Flocken leicht vom Schwanze stäubte. Alles so still, und die Bäume weithin mit schwankenden weißen Federn in der tiefblauen Luft. Es wurde ihm heimlich nach und nach. Die einförmigen, gewaltigen Flächen und Linien, vor denen es ihm manchmal war, als ob sie ihn mit gewaltigen Tönen anredeten, waren verhüllt; ein heimliches Weihnachtsgefühl beschlich ihn: er meinte manchmal, seine Mutter müsse hinter einem Baume hervortreten, groß, und ihm sagen, sie hätte ihm dies alles beschert. Wie er hinunterging, sah er, daß um seinen Schatten sich ein Regenbogen von Strahlen legte; es wurde ihm, als hätte ihn was an der Stirn berührt, das Wesen sprach ihn an. Er kam hinunter. Oberlin war im Zimmer; Lenz kam heiter auf ihn zu und sagte ihm, er möge wohl einmal predigen. "Sind Sie Theologe?"—"Ja!"—"Gut, nächsten Sonntag."

Lenz ging vergnügt auf sein Zimmer. Er dachte auf einen Text zum Predigen und verfiel in Sinnen, und seine Nächte wurden ruhig. Der Sonntagmorgen kam, es war Tauwetter eingefallen. Vorüberstreifende Wolken, Blau dazwischen. Die Kirche lag neben am Berg hinauf, auf einem Vor-

sprung; der Kirchhof drumherum. Lenz stand oben, wie die Glocke läutete und die Kirchengänger, die Weiber und Mädchen in ihrer ernsten schwarzen Tracht, das weiße gefaltete Schnupftuch auf dem Gesangbuch und den Rosmarinzweig, von den verschiedenen Seiten die schmalen Pfade zwischen den Felsen herauf- und herabkamen. Ein Sonnenblick lag manchmal über dem Tal, die laue Luft regte sich langsam, die Landschaft schwamm im Duft, fernes Geläute—es war, als löste sich alles in eine harmonische Welle auf.

Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den schwarzen Kreuzen; ein verspäteter Rosenstrauch lehnte an der Kirchhofmauer, verspätete Blumen dazu unter dem Moos hervor; manchmal Sonne, dann wieder dunkel. Die Kirche fing an, die Menschenstimmen begegneten sich im reinen hellen Klang; ein Eindruck, als schaue man in reines, durchsichtiges Bergwasser. Der Gesang verhallte—Lenz sprach. Er war schüchtern; unter den Tönen hatte sein Starrkrampf sich ganz gelegt, sein ganzer Schmerz wachte jetzt auf und legte sich in sein Herz. Ein süßes Gefühl unendlichen Wohls beschlich ihn. Er sprach einfach mit den Leuten; sie litten alle mit ihm, und es war ihm ein Trost, wenn er über einige müdgeweinte Augen Schlaf und gequälten Herzen Ruhe bringen, wenn er über dieses von materiellen Bedürfnissen gequälte Sein, diese dumpfen Leiden gen Himmel leiten konnte. Er war fester geworden, wie er schloß—da fingen die Stimmen wieder an:

Laß in mir die heilgen Schmerzen,
Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;
Leiden sei all mein Gewinst,
Leiden sei mein Gottesdienst.

Das Drängen in ihm, die Musik, der Schmerz, erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen, unnennbaren Schmerz davon. Jetzt ein anderes Sein: göttliche, zuckende Lippen bückten sich über ihm nieder und sogen sich an seine Lippen; er ging auf sein einsames Zimmer. Er war allein, allein! Da rauschte die Quelle, Ströme brachen aus seinen Augen, er krümmte sich in

sich, es zuckten seine Glieder, es war ihm, als müsse er sich auflösen, er konnte kein Ende finden der Wollust. Endlich dämmerte es in ihm: er empfand ein leises tiefes Mitleid mit sich selbst, er weinte über sich; sein Haupt sank auf die Brust, er schlief ein. Der Vollmond stand am Himmel; die Locken fielen ihm über die Schläfe und das Gesicht, die Tränen hingen ihm an den Wimpern und trockneten auf den Wangen—so lag er nun da allein, und alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und stand über den Bergen.

Am folgenden Morgen kam er herunter, er erzählte Oberlin ganz ruhig, wie ihm die Nacht seine Mutter erschienen sei: Sie sei in einem weißen Kleid aus der dunkeln Kirchhofmauer hervorgetreten und habe eine weiße und eine rote Rose an der Brust stecken gehabt; sie sei dann in eine Ecke gesunken, und die Rosen seien langsam über sie gewachsen, sie sei gewiß tot; er sei ganz ruhig darüber. Oberlin versetzte ihm nun, wie er bei dem Tod seines Vaters allein auf dem Felde gewesen sei und er dann eine Stimme gehört habe, so daß er wußte, daß sein Vater tot sei; und wie er heimgekommen, sei es so gewesen. Das führte sie weiter: Oberlin sprach noch von den Leuten im Gebirge, von Mädchen, die das Wasser und Metall unter der Erde fühlten, von Männern, die auf manchen Berghöhen angefaßt würden und mit einem Geiste rängen; er sagte ihm auch, wie er einmal im Gebirg durch das Schauen in ein leeres tiefes Bergwasser in eine Art von Somnambulismus versetzt worden sei. Lenz sagte, daß der Geist des Wassers über ihn gekommen sei, daß er dann etwas von seinem eigentümlichen Sein empfunden hätte. Er fuhr weiter fort: Die einfachste, reinste Natur hinge am nächsten mit der elementarischen zusammen; je feiner der Mensch geistig fühlt und lebt, um so abgestumpfter würde dieser elementarische Sinn; er halte ihn nicht für einen hohen Zustand, er sei nicht selbständig genug, aber er meine, es müsse ein unendliches Wonnegefühl sein, so von dem eigentümlichen Leben jeder Form berührt zu werden, für Gesteine, Metalle, Wasser und Pflanzen eine Seele zu haben, so traumartig jedes Wesen

in der Natur in sich aufzunehmen, wie die Blumen mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes die Luft.

Er sprach sich selbst weiter aus: wie in allem eine unaussprechliche Harmonie, ein Ton, eine Seligkeit sei, die in den höhern Formen mit mehr Organen aus sich herausgriffe, tönte, auffaßte und dafür aber auch um so tiefer affiziert würde; wie in den niedrigen Formen alles zurückgedrängter, beschränkter, dafür aber auch die Ruhe in sich größer sei. Er verfolgte das noch weiter. Oberlin brach es ab, es führte ihn zu weit von seiner einfachen Art ab. Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentäfelchen, er setzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menschen stände; er brachte zwölf Apostel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräsentiert würde. Lenz faßte das auf, er spann die Sache weiter, kam in ängstliche Träume, und fing an, wie Stilling, die Apokalypse zu lesen, und las viel in der Bibel.

Um diese Zeit kam Kaufmann mit seiner Braut ins Steintal. Lenzen war anfangs das Zusammentreffen unangenehm; er hatte sich so ein Plätzchen zurechtgemacht, das bißchen Ruhe war ihm so kostbar—und jetzt kam ihm jemand entgegen, der ihn an so vieles erinnerte, mit dem er sprechen, reden mußte, der seine Verhältnisse kannte. Oberlin wußte von allem nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er sah es als eine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugesandt hätte, er liebte ihn herzlich. Auch war es allen notwendig, daß er da war; er gehörte zu ihnen, als wäre er schon längst da, und niemand frug, woher er gekommen und wohin er gehen werde.

Über Tisch war Lenz wieder in guter Stimmung: man sprach von Literatur, er war auf seinem Gebiete. Die idealistische Periode fing damals an; Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widersprach heftig. Er sagte: Die Dichter, von denen man sage, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon; doch seien sie immer noch erträglicher als die, welche die Wirklichkeit verklären wollten. Er sagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht, wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres klecksen; unser einziges Bestreben soll sein,

ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in allem— Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist. Das Gefühl, daß was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen beiden und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen. Übrigens begegne es uns nur selten: in Shakespeare finden wir es, und in den Volksliedern tönt es einem ganz, in Goethe manchmal entgegen; alles übrige kann man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundsstall zeichnen. Da wollte man idealistische Gestalten, aber alles, was ich davon gesehen, sind Holzpuppen. Dieser Idealismus ist die schmählichste Verachtung der menschlichen Natur. Man versuche es einmal und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum bemerkten Mienenspiel; er hätte dergleichen versucht im "Hofmeister" und den "Soldaten". Es sind die prosaischsten Menschen unter der Sonne; aber die Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich, nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muß. Man muß nur Aug und Ohren dafür haben. Wie ich gestern neben am Tal hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen: die eine band ihre Haare auf, die andre half ihr; und das goldne Haar hing herab, und ein ernstes bleiches Gesicht, und doch so jung, und die schwarze Tracht, und die andre so sorgsam bemüht. Die schönsten, innigsten Bilder der altdeutschen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Medusenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen, zwischen den Felsen, war es wieder ein anderes Bild. Die schönsten Bilder, die schwellendsten Töne gruppieren, lösen sich auf.

Nur eins bleibt: eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andre tritt, ewig aufgeblättert, verändert. Man kann sie aber freilich nicht immer festhalten und in Museen stellen und auf Noten ziehen, und dann alt und jung herbeirufen, und die Buben und Alten darüber rado-

tieren und sich entzücken lassen. Man muß die Menschheit lieben, um in das eigentümliche Wesen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen; das unbedeutendste Gesicht macht einen tiefern Eindruck als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Gestalten aus sich heraustreten lassen, ohne etwas vom Äußern hinein zu kopieren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegenschwillt und pocht.

Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raffaelische Madonna finden würde. Was liegt daran, versetzte er; ich muß gestehen, ich fühle mich dabei sehr tot. Wenn ich in mir arbeite, kann ich auch wohl was dabei fühlen, aber ich tue das Beste daran. Der Dichter und Bildende ist mir der liebste, der mir die Natur am wirklichsten gibt, so daß ich über seinem Gebild fühle; alles übrige stört mich. Die holländischen Maler sind mir lieber als die italienischen, sie sind auch die einzigen faßlichen. Ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten, wie das Neue Testament: das eine ist, ich weiß nicht von wem, Christus und die Jünger von Emmaus. Wenn man so liest, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den paar Worten. Es ist ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger roter Streifen am Horizont, halbfinster auf der Straße; da kommt ein Unbekannter zu ihnen, sie sprechen, er bricht das Brot; da erkennen sie ihn, in einfach-menschlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und sie erschrecken, denn es ist finster geworden, und es tritt sie etwas Unbegreifliches an; aber es ist kein gespenstisches Grauen, es ist, wie wenn einem ein geliebter Toter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte: so ist das Bild mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben stillen Abend. Dann ein anderes: Eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es ist sonntäglich aufgeputzt, der Sand gestreut, so heimlich rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche gekonnt, und sie verrichtet die Andacht zu Haus; das

Fenster ist offen, sie sitzt darnach hingewandt, und es ist, als schwebten zu dem Fenster über die weite ebne Landschaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallet der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau liest den Text nach.

In der Art sprach er weiter; man horchte auf, es traf vieles. Er war rot geworden über dem Reden, und bald lächelnd, bald ernst, schüttelte er die blonden Locken. Er hatte sich ganz vergessen.

Nach dem Essen nahm ihn Kaufmann beiseite. Er hatte Briefe von Lenzens Vater erhalten, sein Sohn sollte zurück, ihn unterstützen. Kaufmann sagte ihm, wie er sein Leben hier verschleudre, unnütz verliere, er solle sich ein Ziel stecken, und dergleichen mehr. Lenz fuhr ihn an: "Hier weg, weg? nach Haus? Toll werden dort? Du weißt, ich kann es nirgends aushalten, als da herum, in der Gegend. Wenn ich nicht manchmal auf einen Berg könnte und die Gegend sehen könnte, und dann wieder herunter ins Haus, durch den Garten gehn und zum Fenster hineinsehn—ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bißchen Ruhe jetzt, wo es mir ein wenig wohl wird! Weg, weg? Ich verstehe das nicht, mit den zwei Worten ist die Welt verhunzt. Jeder hat was nötig; wenn er ruhen kann, was könnt er mehr haben! Immer steigen, ringen und so in Ewigkeit alles, was der Augenblick gibt, wegwerfen und immer darben, um einmal zu genießen! Dürsten, während einem helle Quellen über den Weg springen! Es ist mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben. Warum? warum? Eben weil es mir wohl ist. Was will mein Vater? Kann er mehr geben? Unmöglich! Laßt mich in Ruhe!"—Er wurde heftig; Kaufmann ging, Lenz war verstimmt.

Am folgenden Tag wollte Kaufmann weg. Er beredete Oberlin, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Der Wunsch, Lavater, den er längst durch Briefe kannte, auch persönlich kennen zu lernen, bestimmte ihn. Er sagte es zu. Man mußte einen Tag länger wegen der Zurüstungen warten. Lenz fiel das aufs Herz. Er hatte, um seiner unendlichen Qual los zu werden, sich ängstlich an alles ge-

klammert; er fühlte in einzelnen Augenblicken tief, wie er sich alles nur zurechtmache; er ging mit sich um wie mit einem kranken Kinde. Manche Gedanken, mächtige Gefühle wurde er nur mit der größten Angst los; da trieb es ihn wieder mit unendlicher Gewalt darauf, er zitterte, das Haar sträubte ihm fast, bis er es in der ungeheuersten Anspannung erschöpfte. Er rettete sich in eine Gestalt, die ihm immer vor Augen schwebte, und in Oberlin; seine Worte, sein Gesicht taten ihm unendlich wohl. So sah er mit Angst seiner Abreise entgegen.

Es war Lenzen unheimlich, jetzt allein im Hause zu bleiben. Das Wetter war milde geworden: er beschloß, Oberlin zu begleiten, ins Gebirg. Auf der andern Seite, wo die Täler sich in die Ebne ausliefen, trennten sie sich. Er ging allein zurück. Er durchstrich das Gebirg in verschiedenen Richtungen. Breite Flächen zogen sich in die Täler herab, wenig Wald, nichts als gewaltige Linien und weiter hinaus die weite, rauchende Ebne; in der Luft ein gewaltiges Wehen, nirgends eine Spur von Menschen, als hie und da eine verlassene Hütte, wo die Hirten den Sommer zubrachten, an den Abhängen gelehnt. Er wurde still, vielleicht fast träumend: es verschmolz ihm alles in eine Linie, wie eine steigende und sinkende Welle, zwischen Himmel und Erde; es war ihm, als läge er an einem unendlichen Meer, das leise auf und ab wogte. Manchmal saß er; dann ging er wieder, aber langsam träumend. Er suchte keinen Weg.

Es war finstrer Abend, als er an eine bewohnte Hütte kam, im Abhang nach dem Steintal. Die Türe war verschlossen; er ging ans Fenster, durch das ein Lichtschimmer fiel. Eine Lampe erhellte fast nur einen Punkt: ihr Licht fiel auf das bleiche Gesicht eines Mädchens, das mit halb geöffneten Augen, leise die Lippen bewegend, dahinter ruhte. Weiter weg im Dunkel saß ein altes Weib, das mit schnarrender Stimme aus einem Gesangbuch sang. Nach langem Klopfen öffnete sie; sie war halb taub. Sie trug Lenz einiges Essen auf und wies ihm eine Schlafstelle an, wobei sie beständig ihr Lied fortsang. Das Mädchen hatte sich nicht gerührt. Einige Zeit darauf kam ein

Mann herein; er war lang und hager, Spuren von grauen Haaren, mit unruhigem, verwirrtem Gesicht. Er trat zum Mädchen, sie zuckte auf und wurde unruhig. Er nahm ein getrocknetes Kraut von der Wand und legte ihr die Blätter auf die Hand, so daß sie ruhiger wurde und verständliche Worte in langsam ziehenden, durchschneidenden Tönen summte. Er erzählte, wie er eine Stimme im Gebirge gehört und dann über den Tälern ein Wetterleuchten gesehen habe; auch habe es ihn angefaßt, und er habe damit gerungen wie Jakob. Er warf sich nieder und betete leise mit Inbrunst, während die Kranke in einem langsam ziehenden, leise verhallenden Ton sang. Dann gab er sich zur Ruhe.

Lenz schlummerte träumend ein, und dann hörte er im Schlaf, wie die Uhr pickte. Durch das leise Singen des Mädchens und die Stimme der Alten zugleich tönte das Sausen des Windes, bald näher, bald ferner, und der bald helle, bald verhüllte Mond warf sein wechselndes Licht traumartig in die Stube. Einmal wurden die Töne lauter, das Mädchen redete deutlich und bestimmt: sie sagte, wie auf der Klippe gegenüber eine Kirche stehe. Lenz sah auf, und sie saß mit weitgeöffneten Augen aufrecht hinter dem Tisch, und der Mond warf sein stilles Licht auf ihre Züge, von denen ein unheimlicher Glanz zu strahlen schien; zugleich schnarrte die Alte, und über diesem Wechseln und Sinken des Lichts, den Tönen und Stimmen schlief endlich Lenz tief ein.

Er erwachte früh. In der dämmernden Stube schlief alles, auch das Mädchen war ruhig geworden. Sie lag zurückgelehnt, die Hände gefaltet unter der linken Wange; das Geisterhafte aus ihren Zügen war verschwunden, sie hatte jetzt einen Ausdruck unbeschreiblichen Leidens. Er trat ans Fenster und öffnete es, die kalte Morgenluft schlug ihm entgegen. Das Haus lag am Ende eines schmalen, tiefen Tales, das sich nach Osten öffnete; rote Strahlen schossen durch den grauen Morgenhimmel in das dämmernde Tal, das im weißen Rauch lag, und funkelten am grauen Gestein und trafen in die Fenster der Hütten. Der Mann erwachte. Seine Augen trafen auf ein erleuchtet

Bild an der Wand, sie richteten sich fest und starr darauf; nun fing er an, die Lippen zu bewegen, und betete leise, dann laut und immer lauter. Indem kamen Leute zur Hütte herein, sie warfen sich schweigend nieder. Das Mädchen lag in Zuckungen, die Alte schnarrte ihr Lied und plauderte mit den Nachbarn. Die Leute erzählten Lenzen, der Mann sei vor langer Zeit in die Gegend gekommen, man wisse nicht woher; er stehe im Ruf eines Heiligen, er sehe das Wasser unter der Erde und könne Geister beschwören, und man wallfahre zu ihm. Lenz erfuhr zugleich, daß er weiter vom Steintal abgekommen; er ging weg mit einigen Holzhauern, die in die Gegend gingen. Es tat ihm wohl, Gesellschaft zu finden; es war ihm jetzt unheimlich mit dem gewaltigen Menschen, von dem es ihm manchmal war, als rede er in entsetzlichen Tönen. Auch fürchtete er sich vor sich selbst in der Einsamkeit.

Er kam heim. Doch hatte die verflossene Nacht einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Die Welt war ihm helle gewesen, und er spürte an sich ein Regen und Wimmeln nach einem Abgrund, zu dem ihn eine unerbittliche Gewalt hinriß. Er wühlte jetzt in sich. Er aß wenig; halbe Nächte im Gebet und fieberhaften Träumen. Ein gewaltsames Drängen, und dann erschöpft zurückgeschlagen; er lag in den heißesten Tränen. Und dann bekam er plötzlich eine Stärke und erhob sich kalt und gleichgültig; seine Tränen waren ihm dann wie Eis, er mußte lachen. Je höher er sich aufriß, desto tiefer stürzte er hinunter. Alles strömte wieder zusammen. Ahnungen von seinem alten Zustande durchzuckten ihn und warfen Streiflichter in das wüste Chaos seines Geistes.

Des Tags saß er gewöhnlich unten im Zimmer. Madame Oberlin ging ab und zu; er zeichnete, malte, las, griff nach jeder Zerstreuung, alles hastig von einem zum andern. Doch schloß er sich jetzt besonders an Madame Oberlin an, wenn sie so dasaß, das schwarze Gesangbuch vor sich, neben eine Pflanze, im Zimmer gezogen, das jüngste Kind zwischen den Knien; auch machte er sich viel mit dem Kinde zu tun. So saß er einmal, da wurde ihm ängstlich, er sprang auf, ging auf und ab. Die Türe halb offen—da

hörte er die Magd singen, erst unverständlich, dann kamen die Worte:

Auf dieser Welt hab ich kein Freud,
Ich hab mein Schatz und der ist weit.

Das fiel auf ihn, er verging fast unter den Tönen. Madame Oberlin sah ihn an. Er faßte sich ein Herz, er konnte nicht mehr schweigen, er mußte davon sprechen. "Beste Madame Oberlin, können Sie mir nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so zentnerschwer auf dem Herzen liegt?"—"Aber Herr Lenz, ich weiß von nichts."

Er schwieg dann wieder und ging hastig im Zimmer auf und ab; dann fing er wieder an: "Sehn Sie, ich will gehen; Gott, Sie sind noch die einzigen Menschen, wo ich's aushalten könnte, und doch—doch, ich muß weg, zu ihr—aber ich kann nicht, ich darf nicht."—Er war heftig bewegt und ging hinaus.

Gegen Abend kam Lenz wieder, es dämmerte in der Stube; er setzte sich neben Madame Oberlin. "Sehn Sie," fing er wieder an, "wenn sie so durchs Zimmer ging und so halb für sich allein sang, und jeder Tritt war eine Musik, es war so eine Glückseligkeit in ihr, und das strömte in mich über; ich war immer ruhig, wenn ich sie ansah oder sie so den Kopf an mich lehnte, und Gott! Gott—ich war schon lange nicht mehr ruhig . . . Ganz Kind; es war, als wär ihr die Welt zu weit: sie zog sich so in sich zurück, sie suchte das engste Plätzchen im ganzen Haus, und da saß sie, als wäre ihre ganze Seligkeit nur in einem kleinen Punkt, und dann war mir's auch so; wie ein Kind hätte ich dann spielen können. Jetzt ist es mir so eng, so eng! Sehn Sie, es ist mir manchmal, als stieß' ich mit den Händen an den Himmel; o ich ersticke! Es ist mir dabei oft, als fühlt ich physischen Schmerz, da in der linken Seite, im Arm, womit ich sie sonst faßte. Doch kann ich sie mir nicht mehr vorstellen, das Bild läuft mir fort, und dies martert mich; nur wenn es mir manchmal ganz hell wird, so ist mir wieder recht wohl."—Er sprach später noch oft mit Madame Oberlin davon, aber meist in abgebrochenen Sätzen; sie wußte wenig zu antworten, doch tat es ihm wohl.

Unterdessen ging es fort mit seinen religiösen Quälereien. Je leerer, je kälter, je sterbender er sich innerlich fühlte, desto mehr drängte es ihn, eine Glut in sich zu wecken; es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo alles in ihm sich drängte, wo er unter all seinen Empfindungen keuchte. Und jetzt so tot! Er verzweifelte an sich selbst; dann warf er sich nieder, er rang die Hände, er rührte alles in sich auf—aber tot! tot! Dann flehte er, Gott möge ein Zeichen an ihm tun; dann wühlte er in sich, fastete, lag träumend am Boden.

Am 3. Hornung hörte er, ein Kind in Fouday sei gestorben; er faßte es auf wie eine fixe Idee. Er zog sich in sein Zimmer und fastete einen Tag. Am 4. trat er plötzlich ins Zimmer zu Madame Oberlin; er hatte sich das Gesicht mit Asche beschmiert und forderte einen alten Sack. Sie erschrak; man gab ihm, was er verlangte. Er wickelte den Sack um sich, wie ein Büßender, und schlug den Weg nach Fouday ein. Die Leute im Tale waren ihn schon gewohnt; man erzählte sich allerlei Seltsames von ihm. Er kam ins Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgültig ihrem Geschäfte nach; man wies ihm eine Kammer: das Kind lag im Hemde auf Stroh, auf einem Holztisch.

Lenz schauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halbgeöffneten gläsernen Augen sah. Das Kind kam ihm so verlassen vor, und er sich so allein und einsam. Er warf sich über die Leiche nieder. Der Tod erschreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an: diese Züge, dieses stille Gesicht sollte verwesen—er warf sich nieder; er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm tue und das Kind beleben möge, wie er schwach und unglücklich sei; dann sank er ganz in sich und wühlte all seinen Willen auf einen Punkt. So saß er lange starr. Dann erhob er sich und faßte die Hände des Kindes und sprach laut und fest: "Stehe auf und wandle!" Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu spotten schien, und die Leiche blieb kalt. Da stürzte er halb wahnsinnig nieder; dann jagte es ihn auf, hinaus ins Gebirg.

Wolken zogen rasch über den Mond; bald alles im Finstern, bald zeigten sie die nebelhaft verschwindende Landschaft im Mondschein. Er rannte auf und ab. In seiner Brust war ein Triumphgesang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied. Es war ihm, als könne er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott herbeireißen und zwischen seinen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer ins Gesicht speien; er schwur, er lästerte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Aug, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz sicher und ruhig und fest. Er wußte nicht mehr, was ihn vorhin so bewegt hatte, es fror ihn; er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerschütterlich durch das unheimliche Dunkel—es war ihm alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tag befiel ihn ein großes Grauen vor seinem gestrigen Zustand. Er stand nun am Abgrund, wo eine wahnsinnige Lust ihn trieb, immer wieder hineinzuschauen und sich diese Qual zu wiederholen. Dann steigerte sich seine Angst, die Sünde wider den Heiligen Geist stand vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von seinen Freunden im Elsaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her und packte aus, legte hin. Dabei erzählte er von Pfeffel, das Leben eines Landgeistlichen glücklich preisend. Dabei ermahnte er ihn, sich in den Wunsch seines Vaters zu fügen, seinem Berufe gemäß zu leben, heimzukehren. Er sagte ihm: "Ehre Vater und Mutter!" und dergleichen mehr. Über dem Gespräch geriet Lenz in heftige Unruhe; er stieß tiefe Seufzer aus, Tränen drangen ihm aus den Augen, er sprach abgebrochen. "Ja, ich halt es aber nicht aus; wollen Sie mich verstoßen? Nur in Ihnen ist der Weg zu Gott. Doch mit

mir ist's aus! Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude." Oberlin sagte ihm, dafür sei Jesus gestorben; er möge sich brünstig an ihn wenden, und er würde teilhaben an seiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände und sagte: "Ach! ach! göttlicher Trost—". Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin sagte, er wisse von nichts, er wolle ihm aber in allem helfen und raten; er müsse ihm aber Ort, Umstände und Person angeben. Er antwortete nichts wie gebrochne Worte: "Ach ist sie tot? Lebt sie noch? Der Engel! Sie liebte mich—ich liebte sie, sie war's würdig—o der Engel! Verfluchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert—sie liebte noch einen andern—ich liebte sie, sie war's würdig—o gute Mutter, auch die liebte mich—ich bin euer Mörder!" Oberlin versetzte: vielleicht lebten alle diese Personen noch, vielleicht vergnügt; es möge sein, wie es wolle, so könne und werde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Gebet und Tränen so viel Gutes erweisen, daß der Nutzen, den sie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an sein Malen.

Den Nachmittag kam er wieder. Auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz und in der Hand ein Bündel Gerten, die man Oberlin nebst einem Briefe für Lenz mitgegeben hatte. Er reichte Oberlin die Gerten mit dem Begehren, er sollte ihn damit schlagen. Oberlin nahm die Gerten aus seiner Hand, drückte ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: dies wären die Streiche, die er ihm zu geben hätte; er möchte ruhig sein, seine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden tilgen; dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem möchte er sich wenden. Er ging.

Beim Nachtessen war er wie gewöhnlich etwas tiefsinnig. Doch sprach er von allerlei, aber mit ängstlicher Hast. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräusch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerster Schnelle,

Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen; er stürzte sich dann in den Brunnentrog, patschte darin, wieder heraus und herauf in sein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und so einigemal—endlich wurde er still. Die Mägde, die in der Kinderstube unter ihm schliefen, sagten, sie hätten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, das sie mit nichts als mit dem Tone einer Haberpfeife zu vergleichen wüßten. Vielleicht war es sein Winseln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in sein Zimmer: er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich sagte er: "Ja, Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o, so langweilig! Ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll; ich habe schon allerlei Figuren an die Wand gezeichnet." Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: "Ja wenn ich so glücklich wäre wie Sie, einen so behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte sich die Zeit schon so ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die meisten beten aus Langeweile, die andern verlieben sich aus Langeweile, die dritten sind tugendhaft, die vierten lasterhaft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig!

O Gott! in deines Lichtes Welle,
In deines glühnden Mittags Helle,
Sind meine Augen wund gewacht.
Wird es denn niemals wieder Nacht?"

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huschte ihm nach, und indem er ihn mit unheimlichen Augen ansah: "Sehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterscheiden könnte, ob ich träume oder wache; sehn Sie, das ist sehr wichtig, wir wollen es untersuchen"—er huschte dann wieder ins Bett.

Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Besuch machen; seine Frau war schon fort. Er war im Begriff wegzugehen, als es an seine Türe klopfte und Lenz hereintrat mit vorwärts gebogenem Leib, niederwärts hängendem

Haupt, das Gesicht über und über und das Kleid hie und da mit Asche bestreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen: er hätte ihn verrenkt, er hätte sich zum Fenster heruntergestürzt; weil es aber niemand gesehen, wolle er es auch niemand sagen. Oberlin erschrak heftig, doch sagte er nichts; er tat, was Lenz begehrte. Zugleich schrieb er an den Schulmeister [Sebastian Scheidecker] von Bellefosse, er möge herunterkommen, und gab ihm Instruktionen. Dann ritt er weg.

Der Mann kam. Lenz hatte ihn schon oft gesehen und hatte sich an ihn attachiert. Er tat, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn zu bleiben, und so blieben sie beisammen. Lenz schlug noch einen Spaziergang nach Fouday vor. Er besuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, schien betend, doch mit großer Verwirrung, riß etwas von der auf dem Grab stehenden Krone ab, als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um, und Sebastian mit. Bald ging er langsam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landschaft beängstigte ihn, sie war so eng, daß er an alles zu stoßen fürchtete. Ein unbeschreibliches Gefühl des Mißbehagens befiel ihn; sein Begleiter ward ihm endlich lästig, auch mochte er seine Absicht erraten und suchte Mittel, ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufseher, statt einen. Er zog sie wacker herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da sie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz wieder um und sprang wie ein Hirsch gen Fouday zurück. Die Männer setzten ihm nach. Indem sie ihn in Fouday suchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Sie liefen in dies Haus und fanden es so. Ein junger Mensch hatte ihn, auf sein ungestümes Dringen, in der Angst gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn

glücklich nach Waldbach, wohin Oberlin indessen mit seiner Frau zurückgekommen war. Er sah verwirrt aus. Da er aber merkte, daß er liebreich und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Mut; sein Gesicht veränderte sich vorteilhaft, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inständig, nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten. Er versprach's und tat es so die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten.

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlins Zimmer. Nachdem sie verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: "Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben—der Engel!"—"Woher wissen Sie das?"—"Hieroglyphen, Hieroglyphen!" und dann zum Himmel geschaut und wieder: "Ja gestorben—Hieroglyphen!" Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie sodann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu setzen.

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlins und aus der Stille des Tals geschöpft hatte, war weg; die Welt, die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung—eine schreckliche Leere, und doch eine folternde Unruhe, sie auszufüllen. Er hatte nichts. Was er tat, tat er nicht mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinkt. Wenn er allein war, war es ihm so entsetzlich einsam, daß er beständig laut mit sich redete, rief, und dann erschrak er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm gesprochen. Im Gespräch stockte er oft, eine unbeschreibliche Angst befiel ihn, er hatte das Ende seines Satzes verloren; dann meinte er, er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen, nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Gelüste. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen saß und unbefangen

sprach, und er dann stockte und eine unaussprechliche Angst sich in seinen Zügen malte, er die Personen, die ihm zunächst saßen, krampfhaft am Arm faßte und erst nach und nach wieder zu sich kam. War er allein oder las er, war's noch ärger; all seine geistige Tätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen. Dachte er an eine fremde Person, oder stellte er sie sich lebhaft vor, so war es ihm, als würde er sie selbst; er verwirrte sich ganz, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit allem um ihn im Geiste willkürlich umzugehen—die Natur, Menschen, nur Oberlin ausgenommen, alles traumartig, kalt. Er amüsierte sich, die Häuser auf die Dächer zu stellen, die Menschen an- und auszukleiden, die wahnwitzigsten Possen auszusinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann schnitt er entsetzliche Fratzen. Einst saß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl. Plötzlich wurden seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Tier gerichtet; dann glitt er langsam den Stuhl herunter, die Katze ebenfalls: sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie geriet in ungeheure Angst, sie sträubte sich scheu; Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlich entstelltem Gesicht; wie in Verzweiflung stürzten beide aufeinander los—da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief beschämt. Die Zufälle des Nachts steigerten sich aufs schrecklichste. Nur mit der größten Mühe schlief er ein, während er zuvor noch die schreckliche Leere zu füllen versucht hatte. Dann geriet er zwischen Schlaf und Wachen in einen entsetzlichen Zustand: er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsetzliches, der Wahnsinn packte ihn; er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht er selbst tat es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb: es war, als sei er doppelt, und der eine Teil suche den andern zu retten und riefe sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der heftigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Auch bei Tage bekam er diese Zufälle, sie waren dann noch schrecklicher; denn sonst hatte ihn die Helle davor bewahrt. Es war ihm dann, als existiere er allein, als bestünde die Welt nur in seiner Einbildung, als sei nichts als er; er sei das ewig Verdammte, der Satan, allein mit seinen folternden Vorstellungen. Er jagte mit rasender Schnelligkeit sein Leben durch, und dann sagte er: "Konsequent, konsequent"; wenn jemand was sprach: "Inkonsequent, inkonsequent";—es war die Kluft unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit.

Der Trieb der geistigen Erhaltung jagte ihn auf: er stürzte sich in Oberlins Arme, er klammerte sich an ihn, als wolle er sich in ihn drängen; er war das einzige Wesen, das für ihn lebte und durch den ihm wieder das Leben offenbart wurde. Allmählig brachten ihn Oberlins Worte dann zu sich; er lag auf den Knien vor Oberlin, seine Hände in den Händen Oberlins, sein mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht auf dessen Schoß, am ganzen Leibe bebend und zitternd. Oberlin empfand unendliches Mitleid, die Familie lag auf den Knien und betete für den Unglücklichen, die Mägde flohen und hielten ihn für einen Besessenen. Und wenn er ruhiger wurde, war es wie der Jammer eines Kindes: er schluchzte, er empfand ein tiefes, tiefes Mitleid mit sich selbst; das waren auch seine seligsten Augenblicke. Oberlin sprach ihm von Gott. Lenz wand sich ruhig los und sah ihn mit einem Ausdruck unendlichen Leidens an, und sagte endlich: "Aber ich, wär ich allmächtig, sehen Sie, wenn ich so wäre, ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten; ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, nur ein wenig Ruhe, um schlafen zu können." Oberlin sagte, dies sei eine Profanation. Lenz schüttelte trostlos mit dem Kopfe.

Die halben Versuche zum Entleiben, die er indes fortwährend machte, waren nicht ganz ernst. Es war weniger der Wunsch des Todes—für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tode—, es war mehr in Augenblicken der fürchterlichsten Angst oder der dumpfen, ans Nichtsein grenzenden Ruhe ein Versuch, sich zu sich selbst zu bringen durch physischen Schmerz. Augenblicke, worin

sein Geist sonst auf irgendeiner wahnwitzigen Idee zu reiten schien, waren noch die glücklichsten. Es war doch ein wenig Ruhe, und sein wirrer Blick war nicht so entsetzlich als die nach Rettung dürstende Angst, die ewige Qual der Unruhe! Oft schlug er sich den Kopf an die Wand oder verursachte sich sonst einen heftigen physischen Schmerz.

Den 8. morgens blieb er im Bette, Oberlin ging hinauf; er lag fast nackt auf dem Bette und war heftig bewegt. Oberlin wollte ihn zudecken, er klagte aber sehr, wie schwer alles sei, so schwer! er glaube gar nicht, daß er gehen könne; jetzt endlich empfinde er die ungeheure Schwere der Luft. Oberlin sprach ihm Mut zu. Er blieb aber in seiner frühern Lage und blieb den größten Teil des Tages so, auch nahm er keine Nahrung zu sich.

Gegen Abend wurde Oberlin zu einem Kranken nach Bellefosse gerufen. Es war gelindes Wetter und Mondschein. Auf dem Rückweg begegnete ihm Lenz. Er schien ganz vernünftig und sprach ruhig und freundlich mit Oberlin. Der bat ihn, nicht zu weit zu gehen; er versprach's. Im Weggehn wandte er sich plötzlich um und trat wieder ganz nahe zu Oberlin und sagte rasch: "Sehn Sie, Herr Pfarrer, wenn ich das nur nicht mehr hören müßte, mir wäre geholfen."—"Was denn, mein Lieber?" —"Hören Sie denn nichts? hören Sie denn nicht die entsetzliche Stimme, die um den ganzen Horizont schreit und die man gewöhnlich die Stille heißt? Seit ich in dem stillen Tal bin, hör ich's immer, es läßt mich nicht schlafen; ja Herr Pfarrer, wenn ich wieder einmal schlafen könnte!" Er ging dann kopfschüttelnd weiter.

Oberlin ging zurück nach Waldbach und wollte ihm jemand nachschicken, als er ihn die Stiege herauf in sein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick darauf platzte etwas im Hof mit so starkem Schall, daß es Oberlin unmöglich von dem Fall eines Menschen herkommen zu können schien. Die Kindsmagd kam todblaß und ganz zitternd...

Er saß mit kalter Resignation im Wagen, wie sie das Tal hervor nach Westen fuhren. Es war ihm einerlei, wohin

man ihn führte. Mehrmals, wo der Wagen bei dem schlechten Wege in Gefahr geriet, blieb er ganz ruhig sitzen; er war vollkommen gleichgültig. In diesem Zustand legte er den Weg durchs Gebirg zurück. Gegen Abend waren sie im Rheintale. Sie entfernten sich allmählig vom Gebirg, das nun wie eine tiefblaue Kristallwelle sich in das Abendrot hob, und auf deren warmer Flut die roten Strahlen des Abend spielten; über die Ebene hin am Fuße des Gebirgs lag ein schimmerndes, bläuliches Gespinst. Es wurde finster, je mehr sie sich Straßburg näherten; hoher Vollmond, alle fernen Gegenstände dunkel, nur der Berg neben bildete eine scharfe Linie; die Erde war wie ein goldner Pokal, über den schäumend die Goldwellen des Mondes liefen. Lenz starrte ruhig hinaus, keine Ahnung, kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angst in ihm, je mehr die Gegenstände sich in der Finsternis verloren. Sie mußten einkehren. Da machte er wieder mehrere Versuche, Hand an sich zu legen, war aber zu scharf bewacht.

Am folgenden Morgen, bei trübem, regnerischem Wetter, traf er in Straßburg ein. Er schien ganz vernünftig, sprach mit den Leuten. Er tat alles, wie es die andern taten; es war aber eine entsetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angst mehr, kein Verlangen, sein Dasein war ihm eine notwendige Last.—

So lebte er hin . . .

LEONCE UND LENA
EIN LUSTSPIEL

VORREDE

Alfieri: "E la Fama?"
Gozzi: "E la Fame?"

PERSONEN

KÖNIG PETER vom Reiche Popo
PRINZ LEONCE, sein Sohn, verlobt mit
PRINZESSIN LENA vom Reiche Pipi
VALERIO
DIE GOUVERNANTE
DER HOFMEISTER
DER PRÄSIDENT DES STAATSRATS
DER HOFPREDIGER
DER LANDRAT
DER SCHULMEISTER
ROSETTA

Bediente. Staatsräte. Bauern etc.

*

ERSTER AKT

"O wär ich doch ein Narr!
Mein Ehrgeiz geht auf eine bunte Jacke."
Wie es euch gefällt.

ERSTE SZENE

EIN GARTEN

Leonce (halb ruhend auf einer Bank). Der Hofmeister.

LEONCE. Mein Herr, was wollen Sie von mir? Mich auf meinen Beruf vorbereiten? Ich habe alle Hände voll zu tun, ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen.—Sehen Sie, erst habe ich auf den Stein hier dreihundertfünfundsechzigmal hintereinander zu spucken. Haben Sie das noch nicht probiert? Tun Sie es, es gewährt eine ganz eigne Unterhaltung. Dann—sehen Sie diese Handvoll Sand? (*Er nimmt Sand auf, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn mit dem Rücken der Hand wieder auf.*)—Jetzt werf ich sie in die Höhe. Wollen wir wetten? Wieviel Körnchen hab ich jetzt auf dem Handrücken? Grad oder ungrad?—Wie? Sie wollen nicht wetten? Sind Sie ein Heide? Glauben Sie an Gott? Ich wette gewöhnlich mit mir selbst und kann es tagelang so treiben. Wenn Sie einen Menschen aufzutreiben wissen, der Lust hätte, manchmal mit mir zu wetten, so werden Sie mich sehr verbinden. Dann—habe ich nachzudenken, wie es wohl angehn mag, daß ich mir auf den Kopf sehe. O wer sich einmal auf den Kopf sehen könnte! Das ist eins von meinen Idealen. Mir wäre geholfen. Und dann—und dann noch unendlich viel der Art.—Bin ich ein Müßiggänger? Habe ich jetzt keine Beschäftigung?—Ja, es ist traurig . . .

HOFMEISTER. Sehr traurig, Euer Hoheit.

LEONCE. Daß die Wolken schon seit drei Wochen von Westen nach Osten ziehen. Es macht mich ganz melancholisch.

HOFMEISTER. Eine sehr gegründete Melancholie.

LEONCE. Mensch, warum widersprechen Sie mir nicht? Sie haben dringende Geschäfte, nicht wahr? Es ist mir leid, daß ich Sie so lange aufgehalten habe. (*Der Hofmeister entfernt sich mit einer tiefen Verbeugung.*) Mein

Herr, ich gratuliere Ihnen zu der schönen Parenthese, die Ihre Beine machen, wenn Sie sich verbeugen.

LEONCE (*allein, streckt sich auf der Bank aus*). Die Bienen sitzen so träg an den Blumen, und der Sonnenschein liegt so faul auf dem Boden. Es krassiert ein entsetzlicher Müßiggang.—Müßiggang ist aller Laster Anfang.—Was die Leute nicht alles aus Langeweile treiben! Sie studieren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheiraten und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich aus Langeweile, und—und das ist der Humor davon—alles mit den wichtigsten Gesichtern, ohne zu merken, warum, und meinen Gott weiß was dazu. Alle diese Helden, diese Genies, diese Dummköpfe, diese Heiligen, diese Sünder, diese Familienväter sind im Grunde nichts als raffinierte Müßiggänger.—Warum muß ich es grade wissen? Warum kann ich mir nicht wichtig werden und der armen Puppe einen Frack anziehen und einen Regenschirm in die Hand geben, daß sie sehr rechtlich und sehr nützlich und sehr moralisch würde?—Der Mann, der eben von mir ging, ich beneidete ihn, ich hätte ihn aus Neid prügeln mögen. O wer einmal jemand anders sein könnte! Nur 'ne Minute lang.—(*Valerio, etwas betrunken, tritt auf.*) Wie der Mensch läuft! Wenn ich nur etwas unter der Sonne wüßte, was mich noch könnte laufen machen.

VALERIO (*stellt sich dicht vor den Prinzen, legt den Finger an die Nase und sieht ihn starr an*). Ja!

LEONCE (*ebenso*). Richtig!

VALERIO. Haben Sie mich begriffen?

LEONCE. Vollkommen.

VALERIO. Nun, so wollen wir von etwas anderm reden. (*Er legt sich ins Gras:*) Ich werde mich indessen in das Gras legen und meine Nase oben zwischen den Halmen herausblühen lassen und romantische Empfindungen beziehen, wenn die Bienen und Schmetterlinge sich darauf wiegen wie auf einer Rose.

LEONCE. Aber Bester, schnaufen Sie nicht so stark, oder die Bienen und Schmetterlinge müssen verhungern über den ungeheuren Prisen, die Sie aus den Blumen ziehen.

VALERIO. Ach Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe! Das Gras steht so schön, daß man ein Ochs sein möchte, um es fressen zu können, und dann wieder ein Mensch, um den Ochsen zu essen, der solches Gras gefressen.

LEONCE. Unglücklicher, Sie scheinen auch an Idealen zu laborieren.

VALERIO. Es ist ein Jammer! Man kann keinen Kirchturm herunterspringen, ohne den Hals zu brechen. Man kann keine vier Pfund Kirschen mit den Steinen essen, ohne Leibweh zu kriegen. Seht, Herr, ich könnte mich in eine Ecke setzen und singen vom Abend bis zum Morgen: "Hei, da sitzt e Fleig an der Wand! Fleig an der Wand! Fleig an der Wand!" und so fort bis zum Ende meines Lebens.

LEONCE. Halt's Maul mit deinem Lied, man könnte darüber ein Narr werden.

VALERIO. So wäre man doch etwas. Ein Narr! Ein Narr! Wer will mir seine Narrheit gegen meine Vernunft verhandeln?—Ha, ich bin Alexander der Große! Wie mir die Sonne eine goldne Krone in die Haare scheint, wie meine Uniform blitzt! Herr Generalissimus Heupferd, lassen Sie die Truppen anrücken! Herr Finanzminister Kreuzspinne, ich brauche Geld! Liebe Hofdame Libelle, was macht meine teure Gemahlin Bohnenstange? Ach bester Herr Leibmedicus Kantharide, ich bin um einen Erbprinzen verlegen. Und zu diesen köstlichen Phantasien bekommt man gute Suppe, gutes Fleisch, gutes Brot, ein gutes Bett und das Haar umsonst geschoren—im Narrenhaus nämlich—, während ich mit meiner gesunden Vernunft mich höchstens noch zur Beförderung der Reife auf einen Kirschbaum verdingen könnte, um—nun?—um?

LEONCE. Um die Kirschen durch die Löcher in deinen Hosen schamrot zu machen! Aber, Edelster, dein Handwerk, deine Profession, dein Gewerbe, dein Stand, deine Kunst?

VALERIO (*mit Würde*). Herr, ich habe die große Beschäftigung, müßig zu gehen; ich habe eine ungemeine

Fertigkeit im Nichtstun; ich besitze eine ungeheure Ausdauer in der Faulheit. Keine Schwiele schändet meine Hände, der Boden hat noch keinen Tropfen von meiner Stirne getrunken, ich bin noch Jungfrau in der Arbeit; und wenn es mir nicht der Mühe zu viel wäre, würde ich mir die Mühe nehmen, Ihnen diese Verdienste weitläufiger auseinanderzusetzen.

LEONCE (*mit komischem Enthusiasmus*). Komm an meine Brust! Bist du einer von den Göttlichen, welche mühelos mit reiner Stirne durch den Schweiß und Staub über die Heerstraße des Lebens wandeln, und mit glänzenden Sohlen und blühenden Leibern gleich seligen Göttern in den Olympus treten? Komm! Komm!

VALERIO (*singt im Abgehen*). Hei, da sitzt e Fleig an der Wand! Fleig an der Wand! Fleig an der Wand!

(*Beide Arm in Arm ab.*)

*

ZWEITE SZENE

EIN ZIMMER

König Peter wird von zwei Kammerdienern angekleidet.

PETER (*während er angekleidet wird*). Der Mensch muß denken, und ich muß für meine Untertanen denken; denn sie denken nicht, sie denken nicht.—Die Substanz ist das An-sich, das bin ich. (*Er läuft fast nackt im Zimmer herum.*) Begriffen? An-sich ist an sich, versteht ihr? Jetzt kommen meine Attribute, Modifikationen, Affektionen und Akzidenzien: wo ist mein Hemd, meine Hose?—Halt, pfui! der freie Wille steht davorn ganz offen. Wo ist die Moral: wo sind die Manschetten? Die Kategorien sind in der schändlichsten Verwirrung: es sind zwei Knöpfe zuviel zugeknöpft, die Dose steckt in der rechten Tasche; mein ganzes System ist ruiniert.—Ha, was bedeutet der Knopf im Schnupftuch? Kerl, was bedeutet der Knopf, an was wollte ich mich erinnern?

ERSTER KAMMERDIENER. Als Eure Majestät diesen Knopf in Ihr Schnupftuch zu knüpfen geruhten, so wollten Sie—

KÖNIG. Nun?

ERSTER KAMMERDIENER. Sich an etwas erinnern.

PETER. Eine verwickelte Antwort!—Ei! Nun, und was meint Er?

ZWEITER KAMMERDIENER. Eure Majestät wollten sich an etwas erinnern, als Sie diesen Knopf in Ihr Schnupftuch zu knüpfen geruhten.

PETER (*läuft auf und ab*). Was? Was? die Menschen machen mich konfus, ich bin in der größten Verwirrung. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen.

(*Ein Diener tritt auf.*)

DIENER. Eure Majestät, der Staatsrat ist versammelt.

PETER (*freudig*). Ja, das ist's, das ist's: Ich wollte mich an mein Volk erinnern.—Kommen Sie, meine Herren! Gehen Sie symmetrisch. Ist es nicht sehr heiß? Nehmen Sie doch auch Ihre Schnupftücher und wischen Sie sich das Gesicht. Ich bin immer so in Verlegenheit, wenn ich öffentlich sprechen soll. (*Alle ab.*)

König Peter. Der Staatsrat.

PETER. Meine Lieben und Getreuen, ich wollte euch hiermit kund und zu wissen tun, kund und zu wissen tun —denn, entweder verheiratet sich mein Sohn, oder nicht (*legt den Finger an die Nase*), entweder, oder—ihr versteht mich doch? Ein Drittes gibt es nicht. Der Mensch muß denken. (*Steht eine Zeitlang sinnend.*) Wenn ich so laut rede, so weiß ich nicht, wer es eigentlich ist, ich oder ein anderer, das ängstigt mich. (*Nach langem Besinnen:*) Ich bin ich.—Was halten Sie davon, Präsident?

PRÄSIDENT (*gravitätisch langsam*). Eure Majestät, vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.

DER GANZE STAATSRAT IM CHOR. Ja, vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.

PETER (*mit Rührung*). O meine Weisen!—Also von was war eigentlich die Rede? Von was wollte ich sprechen? Präsident, was haben Sie ein so kurzes Gedächtnis bei einer so feierlichen Gelegenheit? Die Sitzung ist aufgehoben. (*Er entfernt sich feierlich, der ganze Staatsrat folgt ihm.*)

*

DRITTE SZENE

EIN REICHGESCHMÜCKTER SAAL. KERZEN BRENNEN

Leonce mit einigen Dienern.

LEONCE. Sind alle Läden geschlossen? Zündet die Kerzen an! Weg mit dem Tag! Ich will Nacht, tiefe ambrosische Nacht. Stellt die Lampen unter Kristallglocken zwischen die Oleander, daß sie wie Mädchenaugen unter den Wimpern der Blätter hervorträumen. Rückt die Rosen näher, daß der Wein wie Tautropfen auf die Kelche sprudle. Musik! Wo sind die Violinen? Wo ist die Rosetta?—Fort! Alle hinaus! (*Die Diener gehen ab. Leonce streckt sich auf ein Ruhebett.*)

Rosetta, zierlich gekleidet, tritt ein. Man hört Musik aus der Ferne.

ROSETTA (*nähert sich schmeichelnd*). Leonce!

LEONCE. Rosetta!

ROSETTA. Leonce!

LEONCE. Rosetta!

ROSETTA. Deine Lippen sind träg. Vom Küssen?

LEONCE. Vom Gähnen!

ROSETTA. Oh!

LEONCE. Ach Rosetta, ich habe die entsetzliche Arbeit . . .

ROSETTA. Nun?

LEONCE. Nichts zu tun . . .

ROSETTA. Als zu lieben?

LEONCE. Freilich Arbeit!

ROSETTA (*beleidigt*). Leonce!

LEONCE. Oder Beschäftigung.

ROSETTA. Oder Müßiggang.

LEONCE. Du hast recht wie immer. Du bist ein kluges Mädchen, und ich halte viel auf deinen Scharfsinn.

ROSETTA. So liebst du mich aus Langeweile?

LEONCE. Nein, ich habe Langeweile, weil ich dich liebe. Aber ich liebe meine Langeweile wie dich. Ihr seid eins. O dolce far niente! ich träume über deinen Augen wie an

wunderheimlichen tiefen Quellen, das Kosen deiner Lippen schläfert mich ein wie Wellenrauschen. (*Er umfaßt sie.*) Komm, liebe Langeweile, deine Küsse sind ein wollüstiges Gähnen, und deine Schritte sind ein zierlicher Hiatus.

ROSETTA. Du liebst mich, Leonce?

LEONCE. Ei warum nicht?

ROSETTA. Und immer?

LEONCE. Das ist ein langes Wort: immer! Wenn ich dich nun noch fünftausend Jahre und sieben Monate liebe, ist's genug? Es ist zwar viel weniger als immer, ist aber doch eine erkleckliche Zeit, und wir können uns Zeit nehmen, uns zu lieben.

ROSETTA. Oder die Zeit kann uns das Lieben nehmen.

LEONCE. Oder das Lieben uns die Zeit. Tanze, Rosetta, tanze, daß die Zeit mit dem Takt deiner niedlichen Füße geht.

ROSETTA. Meine Füße gingen lieber aus der Zeit. (*Sie tanzt und singt:*)

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
In bunten Schuhen,
Und möchtet lieber tief
Im Boden ruhen.

O meine heißen Wangen, ihr müßt glühn
Im wilden Kosen,
Und möchtet lieber blühn—
Zwei weiße Rosen.

O meine armen Augen, ihr müßt blitzen
Im Strahl der Kerzen,
Und schlieft im Dunkel lieber aus
Von euren Schmerzen.

LEONCE (*indes träumend vor sich hin*). O, eine sterbende Liebe ist schöner als eine werdende. Ich bin ein Römer; bei dem köstlichen Mahle spielen zum Dessert die goldnen Fische in ihren Todesfarben. Wie ihr das Rot von den Wangen stirbt, wie still das Auge ausglüht, wie leis das Wogen ihrer Glieder steigt und fällt! Adio, adio, meine Liebe, ich will deine Leiche lieben. (*Rosetta nähert sich*

ihm wieder.) Tränen, Rosetta? Ein feiner Epikuräismus—weinen zu können. Stelle dich in die Sonne, damit die köstlichen Tropfen kristallisieren, es muß prächtige Diamanten geben. Du kannst dir ein Halsband daraus machen lassen.

ROSETTA. Wohl Diamanten, sie schneiden mir in die Augen. Ach Leonce! (*Will ihn umfassen.*)

LEONCE. Gib acht! Mein Kopf! Ich habe unsere Liebe darin beigesetzt. Sieh zu den Fenstern meiner Augen hinein. Siehst du, wie schön tot das arme Ding ist? Siehst du die zwei weißen Rosen auf seinen Wangen und die zwei roten auf seiner Brust? Stoß mich nicht, daß ihm kein Ärmchen abbricht, es wäre schade. Ich muß meinen Kopf gerade auf den Schultern tragen, wie die Totenfrau einen Kindersarg.

ROSETTA (*scherzend*). Narr!

LEONCE. Rosetta! (*Rosetta macht ihm eine Fratze.*) Gott sei Dank! (*Hält sich die Augen zu.*)

ROSETTA (*erschrocken*). Leonce, sieh mich an!

LEONCE. Um keinen Preis!

ROSETTA. Nur einen Blick!

LEONCE. Keinen! Was meinst du: um ein klein wenig, und meine liebe Liebe käme wieder auf die Welt. Ich bin froh, daß ich sie begraben habe. Ich behalte den Eindruck.

ROSETTA (*entfernt sich traurig und langsam, sie singt im Abgehn*).

Ich bin eine arme Waise,
Ich fürchte mich ganz allein.
Ach lieber Gram—
Willst du nicht kommen mit mir heim?

LEONCE (*allein*). Ein sonderbares Ding um die Liebe. Man liegt ein Jahr lang schlafwachend zu Bette, und an einem schönen Morgen wacht man auf, trinkt ein Glas Wasser, zieht seine Kleider an und fährt sich mit der Hand über die Stirn und besinnt sich—und besinnt sich.—Mein Gott, wieviel Weiber hat man nötig, um die Skala der Liebe auf und ab zu singen? Kaum, daß eine einen Ton

ausfüllt. Warum ist der Dunst über unsrer Erde ein Prisma, das den weißen Glutstrahl der Liebe in einen Regenbogen bricht?—(*Er trinkt.*) In welcher Bouteille steckt denn der Wein, an dem ich mich heute betrinken soll? Bringe ich es nicht einmal mehr so weit? Ich sitze wie unter einer Luftpumpe. Die Luft so scharf und dünn, daß mich friert, als sollte ich in Nankinghosen Schlittschuh laufen.—Meine Herren, meine Herren, wißt ihr auch, was Caligula und Nero waren? Ich weiß es.—Komm, Leonce, halte mir einen Monolog, ich will zuhören. Mein Leben gähnt mich an wie ein großer weißer Bogen Papier, den ich vollschreiben soll, aber ich bringe keinen Buchstaben heraus. Mein Kopf ist ein leerer Tanzsaal, einige verwelkte Rosen und zerknitterte Bänder auf dem Boden, geborstene Violinen in der Ecke, die letzten Tänzer haben die Masken abgenommen und sehen mit todmüden Augen einander an. Ich stülpe mich jeden Tag vierundzwanzigmal herum wie einen Handschuh. O ich kenne mich, ich weiß, was ich in einer Viertelstunde, was ich in acht Tagen, was ich in einem Jahre denken und träumen werde. Gott, was habe ich denn verbrochen, daß du mich wie einen Schulbuben meine Lektion so oft hersagen läßt?—

Bravo, Leonce! Bravo! (*Er klatscht.*) Es tut mir ganz wohl, wenn ich mir so rufe. He! Leonce! Leonce!

VALERIO (*unter einem Tisch hervor*). Eure Hoheit scheint mir wirklich auf dem besten Weg, ein wahrhaftiger Narr zu werden.

LEONCE. Ja, beim Licht besehen, kommt es mir eigentlich ebenso vor.

VALERIO. Warten Sie, wir wollen uns darüber sogleich ausführlicher unterhalten. Ich habe nur noch ein Stück Braten zu verzehren, das ich aus der Küche, und etwas Wein, den ich von Ihrem Tische gestohlen. Ich bin gleich fertig.

LEONCE. Das schmatzt. Der Kerl verursacht mir ganz idyllische Empfindungen; ich könnte wieder mit dem Einfachsten anfangen, ich könnte Käs essen, Bier trinken, Tabak rauchen. Mach fort, grunze nicht so mit deinem Rüssel, und klappre mit deinen Hauern nicht so.

VALERIO. Wertester Adonis, sind Sie in Angst um Ihre Schenkel? Sein Sie unbesorgt, ich bin weder ein Besenbinder noch ein Schulmeister; ich brauche keine Gerten zu Ruten.

LEONCE. Du bleibst nichts schuldig.

VALERIO. Ich wollte, es ginge meinem Herrn ebenso.

LEONCE. Meinst du, damit du zu deinen Prügeln kämst? Bist du so besorgt um deine Erziehung?

VALERIO. O Himmel, man kömmt leichter zu seiner Erzeugung als zu seiner Erziehung. Es ist traurig, in welche Umstände einen andere Umstände versetzen können! Was für Wochen hab ich erlebt, seit meine Mutter in die Wochen kam! Wie viel Gutes hab ich empfangen, das ich meiner Empfängnis zu danken hätte?

LEONCE. Was deine Empfänglichkeit betrifft, so könnte sie es nicht besser treffen, um getroffen zu werden. Drück dich besser aus, oder du sollst den unangenehmsten Eindruck von meinem Nachdruck haben.

VALERIO. Als meine Mutter um das Vorgebirg der guten Hoffnung schiffte . . .

LEONCE. Und dein Vater am Kap Horn Schiffbruch litt . . .

VALERIO. Richtig, denn er war Nachtwächter. Doch setzte er das Horn nicht so oft an die Lippen, als die Väter edler Söhne an die Stirn.

LEONCE. Mensch, du besitzest eine himmlische Unverschämtheit. Ich fühle ein gewisses Bedürfnis, mich in nähere Berührung mit ihr zu setzen. Ich habe eine große Passion, dich zu prügeln.

VALERIO. Das ist eine schlagende Antwort und ein triftiger Beweis.

LEONCE (*geht auf ihn los*). Oder du bist eine geschlagene Antwort. Denn du bekommst Prügel für deine Antwort.

VALERIO (*läuft weg, Leonce stolpert und fällt*). Und Sie sind ein Beweis, der noch geführt werden muß; denn er fällt über seine eigenen Beine, die im Grund genommen selbst noch zu beweisen sind. Es sind höchst unwahrscheinliche Waden und sehr problematische Schenkel.

Der Staatsrat tritt auf. Leonce bleibt auf dem Boden sitzen. Valerio.

PRÄSIDENT. Eure Hoheit verzeihen . . .

LEONCE. Wie mir selbst! Wie mir selbst! Ich verzeihe mir die Gutmütigkeit, Sie anzuhören. Meine Herren, wollen Sie nicht Platz nehmen?—Was die Leute für Gesichter machen, wenn sie das Wort Platz hören! Setzen Sie sich nur auf den Boden und genieren Sie sich nicht! Es ist doch der letzte Platz, den Sie einst erhalten, aber er trägt niemanden etwas ein—außer dem Totengräber.

PRÄSIDENT (*verlegen mit den Fingern schnipsend*). Geruhen Eure Hoheit . . .

LEONCE. Aber schnipsen Sie nicht so mit den Fingern, wenn Sie mich nicht zum Mörder machen wollen.

PRÄSIDENT (*immer stärker schnipsend*). Wollten gnädigst, in Betracht . . .

LEONCE. Mein Gott, stecken Sie doch die Hände in die Hosen, oder setzen Sie sich darauf. Er ist ganz aus der Fassung. Sammeln Sie sich.

VALERIO. Man darf Kinder nicht während des P..... unterbrechen, sie bekommen sonst eine Verhaltung.

LEONCE. Mann, fassen Sie sich. Bedenken Sie Ihre Familie und den Staat. Sie riskieren einen Schlagfluß, wenn Ihnen Ihre Rede zurücktritt.

PRÄSIDENT (*zieht ein Papier aus der Tasche*). Erlauben Eure Hoheit . . .

LEONCE. Was? Sie können schon lesen? Nun denn . . .

PRÄSIDENT. Daß man der zu erwartenden Ankunft von Eurer Hoheit verlobter Braut, der durchlauchtigsten Prinzessin Lena von Pipi, auf morgen sich zu gewärtigen habe, davon läßt Ihro königliche Majestät Eure Hoheit benachrichtigen.

LEONCE. Wenn meine Braut mich erwartet, so werde ich ihr den Willen tun und sie auf mich warten lassen. Ich habe sie gestern nacht im Traum gesehen, sie hatte ein paar Augen, so groß, daß die Tanzschuhe meiner Rosetta zu Augenbrauen darüber gepaßt hätten, und auf den Wangen waren keine Grübchen, sondern ein paar Ab-

zugsgräben für das Lachen. Ich glaube an Träume. Träumen Sie auch zuweilen, Herr Präsident? Haben Sie auch Ahnungen?

VALERIO. Versteht sich. Immer die Nacht vor dem Tag, an dem ein Braten verbrennt, ein Kapaun krepiert oder Ihre königliche Majestät Leibweh bekommt.

LEONCE. Apropos, hatten Sie nicht noch etwas auf der Zunge? Geben Sie nur alles von sich.

PRÄSIDENT. An dem Tage der Vermählung ist ein höchster Wille gesonnen, seine allerhöchsten Willensäußerungen in die Hände Eurer Hoheit niederzulegen.

LEONCE. Sagen Sie einem höchsten Willen, daß ich alles tun werde, das ausgenommen, was ich werde bleiben lassen, was aber jedenfalls nicht so viel sein wird, als wenn es noch einmal so viel wäre.—Meine Herren, Sie entschuldigen, daß ich Sie nicht begleite, ich habe gerade die Passion, zu sitzen, aber meine Gnade ist so groß, daß ich sie mit den Beinen kaum ausmessen kann. (*Er spreizt die Beine auseinander.*) Herr Präsident, nehmen Sie doch das Maß, damit Sie mich später daran erinnern. Valerio, gib den Herren das Geleite.

VALERIO. Das Geläute? Soll ich dem Herrn Präsidenten eine Schelle anhängen? Soll ich sie führen, als ob sie auf allen vieren gingen?

LEONCE. Mensch, du bist nichts als ein schlechtes Wortspiel. Du hast weder Vater noch Mutter, sondern die fünf Vokale haben dich miteinander erzeugt.

VALERIO. Und Sie, Prinz, sind ein Buch ohne Buchstaben, mit nichts als Gedankenstrichen.—Kommen Sie jetzt, meine Herren. Es ist eine traurige Sache um das Wort Kommen. Will man ein Einkommen, so muß man stehlen; an ein Aufkommen ist nicht zu denken, als wenn man sich hängen läßt; ein Unterkommen findet man erst, wenn man begraben wird, und ein Auskommen hat man jeden Augenblick mit seinem Witz, wenn man nichts mehr zu sagen weiß, wie ich zum Beispiel eben, und Sie, ehe Sie noch etwas gesagt haben. Ihr Abkommen haben Sie gefunden, und Ihr Fortkommen werden Sie jetzt zu suchen ersucht. (*Staatsrat und Valerio ab.*)

LEONCE (*allein*). Wie gemein ich mich zum Ritter an den armen Teufeln gemacht habe! Es steckt nun aber doch einmal ein gewisser Genuß in einer gewissen Gemeinheit.— Hm! Heiraten! Das heißt einen Ziehbrunnen leer trinken. O Shandy, alter Shandy, wer mir deine Uhr schenkte!— (*Valerio kommt zurück.*) Ach Valerio, hast du es gehört?

VALERIO. Nun, Sie sollen König werden. Das ist eine lustige Sache. Man kann den ganzen Tag spazieren fahren und den Leuten die Hüte verderben durchs viele Abziehen; man kann aus ordentlichen Menschen ordentliche Soldaten ausschneiden, so daß alles ganz natürlich wird; man kann schwarze Fräcke und weiße Halsbinden zu Staatsdienern machen; und wenn man stirbt, so laufen alle blanken Knöpfe blau an, und die Glockenstricke reißen wie Zwirnsfäden vom vielen Läuten. Ist das nicht unterhaltend?

LEONCE. Valerio! Valerio! Wir müssen was anderes treiben. Rate!

VALERIO. Ach die Wissenschaft, die Wissenschaft! Wir wollen Gelehrte werden! A priori? oder a posteriori?

LEONCE. A priori, das muß man bei meinem Herrn Vater lernen; und a posteriori fängt alles an, wie ein altes Märchen: es war einmal!

VALERIO. So wollen wir Helden werden. (*Er marschiert trompetend und trommelnd auf und ab.*) Trom—trom—präre—plem!

LEONCE. Aber der Heroismus fuselt abscheulich und bekommt das Lazarettfieber und kann ohne Leutnants und Rekruten nicht bestehen. Pack dich mit deiner Alexanders- und Napoleonsromantik!

VALERIO. So wollen wir Genies werden.

LEONCE. Die Nachtigall der Poesie schlägt den ganzen Tag über unserm Haupt, aber das Feinste geht zum Teufel, bis wir ihr die Federn ausreißen und in die Tinte oder die Farbe tauchen.

VALERIO. So wollen wir nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden.

LEONCE. Lieber möchte ich meine Demission als Mensch geben.

VALERIO. So wollen wir zum Teufel gehen.

LEONCE. Ach, der Teufel ist nur des Kontrastes wegen da, damit wir begreifen sollen, daß am Himmel doch eigentlich etwas sei. (*Aufspringend:*) Ah Valerio, Valerio, jetzt hab ich's! Fühlst du nicht das Wehen aus Süden? Fühlst du nicht, wie der tiefblaue, glühende Äther auf und ab wogt, wie das Licht blitzt von dem goldnen, sonnigen Boden, von der heiligen Salzflut und von den Marmorsäulen und -leibern? Der große Pan schläft, und die ehernen Gestalten träumen im Schatten über den tiefrauschenden Wellen von dem alten Zaubrer Virgil, von Tarantella und Tamburin und tiefen, tollen Nächten voll Masken, Fackeln und Gitarren. Ein Lazzaroni! Valerio, ein Lazzaroni! Wir gehen nach Italien.

*

VIERTE SZENE

EIN GARTEN

Prinzessin Lena im Brautschmuck. Die Gouvernante.

LENA. Ja, jetzt! Da ist es. Ich dachte die Zeit an nichts. Es ging so hin, und auf einmal richtet sich der Tag vor mir auf. Ich habe den Kranz im Haar—und die Glocken, die Glocken! (*Sie lehnt sich zurück und schließt die Augen.*) Sieh, ich wollte, der Rasen wüchse so über mich, und die Bienen summten über mir hin; sieh, jetzt bin ich eingekleidet und habe Rosmarin im Haar. Gibt es nicht ein altes Lied:

Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen.

GOUVERNANTE. Armes Kind, wie Sie bleich sind unter Ihren blitzenden Steinen!

LENA. O Gott, ich könnte lieben, warum nicht? Man geht ja so einsam und tastet nach einer Hand, die einen hielte, bis die Leichenfrau die Hände auseinandernähme und sie jedem über der Brust faltete. Aber warum schlägt man einen Nagel durch zwei Hände, die sich nicht suchten? Was hat meine arme Hand getan? (*Sie zieht einen Ring vom Finger.*) Dieser Ring sticht mich wie eine Natter.

GOUVERNANTE. Aber—er soll ja ein wahrer Don Carlos sein!

LENA. Aber—ein Mann . . .

GOUVERNANTE. Nun?

LENA. Den man nicht liebt. (*Sie erhebt sich.*) Pfui! Siehst du, ich schäme mich.—Morgen ist aller Duft und Glanz von mir gestreift. Bin ich denn wie die arme, hülflose Quelle, die jedes Bild, das sich über sie bückt, in ihrem stillen Grund abspiegeln muß? Die Blumen öffnen und schließen, wie sie wollen, ihre Kelche der Morgensonne und dem Abendwind. Ist denn die Tochter eines Königs weniger als eine Blume?

GOUVERNANTE (*weinend*). Lieber Engel, du bist doch ein wahres Opferlamm.

LENA. Jawohl, und der Priester hebt schon das Messer.—Mein Gott, mein Gott, ist es denn wahr, daß wir uns selbst erlösen müssen mit unserm Schmerz? Ist es denn wahr, die Welt sei ein gekreuzigter Heiland, die Sonne seine Dornenkrone, und die Sterne die Nägel und Speere in seinen Füßen und Lenden?

GOUVERNANTE. Mein Kind, mein Kind! ich kann dich nicht so sehen. Es kann nicht so gehen, es tötet dich.—Vielleicht, wer weiß! Ich habe so etwas im Kopf. Wir wollen sehen. Komm! (*Sie führt die Prinzessin weg.*)

ZWEITER AKT

Wie ist mir eine Stimme doch erklungen
Im tiefsten Innern,
Und hat mit einem Male mir verschlungen
All mein Erinnern.
Adalbert von Chamisso.

ERSTE SZENE

FREIES FELD. EIN WIRTSHAUS IM HINTERGRUND

Leonce und Valerio, der einen Pack trägt, treten auf.

VALERIO (*keuchend*). Auf Ehre, Prinz, die Welt ist doch ein ungeheuer weitläuftiges Gebäude.

LEONCE. Nicht doch! Nicht doch! Ich wage kaum die Hände auszustrecken, wie in einem engen Spiegelzimmer,

aus Furcht, überall anzustoßen, daß die schönen Figuren in Scherben auf dem Boden lägen und ich vor der kahlen nackten Wand stünde.

VALERIO. Ich bin verloren.

LEONCE. Da wird niemand einen Verlust dabei haben, als wer dich findet.

VALERIO. Ich werde mich nächstens in den Schatten meines Schattens stellen.

LEONCE. Du verflüchtigst dich ganz an der Sonne. Siehst du die schöne Wolke da oben? Sie ist wenigstens ein Viertel von dir. Sie sieht ganz wohlbehaglich auf deine gröberen materiellen Stoffe herab.

VALERIO. Die Wolke könnte Ihrem Kopf nichts schaden, wenn man sie Ihnen Tropfen für Tropfen darauf fallen ließe.—Ein köstlicher Einfall! Wir sind schon durch ein Dutzend Fürstentümer, durch ein halbes Dutzend Großherzogtümer und durch ein paar Königreiche gelaufen, und das in der größten Übereilung in einem halben Tag—und warum? Weil man König werden und eine schöne Prinzessin heiraten soll! Und Sie leben noch in einer solchen Lage? Ich begreife Ihre Resignation nicht. Ich begreife nicht, daß Sie nicht Arsenik genommen, sich auf das Geländer des Kirchturms gestellt und sich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben, um es ja nicht zu verfehlen.

LEONCE. Aber Valerio, die Ideale! Ich habe das Ideal eines Frauenzimmers in mir und muß es suchen. Sie ist unendlich schön und unendlich geistlos. Die Schönheit ist da so hülflos, so rührend wie ein neugebornes Kind. Es ist ein köstlicher Kontrast: diese himmlisch stupiden Augen, dieser göttlich einfältige Mund, dieses schafnasige griechische Profil, dieser geistige Tod in diesem geistlosen Leib.

VALERIO. Teufel! da sind wir schon wieder auf der Grenze. Das ist ein Land wie eine Zwiebel: nichts als Schalen, oder wie ineinandergesteckte Schachteln: in der größten sind nichts als Schachteln und in der kleinsten ist gar nichts. (*Er wirft seinen Pack zu Boden.*) Soll denn dieser Pack mein Grabstein werden? Sehen Sie, Prinz—ich

werde philosophisch—, ein Bild des menschlichen Lebens: Ich schleppe diesen Pack mit wunden Füßen durch Frost und Sonnenbrand, weil ich abends ein reines Hemd anziehen will, und wenn endlich der Abend kommt, so ist meine Stirn gefurcht, meine Wange hohl, mein Auge dunkel, und ich habe grade noch Zeit, mein Hemd anzuziehen, als Totenhemd. Hätte ich nun nicht gescheiter getan, ich hätte mein Bündel vom Stecken gehoben und es in der ersten besten Kneipe verkauft, und hätte mich dafür betrunken und im Schatten geschlafen, bis es Abend geworden wäre, und hätte nicht geschwitzt und mir keine Leichdörner gelaufen? Und, Prinz, jetzt kommt die Anwendung und die Praxis: aus lauter Schamhaftigkeit wollen wir jetzt auch den inneren Menschen bekleiden und Rock und Hosen inwendig anziehen. (*Beide gehen auf das Wirtshaus los.*) Ei du lieber Pack, welch ein köstlicher Duft, welche Weindüfte und Bratengerüche! Ei ihr lieben Hosen, wie wurzelt ihr im Boden und grünt und blüht, und die langen, schweren Trauben hängen mir in den Mund, und der Most gärt unter der Kelter. (*Sie gehen ab.*)

Prinzessin Lena. Die Gouvernante (*kommen*).

GOUVERNANTE. Es muß ein bezauberter Tag sein, die Sonne geht nicht unter, und es ist so unendlich lang seit unsrer Flucht.

LENA. Nicht doch, meine Liebe, die Blumen sind ja kaum welk, die ich zum Abschied brach, als wir aus dem Garten gingen.

GOUVERNANTE. Und wo sollen wir ruhen? Wir sind noch auf gar nichts gestoßen. Ich sehe kein Kloster, keinen Eremiten, keinen Schäfer.

LENA. Wir haben alles wohl anders geträumt mit unsern Büchern hinter der Mauer unsers Gartens, zwischen unsern Myrten und Oleandern.

GOUVERNANTE. O die Welt ist abscheulich! An einen irrenden Königssohn ist gar nicht zu denken.

LENA. O, sie ist schön und so weit, so unendlich weit! Ich möchte immer so fort gehen, Tag und Nacht. Es rührt sich nichts. Ein roter Blumenschein spielt über die

Wiesen, und die fernen Berge liegen auf der Erde wie ruhende Wolken.

GOUVERNANTE. Du mein Jesus, was wird man sagen? Und doch ist es so zart und weiblich! Es ist eine Entsagung. Es ist wie die Flucht der heiligen Ottilia. Aber wir müssen ein Obdach suchen: es wird Abend!

LENA. Ja, die Pflanzen legen ihre Fiederblättchen zum Schlaf zusammen, und die Sonnenstrahlen wiegen sich an den Grashalmen wie müde Libellen.

*

ZWEITE SZENE

DAS WIRTSHAUS AUF EINER ANHÖHE, AN EINEM FLUSS, WEITE AUSSICHT. DER GARTEN VOR DEMSELBEN

Valerio. Leonce.

VALERIO. Nun, Prinz, liefern Ihre Hosen nicht ein köstliches Getränk? Laufen Ihnen Ihre Stiefel nicht mit der größten Leichtigkeit die Kehle hinunter?

LEONCE. Siehst du die alten Bäume, die Hecken, die Blumen, das alles hat seine Geschichten, seine lieblichen, heimlichen Geschichten. Siehst du die greisen freundlichen Gesichter unter den Reben an der Haustür? Wie sie sitzen und sich bei den Händen halten und Angst haben, daß sie so alt sind und die Welt noch so jung ist. O Valerio, und ich bin so jung, und die Welt ist so alt. Ich bekomme manchmal eine Angst um mich und könnte mich in eine Ecke setzen und heiße Tränen weinen aus Mitleid mit mir.

VALERIO (*gibt ihm ein Glas*). Nimm diese Glocke, diese Taucherglocke, und senke dich in das Meer des Weines, daß es Perlen über dir schlägt. Sieh, wie die Elfen über dem Kelch der Weinblumen schweben, goldbeschuht, die Cymbeln schlagend.

LEONCE (*aufspringend*). Komm, Valerio, wir müssen was treiben, was treiben! Wir wollen uns mit tiefen Gedanken abgeben; wir wollen untersuchen, wie es kommt, daß der Stuhl auf drei Beinen steht und nicht auf zweien. Komm, wir wollen Ameisen zergliedern, Staubfäden zäh-

len! Ich werde es doch noch zu irgend einer fürstlichen Liebhaberei bringen. Ich werde doch noch eine Kinderrassel finden, die mir erst aus der Hand fällt, wenn ich Flocken lese und an der Decke zupfe. Ich habe noch eine gewisse Dosis Enthusiasmus zu verbrauchen; aber wenn ich alles recht warm gekocht habe, so brauche ich eine unendliche Zeit, um einen Löffel zu finden, mit dem ich das Gericht esse, und darüber steht es ab.

VALERIO. Ergo bibamus! Diese Flasche ist keine Geliebte, keine Idee, sie macht keine Geburtsschmerzen, sie wird nicht langweilig, wird nicht treulos, sie bleibt eins vom ersten Tropfen bis zum letzten. Du brichst das Siegel, und alle Träume, die in ihr schlummern, sprühen dir entgegen.

LEONCE. O Gott! Die Hälfte meines Lebens soll ein Gebet sein, wenn mir nur ein Strohhalm beschert wird, auf dem ich reite wie auf einem prächtigen Roß, bis ich selbst auf dem Stroh liege.—Welch unheimlicher Abend! Da unten ist alles still, und da oben wechseln und ziehen die Wolken, und der Sonnenschein geht und kommt wieder. Sieh, was seltsame Gestalten sich dort jagen! sieh die langen weißen Schatten mit den entsetzlich magern Beinen und Fledermausschwingen! und alles so rasch, so wirr, und da unten rührt sich kein Blatt, kein Halm. Die Erde hat sich ängstlich zusammengeschmiegt wie ein Kind, und über ihre Wiege schreiten die Gespenster.

VALERIO. Ich weiß nicht, was Ihr wollt, mir ist ganz behaglich zumut. Die Sonne sieht aus wie ein Wirtshausschild, und die feurigen Wolken darüber wie die Aufschrift: "Wirtshaus zur goldenen Sonne". Die Erde und das Wasser da unten sind wie ein Tisch, auf dem Wein verschüttet ist, und wir liegen darauf wie Spielkarten, mit denen Gott und der Teufel aus Langeweile eine Partie machen, und Ihr seid ein Kartenkönig, und ich bin ein Kartenbube, es fehlt nur noch eine Dame, eine schöne Dame, mit einem großen Lebkuchenherz auf der Brust und einer mächtigen Tulpe, worin die lange Nase sentimental versinkt (*die Gouvernante und die Prinzessin treten auf*), und —bei Gott, da ist sie! Es ist aber eigentlich keine Tulpe,

sondern eine Prise Tabak, und es ist eigentlich keine Nase, sondern ein Rüssel. (*Zur Gouvernante:*) Warum schreiten Sie, Werteste, so eilig, daß man Ihre weiland Waden bis zu Ihren respektabeln Strumpfbändern sieht?

GOUVERNANTE (*heftig erzürnt, bleibt stehen*). Warum reißen Sie, Geehrtester, den Mund so weit auf, daß Sie einem ein Loch in die Aussicht machen?

VALERIO. Damit Sie, Geehrteste, sich die Nase am Horizont nicht blutig stoßen. Solch eine Nase ist wie der Turm auf Libanon, der gen Damaskum steht.

LENA (*zur Gouvernante*). Meine Liebe, ist denn der Weg so lang?

LEONCE (*träumend vor sich hin*). O, jeder Weg ist lang. Das Picken der Totenuhr in unserer Brust ist langsam, und jeder Tropfen Blut mißt seine Zeit, und unser Leben ist ein schleichend Fieber. Für müde Füße ist jeder Weg zu lang . . .

LENA (*die ihm ängstlich sinnend zuhört*). Und müden Augen jedes Licht zu scharf, und müden Lippen jeder Hauch zu schwer, (*lächelnd:*) und müden Ohren jedes Wort zu viel. (*Sie tritt mit der Gouvernante in das Haus.*)

LEONCE. O lieber Valerio! Könnte ich nicht auch sagen: "Sollte nicht dies und ein Wald von Federbüschen nebst ein paar gepufften Rosen auf meinen Schuhen—"? Ich hab es, glaub ich, ganz melancholisch gesagt. Gott sei Dank, daß ich anfange, mit der Melancholie niederzukommen. Die Luft ist nicht mehr so hell und kalt, der Himmel senkt sich glühend dicht um mich, und schwere Tropfen fallen.—O diese Stimme: ist denn der Weg so lang? Es reden viele Stimmen über die Erde, und man meint, sie sprächen von andern Dingen, aber ich habe sie verstanden. Sie ruht auf mir wie der Geist, da er über den Wassern schwebte, eh das Licht ward. Welch Gären in der Tiefe, welch Werden in mir, wie sich die Stimme durch den Raum gießt!—Ist denn der Weg so lang? (*Geht ab.*)

VALERIO. Nein, der Weg zum Narrenhaus ist nicht so lang; er ist leicht zu finden, ich kenne alle Fußpfade, alle Vizinalwege und Chausseen dorthin. Ich sehe ihn schon auf

einer breiten Allee dahin, an einem eiskalten Wintertag, den Hut unter dem Arm, wie er sich in die langen Schatten unter die kahlen Bäume stellt und mit dem Schnupftuch fächelt.—Er ist ein Narr! (*Folgt ihm.*)

*

DRITTE SZENE

EIN ZIMMER

Lena. Die Gouvernante.

GOUVERNANTE. Denken Sie nicht an den Menschen!

LENA. Er war so alt unter seinen blonden Locken. Den Frühling auf den Wangen und den Winter im Herzen! Das ist traurig. Der müde Leib findet sein Schlafkissen überall, doch wenn der Geist müd ist, wo soll er ruhen? Es kommt mir ein entsetzlicher Gedanke: ich glaube, es gibt Menschen, die unglücklich sind, unheilbar, bloß weil sie sind. (*Sie erhebt sich.*)

GOUVERNANTE. Wohin, mein Kind?

LENA. Ich will hinunter in den Garten.

GOUVERNANTE. Aber . . .

LENA. Aber, liebe Mutter? Du weißt, man hätte mich eigentlich in eine Scherbe setzen sollen. Ich brauche Tau und Nachtluft, wie die Blumen.—Hörst du die Harmonieen des Abends? Wie die Grillen den Tag einsingen und die Nachtviolen ihn mit ihrem Duft einschläfern! Ich kann nicht im Zimmer bleiben. Die Wände fallen auf mich.

*

VIERTE SZENE

DER GARTEN. NACHT UND MONDSCHEIN

Man sieht Lena auf dem Rasen sitzend.

VALERIO (*in einiger Entfernung*). Es ist eine schöne Sache um die Natur, sie wäre aber doch noch schöner, wenn es keine Schnaken gäbe, die Wirtsbetten etwas reinlicher wären und die Totenuhren nicht so in den Wänden pickten. Drin schnarchen die Menschen, und draußen quaken die Frösche, drin pfeifen die Hausgrillen und draußen die Feldgrillen. Lieber Rasen, dies ist ein rasender Entschluß! (*Er legt sich auf den Rasen nieder.*)

LEONCE (*tritt auf*). O Nacht, balsamisch wie die erste, die auf das Paradies herabsank! (*Er bemerkt die Prinzessin und nähert sich ihr leise.*)

LENA (*spricht vor sich hin*). Die Grasmücke hat im Traum gezwitschert.—Die Nacht schläft tiefer, ihre Wange wird bleicher und ihr Atem stiller. Der Mond ist wie ein schlafendes Kind, die goldnen Locken sind ihm im Schlaf über das liebe Gesicht heruntergefallen.—O, sein Schlaf ist Tod. Wie der tote Engel auf seinem dunklen Kissen ruht und die Sterne gleich Kerzen um ihn brennen! Armes Kind! Es ist traurig, tot und so allein.

LEONCE. Steh auf in deinem weißen Kleid und wandle hinter der Leiche durch die Nacht und singe ihr das Sterbelied!

LENA. Wer spricht da?

LEONCE. Ein Traum.

LENA. Träume sind selig.

LEONCE. So träume dich selig und laß mich dein seliger Traum sein.

LENA. Der Tod ist der seligste Traum.

LEONCE. So laß mich dein Todesengel sein. Laß meine Lippen sich gleich seinen Schwingen auf deine Augen senken. (*Er küßt sie.*) Schöne Leiche, du ruhst so lieblich auf dem schwarzen Bahrtuch der Nacht, daß die Natur das Leben haßt und sich in den Tod verliebt.

LENA. Nein, laß mich! (*Sie springt auf und entfernt sich rasch.*)

LEONCE. Zu viel! zu viel! Mein ganzes Sein ist in dem einen Augenblick. Jetzt stirb! Mehr ist unmöglich. Wie frischatmend, schönheitglänzend ringt die Schöpfung sich aus dem Chaos mir entgegen! Die Erde ist eine Schale von dunklem Gold: wie schäumt das Licht in ihr und flutet über ihren Rand, und hellauf perlen daraus die Sterne. Dieser eine Tropfen Seligkeit macht mich zu einem köstlichen Gefäß. Hinab, heiliger Becher! (*Er will sich in den Fluß stürzen.*)

VALERIO (*springt auf und umfaßt ihn*). Halt, Serenissime!

LEONCE. Laß mich!

VALERIO. Ich werde Sie lassen, sobald Sie gelassen sind und das Wasser zu lassen versprechen.
LEONCE. Dummkopf!
VALERIO. Ist denn Eure Hoheit noch nicht über die Leutnantsromantik hinaus: das Glas zum Fenster hinauszuwerfen, womit man die Gesundheit seiner Geliebten getrunken?
LEONCE. Ich glaube halbwegs, du hast recht.
VALERIO. Trösten Sie sich. Wenn Sie auch nicht heut nacht unter dem Rasen schlafen, so schlafen Sie wenigstens darauf. Es wäre ein ebenso selbstmörderischer Versuch, in eins von den Betten gehn zu wollen. Man liegt auf dem Stroh wie ein Toter und wird von den Flöhen gestochen wie ein Lebendiger.
LEONCE. Meinetwegen. (*Er legt sich ins Gras.*) Mensch, du hast mich um den schönsten Selbstmord gebracht! Ich werde in meinem Leben keinen so vorzüglichen Augenblick mehr dazu finden, und das Wetter ist ſo vortrefflich. Jetzt bin ich schon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit seiner gelben Weste und seinen himmelblauen Hosen alles verdorben.—Der Himmel beschere mir einen recht gesunden, plumpen Schlaf.
VALERIO. Amen.—Und ich habe ein Menschenleben gerettet und werde mir mit meinem guten Gewissen heut nacht den Leib warm halten.
LEONCE. Wohl bekomm's, Valerio!

DRITTER AKT

ERSTE SZENE

Leonce. Valerio.

VALERIO. Heiraten? Seit wann hat es Eure Hoheit zum ewigen Kalender gebracht?
LEONCE. Weißt du auch, Valerio, daß selbst der Geringste unter den Menschen so groß ist, daß das Leben noch viel zu kurz ist, um ihn lieben zu können? Und dann kann ich doch einer gewissen Art von Leuten, die sich

einbilden, daß nichts so schön und heilig sei, daß sie es nicht noch schöner und heiliger machen müßten, die Freude lassen. Es liegt ein gewisser Genuß in dieser lieben Arroganz. Warum soll ich ihnen denselben nicht gönnen?

VALERIO. Sehr human und philobestialisch! Aber weiß sie auch, wer Sie sind?

LEONCE. Sie weiß nur, daß sie mich liebt.

VALERIO. Und weiß Eure Hoheit auch, wer sie ist?

LEONCE. Dummkopf! Frag doch die Nelke und die Tauperle nach ihrem Namen.

VALERIO. Das heißt, sie ist überhaupt etwas, wenn das nicht schon zu unzart ist und nach dem Signalement schmeckt.—Aber, wie soll das gehn? Hm!—Prinz, bin ich Minister, wenn Sie heute vor Ihrem Vater mit der Unaussprechlichen, Namenlosen mittelst des Ehesegens zusammengeschmiedet werden? Ihr Wort?

LEONCE. Mein Wort!

VALERIO. Der arme Teufel Valerio empfiehlt sich Seiner Exzellenz dem Herrn Staatsminister Valerio von Valerienthal.—"Was will der Kerl? Ich kenne ihn nicht. Fort, Schlingel!" (*Er läuft weg; Leonce folgt ihm.*)

*

ZWEITE SZENE

FREIER PLATZ VOR DEM SCHLOSSE DES KÖNIGS PETER

Der Landrat. Der Schulmeister. Bauern im Sonntagsputz, Tannenzweige haltend.

LANDRAT. Lieber Herr Schulmeister, wie halten sich Eure Leute?

SCHULMEISTER. Sie halten sich so gut in ihren Leiden, daß sie sich schon seit geraumer Zeit aneinander halten. Sie gießen brav Spiritus in sich, sonst könnten sie sich in der Hitze unmöglich so lange halten. Courage, ihr Leute! Streckt eure Tannenzweige grad vor euch hin, damit man meint, ihr wärt ein Tannenwald, und eure Nasen die Erdbeeren, und eure Dreimaster die Hörner vom Wildbret, und eure hirschledernen Hosen der Mond-

schein darin. Und merkt's euch: der hinterste läuft immer wieder vor den vordersten, damit es aussieht, als wärt ihr ins Quadrat erhoben.

LANDRAT. Und, Schulmeister, Ihr steht vor die Nüchternheit.

SCHULMEISTER. Versteht sich, denn ich kann vor Nüchternheit kaum noch stehen.

LANDRAT. Gebt acht, Leute, im Programm steht: "Sämtliche Untertanen werden von freien Stücken reinlich gekleidet, wohlgenährt und mit zufriedenen Gesichtern sich längs der Landstraße aufstellen." Macht uns keine Schande!

SCHULMEISTER. Seid standhaft! Kratzt euch nicht hinter den Ohren und schneuzt euch die Nasen nicht, solang das hohe Paar vorbeifährt, und zeigt die gehörige Rührung, oder es werden rührende Mittel gebraucht werden. Erkennt, was man für euch tut: man hat euch grade so gestellt, daß der Wind von der Küche über euch geht und ihr auch einmal in eurem Leben einen Braten riecht. Könnt ihr noch eure Lektion? He? Vi!

DIE BAUERN. Vi!

SCHULMEISTER. Vat!

DIE BAUERN. Vat!

SCHULMEISTER. Vivat!

DIE BAUERN. Vivat!

SCHULMEISTER. So, Herr Landrat. Sie sehen, wie die Intelligenz im Steigen ist. Bedenken Sie, es ist Latein. Wir geben aber auch heut abend einen transparenten Ball mittelst der Löcher in unseren Jacken und Hosen, und schlagen uns mit unseren Fäusten Kokarden an die Köpfe.

*

DRITTE SZENE

GROSSER SAAL. GEPUTZTE HERREN UND DAMEN, SORGFÄLTIG GRUPPIERT

Der Zeremonienmeister mit einigen Bedienten auf dem Vordergrund.

ZEREMONIENMEISTER. Es ist ein Jammer! Alles geht zugrund. Die Braten schnurren ein. Alle Glückwünsche stehen ab. Alle Vatermörder legen sich um, wie melan-

cholische Schweinsohren. Den Bauern wachsen die Nägel und der Bart wieder. Den Soldaten gehn die Locken auf. Von den zwölf Unschuldigen ist keine, die nicht das horizontale Verhalten dem senkrechten vorzöge. Sie sehen in ihren weißen Kleidchen aus wie erschöpfte Seidenhasen, und der Hofpoet grunzt um sie herum wie ein bekümmertes Meerschweinchen. Die Herrn Offiziere kommen um all ihre Haltung, und die Hofdamen stehen da wie Gradierbäue; das Salz kristallisiert an ihren Halsketten.

ZWEITER BEDIENTER. Sie machen es sich wenigstens bequem; man kann ihnen nicht nachsagen, daß sie auf den Schultern trügen. Wenn sie auch nicht offenherzig sind, so sind sie doch offen bis zum Herzen.

ZEREMONIENMEISTER. Ja, sie sind gute Karten vom türkischen Reich: man sieht die Dardanellen und das Marmormeer. Fort, ihr Schlingel! An die Fenster! Da kömmt Ihro Majestät!

König Peter und der Staatsrat treten ein.

PETER. Also auch die Prinzessin ist verschwunden. Hat man noch keine Spur von unserm geliebten Erbprinzen? Sind meine Befehle befolgt? Werden die Grenzen beobachtet?

ZEREMONIENMEISTER. Ja, Majestät. Die Aussicht von diesem Saal gestattet uns die strengste Aufsicht. (*Zu dem ersten Bedienten:*) Was hast du gesehen?

ERSTER BEDIENTER. Ein Hund, der seinen Herrn sucht, ist durch das Reich gelaufen.

ZEREMONIENMEISTER (*zu einem andern*). Und du?

ZWEITER BEDIENTER. Es geht jemand auf der Nordgrenze spazieren, aber es ist nicht der Prinz, ich könnte ihn erkennen.

ZEREMONIENMEISTER. Und du?

DRITTER BEDIENTER. Sie verzeihen—nichts.

ZEREMONIENMEISTER. Das ist sehr wenig. Und du?

VIERTER DIENER. Auch nichts.

ZEREMONIENMEISTER. Das ist ebensowenig.

PETER. Aber, Staatsrat, habe ich nicht den Beschluß gefaßt, daß meine königliche Majestät sich an diesem Tage

freuen und daß an ihm die Hochzeit gefeiert werden sollte? War das nicht unser festester Entschluß?

PRÄSIDENT. Ja, Eure Majestät, so ist es protokolliert und aufgezeichnet.

PETER. Und würde ich mich nicht kompromittieren, wenn ich meinen Beschluß nicht ausführte?

PRÄSIDENT. Wenn es anders für Eure Majestät möglich wäre, sich zu kompromittieren, so wäre dies ein Fall, worin sie sich kompromittieren könnte.

PETER. Habe ich nicht mein königliches Wort gegeben? —Ja, ich werde meinen Beschluß sogleich ins Werk setzen, ich werde mich freuen. (*Er reibt sich die Hände.*) O, ich bin außerordentlich froh!

PRÄSIDENT. Wir teilen sämtlich die Gefühle Eurer Majestät, soweit es für Untertanen möglich und schicklich ist.

PETER. O, ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Ich werde meinen Kammerherren rote Röcke machen lassen, ich werde einige Kadetten zu Leutnants machen, ich werde meinen Untertanen erlauben—aber, aber, die Hochzeit? Lautet die andere Hälfte des Beschlusses nicht, daß die Hochzeit gefeiert werden sollte?

PRÄSIDENT. Ja, Eure Majestät.

PETER. Ja, wenn aber der Prinz nicht kommt und die Prinzessin auch nicht?

PRÄSIDENT. Ja, wenn der Prinz nicht kommt und die Prinzessin auch nicht—dann—dann—

PETER. Dann, dann?

PRÄSIDENT. Dann können sie sich eben nicht heiraten.

PETER. Halt, ist der Schluß logisch? Wenn—dann—. Richtig! Aber mein Wort, mein königliches Wort!

PRÄSIDENT. Tröste Eure Majestät sich mit andern Majestäten. Ein königliches Wort ist ein Ding—ein Ding —ein Ding—, das nichts ist.

PETER (*zu den Dienern*). Seht ihr noch nichts?

DIE DIENER. Eure Majestät, nichts, gar nichts.

PETER. Und ich hatte beschlossen, mich so zu freuen! Grade mit dem Glockenschlag zwölf wollte ich anfangen und wollte mich freuen volle zwölf Stunden—ich werde ganz melancholisch.

PRÄSIDENT. Alle Untertanen werden aufgefordert, die Gefühle Ihrer Majestät zu teilen.

ZEREMONIENMEISTER. Denjenigen, welche kein Schnupftuch bei sich haben, ist das Weinen jedoch Anstandes halber untersagt.

ERSTER BEDIENTER. Halt! Ich sehe was! Es ist etwas wie ein Vorsprung, wie eine Nase, das übrige ist noch nicht über der Grenze; und dann seh ich noch einen Mann, und dann noch zwei Personen entgegengesetzten Geschlechts.

ZEREMONIENMEISTER. In welcher Richtung?

ERSTER BEDIENTER. Sie kommen näher. Sie gehn auf das Schloß zu. Da sind sie.

Valerio, Leonce, die Gouvernante und die Prinzessin treten maskiert auf.

PETER. Wer seid Ihr?

VALERIO. Weiß ich's? (*Er nimmt langsam hintereinander mehrere Masken ab.*) Bin ich das? oder das? oder das? Wahrhaftig, ich bekomme Angst, ich könnte mich so ganz auseinanderschälen und blättern.

PETER (*verlegen*). Aber—aber etwas müßt Ihr denn doch sein?

VALERIO. Wenn Eure Majestät es so befehlen. Aber, meine Herren, hängen Sie alsdann die Spiegel herum und verstecken Sie Ihre blanken Knöpfe etwas, und sehen Sie mich nicht so an, daß ich mich in Ihren Augen spiegeln muß, oder ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich eigentlich bin.

PETER. Der Mensch bringt mich in Konfusion, zur Desperation. Ich bin in der größten Verwirrung.

VALERIO. Aber eigentlich wollte ich einer hohen und geehrten Gesellschaft verkündigen, daß hiermit die zwei weltberühmten Automaten angekommen sind, und daß ich vielleicht der dritte und merkwürdigste von beiden bin, wenn ich eigentlich selbst recht wüßte, wer ich wäre, worüber man übrigens sich nicht wundern dürfte, da ich selbst gar nichts von dem weiß, was ich rede, ja auch

nicht einmal weiß, daß ich es nicht weiß, so daß es höchst wahrscheinlich ist, daß man mich nur so reden läßt, und es eigentlich nichts als Walzen und Windschläuche sind, die das alles sagen. (*Mit schnarrendem Ton:*) Sehen Sie hier, meine Herren und Damen, zwei Personen beiderlei Geschlechts, ein Männchen und ein Weibchen, einen Herrn und eine Dame. Nichts als Kunst und Mechanismus, nichts als Pappendeckel und Uhrfedern! Jede hat eine feine, feine Feder von Rubin unter dem Nagel der kleinen Zehe am rechten Fuß, man drückt ein klein wenig, und die Mechanik läuft volle fünfzig Jahre. Diese Personen sind so vollkommen gearbeitet, daß man sie von andern Menschen gar nicht unterscheiden könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie bloße Pappdeckel sind; man könnte sie eigentlich zu Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen. Sie sind sehr edel, denn sie sprechen Hochdeutsch. Sie sind sehr moralisch, denn sie stehn auf den Glockenschlag auf, essen auf den Glockenschlag zu Mittag und gehn auf den Glockenschlag zu Bett; auch haben sie eine gute Verdauung, was beweist, daß sie ein gutes Gewissen haben. Sie haben ein feines sittliches Gefühl, denn die Dame hat gar kein Wort für den Begriff Beinkleider, und dem Herrn ist es rein unmöglich, hinter einem Frauenzimmer eine Treppe hinauf- oder vor ihm hinunterzugehen. Sie sind sehr gebildet, denn die Dame singt alle neuen Opern, und der Herr trägt Manschetten. Geben Sie acht, meine Herren und Damen, sie sind jetzt in einem interessanten Stadium: der Mechanismus der Liebe fängt an sich zu äußern, der Herr hat der Dame schon einigemal den Schal getragen, die Dame hat schon einigemal die Augen verdreht und gen Himmel geblickt. Beide haben schon mehrmals geflüstert: Glaube, Liebe, Hoffnung! Beide sehen bereits ganz akkordiert aus, es fehlt nur noch das winzige Wörtchen: Amen.

PETER (*den Finger an die Nase legend*). In effigie? in effigie? Präsident, wenn man einen Menschen in effigie hängen läßt, ist das nicht ebensogut, als wenn er ordentlich gehängt würde?

PRÄSIDENT. Verzeihen, Eure Majestät, es ist noch viel

besser, denn es geschieht ihm kein Leid dabei, und er wird dennoch gehängt.

PETER. Jetzt hab ich's. Wir feiern die Hochzeit in effigie! (*Auf Lena und Leonce deutend:*) Das ist die Prinzessin, das ist der Prinz.—Ich werde meinen Beschluß durchsetzen, ich werde mich freuen.—Laßt die Glocken läuten! macht Eure Glückwünsche zurecht! hurtig, Herr Hofprediger!

Der Hofprediger tritt vor, räuspert sich, blickt einigemal gen Himmel.

VALERIO. Fang an! Laß deine vermaledeiten Gesichter und fang an! Wohlauf!

HOFPREDIGER (*in der größten Verwirrung.*) Wenn wir —oder—aber—

VALERIO. Sintemal und alldieweil—

HOFPREDIGER. Denn—

VALERIO. Es war vor Erschaffung der Welt—

HOFPREDIGER. Daß—

VALERIO. Gott Langeweile hatte—

PETER. Machen Sie es nur kurz, Bester.

HOFPREDIGER (*sich fassend*). Geruhen Eure Hoheit, Prinz Leonce vom Reiche Popo, und geruhen Eure Hoheit, Prinzessin Lena vom Reiche Pipi, und geruhen Eure Hoheiten gegenseitig, sich beiderseitig einander haben zu wollen, so sprechen Sie ein lautes und vernehmliches Ja.

LENA und LEONCE. Ja!

HOFPREDIGER. So sage ich Amen.

VALERIO. Gut gemacht, kurz und bündig; so wären denn das Männlein und Fräulein erschaffen, und alle Tiere des Paradieses stehen um sie.

Leonce nimmt die Maske ab.

ALLE. Der Prinz!

PETER. Der Prinz! Mein Sohn! Ich bin verloren, ich bin betrogen! (*Er geht auf die Prinzessin los.*) Wer ist die Person? Ich lasse alles für ungültig erklären!

GOUVERNANTE (*nimmt der Prinzessin die Maske ab, triumphierend*). Die Prinzessin!

LEONCE. Lena?

LENA. Leonce?
LEONCE. Ei Lena, ich glaube, das war die Flucht in das Paradies.
LENA. Ich bin betrogen.
LEONCE. Ich bin betrogen.
LENA. O Zufall!
LEONCE. O Vorsehung!
VALERIO. Ich muß lachen, ich muß lachen. Eure Hoheiten sind wahrhaftig durch den Zufall einander zugefallen; ich hoffe, Sie werden dem Zufall zu Gefallen—Gefallen aneinander finden.
GOUVERNANTE. Daß meine alten Augen endlich das sehen konnten! Ein irrender Königssohn! Jetzt sterb ich ruhig.
PETER. Meine Kinder, ich bin gerührt, ich weiß mir vor Rührung kaum zu helfen. Ich bin der glücklichste Mann! Ich lege aber auch hiermit feierlichst die Regierung in deine Hände, mein Sohn, und werde sogleich ungestört zu denken anfangen. Mein Sohn, du überlässest mir diese Weisen (*er deutet auf den Staatsrat*), damit sie mich in meinen Bemühungen unterstützen. Kommen Sie, meine Herren, wir müssen denken, ungestört denken! (*Er entfernt sich mit dem Staatsrat.*) Der Mensch hat mich vorhin konfus gemacht, ich muß mir wieder heraushelfen.
LEONCE (*zu den Anwesenden*). Meine Herren! Meine Gemahlin und ich bedauern unendlich, daß Sie uns heute so lange zu Diensten gestanden sind. Ihre Stellung ist so traurig, daß wir um keinen Preis Ihre Standhaftigkeit länger auf die Probe stellen möchten. Gehn Sie jetzt nach Hause, aber vergessen Sie Ihre Reden, Predigten und Verse nicht, denn morgen fangen wir in aller Ruhe und Gemütlichkeit den Spaß noch einmal von vorne an. Auf Wiedersehn!

(*Alle entfernen sich, Leonce, Lena, Valerio und die Gouvernante ausgenommen.*)

LEONCE. Nun, Lena, siehst du jetzt, wie wir die Taschen voll haben, voll Puppen und Spielzeug? Was wollen wir damit anfangen? Wollen wir ihnen Schnurrbärte machen

und ihnen Säbel anhängen? Oder wollen wir ihnen Fräcke anziehen und sie infusorische Politik und Diplomatie treiben lassen, und uns mit dem Mikroskop danebensetzen? Oder hast du Verlangen nach einer Drehorgel, auf der die milchweißen ästhetischen Spitzmäuse herumhuschen? Wollen wir ein Theater bauen? (*Lena lehnt sich an ihn und schüttelt den Kopf.*) Aber ich weiß besser, was du willst: wir lassen alle Uhren zerschlagen, alle Kalender verbieten und zählen Stunden und Monden nur nach der Blumenuhr, nur nach Blüte und Frucht. Und dann umstellen wir das Ländchen mit Brennspiegeln, daß es keinen Winter mehr gibt und wir uns im Sommer bis Ischia und Capri hinaufdestillieren, und das ganze Jahr zwischen Rosen und Veilchen, zwischen Orangen und Lorbeer stecken.

VALERIO. Und ich werde Staatsminister, und es wird ein Dekret erlassen, daß, wer sich Schwielen in die Hände schafft, unter Kuratel gestellt wird; daß, wer sich krank arbeitet, kriminalistisch strafbar ist; daß jeder, der sich rühmt, sein Brot im Schweiße seines Angesichts zu essen, für verrückt und der menschlichen Gesellschaft gefährlich erklärt wird; und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Makkaroni, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, klassische Leiber und eine kommende Religion!

WOYZECK

FREIES FELD, DIE STADT IN DER FERNE

Woyzeck und Andres schneiden Stecken im Gebüsch.

WOYZECK. Ja, Andres, der Streif da über das Gras hin, da rollt abends der Kopf. Es hob ihn einmal einer auf, er meint', es wär ein Igel: drei Tag und drei Nächt, und er lag auf den Hobelspänen. (*Leise:*) Andres, das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer. Still!

ANDRES (*singt*). Saßen dort zwei Hasen,
Fraßen ab das grüne, grüne Gras . . .

WOYZECK. Still! es geht was!

ANDRES. Fraßen ab das grüne, grüne Gras
Bis auf den Rasen.

WOYZECK. Es geht hinter mir, unter mir. (*Stampft auf den Boden:*) Hohl, hörst du? alles hohl da unten. Die Freimaurer!

ANDRES. Ich fürcht mich.

WOYZECK. 's ist so kurios still. Man möcht den Atem halten. Andres!

ANDRES. Was?

WOYZECK. Red was! (*Starrt in die Gegend.*) Andres! wie hell! Ein Feuer fährt um den Himmel und ein Getös herunter wie Posaunen. Wie's heraufzieht!—Fort! Sieh nicht hinter dich (*reißt ihn ins Gebüsch*)!

ANDRES (*nach einer Pause*). Woyzeck, hörst du's noch?

WOYZECK. Still, alles still, als wär die Welt tot.

ANDRES. Hörst du? Sie trommeln drin. Wir müssen fort!

[DIE STADT]

Marie (*mit ihrem Kind am Fenster*), *Margret.*
Der Zapfenstreich geht vorbei, der Tambourmajor voran.

MARIE (*das Kind wippend auf dem Arm.*) He, Bub! Sa ra ra ra! Hörst? Da kommen sie!

MARGRET. Was ein Mann, wie ein Baum!

MARIE. Er steht auf seinen Füßen wie ein Löw. (*Tambourmajor grüßt.*)

MARGRET. Ei, was freundliche Auge, Frau Nachbarin! So was is man an ihr nit gewöhnt.

MARIE (*singt*). Soldaten das sind schöne Bursch . . .

MARGRET. Ihre Auge glänze ja noch--

MARIE. Und wenn! Trag Sie ihre Auge zum Jud, und laß Sie sie putze; vielleicht glänze sie noch, daß man sie für zwei Knöpf verkaufe könnt.

MARGRET. Was Sie? Sie? Frau Jungfer, ich bin eine honette Person, aber Sie, Sie guckt sieben paar lederne Hose durch.

MARIE. Luder! (*Schlägt das Fenster durch.*) Komm, mein Bub! Was die Leut wollen. Bist doch nur ein arm Hurenkind und machst deiner Mutter Freud mit deim unehrliche Gesicht! Sa! sa! (*Singt:*)

Mädel, was fangst du jetzt an?
Hast ein klein Kind und kein' Mann!
Ei, was frag ich danach?
Sing ich die ganze Nacht
Heio, popeio, mein Bu juchhe!
Gibt mir kein Mensch nix dazu.

Hansel, spann deine sechs Schimmel an,
Gib ihn' zu fresse aufs neu!
Kein Haber fresse sie,
Kein Wasser saufe sie,
Lauter kühle Wein muß es sein, juchhe!
Lauter kühle Wein muß es sein.

(*Es klopft am Fenster.*)

MARIE. Wer da? Bist du's, Franz? Komm herein!

WOYZECK. Kann nit. Muß zum Verles.

MARIE. Was hast du, Franz?

WOYZECK (*geheimnisvoll*). Marie, es war wieder was, viel—steht nicht geschrieben: Und sieh, da ging ein Rauch vom Land, wie der Rauch vom Ofen?

MARIE. Mann!

WOYZECK. Es ist hinter mir hergangen bis vor die Stadt. Was soll das werden?

MARIE. Franz!

WOYZECK. Ich muß fort. (*Er geht.*)

MARIE. Der Mann! So vergeistert. Er hat sein Kind nicht angesehn! Er schnappt noch über mit den Gedanken! Was bist so still, Bub? Furchtst dich? Es wird

so dunkel; man meint, man wär blind. Sonst scheint als die Latern herein. Ich halt's nicht aus; es schauert mich! (*Geht ab.*)

BUDEN; LICHTER

Volk.

Marktschreier vor einer Bude. Meine Herren, meine Herren! Sehn Sie die Kreatur, wie sie Gott gemacht: nix, gar nix. Sehn Sie jetzt die Kunst: geht aufrecht, hat Rock und Hosen, hat ein Säbel! Ho! Mach Kompliment! So—bist Baron. Gib Kuß! (Er trompetet:) Wicht ist musikalisch. Meine Herren, hier ist zu sehen das astronomische Pferd und die kleine Kanaillevögele. Ist Favorit von alle gekrönte Häupter. Die Rapräsentation anfangen! Man macht Anfang von Anfang. Es wird sogleich sein das Commencement von Commencement.

Woyzeck. Willst du?

Marie. Meinetwegen. Das muß schön Dings sein. Was der Mensch Quasten hat! Und die Frau hat Hosen!

Tambourmajor. Halt, jetzt! Siehst du sie? Was ein Weibsbild!

Unteroffizier. Teufel! zum Fortpflanzen von Kürassierregimentern.

[Tambourmajor.] Und zur Zucht von Tambourmajors.

Unteroffizier. Wie sie den Kopf trägt! man meint, das schwarze Haar müßt sie abwärts ziehn wie ein Gewicht. Und Augen—

Tambourmajor. Als ob man in ein Ziehbrunnen oder zu einem Schornstein hinunter guckt. Fort, hinterdrein!—

Das Innere der Bude

[Vorführer.] Zeig dein Talent! zeig deine viehische Vernünftigkeit! Beschäme die menschliche Sozietät! Meine Herren, dies Tier, was Sie da sehn, Schwanz am Leib, auf seine vier Hufe, ist Mitglied von alle gelehrte Sozietät, ist Professor an unsre Universität, wo die Studente bei ihm reiten und schlagen lernen.—Das war einfacher Verstand. Denk jetzt mit der doppelten Raison! Was machst du, wann du mit der doppelten Raison denkst? Ist unter der gelehrten Société da ein

Esel? (Der Gaul schüttelt den Kopf.) Sehn Sie jetzt die doppelte Raison? Das ist Viehsionomik. Ja, das ist kein viehdummes Individuum, das ist ein Person, ein Mensch, ein tierischer Mensch—, und doch ein Vieh, ein Bête (das Pferd führt sich ungebührlich auf). So, beschäme die Société. Sehn Sie, das Vieh ist noch Natur, unideale Natur! Lernen Sie bei ihm! Fragen Sie den Arzt, es ist [sonst] höchst schädlich! Das hat geheißen: Mensch, sei natürlich! Du bist geschaffen Staub, Sand, Dreck. Willst du mehr sein als Staub, Sand, Dreck? Sehn Sie, was Vernunft: es kann rechnen und kann doch nit an den Fingern herzählen. Warum? Kann sich nur nit ausdrücken, nur nit explizieren—ist ein verwandelter Mensch! Sag den Herren, wieviel Uhr es ist. Wer von den Herren und Damen hat ein Uhr, ein Uhr?

Unteroffizier. Eine Uhr? (Zieht großartig und gemessen eine Uhr aus der Tasche:) Da, mein Herr!

[Marie.] Das muß ich sehn. (Sie klettert auf den ersten Platz; Unteroffizier hilft ihr.)

[Tambourmajor.] Das ist ein Weibsbild!

[Mariens Kammer]

MARIE (*sitzt, ihr Kind auf dem Schoß, ein Stückchen Spiegel in der Hand; bespiegelt sich*). Was die Steine glänzen! Was sind's für? was hat er gesagt?——Schlaf, Bub! Drück die Auge zu, fest! (*Das Kind versteckt die Augen hinter den Händen.*) Noch fester! Bleib so—still oder er holt dich! (*Singt:*)

Mädel, mach's Ladel zu,
's kommt e Zigeunerbu,
Führt dich an deiner Hand
Fort ins Zigeunerland.

(*Spiegelt sich wieder.*) 's ist gewiß Gold! Unsereins hat nur ein Eckchen in der Welt und ein Stückchen Spiegel, und doch hab ich einen so roten Mund als die großen Madamen mit ihren Spiegeln von oben bis unten und ihren schönen Herrn, die ihnen die Händ küssen. Ich bin nur ein arm Weibsbild—(*das Kind richtet sich auf:*) Still, Bub, die Auge zu! Das Schlafengelchen! wie's an der

Wand läuft (*sie blinkt mit dem Glas*)—die Auge zu, oder es sieht dir hinein, daß du blind wirst!

Woyzeck tritt herein, hinter sie. Sie fährt auf, mit den Händen nach den Ohren.

WOYZECK. Was hast du?

MARIE. Nix.

WOYZECK. Unter deinen Fingern glänzt's ja.

MARIE. Ein Ohrringlein; hab's gefunden.

WOYZECK. Ich hab so noch nix gefunden, zwei auf einmal!

MARIE. Bin ich ein Mensch?

WOYZECK. 's ist gut, Marie.—Was der Bub schläft! Greif ihm unters Ärmchen, der Stuhl drückt ihn. Die hellen Tropfen stehn ihm auf der Stirn; alles Arbeit unter der Sonn, sogar Schweiß im Schlaf. Wir arme Leut! Da is wieder Geld, Marie; die Löhnung und was von mein'm Hauptmann.

MARIE. Gott vergelt's, Franz.

WOYZECK. Ich muß fort. Heut Abend, Marie! Adies!

MARIE (*allein, nach einer Pause*). Ich bin doch ein schlecht Mensch! Ich könnt mich erstechen.—Ach! was Welt! Geht doch alles zum Teufel, Mann und Weib!

[Beim Hauptmann]

Hauptmann auf einem Stuhl; Woyzeck rasiert ihn.

HAUPTMANN. Langsam, Woyzeck, langsam; eins nach dem andern! Er macht mir ganz schwindlich. Was soll ich dann mit den zehn Minuten anfangen, die Er heut zu früh fertig wird? Woyzeck, bedenk Er, Er hat noch seine schöne dreißig Jahr zu leben, dreißig Jahr! macht 360 Monate, und Tage, Stunden, Minuten! Was will Er denn mit der ungeheuren Zeit all anfangen? Teil Er sich ein, Woyzeck!

WOYZECK. Jawohl, Herr Hauptmann.

HAUPTMANN. Es wird mir ganz angst um die Welt, wenn ich an die Ewigkeit denke. Beschäftigung, Woyzeck, Beschäftigung! ewig, das ist ewig, das ist ewig—das siehst

du ein; nun ist es aber wieder nicht ewig, und das ist ein Augenblick, ja, ein Augenblick—Woyzeck, es schaudert mich, wenn ich denke, daß sich die Welt in einem Tag herumdreht! Was 'n Zeitverschwendung! Wo soll das hinaus? Woyzeck, ich kann kein Mühlrad mehr sehn, oder ich werd melancholisch.

WOYZECK. Jawohl, Herr Hauptmann.

HAUPTMANN. Woyzeck, Er sieht immer so verhetzt aus! Ein guter Mensch tut das nicht, ein guter Mensch, der sein gutes Gewissen hat.—Red Er doch was, Woyzeck! Was ist heut für Wetter?

WOYZECK. Schlimm, Herr Hauptmann, schlimm; Wind!

HAUPTMANN. Ich spür's schon, 's ist so was Geschwindes draußen; so ein Wind macht mir den Effekt wie eine Maus. (*Pfiffig:*) Ich glaub, wir haben so was aus Süd-Nord.

WOYZECK. Jawohl, Herr Hauptmann.

HAUPTMANN. Ha! ha! ha! Süd-Nord! Ha! ha! ha! O, Er ist dumm, ganz abscheulich dumm! (*Gerührt:*) Woyzeck, Er ist ein guter Mensch—aber (*mit Würde*) Woyzeck, Er hat keine Moral! Moral, das ist, wenn man moralisch ist, versteht Er. Es ist ein gutes Wort. Er hat ein Kind, ohne den Segen der Kirche, wie unser hochehrwürdiger Herr Garnisonsprediger sagt, ohne den Segen der Kirche, es ist nicht von mir.

WOYZECK. Herr Hauptmann, der liebe Gott wird den armen Wurm nicht drum ansehen, ob das Amen drüber gesagt ist, eh er gemacht wurde. Der Herr sprach: Lasset die Kleinen zu mir kommen.

HAUPTMANN. Was sagt Er da? Was ist das für eine kuriose Antwort? Er macht mich ganz konfus mit seiner Antwort. Wenn ich sag: Er, so mein ich ihn, ihn . . .

WOYZECK. Wir arme Leut . . . Sehn Sie, Herr Hauptmann: Geld, Geld! Wer kein Geld hat . . . Da setz einmal eines seinesgleichen auf die Moral in die Welt. Man hat auch sein Fleisch und Blut. Unseins ist doch einmal unselig in der und der andern Welt. Ich glaub, wenn wir in Himmel kämen, so müßten wir donnern helfen.

HAUPTMANN. Woyzeck, Er hat keine Tugend, Er ist kein tugendhafter Mensch. Fleisch und Blut? Wenn ich

am Fenster lieg, wenn's geregnet hat, und den weißen Strümpfen so nachseh, wie sie über die Gassen springen —verdammt, Woyzeck—, da kommt mir die Liebe. Ich hab auch Fleisch und Blut. Aber, Woyzeck, die Tugend, die Tugend! Wie sollte ich dann die Zeit herumbringen? Ich sag mir immer: du bist ein tugendhafter Mensch, (*gerührt*) ein guter Mensch, ein guter Mensch.

WOYZECK. Ja, Herr Hauptmann, die Tugend, ich hab's noch nicht so aus. Sehn Sie, wir gemeine Leut, das hat keine Tugend, es kommt einem nur so die Natur; aber wenn ich ein Herr wär und hätt einen Hut und eine Uhr und eine Anglaise und könnt vornehm reden, ich wollt schon tugendhaft sein. Es muß was Schönes sein um die Tugend, Herr Hauptmann. Aber ich bin ein armer Kerl.

HAUPTMANN. Gut, Woyzeck. Du bist ein guter Mensch, ein guter Mensch. Aber du denkst zu viel, das zehrt; du siehst immer so verhetzt aus.—Der Diskurs hat mich ganz angegriffen. Geh jetzt, und renn nicht so; langsam, hübsch langsam die Straße hinunter!

[Vor Mariens Kammer?]

Marie. Tambourmajor.

TAMBOURMAJOR. Marie!

MARIE (*ihn ansehend, mit Ausdruck*). Geh einmal vor dich hin!—Über die Brust wie ein Rind und ein Bart wie ein Löw. So ist keiner!—Ich bin stolz vor allen Weibern.

TAMBOURMAJOR. Wenn ich am Sonntag erst den großen Federbusch hab und die weiße Handschuh, Donnerwetter! Der Prinz sagt immer: Mensch, Er ist ein Kerl!

MARIE (*spöttisch*). Ach was! (*Tritt vor ihn hin:*) Mann!

TAMBOURMAJOR. Und du bist auch ein Weibsbild. Sapperment, wir wollen eine Zucht von Tambourmajors anlegen. He? (*Er umfaßt sie.*)

MARIE (*verstimmt*). Laß mich!

TAMBOURMAJOR. Wild Tier!

MARIE (*heftig*). Rühr mich an!

TAMBOURMAJOR. Sieht dir der Teufel aus den Augen?

MARIE. Meinetwegen. Es ist alles eins.

[Mariens Kammer]

Marie. Woyzeck.

FRANZ (*sieht sie starr an und schüttelt den Kopf*). Hm! Ich seh nichts, ich seh nichts. O, man müßt's sehen, man müßt's greifen könne mit Fäusten.

MARIE (*verschüchtert*). Was hast du, Franz? Du bist hirnwütig, Franz.

FRANZ. Eine Sünde, so dick und so breit—es stinkt, daß man die Engelchen zum Himmel hinaus räuchern könnt. Du hast ein roten Mund, Marie. Keine Blase drauf? Wie, Marie, du bist schön wie die Sünde—kann die Todsünde so schön sein?

MARIE. Franz, du redst im Fieber.

FRANZ. Teufel!—Hat er da gestanden, so, so?

MARIE. Dieweil der Tag lang und die Welt alt ist, können viel Menschen an einem Platz stehn, einer nach dem andern.

WOYZECK. Ich hab ihn gesehn.

MARIE. Man kann viel sehn, wenn man zwei Augen hat und nicht blind ist und die Sonn scheint.

WOYZECK. Mensch! (Geht auf sie los.)

MARIE. Rühr mich an, Franz! Ich hätt lieber ein Messer in den Leib als deine Hand auf meiner.

WOYZECK. Weib!—Nein, es müßte was an dir sein! Jeder Mensch ist ein Abgrund; es schwindelt einem, wenn man hinabsieht.

[Beim Doktor]

Woyzeck. Der Doktor.

DOKTOR. Was erleb ich, Woyzeck? Ein Mann von Wort!

WOYZECK. Was denn, Herr Doktor?

DOKTOR. Ich hab's gesehn, Woyzeck; Er hat auf die Straß gepißt, an die Wand gepißt, wie ein Hund—und doch drei Groschen täglich! Woyzeck, das ist schlecht; die Welt wird schlecht, sehr schlecht.

WOYZECK. Aber Herr Doktor, wenn einem die Natur kommt.

DOKTOR. Die Natur kommt, die Natur kommt! Die Natur! Hab ich nicht nachgewiesen, daß der Musculus

constrictor vesicae dem Willen unterworfen ist? Die Natur! Woyzeck, der Mensch ist frei, in dem Menschen verklärt sich die Individualität zur Freiheit. Den Harn nicht halten können! (*schüttelt den Kopf, legt die Hände auf den Rücken und geht auf und ab.*) Hat Er schon seine Erbsen gegessen, Woyzeck? Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft, ich sprenge sie in die Luft. Harnstoff 0,10 salzsaures Ammonium, Hyperoxydul—Woyzeck, muß Er nicht wieder pissen? Geh Er einmal hinein und probier Er's!

WOYZECK. Ich kann nit, Herr Doktor.

DOKTOR (*mit Affekt*). Aber an die Wand pissen! Ich hab's schriftlich, den Akkord in der Hand. Ich hab's gesehn, mit diesen Augen gesehn—ich steckt grade die Nase zum Fenster hinaus und ließ die Sonnenstrahlen hinein fallen, um das Niesen zu beobachten. (*Tritt auf ihn los:*) Nein, Woyzeck, ich ärgre mich nicht; Ärger ist ungesund, ist unwissenschaftlich. Ich bin ruhig, ganz ruhig; mein Puls hat seine gewöhnlichen 60, und ich sag's Ihm mit der größten Kaltblütigkeit. Behüte, wer wird sich über einen Menschen ärgern, ein' Menschen! Wenn es noch ein Proteus wäre, der einen betrügt! Aber, Woyzeck, Er hätte doch nicht an die Wand pissen sollen—

WOYZECK. Sehn Sie, Herr Doktor, manchmal hat einer so 'en Charakter, so 'ne Struktur.—Aber mit der Natur ist's was anders, sehn Sie; mit der Natur (*er kracht mit den Fingern*), das ist so was, wie soll ich doch sagen, z. B....

DOKTOR. Woyzeck, Er philosophiert wieder.

WOYZECK (*vertraulich*). Herr Doktor, haben Sie schon was von der doppelten Natur gesehn? Wenn die Sonn in Mittag steht und es ist, als ging' die Welt in Feuer auf, hat schon eine fürchterliche Stimme zu mir geredt!

DOKTOR. Woyzeck, Er hat eine Aberratio.

WOYZECK (*legt den Finger an die Nase*). Die Schwämme, Herr Doktor, da, da steckt's. Haben Sie schon gesehn, in was für Figuren die Schwämme auf dem Boden wachsen? Wer das lesen könnt!

DOKTOR. Woyzeck, Er hat die schönste Aberratio mentalis partialis, die zweite Spezies, sehr schön ausgeprägt. Woyzeck, Er kriegt Zulage. Zweite Spezies, fixe Idee mit

allgemein vernünftigem Zustand.—Er tut noch alles wie sonst, rasiert seinen Hauptmann?

WOYZECK. Jawohl.

DOKTOR. Ißt seine Erbsen?

WOYZECK. Immer ordentlich, Herr Doktor. Das Geld für die Menage kriegt meine Frau.

DOKTOR. Tut seinen Dienst?

WOYZECK. Jawohl.

DOKTOR. Er ist ein interessanter Kasus. Subjekt Woyzeck, Er kriegt Zulage, halt Er sich brav! Zeig Er seinen Puls. Ja.

[STRASSE]

Hauptmann. Doktor.

[*Hauptmann keucht die Straße herunter, hält an; keucht, sieht sich um.*]

HAUPTMANN. Herr Doktor, die Pferde machen mir ganz angst, wenn ich denke, daß die armen Bestien zu Fuß gehen müssen.—Rennen Sie nicht so! Rudern Sie mit Ihrem Stock nicht so in der Luft! Sie hetzen sich ja hinter dem Tod drein. Ein guter Mensch, der sein gutes Gewissen hat, geht nicht so schnell. Ein guter Mensch (*er erwischt den Doktor am Rock*:) Herr Doktor, erlauben Sie, daß ich ein Menschenleben rette; Sie schießen . . . Herr Doktor, ich bin so schwermütig, ich habe so was Schwärmerisches; ich muß immer weinen, wenn ich meinen Rock an der Wand hängen sehe—da hängt er.

DOKTOR. Hm! aufgedunsen, fett, dicker Hals, apoplektische Konstitution. Ja, Herr Hauptmann, Sie können eine Apoplexia cerebri kriegen; Sie können sie aber vielleicht auch nur auf der einen Seite bekommen und dann auf der einen gelähmt sein, oder aber Sie können im besten Fall geistig gelähmt werden und nur fort vegetieren: das sind so ohngefähr Ihre Aussichten auf die nächsten vier Wochen! Übrigens kann ich Sie versichern, daß Sie einen von den interessanten Fällen abgeben, und wenn Gott will, daß Ihre Zunge zum Teil gelähmt wird, so machen wir die unsterblichsten Experimente.

HAUPTMANN. Herr Doktor, erschrecken Sie mich nicht;

es sind schon Leute am Schreck gestorben, am bloßen hellen Schreck.—Ich sehe schon die Leute mit den Zitronen in den Händen; aber sie werden sagen, er war ein guter Mensch, ein guter Mensch—Teufel Sargnagel.

DOKTOR. Was ist das, Herr Hauptmann?—Das ist Hohlkopf!

HAUPTMANN (*macht eine Falte*). Was ist das, Herr Doktor?—Das ist Einfalt.

DOKTOR. Ich empfehle mich, geehrtester Herr Exerzierzagel.

HAUPTMANN. Gleichfalls, bester Herr Sargnagel.

DIE WACHTSTUBE

Woyzeck, Andres.

ANDRES (*singt*).

Frau Wirtin hat ne brave Magd,
Sie sitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie sitzt in ihrem Garten . . .

WOYZECK. Andres!

ANDRES. Nu?

WOYZECK. Schön Wetter.

ANDRES. Sonntagsonnwetter—Musik vor der Stadt. Vorhin sind die Weibsbilder hinaus; die Mensche dampfe, das geht!

WOYZECK (*unruhig*). Tanz, Andres, sie tanze!

ANDRES. Im Rössel und in Sternen.

WOYZECK. Tanz, Tanz!

ANDRES. Meintwege.

Sie sitzt in ihrem Garten,
Bis daß das Glöcklein zwölfe schlägt,
Und paßt auf die Solda—aten.

WOYZECK. Andres, ich hab kein Ruh.

ANDRES. Narr!

WOYZECK. Ich muß hinaus. Es dreht sich mir vor den Augen. Tanz, Tanz! Wird sie heiße Händ habe! Verdammt, Andres!

ANDRES. Was willst du?

WOYZECK. Ich muß fort, muß sehen.

ANDRES. Mit dem Mensch!

WOYZECK. Ich muß hinaus, 's ist so heiß dahie.

WIRTSHAUS

Die Fenster offen, Tanz. Bänke vor dem Haus. Bursche.

1. HANDWERKSBURSCH.

Ich hab ein Hemdlein an, das ist nicht mein;
Meine Seele stinkt nach Branndewein—

2. HANDWERKSBURSCH. Bruder, soll ich dir aus Freundschaft ein Loch in die Natur machen? Vorwärts! Ich will ein Loch in die Natur machen! Ich bin auch ein Kerl, du weißt—ich will ihm alle Flöh am Leib totschlagen.

1. HANDWERKSBURSCH. Meine Seele, meine Seele stinkt nach Branndewein!—Selbst das Geld geht in Verwesung über! Vergißmeinnicht, wie ist diese Welt so schön! Bruder, ich muß ein Regenfaß voll greinen! Ich wollt, unsre Nasen wären zwei Bouteillen, und wir könnten sie uns einander in den Hals gießen.

ANDRE (*im Chor*).

Ein Jäger aus der Pfalz
Ritt einst durch einen grünen Wald.
Halli, halloh, ha lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Heid.
Das Jagen ist mei Freud.

(*Woyzeck stellt sich ans Fenster. Marie und der Tambourmajor tanzen vorbei, ohne ihn zu bemerken.*)

WOYZECK. Er! Sie! Teufel!

MARIE (*im Vorbeitanzen*). Immer zu, immer zu—

WOYZECK (*erstickt*). Immer zu—immer zu! (*fährt heftig auf und sinkt zurück auf die Bank:*) immer zu, immer zu! (*Schlägt die Hände ineinander.*) Dreht euch, wälzt euch! Warum bläst Gott nicht die Sonn aus, daß alles in Unzucht sich übereinander wälzt, Mann und Weib, Mensch und Vieh. Tut's am hellen Tag, tut's einem auf den Händen wie die Mücken!—Weib—das Weib ist heiß, heiß!—Immer zu, immer zu! (*Fährt auf:*) Der Kerl, wie er an ihr herumgreift, an ihrem Leib! Er, er hat sie wie ich zu Anfang.

1. HANDWERKSBURSCH (*predigt auf dem Tisch*). Jedoch, wenn ein Wandrer, der gelehnt steht an dem Strom der Zeit oder aber sich die göttliche Weisheit beantwortet

und sich anredet: Warum ist der Mensch? Warum ist der Mensch?—Aber wahrlich, ich sage Euch, von was hätte der Landmann, der Weißbinder, der Schuster, der Arzt leben sollen, wenn Gott den Menschen nicht geschaffen hätte? Von was hätte der Schneider leben sollen, wenn er dem Menschen nicht die Empfindung der Scham eingepflanzt hätte, von was der Soldat, wenn er ihn nicht mit dem Bedürfnis sich totzuschlagen ausgerüstet hätte? Darum zweifelt nicht—ja, ja, es ist lieblich und fein, aber alles Irdische ist übel, selbst das Geld geht in Verwesung über.—Zum Beschluß, meine geliebten Zuhörer, laßt uns noch übers Kreuz pissen, damit ein Jud stirbt!

FREIES FELD

WOYZECK. Immer zu! immer zu! Still, Musik! (*reckt sich gegen den Boden:*) Ha! was, was sagt ihr? Lauter! lauter! Stich, stich die Zickwölfin tot?—stich, stich die—Zickwölfin tot!—Soll ich? muß ich? Hör ich's da auch, sagt's der Wind auch? Hör ich's immer, immer zu: stich tot, tot!

[EIN ZIMMER in der Kaserne]

Nacht. Andres und Woyzeck in einem Bett.

WOYZECK (*schüttelt Andres*). Andres! Andres! ich kann nit schlafen! Wenn ich die Aug zumach, dreht sich's immer, und ich hör die Geigen, immer zu, immer zu. Und dann spricht's aus der Wand. Hörst du nix?

ANDRES. Ja—laß sie tanzen! Einer ist müd, und dann Gott behüt uns, Amen.

WOYZECK. Es redt immer: stich! stich! und zieht mir zwischen den Augen wie ein Messer—

ANDRES. Du mußt Schnaps trinken und Pulver drin, das schneidt das Fieber.

WIRTSHAUS

Tambourmajor. Woyzeck. Leute.

TAMBOURMAJOR. Ich bin ein Mann! (*schlägt sich auf die Brust:*) ein Mann, sag ich. Wer will was? Wer kein

besoffner Herrgott ist, der laß sich von mir. Ich will ihm die Nas ins Arschloch prügeln. Ich will—(*zu Woyzeck:*) Du Kerl, sauf! Ich wollt, die Welt wär Schnaps, Schnaps —der Mann muß saufen!

WOYZECK (*pfeift*).

TAMBOURMAJOR. Kerl, soll ich dir die Zung aus dem Hals ziehn und sie um den Leib herumwickeln? (*Sie ringen, Woyzeck verliert.*) Soll ich dir noch so viel Atem lassen als 'en Altweiberfurz, soll ich?

WOYZECK (*setzt sich erschöpft zitternd auf eine Bank*).

TAMBOURMAJOR. Der Kerl soll dunkelblau pfeifen.

Branndewein, das ist mein Leben,
Branndwein gibt Courage!

EINE. Der hat sein Fett.

ANDRE. Er blut'.

WOYZECK. Eins nach dem andern.

[Kramladen]

Woyzeck. Der Jude.

WOYZECK. Das Pistolchen ist zu teuer.

JUDE. Nu, kauft's oder kauft's nit, was is?

WOYZECK. Was kost' das Messer?

JUDE. 's ist ganz grad. Wollt Ihr Euch den Hals mit abschneiden? Nu, was is es? Ich geb's Euch so wohlfeil wie ein andrer. Ihr sollt Euern Tod wohlfeil haben, aber doch nit umsonst. Was is es? Er soll einen ökonomischen [?] Tod haben.

WOYZECK. Das kann mehr als Brot schneiden—

JUDE. Zwee Grosche.

WOYZECK. Da! (*Geht ab.*)

JUDE. Da! Als ob's nichts wär! Und es is doch Geld— der Hund!

[Mariens Kammer]

MARIE (*allein, blättert in der Bibel*). "Und ist kein Betrug in seinem Munde erfunden" . . . Herrgott, Herrgott! Sieh mich nicht an! (*Blättert weiter:*) "Aber die Pharisäer brachten ein Weib zu ihm, im Ehebruch begriffen, und stelleten sie ins Mittel dar. Jesus aber sprach: So ver-

damme ich dich auch nicht. Geh hin und sündige hinfort nicht mehr!" (*Schlägt die Hände zusammen:*) Herrgott! Herrgott! Ich kann nicht!—Herrgott, gib mir nur so viel, daß ich beten kann. (*Das Kind drängt sich an sie.*) Das Kind gibt mir einen Stich ins Herz. Karl! Das brüst' sich in der Sonne! (*Narr liegt und erzählt sich Märchen an den Fingern:* Der hat die goldne Kron, der Herr König—Morgen hol ich der Frau Königin ihr Kind—Blutwurst sagt: komm Leberwurst.—*Er nimmt das Kind und wird still.*)—Der Franz ist nit gekommen, gestern nit, heut nit. Es wird heiß hier! (*Sie macht das Fenster auf.*)—"Und trat hinein zu seinen Füßen und weinete, und fing an seine Füße zu netzen mit Tränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küssete seine Füße und salbete sie mit Salben . . ." (*Schlägt sich auf die Brust:*) Alles tot! Heiland! Heiland! ich möchte dir die Füße salben!—

KASERNE

Andres. Woyzeck kramt in seinen Sachen.

WOYZECK. Das Kamisolchen, Andres, ist nit zur Montur: du kannst's brauchen, Andres. Das Kreuz ist meiner Schwester und das Ringlein; ich hab auch noch ein Heiligen, zwei Herze und schön Gold—es lag in meiner Mutter Bibel, und da steht:

Herr! wie dein Leib war rot und wund,
So laß mein Herz sein aller Stund.

Mein Mutter fühlt nur noch, wenn ihr die Sonn auf die Händ scheint—das tut nix.

ANDRES (*ganz starr, sagt zu allem*): Jawohl.

WOYZECK (*zieht ein Papier hervor*). Friedrich Johann Franz Woyzeck, Wehrmann, Füsilier im 2. Regiment, 2. Bataillon, 4. Kompagnie, geb. Mariä Verkündigung d. 20. Juli—ich bin heut alt 30 Jahr, 7 Monat und 12 Tage.

ANDRES. Franz, du kommst ins Lazarett. Armer, du mußt Schnaps trinken und Pulver drin, das töt' das Fieber.

WOYZECK. Ja, Andres, wenn der Schreiner die Hobelspäne sammelt, es weiß niemand, wer seinen Kopf drauflegen wird.

[Weg zum Teich]

Marie und Woyzeck.

Marie. Also dort hinaus ist die Stadt. 's ist finster.

Woyzeck. Du sollst noch bleiben. Komm, setz dich!

Marie. Aber ich muß fort.

Woyzeck. Du wirst dir die Füß nicht wund laufen.

Marie. Wie bist du nur auch?

Woyzeck. Weißt du auch, wie lang' es just ist, Marie?

Marie. Am Pfingsten zwei Jahr.

Woyzeck. Weißt du auch, wie lang' es noch sein wird?

Marie. Ich muß fort, das Nachtessen richten.

Woyzeck. Friert's dich, Marie? Und doch bist du warm—was du heiße Lippen hast! heiß heißen Hurenatem! ... Wenn man kalt ist, so friert man nicht mehr; du wirst vom Morgentau nicht frieren.

Marie. Was sagst du?

Woyzeck. Nix.

(Schweigen.)

Marie. Was der Mond rot aufgeht!

Woyzeck. Wie ein blutig Eisen.

Marie. Was hast du vor? Franz, du bist so blaß.—Franz, halt ein! Um des Himmels willen, Hülfe, Hülfe!

Woyzeck. Nimm das und das!—Kannst du nicht sterben? So! so!—Ha, sie zuckt noch—noch nicht? noch nicht? Immer noch? (stößt zu)—Bist du tot? Tot! tot! (Er läßt das Messer fallen.] Es kommen Leute, [er] läuft weg.)—

[Woyzeck, zurückkehrend.] Das Messer? Wo ist das Messer? Ich hab es da gelassen. Es verrät mich! Näher, noch näher!—Was ist das für ein Platz? Was hör ich? Es rührt sich etwas. Still.—Da in der Nähe. Marie? Ha, Marie! Still! alles still! —Was bist du so bleich, Marie? Was hast du eine rote Schnur um den Hals? Bei wem hast du das Halsband verdient mit deinen Sünden? Du warst schwarz davon, schwarz. Hab ich dich jetzt gebleicht. Was hängen deine schwarzen Haare so wild? Hast du deine Zöpfe heut nicht geflochten?— — Da liegt was! Kalt, naß, still! Weg von dem Platz!—Das Messer, das Messer. Hab ich's? So! Leute—dort! (Er läuft weg.)

An dem Teich

Woyzeck. So, da hinunter! (Er wirft das Messer hinein.) Es taucht in das dunkle Wasser wie ein Stein.—Nein, es liegt zu weit vorn, wenn sie sich baden (er geht in den Teich und wirft weit:) so—jetzt aber im Sande, wenn sie tauchen nach Muscheln?—bah, es wird rostig. Wer kann es—dann—hätt ich es zerbrochen.—Bin ich noch blutig? Ich muß mich waschen. Da ein Fleck—und da noch einer . . .

Es kommen Leute.

Erste Person. Halt!

Zweite Person. Hörst du? Still! Da!

Erste Person. Da! wieder ein Ton!

Zweite Person. Es ist das Wasser, das ruft; schon lang ist niemand ertrunken. Fort! Es ist nicht gut, es zu hören.

Erste Person. Und jetzt wieder—[wie] ein Mensch, der stirbt.

Zweite Person. Es ist unheimlich: so dunstig, allenthalb Nebel, grau—und das Summen der Käfer wie Gespensterspuk. Fort!

DER HESSISCHE LANDBOTE

DER HESSISCHE LANDBOTE

ERSTE BOTSCHAFT

Darmstadt, im Juli 1834.

VORBERICHT

Dieses Blatt soll dem hessischen Lande die Wahrheit melden, aber wer die Wahrheit sagt, wird gehenkt; ja sogar der, welcher die Wahrheit liest, wird durch meineidige Richter vielleicht gestraft. Darum haben die, welchen dies Blatt zukommt, folgendes zu beobachten:

1. *Sie müssen das Blatt sorgfältig außerhalb ihres Hauses vor der Polizei verwahren;*
2. *sie dürfen es nur an treue Freunde mitteilen;*
3. *denen, welchen sie nicht trauen wie sich selbst, dürfen sie es nur heimlich hinlegen;*
4. *würde das Blatt dennoch bei einem gefunden, der es gelesen hat, so muß er gestehen, daß er es eben dem Kreisrat habe bringen wollen;*
5. *wer das Blatt nicht gelesen hat, wenn man es bei ihm findet, der ist natürlich ohne Schuld.*

FRIEDE DEN HÜTTEN! KRIEG DEN PALÄSTEN!

Im Jahr 1834 siehet es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es sieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am fünften Tage und die Fürsten und Vornehmen am sechsten gemacht, und als hätte der Herr zu diesen gesagt: "Herrschet über alles Getier, das auf Erden kriecht", und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt. Das Leben der *Vornehmen* ist ein langer Sonntag: sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der *Vornehme* aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit den Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Äcker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des *Vornehmen*.

Im Großherzogtum Hessen sind 718 373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6 363 436 Gulden, als

1. Direkte Steuern . .	2 128 131	Fl.
2. Indirekte Steuern . .	2 478 264	,,
3. Domänen	1 547 394	,,
4. Regalien	46 938	,,
5. Geldstrafen. . . .	98 511	,,
6. Verschiedene Quellen	64 198	,,
	6 363 436	Fl.

Dies Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. An 700 000 Menschen schwitzen, stöhnen und hungern dafür. Im Namen des Staates wird es erpreßt, die Presser berufen sich auf die Regierung, und die Regierung sagt, das sei nötig, die Ordnung im Staat zu erhalten. Was ist denn nun das für gewaltiges Ding: der Staat? Wohnt eine Anzahl Menschen in einem Land und es sind Verordnungen oder Gesetze vorhanden, nach denen jeder sich richten muß, so sagt man, sie bilden einen Staat. Der Staat also sind alle; die Ordner im Staate sind die Gesetze, durch welche das Wohl aller gesichert wird und die aus dem Wohl aller hervorgehen sollen.—Seht nun, was man in dem Großherzogtum aus dem Staat gemacht hat; seht, was es heißt: die Ordnung im Staate erhalten! 700 000 Menschen bezahlen dafür 6 Millionen, d. h. sie werden zu Ackergäulen und Pflugstieren gemacht, damit sie in Ordnung leben. In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden.

Wer sind denn die, welche diese Ordnung gemacht haben und die wachen, diese Ordnung zu erhalten? Das ist die Großherzogliche Regierung. Die Regierung wird gebildet von dem Großherzog und seinen obersten Beamten. Die andern Beamten sind Männer, die von der Regierung berufen werden, um jene Ordnung in Kraft zu erhalten. Ihre Anzahl ist Legion: Staatsräte und Regierungsräte, Landräte und Kreisräte, geistliche Räte und Schulräte, Finanzräte und Forsträte usw. mit allem ihrem Heer von Sekretären usw. Das Volk ist ihre Herde, sie sind seine Hirten, Melker und Schinder; sie haben die Häute der Bauern an, der Raub der Armen ist in ihrem Hause; die Tränen der Witwen und Waisen sind das Schmalz auf

ihren Gesichtern; sie herrschen frei und ermahnen das Volk zur Knechtschaft. Ihnen gebt ihr 6 000 000 Fl. Abgaben; sie haben dafür die Mühe, euch zu regieren; d. h. sich von euch füttern zu lassen und euch eure Menschen- und Bürgerrechte zu rauben. Sehet, was die Ernte eures Schweißes ist!

Für das Ministerium des Innern und der Gerechtigkeitspflege werden bezahlt 1 110 607 Gulden. Dafür habt ihr einen Wust von Gesetzen, zusammengehäuft aus willkürlichen Verordnungen aller Jahrhunderte, meist geschrieben in einer fremden Sprache. Der Unsinn aller vorigen Geschlechter hat sich darin auf euch vererbt, der Druck, unter dem sie erlagen, sich auf euch fortgewälzt. Das Gesetz ist das Eigentum einer unbedeutenden Klasse von *Vornehmen* und Gelehrten, die sich durch ihr eignes Machwerk die Herrschaft zuspricht. Diese Gerechtigkeit ist nur ein Mittel, euch in Ordnung zu halten, damit man euch bequemer schinde; sie spricht nach Gesetzen, die ihr nicht versteht, nach Grundsätzen, von denen ihr nichts wißt, Urteile, von denen ihr nichts begreift. Unbestechlich ist sie, weil sie sich gerade teuer genug bezahlen läßt, um keine Bestechung zu brauchen. Aber die meisten ihrer Diener sind der Regierung mit Haut und Haar verkauft. Ihre Ruhestühle stehen auf einem Geldhaufen von 461 373 Gulden (so viel betragen die Ausgaben für die Gerichtshöfe und die Kriminalkosten). Die Fräcke, Stöcke und Säbel ihrer unverletzlichen Diener sind mit dem Silber von 197 502 Gulden beschlagen (so viel kostet die Polizei überhaupt, die Gendarmerie usw.). Die Justiz ist in Deutschland seit Jahrhunderten die Hure der deutschen Fürsten. Jeden Schritt zu ihr müßt ihr mit Silber pflastern, und mit Armut und Erniedrigung erkauft ihr ihre Sprüche. Denkt an das Stempelpapier, denkt an euer Bücken in den Amtsstuben und euer Wachestehen vor denselben. Denkt an die Sporteln für Schreiber und Gerichtsdiener. Ihr dürft euern Nachbar verklagen, der euch eine Kartoffel stiehlt; aber klagt einmal über den Diebstahl, der von Staatswegen unter dem Namen von Abgabe und Steuern jeden Tag an eurem Eigentum begangen wird,

damit eine Legion unnützer Beamten sich von eurem Schweiße mästen; klagt einmal, daß ihr der Willkür einiger Fettwänste überlassen seid und daß diese Willkür Gesetz heißt, klagt, daß ihr die Ackergäule des Staates seid, klagt über eure verlorne Menschenrechte: wo sind die Gerichtshöfe, die eure Klage annehmen, wo die Richter, die Recht sprächen?—Die Ketten eurer Vogelsberger Mitbürger, die man nach Rockenburg schleppte, werden euch Antwort geben.

Und will endlich ein Richter oder ein andrer Beamte von den wenigen, welchen das Recht und das gemeine Wohl lieber ist als ihr Bauch und der Mammon, ein Volksrat und kein Volksschinder sein, so wird er von den obersten Räten des Fürsten selber geschunden.

Für das Ministerium der Finanzen 1 551 502 Fl.

Damit werden die Finanzräte, Obereinnehmer, Steuerboten, die Untererheber besoldet. Dafür wird der Ertrag eurer Äcker berechnet und eure Köpfe gezählt. Der Boden unter euren Füßen, der Bissen zwischen euren Zähnen ist besteuert. Dafür sitzen die Herren in Fräcken beisammen, und das Volk steht nackt und gebückt vor ihnen; sie legen die Hände an seine Lenden und Schultern und rechnen aus, wie viel es noch tragen kann, und wenn sie barmherzig sind, so geschieht es nur, wie man ein Vieh schont, das man nicht so sehr angreifen will.

Für das Militär wird bezahlt 914820 Gulden.

Dafür kriegen eure Söhne einen bunten Rock auf den Leib, ein Gewehr oder eine Trommel auf die Schulter und dürfen jeden Herbst einmal blind schießen, und erzählen, wie die Herren vom Hof und die ungeratenen Buben vom Adel allen Kindern ehrlicher Leute vorgehen und mit ihnen in den breiten Straßen der Städte herumziehen mit Trommlen und Trompeten. Für jene 900000 Gulden müssen eure Söhne den Tyrannen schwören und Wache halten an ihren Palästen. Mit ihren Trommeln übertäuben sie eure Seufzer, mit ihren Kolben zerschmettern sie euch den Schädel, wenn ihr zu denken wagt, daß ihr freie Menschen seid. Sie sind die gesetzlichen Mörder, welche die gesetzlichen Räuber schützen; denkt an

Södel! Eure Brüder, eure Kinder waren dort Brüder- und Vatermörder.

Für die Pensionen 480000 Gulden.

Dafür werden die Beamten aufs Polster gelegt, wenn sie eine gewisse Zeit dem Staate treu gedient haben, d. h. wenn sie eifrige Handlanger bei der regelmäßig eingerichteten Schinderei gewesen, die man Ordnung und Gesetz heißt.

Für das Staatsministerium und den Staatsrat 174600 Gulden.

Die größten Schurken stehen wohl jetzt allerwärts in Deutschland den Fürsten am nächsten, wenigstens im Großherzogtum. Kommt ja ein ehrlicher Mann in einen Staatsrat, so wird er ausgestoßen. Könnte aber auch ein ehrlicher Mann jetzo Minister sein oder bleiben, so wäre er, wie die Sachen stehn in Deutschland, nur eine Drahtpuppe, an der die fürstliche Puppe zieht; und an dem fürstlichen Popanz zieht wieder ein Kammerdiener oder ein Kutscher oder seine Frau und ihr Günstling oder sein Halbbruder—oder alle zusammen.

In Deutschland stehet es jetzt, wie der Prophet Micha schreibt, Kap. 7, V. 3 und 4: "Die Gewaltigen raten nach ihrem Mutwillen, Schaden zu tun, und drehen es, wie sie es wollen. Der Beste unter ihnen ist wie ein Dorn, und der Redlichste wie eine Hecke." Ihr müßt die Dörner und Hecken teuer bezahlen; denn ihr müßt ferner für das großherzogliche Haus und den Hofstaat 827772 Gulden bezahlen.

Die Anstalten, die Leute, von denen ich bis jetzt gesprochen, sind nur Werkzeuge, sind nur Diener. Sie tun nichts in ihrem Namen, unter der Ernennung zu ihrem Amt steht ein L., das bedeutet Ludwig von Gottes Gnaden, und sie sprechen mit Ehrfurcht: "Im Namen des Großherzogs." Dies ist ihr Feldgeschrei, wenn sie euer Gerät versteigern, euer Vieh wegtreiben, euch in den Kerker werfen. Im Namen des Großherzogs sagen sie, und der Mensch, den sie so nennen, heißt: unverletzlich, heilig, souverän, königliche Hoheit. Aber tretet zu dem Menschenkinde und blickt durch seinen Fürstenmantel.

Es ißt, wenn es hungert, und schläft, wenn sein Auge dunkel wird. Sehet, es kroch so nackt und weich in die Welt wie ihr und wird so hart und steif hinausgetragen wie ihr, und doch hat es seinen Fuß auf eurem Nacken, hat 700000 Menschen an seinem Pflug, hat Minister, die verantwortlich sind für das, was es tut, hat Gewalt über euer Eigentum durch die Steuern, die es ausschreibt, über euer Leben durch die Gesetze, die es macht, es hat adliche Herrn und Damen um sich, die man Hofstaat heißt, und seine göttliche Gewalt vererbt sich auf seine Kinder mit Weibern, welche aus ebenso übermenschlichen Geschlechtern sind.

Wehe über euch Götzendiener!—Ihr seid wie die Heiden, die das Krokodil anbeten, von dem sie zerrissen werden. Ihr setzt ihm eine Krone auf, aber es ist eine Dornenkrone, die ihr euch selbst in den Kopf drückt; ihr gebt ihm ein Zepter in die Hand, aber es ist eine Rute, womit ihr gezüchtigt werdet; ihr setzt ihn auf euern Thron, aber es ist ein Marterstuhl für euch und eure Kinder. Der Fürst ist der Kopf des Blutigels, der über euch hinkriecht, die Minister sind seine Zähne und die Beamten sein Schwanz. Die hungrigen Mägen aller vornehmen Herren, denen er die hohen Stellen verteilt, sind Schröpfköpfe, die er dem Lande setzt. Das L., was unter seinen Verordnungen steht, ist das Malzeichen des Tieres, das die Götzendiener unserer Zeit anbeten. Der Fürstenmantel ist der Teppich, auf dem sich die Herren und Damen vom Adel und Hofe in ihrer Geilheit übereinander wälzen—mit Orden und Bändern decken sie ihre Geschwüre, und mit kostbaren Gewändern bekleiden sie ihre aussätzigen Leiber. Die Töchter des Volks sind ihre Mägde und Huren, die Söhne des Volks ihre Lakaien und Soldaten. Geht einmal nach Darmstadt und seht, wie die Herren sich für euer Geld dort lustig machen, und erzählt dann euern hungernden Weibern und Kindern, daß ihr Brot an fremden Bäuchen herrlich angeschlagen sei, erzählt ihnen von den schönen Kleidern, die in ihrem Schweiß gefärbt, und von den zierlichen Bändern, die aus den Schwielen ihrer Hände geschnitten sind, erzählt von den stattlichen

Häusern, die aus den Knochen des Volks gebaut sind; und dann kriecht in eure rauchigen Hütten und bückt euch auf euren steinichten Äckern, damit eure Kinder auch einmal hingehen können, wenn ein Erbprinz mit einer Erbprinzessin für einen andern Erbprinzen Rat schaffen will, und durch die geöffneten Glastüren das Tischtuch sehen, wovon die Herren speisen, und die Lampen riechen, aus denen man mit dem Fett der Bauern illuminiert. *Das alles duldet ihr, weil euch Schurken sagen: diese Regierung sei von Gott. Diese Regierung ist nicht von Gott, sondern vom Vater der Lügen. Diese deutschen Fürsten sind keine rechtmäßige Obrigkeit, sondern die rechtmäßige Obrigkeit, den deutschen Kaiser, der vormals vom Volke frei gewählt wurde, haben sie seit Jahrhunderten verachtet und endlich gar verraten. Aus Verrat und Meineid, und nicht aus der Wahl des Volkes, ist die Gewalt der deutschen Fürsten hervorgegangen, und darum ist ihr Wesen und Tun von Gott verflucht; ihre Weisheit ist Trug, ihre Gerechtigkeit ist Schinderei. Sie zertreten das Land und zerschlagen die Person des Elenden. Ihr lästert Gott, wenn ihr einen dieser Fürsten einen Gesalbten des Herrn nennt, das heißt: Gott habe die Teufel gesalbt und zu Fürsten über die deutsche Erde gesetzt. Deutschland, unser liebes Vaterland, haben diese Fürsten zerrissen, den Kaiser, den unsere freien Voreltern wählten, haben diese Fürsten verraten, und nun fordern diese Verräter und Menschenquäler Treue von euch! —Doch das Reich der Finsternis neiget sich zum Ende. Über ein kleines, und Deutschland, das jetzt die Fürsten schinden, wird als ein Freistaat mit einer vom Volk gewählten Obrigkeit wieder auferstehn. Die Heilige Schrift sagt: "Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." Was ist aber dieser Fürsten, der Verräter?—Das Teil von Judas!*

Für die Landstände 16000 Gulden.

Im Jahr 1789 war das Volk in Frankreich müde, länger die Schindmähre seines Königs zu sein. Es erhob sich und berief Männer, denen es vertraute, und die Männer traten zusammen und sagten, ein König sei ein Mensch wie ein anderer auch, er sei nur der erste Diener im Staat, er müsse sich vor dem Volk verantworten, und

wenn er sein Amt schlecht verwalte, könne er zur Strafe gezogen werden. Dann erklärten sie die Rechte des Menschen: "Keiner erbt vor dem andern mit der Geburt ein Recht oder einen Titel, keiner erwirbt mit dem Eigentum ein Recht vor dem andern. Die höchste Gewalt ist in dem Willen aller oder der Mehrzahl. Dieser Wille ist das Gesetz, er tut sich kund durch die Landstände oder die Vertreter des Volks, sie werden von allen gewählt, und jeder kann gewählt werden; diese Gewählten sprechen den Willen ihrer Wähler aus, und so entspricht der Wille der Mehrzahl unter ihnen dem Willen der Mehrzahl unter dem Volke; der König hat nur für die Ausübung der von ihnen erlassenen Gesetze zu sorgen." Der König schwur, dieser Verfassung treu zu sein; er wurde aber meineidig an dem Volke, und das Volk richtete ihn, wie es einem Verräter geziemt. Dann schafften die Franzosen die erbliche Königswürde ab und wählten frei eine neue Obrigkeit, wozu jedes Volk nach der Vernunft und der Heiligen Schrift das Recht hat. Die Männer, die über die Vollziehung der Gesetze wachen sollten, wurden von der Versammlung der Volksvertreter ernannt, sie bildeten die neue Obrigkeit. So waren Regierung und Gesetzgeber vom Volk gewählt, und Frankreich war ein Freistaat.

Die übrigen Könige aber entsetzten sich vor der Gewalt des französischen Volkes; sie dachten, sie könnten alle über der ersten Königsleiche den Hals brechen, und ihre mißhandelten Untertanen möchten bei dem Freiheitsruf der Franken erwachen. Mit gewaltigem Kriegsgerät und reisigem Zeug stürzten sie von allen Seiten auf Frankreich, und ein großer Teil der Adligen und *Vornehmen* im Lande stand auf und schlug sich zu dem Feind. Da ergrimmte das Volk und erhob sich in seiner Kraft. Es erdrückte die Verräter und zerschmetterte die Söldner der Könige. Die junge Freiheit wuchs im Blut der Tyrannen, und vor ihrer Stimme bebten die Throne und jauchzten die Völker. Aber die Franzosen verkauften selbst ihre junge Freiheit für den Ruhm, den ihnen Napoleon darbot, und erhoben ihn auf den Kaiserthron.—Da ließ der Allmächtige das Heer des Kaisers in Rußland erfrieren und

züchtigte Frankreich durch die Knute der Kosaken und gab den Franzosen die dickwanstigen Bourbonen wieder zu Königen, damit Frankreich sich bekehre vom Götzendienst der erblichen Königsherrschaft und dem Gotte diene, der die Menschen frei und gleich geschaffen. Aber als die Zeit seiner Strafe verflossen war und tapfere Männer im Julius 1830 den meineidigen König Karl den Zehnten aus dem Lande jagten, da wendete dennoch das befreite Frankreich sich abermals zur halberblichen Königsherrschaft und band sich in dem Heuchler Louis Philipp eine neue Zuchtrute auf. In Deutschland und ganz Europa aber war große Freude, als der zehnte Karl vom Thron gestürzt ward, und die unterdrückten deutschen Länder richteten sich [auf] zum Kampf für die Freiheit. Da ratschlagten die Fürsten, wie sie dem Grimm des Volkes entgehen sollten, und die listigen unter ihnen sagten: Laßt uns einen Teil unserer Gewalt abgeben, daß wir das übrige behalten. Und sie traten vor das Volk und sprachen: Wir wollen euch die Freiheit schenken, um die ihr kämpfen wollt. Und zitternd vor Furcht warfen sie einige Brocken hin und sprachen von ihrer Gnade. Das Volk traute ihnen leider und legte sich zur Ruhe.—Und so ward Deutschland betrogen wie Frankreich.

Denn was sind diese Verfassungen in Deutschland? Nichts als leeres Stroh, woraus die Fürsten die Körner für sich herausgeklopft haben. Was sind unsere Landtage? Nichts als langsame Fuhrwerke, die man einmal oder zweimal wohl der Raubgier der Fürsten und ihrer Minister in den Weg schieben, woraus man aber nimmermehr eine feste Burg für deutsche Freiheit bauen kann. Was sind unsere Wahlgesetze? Nichts als Verletzungen der Bürger- und Menschenrechte der meisten Deutschen. Denkt an das Wahlgesetz im Großherzogtum, wornach keiner gewählt werden kann, der nicht hochbegütert ist, wie rechtschaffen und gutgesinnt er auch sei, wohl aber der Grolmann, der euch um die zwei Millionen bestehlen wollte. *Denkt an die Verfassung des Großherzogtums.—Nach den Artikeln derselben ist der Großherzog unverletzlich, heilig und unverantwortlich. Seine Würde ist erblich in seiner*

Familie, er hat das Recht, Krieg zu führen, und ausschließliche Verfügung über das Militär. Er beruft die Landstände, vertagt sie oder löst sie auf. Die Stände dürfen keinen Gesetzesvorschlag machen, sondern sie müssen um das Gesetz bitten, und dem Gutdünken des Fürsten bleibt es unbedingt überlassen, es zu geben oder zu verweigern. Er bleibt im Besitz einer fast unumschränkten Gewalt, nur darf er keine neuen Gesetze machen und keine neuen Steuern ausschreiben ohne Zustimmung der Stände. Aber teils kehrt er sich nicht an diese Zustimmung, teils genügen ihm die alten Gesetze, die das Werk der Fürstengewalt sind, und er bedarf darum keiner neuen Gesetze. Eine solche Verfassung ist ein elend jämmerlich Ding. Was ist von Ständen zu erwarten, die an eine solche Verfassung gebunden sind? Wenn unter den Gewählten auch keine Volksverräter und feige Memmen wären, wenn sie aus lauter entschlossenen Volksfreunden bestünden?! Was ist von Ständen zu erwarten, die kaum die elenden Fetzen einer armseligen Verfassung zu verteidigen vermögen!—Der einzige Widerstand, den sie zu leisten vermochten, war die Verweigerung der zwei Millionen Gulden, die sich der Großherzog von dem überschuldeten Volke wollte schenken lassen zur Bezahlung seiner Schulden.—Hätten aber auch die Landstände des Großherzogtums genügende Rechte, und hätte das Großherzogtum, aber nur das Großherzogtum allein, eine wahrhafte Verfassung, so würde die Herrlichkeit doch bald zu Ende sein. Die Raubgeier in Wien und Berlin würden ihre Henkerskrallen ausstrecken und die kleine Freiheit mit Rumpf und Stumpf ausrotten. Das ganze deutsche Volk muß sich die Freiheit erringen. Und diese Zeit, geliebte Mitbürger, ist nicht ferne. —Der Herr hat das schöne deutsche Land, das viele Jahrhunderte das herrlichste Reich der Erde war, in die Hände der fremden und einheimischen Schinder gegeben, weil das Herz des deutschen Volkes von der Freiheit und Gleichheit seiner Voreltern und von der Furcht des Herrn abgefallen war, weil ihr dem Götzendienste der vielen Herrlein, Kleinherzoge und Däumlings-Könige euch ergeben hattet.

Der Herr, der den Stecken des fremden Treibers Napoleon zerbrochen hat, wird auch die Götzenbilder unserer ein-

heimischen Tyrannen zerbrechen durch die Hände des Volks. Wohl glänzen diese Götzenbilder von Gold und Edelsteinen, von Orden und Ehrenzeichen, aber in ihrem Innern stirbt der Wurm nicht, und ihre Füße sind von Lehm.—Gott wird euch Kraft geben, ihre Füße zu zerschmeißen, sobald ihr euch bekehret von dem Irrtum eures Wandels und die Wahrheit erkennet: daß nur ein Gott ist und keine Götter neben ihm, die sich Hoheiten und Allerhöchste, heilig und unverantwortlich nennen lassen, daß Gott alle Menschen frei und gleich in ihren Rechten schuf, und daß keine Obrigkeit von Gott zum Segen verordnet ist als die, welche auf das Vertrauen des Volkes sich gründet und vom Volke ausdrücklich oder stillschweigend erwählt ist; daß dagegen die Obrigkeit, die Gewalt, aber kein Recht über ein Volk hat, nur also von Gott ist, wie der Teufel auch von Gott ist, und daß der Gehorsam gegen eine solche Teufelsobrigkeit nur so lange gilt, bis ihre Teufelsgewalt gebrochen werden kann;—daß der Gott, der ein Volk durch eine Sprache zu einem Leibe vereinigte, die Gewaltigen, die es zerfleischen und vierteilen oder gar in dreißig Stücke zerreißen, als Volksmörder und Tyrannen hier zeitlich und dort ewiglich strafen wird, denn die Schrift sagt: was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht trennen; und daß der Allmächtige, der aus der Einöde ein Paradies schaffen kann, auch ein Land des Jammers und des Elends wieder in ein Paradies umschaffen kann, wie unser teuerwertes Deutschland war, bis seine Fürsten es zerfleischten und schunden.

Weil das deutsche Reich morsch und faul war und die Deutschen von Gott und von der Freiheit abgefallen waren, hat Gott das Reich zu Trümmern gehen lassen, um es zu einem Freistaat zu verjüngen. Er hat eine Zeitlang den Satansengeln Gewalt gegeben, daß sie Deutschland mit Fäusten schlügen, er hat den Gewaltigen und Fürsten, die in der Finsternis herrschen, den bösen Geistern unter dem Himmel (Ephes. 6), Gewalt gegeben, daß sie Bürger und Bauern peinigten und ihr Blut aussaugten und ihren Mutwillen trieben mit allen, die Recht und Freiheit mehr lieben als Unrecht und Knechtschaft.—Aber ihr Maß ist voll!

Sehet an das von Gott gezeichnete Scheusal, den König

Ludwig von Bayern, den Gotteslästerer, der redliche Männer vor seinem Bilde niederzuknien zwingt und die, welche die Wahrheit bezeugen, durch meineidige Richter zum Kerker verurteilen läßt; das Schwein, das sich in allen Lasterpfützen von Italien wälzte, den Wolf, der sich für seinen Baals-Hofstaat für immer jährlich fünf Millionen durch meineidige Landstände verwilligen läßt, und fragt dann: "Ist das eine Obrigkeit von Gott zum Segen verordnet?"

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus;
Du raubst, du schindest, kerkerst ein,
Du nicht von Gott, Tyrann!

Ich sage euch: sein und seiner Mitfürsten Maß ist voll. Gott, der Deutschland um seiner Sünden willen geschlagen hat durch diese Fürsten, wird es wieder heilen. "Er wird die Hecken und Dörner niederreißen und auf einem Haufen verbrennen." Jesaias 27, 4. So wenig der Höcker noch wächset, womit Gott diesen König Ludwig gezeichnet hat, so wenig werden die Schandtaten dieser Fürsten noch wachsen können. Ihr Maß ist voll. Der Herr wird ihre Körper zerschmeißen, und in Deutschland wird dann Leben und Kraft als Segen der Freiheit wieder erblühen. Zu einem großen Leichenfelde haben die Fürsten die deutsche Erde gemacht, wie Ezechiel im 37. Kapitel beschreibt: "Der Herr führte mich auf ein weites Feld, das voller Gebeine lag, und siehe, sie waren sehr verdorrt." Aber wie lautet des Herrn Wort zu den verdorrten Gebeinen: "Siehe, ich will euch Adern geben und Fleisch lassen über euch wachsen, und euch mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet, und sollt erfahren, daß Ich der Herr bin." Und des Herrn Wort wird auch an Deutschland sich wahrhaftig beweisen, wie der Prophet spricht: "Siehe, es rauschte und regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebein.—Da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr groß Heer."

Wie der Prophet schreibet, also stand es bisher in Deutschland: eure Gebeine sind verdorrt, denn die Ordnung, in der ihr lebt, ist eitel Schinderei. Sechs Millionen bezahlt ihr

im Großherzogtum einer Handvoll Leute, deren Willkür euer Leben und Eigentum überlassen ist, und die anderen in dem zerrissenen Deutschland gleich also. Ihr seid nichts, ihr habt nichts! Ihr seid rechtlos. Ihr müsset geben, was eure unersättlichen Presser fordern, und tragen, was sie euch aufbürden. *So weit ein Tyrann blicket —und Deutschland hat deren wohl dreißig—, verdorret Land und Volk. Aber wie der Prophet schreibet, so wird es bald stehen in Deutschland: der Tag der Auferstehung wird nicht säumen. In dem Leichenfelde wird sich's regen und wird rauschen, und der Neubelebten wird ein großes Heer sein.*

Hebt die Augen auf und zählt das Häuflein eurer Presser, die nur stark sind durch das Blut, das sie euch aussaugen, und durch eure Arme, die ihr ihnen willenlos leihet. Ihrer sind vielleicht 10000 im Großherzogtum und eurer sind es 700000, und also verhält sich die Zahl des Volkes zu seinen Pressern auch im übrigen Deutschland. Wohl drohen sie mit dem Rüstzeug und den Reisigen der Könige, aber ich sage euch: Wer das Schwert erhebt gegen das Volk, der wird durch das Schwert des Volkes umkommen. Deutschland ist jetzt ein Leichenfeld, bald wird es ein Paradies sein. Das deutsche Volk ist ein Leib, ihr seid ein Glied dieses Leibes. Es ist einerlei, wo die Scheinleiche zu zucken anfängt. Wann der Herr euch seine Zeichen gibt durch die Männer, durch welche er die Völker aus der Dienstbarkeit zur Freiheit führt, dann erhebet euch, und der ganze Leib wird mit euch aufstehen.

Ihr bücktet euch lange Jahre in den Dornäckern der Knechtschaft, dann schwitzt ihr einen Sommer im Weinberge der Freiheit und werdet frei sein bis ins tausendste Glied.

Ihr wühltet ein langes Leben die Erde auf, dann wühlt ihr euren Tyrannen ein Grab. Ihr bautet die Zwingburgen, dann stürzt ihr sie und bauet der Freiheit Haus. Dann könnt ihr eure Kinder frei taufen mit dem Wasser des Lebens. Und bis der Herr euch ruft durch seine Boten und Zeichen, wachet und rüstet euch im Geiste und betet ihr selbst und lehrt eure Kinder beten: "Herr, zerbrich den Stecken unserer Treiber und laß dein Reich zu uns kommen—das Reich der Gerechtigkeit. Amen."

NATURWISSENSCHAFTLICHE UND PHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN

MÉMOIRE

SUR LE

SYSTÈME NERVEUX DU BARBEAU

⟨CYPRINUS BARBUS L.⟩

LU A LA SOCIÉTÉ D'HISTOIRE NATURELLE DE STRASBOURG,
DANS LES SÉANCES DU 13 AVRIL, DU 20 AVRIL ET DU 4 MAI 1836

PARTIE DESCRIPTIVE

QUEL est le rapport des nerfs cérébraux avec les nerfs spinaux, les vertèbres crâniennes et les renflements du cerveau? Quels sont ceux d'entre eux qui se trouvent les premiers au bas de l'échelle des animaux vertébrés? Quelles sont les lois d'après lesquelles leur nombre est augmenté ou diminué, leur distribution plus compliquée ou plus simple?—Questions importantes, qui ne pourront être résolues que par la méthode *génétique*[1], c'est-à-dire par une comparaison scrupuleuse du système nerveux des vertébrés en partant des organisations les plus simples et en s'élevant peu à peu aux plus développées. Mais en commençant ces recherches par la dernière classe des vertébrés, les poissons, on est embarrassé aussitôt par les données les plus contradictoires. Les anatomistes ne peuvent s'entendre sur le nombre, la signification et la distribution des nerfs. Le nombre des paires cérébrales qu'ils admettent varie de huit à onze. Les nerfs facial, glosso-pharyngien, hypoglosse et accessoire de Willis, sont tantôt admis, tantôt niés dans les poissons. Le même nerf est décrit sous les noms les plus différents; les descriptions de l'origine et de la distribution sont souvent diamétralement opposées. C'est à la nature elle-même qu'il faut s'adresser pour résoudre le problème: puisse mon travail contribuer à cette solution! J'ai choisi particulièrement pour objet de mes recherches les Cyprins, comme offrant, d'après *Carus*, le type le plus pur des poissons osseux. D'ailleurs le système nerveux des poissons de cette famille offre quelques particularités très remarquables, décrites par *Weber*, *Desmoulins* et *Bischoff*. Je donne ici la description des nerfs du Barbeau, à laquelle j'ajouterai, là où je le jugerai convenable, les particularités que m'ont offertes les autres poissons que j'ai disséqués.

Je crois nécessaire de faire précéder cette description de quelques détails sur les fibres du cerveau, détails nécessaires pour comprendre ce que je dirai sur l'origine des nerfs.

---

[1] Terme emprunté à l'école allemande: *Die genetische Methode.*

Malgré les travaux de *Haller*[1] et de *Carus*[2], il n'y a rien de bien arrêté sur la manière dont se comportent les cordons de la moelle dans le cerveau. Ce n'est que dans ces derniers temps que les belles recherches de *Gottsche*[3] ont rempli en partie cette lacune. *Gottsche* admet quatre cordons de chaque côté de la moelle, deux supérieurs et deux inférieurs, savoir: 1°. Un cordon pyramidal antérieur, qui passe sous la *commissura ansulata* (*Gottsche*) et se divise en deux faisceaux, dont l'interne se rend aux renflements antérieurs du cerveau, comparés aux hémisphères par la plupart des anatomistes, et dont l'externe passe par les renflements antérieurs de la cavité des lobes optiques (*"thalami optici" Gottsche*, *"tori antérieurs" Serres*, *"tori semicirculares" Haller*), d'où il sort en rayonnant pour former la paroi interne des lobes optiques. 2°. Un cordon extérieur au précédent, qu'il appelle *lemniscus*. Il passe par la *commissura ansulata* et se perd, en mêlant ses fibres avec celles du cordon précédent, dans le bord externe des couches optiques (*Gottsche*). Ce cordon paraît fournir la cinquième paire et l'acoustique. 3°. Un cordon restiforme. 4°. Un cordon pyramidal postérieur. Il ne les sépare pas dans leur description. Ils pénètrent dans le cervelet, entourent sa cavité, en formant une anse, et se rendent ensuite aux renflements postérieurs de la cavité des lobes optiques (*"quadrijumeaux"* de *Haller*, *Cuvier*, *Gottsche*, *"tori postérieurs"* de *Serres*), dont ils constituent la paroi externe sous la forme d'une bande contournée en demi-cercle. Chez les Cyprins, d'ailleurs, la *commissura ansulata*, comparée par *Gottsche* au pont de Varole, émane de ce cordon.

Serres[4] parle de même de huit cordons de la moelle; il

---

[1] *Opera minora*, tom. III, et *Elem. physiol.*, tom. IV.—[2] *Versuch einer Darstellung des Nervensystems.*—Je regrette de n'avoir pu me procurer cet ouvrage; j'ai été obligé de me contenter des notions contenues dans l'ouvrage de *Carus* sur les parties primitives du squelette et dans son traité de Zootomie, et des citations des autres auteurs. Je n'ai pu non plus me procurer l'importante dissertation d'*Arsaky: De piscium cerebro et medulla spinali.*—[3] *Müllers Archiv*, 1835.—[4] *Anatomie comparée du cerveau dans les quatre classes des animaux vertébrés.*

les désigne sous les noms de pyramides antérieures, cordons olivaires, cordons restiformes et pyramides postérieures. D'après cet auteur, les pyramides antérieures se rendent aux hémisphères et forment les nerfs olfactifs; les cordons olivaires, placés au côté externe des précédents, aboutissent aux lobes optiques.

Desmoulins[1] énumère seulement quatre cordons : deux supérieurs et deux inférieurs.

Laurencet[2], enfin, admet six cordons, trois de chaque côté: 1°. Les pyramides antérieures, qui comprennent aussi les cordons olivaires, et qui se dirigent chacun en dehors et en haut dans l'intérieur du renflement que l'on trouve au devant du cervelet (c'est-à-dire dans le lobe optique). 2°. Les faisceaux moyens, ou les faisceaux de l'*infundibulum*, sont placés entre les pyramides antérieures et les pyramides postérieures. Ces faisceaux passent à la hauteur du collet du bulbe rachidien, comme s'exprime *Laurencet*, par-dessus et entre les deux précédents, pour ressortir à la face antérieure; puis ils se dirigent, en augmentant toujours de volume, dans les deux lobes qu'on voit de chaque côté de l'*infundibulum*, et s'y épanouissent visiblement. 3°. Les pyramides postérieures, qui montent au cervelet.

Mes recherches sur le cerveau n'ont pour but que de déterminer le nombre des cordons nerveux et leur trajet dans la masse cérébrale, ainsi que le rapport qui existe entre eux et les racines des nerfs; je n'entrerai donc dans aucun autre détail sur la structure du cerveau.

La moelle ne présente à sa surface que les deux sillons inférieur et supérieur, qui la divisent en deux moitiés égales; cependant on découvre à son extrémité supérieure, mais seulement dans une étendue peu considérable, un sillon latéral produit par la saillie du faisceau inférieur des pyramides postérieures, comme nous allons bientôt le voir; de ce sillon résultent de chaque côté deux cordons latéraux inégaux, dont l'inférieur surpasse de beaucoup en volume le supérieur. Pour le reste, la surface de la moelle

[1] *Anatomie des systèmes nerveux des animaux à vertèbres.*—[2] *Anatomie du cerveau dans les quatre classes d'animaux vertébrés.*

est parfaitement lisse; elle a presque la forme d'un triangle à côtés curvilignes, dont la base est formée par la surface inférieure. En coupant la moelle par tranches verticales, on voit les sillons supérieur et inférieur la séparer presque entièrement en deux moitiés, qui ne sont réunies que par une étroite commissure de substance grise[1]. Le sillon supérieur descend jusqu'au-delà du centre de la tranche, et s'élargit en formant le canal central de la moelle. Ce canal est entouré d'une substance jaunâtre, presque liquide, disposée en triangle, dont le sommet répond au sillon supérieur, et dont les deux angles inférieurs se prolongent dans les parties latérales de la moelle. Sur la moelle fraîche ce triangle lui-même paraît être une dilatation du canal central, à cause du peu de consistance de la substance dont il est formé; mais par l'action de l'alcool on parvient à la coaguler. Elle présente alors une couleur grisâtre, et dans son milieu on aperçoit la lumière étroite du canal central. C'est à l'aide des deux prolongements latéraux de la substance jaunâtre qu'on parvient à distinguer quatre cordons, deux supérieurs et deux inférieurs, dont les premiers surpassent de beaucoup en volume les derniers; circonstance qui contraste fortement avec le contour externe des cordons, produit sur une partie de la surface de la moelle par le sillon latéral dont je viens de parler. Une section faite près du quatrième ventricule, présente un contour presque quadrilatère, à cordons plus nettement dessinés. Sur une autre section, pratiquée vers l'extrémité postérieure de la moelle, le sillon supérieur descend moins profondément, et les cordons inférieurs acquièrent par là plus de volume.

La moelle des poissons serait donc composée de quatre cordons, dont les supérieurs sont beaucoup plus développés que les inférieurs. Je n'ai pu apercevoir de cordon latéral : la présence de ce cordon paraît dépendre du

---

[1] Rigoureusement parlant, il n'y a pas de substance grise, quant à la couleur, dans le système cérébro-spinal des poissons: c'est une substance jaunâtre tirant sur le rouge, qui, par sa couleur, contraste beaucoup moins avec la substance médullaire que ne le fait la substance grise des animaux supérieurs.

développement de la substance grise; en effet, ce n'est réellement autre chose que la partie médullaire située entre les deux cornes du croissant formé par la substance grise dans chaque moitié de la moelle. Or, il n'y a pas de cornes antérieures dans la moelle des poissons; la partie qu'on appelle cordon latéral coincide donc avec le cordon supérieur. Cette disposition détruit déjà à elle seule la classification des nerfs faite par *Charles Bell*[1]. La division par laquelle il sépare ses nerfs respiratoires des autres nerfs du système cérébro-spinal est entièrement basée sur le cordon latéral, qui doit présider à leur fonction particulière. Or, chez les poissons nous trouvons quatre des nerfs respiratoires de Bell, savoir: les nerfs vague, glosso-pharyngien, facial et pathétique, s'insérant aux mêmes cordons que les autres nerfs cérébraux, et ayant chez ces animaux une fonction aussi bien respiratoire que chez l'homme. Il faut donc que cette fonction ne soit pas aussi différente de celle des autres nerfs que *Bell* le prétend.

Les cordons inférieurs, que je compare aux pyramides antérieures, se dirigent en avant, en s'élargissant, le long de la face inférieure de la moelle, passent sous la commissure des lobes du nerf vague, puis sous la *commissura ansulata*, et se divisent en deux faisceaux. L'interne se continue en ligne droite, passe du côté interne du pédoncule des lobes inférieurs (éminences mamillaires), auquel il donne des filets, et forme enfin le pédoncule des hémisphères, dans lesquels il s'épanouit en rayonnant. L'externe est le plus volumineux; il se réfléchit en dehors et passe à travers l'amas de substance grise qui forme les couches optiques (*Gottsche*), en s'épanouissant en éventail à sa sortie, pour former le feuillet interne des lobes optiques. Les fibres de ce feuillet sont parfaitement séparées du feuillet extérieur jusqu'au delà de son tiers supérieur; alors elles s'y collent en formant une bande rayonnée verticalement, qui s'étend jusqu'au bord supérieur de ce feuillet extérieur, où elles passent dans la bande étendue,

[1] *Exposition du système naturel des nerfs.*

le long de ce bord, sur la surface du cerveau, et comparée au *fornix* par *Gottsche*. Je n'ai pu apercevoir de stries sur cette bande, pas même à l'aide de la loupe; elle paraît formée principalement de substance grise, au moins elle contraste de la manière la plus apparente, par sa couleur jaunâtre, avec les filets blancs médullaires qui s'y rendent. C'est du bord interne du *fornix* que rayonne la membrane qui unit les deux lobes optiques, et que *Gottsche* compare au corps calleux[1]; elle est bien évidemment la continuation des fibres qui se sont rendues au *fornix*, et qui en rayonnent de nouveau de la même manière qu'elles le faisaient pour les couches optiques (*Gottsche*). Les fibres les plus antérieures de ce faisceau externe forment la commissure antérieure des lobes optiques.

La face inférieure des pyramides antérieures montre de chaque côté du sillon médian deux stries plus blanches, très fines, et qu'on peut suivre pendant un trajet assez long sur la moelle, où elles sont un peu plus larges qu'à la base du cerveau. Je ne sais si l'on pourrait avec raison en faire deux cordons particuliers. Elles me parurent former, après s'être croisées, les cuisses antérieures de la *commissura ansulata*. La face supérieure des pyramides antérieures se voit sur le plancher du quatrième ventricule; elle donne un faisceau au tubercule impair de ce ventricule et présente beaucoup de stries transversales.

Les pyramides postérieures se divisent près de la pointe du quatrième ventricule en deux faisceaux; le supérieur passe sous la commissure postérieure du quatrième ventricule, forme la paroi interne de cette cavité en rayonnant dans les lobes du nerf vague, et donne un faisceau de fibres qui se répandent, comme les branches d'un arbre, sur la face supérieure du tubercule impair du quatrième ventricule; puis il passe dans les pédoncules du cervelet, entoure, en forme d'anse, la cavité de cet organe, en envoyant, comme l'arbre de vie des animaux supérieurs, des fibres médullaires dans la substance grise, et se rend

[1] Je conserve les noms donnés par *Gottsche* à des parties qu'il a le premier décrites d'une manière bien exacte, sans toutefois partager son opinion sur leur détermination.

enfin à la base du torus postérieur (*Serres*) de son côté. *Gottsche* compare cette cuisse médullaire au *processus cerebelli ad eminentiam quadrigeminam*. En sortant de cette base, notre faisceau contourne en dehors et en arrière le bord inférieur et externe du torus, et envoie en haut des filets qui constituent un large feuillet, formant la face externe de ce tubercule, et plié en dedans au bord supérieur, comme on le voit aisément en faisant une coupe verticale sur le torus. *Gottsche* a très bien représenté cette disposition sur la Carpe; cependant je n'ai pas vu ce feuillet seulement formé de substance médullaire, comme le prétend *Gottsche*; il y a beaucoup de substance jaunâtre, mais assez claire, mêlée entre les fibres blanches.

Le faisceau inférieur passe sous le lobe du nerf vague à la face inférieure et externe de la moelle, dont il forme la partie latérale, sur laquelle s'insèrent le pathétique, le trijumeau, l'acoustique et le glosso-pharyngien. Arrivé à la base du cervelet, il fournit en bas la cuisse postérieure de la *commissura ansulata*, et envoie au cervelet un faisceau, qui monte le long du bord antérieur du pédoncule, et qui s'épanouit sur la surface du cervelet et entre le bord interne des tori postérieurs, et le *tuberculum cordiforme* (*Haller*), le point central, d'où se contournent en dehors les tori. Le tronc de ce faisceau se mêle avec les fibres du faisceau supérieur à la base des tori postérieurs, et y produit un véritable centre médullaire, d'où naît un faisceau assez considérable qui se dirige en avant, en passant par le fond de la cavité des lobes optiques près de la ligne médiane, concourt à la formation de la commissure antérieure, et me paraît se rendre aux hémisphères en formant la partie supérieure de leur pédoncule. Un autre faisceau descend en dehors entre les fibres des pyramides inférieures vers le pédoncule des lobes inférieurs, qu'il constitue principalement[1]; d'ailleurs c'est de ce

[1] Voici ce que dit *Gottsche* sur cette disposition: «Dans les poissons qui ont les tubercules quadrijumeaux très développés, on peut dire que des parties latérales du cervelet un faisceau considérable de fibres blanches se dirige en avant de chaque côté; près des tubercules quadrijumeaux il donne une branche qui va à la face externe

centre médullaire cité que me paraissent naître les fibres médullaires du *fascia lateralis* et du feuillet externe de la paroi des lobes optiques. Ce feuillet, formé de substance grise, est traversé par des stries de substance médullaire. Ces stries, dirigées horizontalement d'arrière en avant et très développées, principalement le long des bords inférieur et supérieur qu'elles entourent comme un ruban, convergent à la partie antérieure des lobes optiques pour former le nerf optique. Elles coupent à angle droit les fibres du feuillet interne, dirigées dans un sens vertical. En examinant le bord inférieur du feuillet externe, on trouve qu'il est tout-à-fait séparé du feuillet interne, et qu'il est facile de le replier, sans produire de lésion, pour voir les fibres rayonnantes des couches optiques. En insufflant l'intervalle compris entre les deux feuillets, on parvient facilement à les séparer jusqu'à la ligne déjà décrite, où les fibres du feuillet interne s'accolent au feuillet externe avant de pénétrer dans le *fornix*. Il est donc impossible que ce feuillet externe soit aussi, comme le feuillet interne, une émanation des pyramides inférieures, comme on le suppose généralement. La direction seule de ses fibres médullaires suffirait déjà pour prouver le contraire. Quel est donc son point d'origine? C'est le centre médullaire, formé à la base des tori postérieurs par les fibres des faisceaux inférieur et supérieur des pyramides postérieures. Le feuillet externe est formé par des fibres des pyramides postérieures, qui s'épanouissent horizontalement en passant au-dessus des fibres verticales provenant des pyramides inférieures; cependant je ne suis pas encore tout-à-fait sûr de la justesse de cette observation, et j'appelle l'attention des anatomistes sur ce point, qui me paraît important pour la physiologie des cordons médullaires. Car, comme il n'y a pas de trace d'un entrecroisement des cordons de la moelle dans le sens antéro-postérieur, comme la continuation du nerf optique avec les stries médullaires du feuillet externe est

---

de ces éminences. Le tronc se porte en avant, passe à côté et au-dessous des couches optiques, et concourt à la formation de la commissure antérieure.»

évidente, il serait bien singulier que ce feuillet, comme on l'admet généralement, fût formé par les pyramides inférieures; cordons qui, après avoir donné le long de la moelle les racines motrices des nerfs, entreraient dans le cerveau en rapport avec un nerf de sensation aussi pur que l'optique.

On pourrait séparer les deux faisceaux des pyramides postérieures en deux cordons, appeler l'inférieur cordon restiforme, et réserver le nom de pyramide postérieure au supérieur; et en séparant de même les pyramides inférieures en deux cordons, on aurait huit cordons médullaires. Enfin, j'ai trouvé entre le cordon restiforme et le bord externe de la pyramide inférieure, un faisceau de fibres médullaires d'un blanc moins pur que ces cordons. Il forme avec son congénère à la base des lobes du nerf vague une commissure assez large. Son extrémité antérieure se confond avec le bord externe des pyramides inférieures, là où celles-ci entrent dans les couches optiques. Son extrémité postérieure se confond avec les pyramides supérieures. On pourrait le nommer cordon latéral, pourvu qu'on n'attache pas à ce nom l'idée d'une séparation des autres cordons, à laquelle sa disposition anatomique est contraire; c'est ce cordon et le faisceau inférieur des pyramides postérieures qui me paraissent répondre au *lemniscus* de *Gottsche*, et au faisceau de l'*infundibulum* de *Laurencet*. Car d'abord *Gottsche* dit que le *lemniscus* paraît donner l'origine de l'acoustique et du trijumeau, et c'est ce qui a lieu pour le faisceau inférieur des pyramides postérieures; ensuite il prétend qu'il se confond avec les fibres des pyramides inférieures, et c'est ce qui arrive pour le cordon latéral. Je n'ai rien vu qui pût justifier la description que fait *Laurencet* de la terminaison de son faisceau de l'infundibulum, pourvu qu'on ne suppose pas qu'il y ait décrit les fibres qui, du faisceau inférieur des pyramides postérieures, descendent dans les lobes inférieurs.

Je le répète du reste, je crois que la moelle épinière des poissons est composée de quatre cordons, deux supérieurs et deux inférieurs, qui, en s'épanouissant en membranes,

ou en rayonnant dans la substance grise, forment le cerveau.

Le long de la moelle naissent cinquante-huit paires de nerfs, dont dix paires appartiennent à la partie cérébrale. Par des raisons que je donnerai après la partie descriptive, nous verrons que les paires cérébrales répondent aux nerfs olfactif, optique, oculo-moteur, pathétique, abducteur, trijumeau, acoustique, glosso-pharyngien, vague et hypoglosse.

1. *Nerf olfactif.*

Les racines de l'olfactif passent, d'après *Cuvier*[1], *Serres* et *Desmoulins*, sous la face inférieure des hémisphères, et, après avoir concouru à la formation de leur commissure, elles se continuent immédiatement avec le pédoncule de ces lobes, formé exclusivement par les pyramides inférieures[2]. Mais le raisonnement que je viens de faire à l'occasion de l'origine du nerf optique, appliqué également à ce nerf, suffit pour rendre douteuse une pareille disposition. Voici ce que j'ai observé de positif: à peu de distance des hémisphères l'olfactif se sépare en deux racines; l'interne, beaucoup plus considérable que l'externe, passe du côté interne des hémisphères et de leur pédoncule, et forme la commissure des hémisphères. La racine externe contourne en dehors le pédoncule des hémisphères, de sorte que celui-ci est embrassé des deux côtés par les deux racines. J'ai vu la racine externe se continuer, de la manière la plus évidente, avec le faisceau qui se rend des pyramides postérieures au pédoncule des hémisphères. Je ne doute pas que la même disposition n'ait lieu aussi pour l'autre racine.

Les racines s'unissent, au devant des hémisphères, en un large ruban plat, mince, et formé de fibres parallèles. L'olfactif se dirige en avant dans la cavité du crâne, entre

[1] *Histoire naturelle des poissons.* — [2] *Haller, Opera minora,* t. III, indique trois points d'origine pour le nerf olfactif: "*ut omnino triplex nervi olfactorii sit origo, a glandula pituitaria, a tuberculo inferiori* ('*trigonum fissum*' *Gottsche,* lobule optique *Serres*) *et a superiori* (hémisphères)." Quant à la racine provenant de son tubercule inférieur, *Haller* paraît désigner par elle les pédoncules des hémisphères.

les bases des petites ailes *Cuvier* et *Bojanus* (grandes ailes de *Meckel*), et des sphénoïdes antérieurs *Cuvier* (petites ailes *Meckel*, "*rostrum sphenoidale*" *Bojanus*), et se renfle, derrière le grand trou, dans l'ethmoïde *Meckel* (entre le frontal antérieur et l'ethmoïde de *Cuvier*), en un ganglion oblong, grisâtre et d'une consistance molle. De la partie antérieure de ce renflement partent des filets mous qui traversent, comme par une lame criblée, la membrane fibreuse qui bouche ce trou, pour se rendre aux feuillets de la pituitaire. Le nerf olfactif et son ganglion sont revêtus par la pie-mère de la même manière que le cerveau; elle forme un tuyau dans lequel est placé le nerf, sans que ses filets soient pourvus de gaînes particulières de névrilème.

Dans le Brochet le nerf olfactif se comporte d'une manière bien différente. *Scarpa*[1] déjà a fait remarquer cette disposition. Il n'y a pas de renflement au bout du nerf; mais il y en a un à son commencement au devant des hémisphères. Ce renflement communique avec les hémisphères par un court pédicule disposé de la même manière que le nerf olfactif des Cyprins. De sa partie antérieure sort le nerf olfactif, qui devient peu à peu plus large vers sa terminaison, ses fibres formant entre elles une espèce de plexus, avant de se porter dans les narines. Sa structure est analogue à celle des autres nerfs cérébraux; il est rond et composé de faisceaux parallèles de fibres médullaires.

D'après les anatomistes on rencontre l'une ou l'autre de ces dispositions chez tous les poissons, selon que leur bulbe olfactif est placé au commencement ou à la fin du nerf. On pourrait bien demander si ce que l'on appelle ordinairement le nerf olfactif, chez les poissons qui ont le bulbe olfactif derrière les narines, ne serait pas plutôt un pédicule long qui unirait ce renflement au cerveau; tandis que le nerf olfactif proprement dit serait formé par les filets qui sortent de sa partie antérieure. En effet, le nerf olfactif des anatomistes se comporte, pour sa structure et son insertion, absolument comme le court pédicule qui unit les bulbes olfactifs aux hémisphères chez le brochet,

---

[1] *De auditu et olfactu.*

seulement il est plus long. L'objection faite par *Gottsche*, qui prétend que, d'après cette manière de voir, une partie du cerveau serait en dehors de la cavité du crâne, n'est pas fondée. Les renflements des nerfs olfactifs des Cyprins sont placés, comme je l'ai dit, derrière une membrane fibreuse, qui bouche le trou par lequel passent les filets du nerf olfactif. *Scarpa* déjà compare cette membrane, à cause de la manière dont elle est percée par les filets de l'olfactif, à la lame criblée; les renflements en question se trouvent donc au dedans de la cavité crânienne.

2. *Nerf optique.*

De quelle partie de la masse cérébrale provient ce nerf? Des lobes optiques, d'après tous les anatomistes; et, d'après tous aussi[1], des deux feuillets de ces tubercules. *Cuvier* seul ne parle que du feuillet externe[2]. *Arsaky*,

[1] *Haller*, après avoir toutefois désigné encore d'autres points d'origine, admet pour origine générale du nerf optique les deux couches du lobe optique; il s'exprime en ces termes: "*Earum fibrarum quae interiores eae ex semicirculari toro* (tubercules antérieurs de la cavité des lobes optiques) *natae, quem dicimus, omnes in nervum opticum coeunt. Exterius ejusmodi fibrae ex convexo dorso optici thalami* (lobe optique) *in nervi optici posteriorem radicem colliguntur. Nervus opticus et anteriori sua radice ex hoc thalamo prodit, quae nervis olfactoriis vicina adjacet; et altera posteriori, majori, quae inter tuberculum inferius majusque antrorsum tendit. Prior radix interiores et cavas thalami partes tenet, haec exteriora et dorsum.*" *Opera minora*, t. III, il dit que dans le *Cyprinus Capito* et *Tinca*, et dans le *Trutta alpina et lacustris* le nerf optique reçoit en outre une racine de son *tuberculum inferius*.—*Carus*, dans son *Manuel d'anatomie comparée*, me paraît admettre la même chose; il dit: "*Von der Decke dieser Sehhügel nämlich, einer innerlich schön gestreiften Markhaut, entspringen zu beiden Seiten mit breiten bandartigen Wurzeln die Sehnerven.*"—*Desmoulins* dit que les lames plissées du nerf optique s'unissent en partie au feuillet interne, qu'il décrit comme une ou plusieurs lames contournées en une seule volute.—*Serres* prétend avoir vu dans le nerf optique les mêmes couches que dans le lobe optique.—*Gottsche* assure que le nerf optique est formé par deux faisceaux de la surface du lobe optique et par des fibres de sa partie interne. Chez le *Pleuronectes Platessa* il décrit et représente d'ailleurs un faisceau du *fascia lateralis* se rendant dans ce nerf.—[2] *Histoire naturelle des poissons:* «Les fibres de la couche externe des lobes creux se rendent pour la plupart au nerf optique; mais elles concourent à sa formation avec d'autres fibres, venues les unes du lobe inférieur, les autres de la moelle allongée, quelques-unes même, comme il est facile de le voir dans les Raies, du lobe antérieur.»

Desmoulins[1] et *Cuvier* assurent que le nerf optique reçoit d'ailleurs des fibres des lobes inférieurs ou mamillaires. D'après *Serres*[2], il y a même des fibres des pyramides inférieures qui s'y rendent. *Haller*, *Carus* et *Gottsche* nient au contraire que des filets des lobes mamillaires parviennent aux nerfs optiques.

Voici ce que j'ai observé relativement à ce sujet.

Le nerf optique naît du feuillet externe du lobe optique, et principalement des deux rubans médullaires qui bordent ce tubercule. *Gottsche* caractérise très bien la manière dont se comportent ses racines, en disant: «Pour donner une idée de la disposition des fibres de ce nerf, on pourrait dire que le nerf optique est creusé à sa partie postérieure, et qu'il embrasse de ses racines les lobes optiques.» Le nerf optique reçoit en outre un faisceau du *fascia lateralis* de la manière dont *Gottsche* l'a représenté chez le *Pleuronectes Platessa*. Je n'ai pas trouvé un seul filet qui justifie l'opinion de ceux qui prétendent que le nerf optique reçoit aussi des racines du feuillet interne ou de l'intérieur du lobe optique. L'arrangement des deux couches de ce lobe, que j'ai décrit, suffirait à lui seul pour prouver l'impossibilité d'une pareille disposition. Le nerf optique me paraît appartenir exclusivement aux cordons supérieurs de la moelle; opinion dont la justesse est en raison de ce que j'ai avancé plus haut, sur le point de départ des fibres médullaires de la couche externe des lobes optiques. Après son origine le nerf optique contourne de haut en bas le pédoncule des hémisphères, pour se croiser, au devant du *trigonum fissum*, avec celui du côté opposé, auquel il est uni, avant son croisement, par la *commissura transversa* (*Haller*). C'est cette commissure qui suggéra à *Haller* l'opinion que, pour l'acte de la vision, il fallait une union particulière des deux nerfs optiques; elle est placée immédiatement au devant du *tri-*

[1] Ouvr. cité, t. 1er, p. 334: «Dans les oiseaux, les reptiles et les poissons il n'y a pas une seule fibre qui s'insère ailleurs qu'au lobe optique et à son renflement inférieur ou mamillaire.» — [2] Ouvr. cité, t. 1er, p. 309: «Indépendamment de cette origine, quelques faisceaux des pyramides se continuent immédiatement dans le nerf optique.»

gonum fissum. *Gottsche* la décrit comme formée de deux faisceaux, placés l'un au devant de l'autre, et dont le postérieur s'unit au *fascia lateralis*; tandis que l'antérieur forme la commissure des nerfs optiques. Je puis confirmer la justesse de cette description, et y ajouter que de la bande postérieure partent deux faisceaux médullaires qui se rendent au *trigonum fissum*. L'entrecroisement des nerfs optiques est complet. Immédiatement après cet entrecroisement ils reçoivent une gaîne fibreuse du périoste, qui se continue avec la sclérotique; ils sont formés de faisceaux assez gros, composés de fibres médullaires parallèles.

Le nerf optique entre dans l'orbite par un trou de la base de la petite aile (*Cuvier*). L'endroit où il pénètre dans le globe de l'œil ne répond pas à l'axe de cet organe; mais il est placé plus en dehors. Il pénètre par un trou de la sclérotique, se dirige un peu vers l'axe de l'œil, entre les feuillets de la membrane choroïde, et, après s'être aplati en bande, il s'épanouit pour former la rétine qui rayonne en partant d'une ligne dirigée dans le sens de l'axe de l'œil. La Carpe présente sous ce rapport une disposition différente : la rétine rayonne d'un point, au lieu d'une ligne, le nerf optique gardant sa forme ronde. Il est facile, comme le dit *Carus*, de séparer la rétine en deux feuillets, externe et interne; ce dernier seulement montre des fibres apparentes rayonnant vers la périphérie. La rétine n'est pas plissée.

3. *Nerf oculo-moteur.*

Il naît, d'après tous les auteurs, des pyramides antérieures, près de la ligne médiane, derrière les lobes inférieurs. *Carus* prétend en avoir suivi une fois, chez le Brochet, la racine jusque dans le torus antérieur. J'ai trouvé le point d'insertion de l'oculo-moteur entre les deux cuisses de la *commissura ansulata*. Si l'on compare le renflement, situé au devant des lobes optiques, aux hémisphères, comme le font *Arsaky*, *Carus*, *Tiedemann*, *Serres*, les pyramides antérieures forment les pédoncules du cerveau, et alors l'oculo-moteur naît absolument de la même manière que chez l'homme. L'oculo-moteur, après son origine, caché

d'abord par le bord postérieur des lobes mamillaires, les contourne d'arrière en avant; ensuite il se place au côté interne du ganglion du trijumeau, et traverse la petite aile du sphénoïde (*Cuvier*), en passant par un trou particulier, creusé près du bord postérieur de cet os, tout près du canal que traverse le nerf maxillaire inférieur. Il se distribue exactement aux mêmes muscles de l'œil que chez l'homme.

Le globe de l'œil reçoit-il des filets de la troisième paire? *Desmoulins* le nie. D'après lui il n'y a que l'œil des Raies et des Pleuronectes, poissons dont l'iris est pourvu d'une sorte de palmette mobile, qui reçoive des filets de la troisième paire; tandis que tous les yeux pourvus de glandes choroïdiennes, reçoivent un ou plusieurs filets de la branche ophthalmique de la cinquième paire, en proportion du volume de cet appareil vasculaire. *Cuvier* dit au contraire: «La troisième paire pénètre aussi dans l'intérieur du globe, et donne les filets de sa membrane choroïde.» *Haller*[1] parle de nerfs ciliaires chez le Saumon et chez le Brochet: "*Salmo: Una cum hoc vasculo campanulam nervus ciliaris adit, qui prope ingressum nervi optici tunicam scleroticam perforat. — Esox: Nervus ciliaris, comes nervi optici unicus.*" *Muck* et *Tiedemann* trouvèrent chez le *Salmo Hucho* des nerfs ciliaires fournis par l'oculo-moteur et l'ophthalmique, et qui s'anastomosent en partie; chez la Carpe ils en observèrent qui venaient de l'oculo-moteur seul. D'après les recherches de *Schlemm*, les poissons ne se distinguent pas des autres vertébrés sous le rapport des nerfs ciliaires. Il trouva en général les deux racines ordinaires[2]. Voici ce que j'ai observé:

Après avoir donné les filets aux muscles droit interne et droit inférieur, l'oculo-moteur s'anastomose avec un filet de l'ophthalmique; après quoi il se renfle d'une manière presque imperceptible, et envoie au globe de l'œil un filet très fin, qui pénètre dans cet organe près de l'entrée du nerf optique, au même endroit que les vaisseaux de l'œil. Ce filet contourne en partie le nerf optique, se dirige en

[1] *Opera minora*, t. III, *Piscium oculi.* — [2] *Müller, Handbuch der Physiologie*, t. Ier, vol. 3, p. 766.

avant entre les deux feuillets de la choroïde, et se divise en deux filets qui se distribuent dans l'iris, en divergeant. Chez la Carpe la distribution de la troisième paire est absolument la même. Chez le Brochet la troisième paire traverse la membrane fibreuse, qui remplace en grande partie la petite aile; du reste elle se comporte de la même manière que chez les Cyprins, seulement elle est plus volumineuse, circonstance qui coincide avec la nature carnassière de ce poisson. Le nerf ciliaire est plus facile à suivre que chez les Cyprins.

Le filet fourni à l'iris par la troisième paire, contredit tout ce qu'on a avancé sur l'immobilité de cet organe chez les poissons; en effet, comment supposer qu'un nerf éminemment moteur dans les classes précédentes, moteur aussi dans celle-ci, ait changé de nature dans ce seul filet? Il n'y a jusqu'à présent que *Rosenthal*[1], que je sache, qui ait attribué à l'iris des poissons un mouvement, quoique très faible. Les expériences que j'ai faites pour m'éclairer sur cette question, ne m'ont point encore donné de résultats suffisants; cependant je puis assurer que j'ai vu le diamètre de la pupille changé, après avoir remis dans l'obscurité le poisson dans l'œil duquel j'avais fait tomber une vive lumière à l'aide d'une lentille.

4. *Nerf pathétique.*

Serres prétend que le nerf pathétique naît de la face supérieure du cerveau, entre la base du cervelet et le bord postérieur des lobes optiques, à l'endroit qui répond à la valvule de Vieussens. *Gottsche* dit la même chose. *Serres* fonde en grande partie sa détermination des lobes optiques sur cette origine; et *Carus*[2], la supposant la même dans les poissons que dans les autres classes, en déduit sa loi générale de la formation de la quatrième paire.

Desmoulins, au contraire, soutient que cette disposition ne se rencontre que chez les Raies et les Squales; tandis que chez tous les poissons osseux, y compris les Cycloptères, les Tétrodons, les Baudroies et les Esturgeons, la quatrième paire s'insère à l'autre extrémité du même

[1] *Zergliederung des Fischauges, Reils Archiv*, T. VII, Heft III. —
[2] *Von den Urteilen des Knochen- und Schalengerüstes.*

diamètre de la moelle, c'est-à-dire à la face inférieure du système, toujours sur la ligne médiane, de manière que les extrémités des filets d'insertion du nerf d'un côté, sont contiguës à celles de l'autre.

Cuvier se range de l'avis de *Serres*, en disant: «Le nerf de la quatrième paire naît en arrière des lobes creux et des tubercules qu'il renferme, et dans le sillon qui les sépare de la base antérieure du cervelet, quelquefois un peu sur le côté; mais non, comme on l'a dit, tout-à-fait en dessous.»

J'ai trouvé l'insertion de ce nerf sur la face latérale de la moelle, tout près du bord externe des pyramides antérieures, un peu au-dessus et au devant de la racine antérieure du trijumeau. Elle est plus rapprochée de la face inférieure du cerveau que de la supérieure; néanmoins, à en juger d'après le Barbeau et la Carpe, et d'après le Brochet, où elle est la même, quoiqu'un peu plus supérieure encore, je ne conçois pas comment *Desmoulins* peut parler d'une contiguité des racines. La délicatesse du nerf m'a empêché de suivre sa racine dans la moelle; mais je ne doute pas qu'elle ne vienne des pyramides antérieures. Le pathétique est placé du côté interne du ganglion de la cinquième paire; il sort par un trou de la petite aile du sphénoïde, presque au centre de cet os. Chez le Brochet il traverse la membrane fibreuse; il est aussi plus volumineux que chez les Cyprins. Comme chez l'homme, le pathétique se rend au muscle oblique supérieur, et avant d'y entrer il se divise en deux filets.

5. *Nerf abducteur.*

Ce nerf naît des pyramides antérieures, entre les racines postérieures du trijumeau, dans un point assez rapproché de la ligne médiane; je lui ai vu deux filets d'origine. Il se dirige aussitôt en dehors pour traverser, avec la branche maxillaire, un canal propre à ce nerf, entre les bases de la grande et de la petite aile, et la face supérieure concave du corps du sphénoïde. Il se rend dans la partie postérieure du muscle abducteur. Cette paire est très fine et difficile à suivre. Je crois lui avoir trouvé une anastomose avec le grand sympathique, anastomose qui n'a été

constatée pour les poissons, jusqu'à présent, que par *Cuvier*, sur la Morue.

6. *Le trijumeau.*

Les données sur l'origine de ce nerf sont généralement vagues. On se contente de dire qu'il naît du côté de la moelle allongée, au devant ou au-dessus de l'acoustique, au devant des lobes placés derrière le cervelet, au devant des cuisses du cervelet, etc.

Desmoulins dit en outre qu'il naît des cordons supérieurs. Les stries médullaires transverses, que l'on voit sur le plancher du quatrième ventricule, paraissent à *Cuvier* être en rapport avec les racines de la cinquième paire; il assure d'ailleurs qu'on peut suivre les racines du trijumeau dans diverses directions, mais sans s'expliquer davantage. *Serres* dit que, dans toutes les classes, le trijumeau naît par deux racines, à la manière des nerfs spinaux. *Weber*[1] prononce la même opinion à l'égard des poissons. Dans un mémoire[2] qui a paru plus tard, il fait provenir le trijumeau du cervelet, chez la Carpe, mais sans y parler de deux racines. *Gottsche*, enfin, dit que le trijumeau naît du cordon qu'il appelle *lemniscus*, et qu'on peut en suivre les racines dans la moelle jusqu'au-delà du quatrième ventricule.

Le trijumeau naît des parties latérales de la moelle par deux racines, une antérieure et une postérieure. L'antérieure s'insère tout près du bord externe des pyramides antérieures, à l'endroit où celles-ci se contournent en dehors pour se rendre aux couches optiques. Dans l'intérieur de la moelle ses filets passent derrière le faisceau inférieur des pyramides postérieures, en se dirigeant en bas et en arrière, et se rendent aux pyramides antérieures. La racine postérieure surpasse de beaucoup en volume l'antérieure; elle s'insère plus en arrière et en haut que celle-ci, vis-à-vis la base du cervelet. Ses fibres se di-

---

[1] *De aure et auditu*, p. 87: "*Nervi cerebrales, trigeminus et vagus piscium, more nervorum spinalium duabus radicibus incipiunt, in ganglia intumescunt, etc.*" — [2] *Meckels Archiv*, 1827: "*Über das Geschmacks-Organ des Karpfen und den Ursprung seiner Nerven, von E. H. Weber.*

rigent en haut vers cette base, et en arrière le long de la paroi du quatrième ventricule, et se rendent dans le faisceau supérieur des pyramides postérieures. Les filets de la racine postérieure, disposés parallèlement à leur sortie de la moelle, commencent aussitôt à s'entrecroiser, en formant un plexus qui constitue un ganglion très considérable et d'une forme irrégulière, dans lequel une augmentation de substance a évidemment lieu, vu que presque chacune des branches qui en partent surpasse en volume la racine du ganglion. La racine antérieure est placée à la face interne du ganglion, le long de son bord antérieur, et passe, sans se mêler à ses fibres, dans le tronc d'où naissent les deux rameaux qui, des branches du trijumeau, donnent probablement seuls des filets moteurs; ces rameaux sont le maxillaire inférieur et l'operculaire, donnant les filets des muscles de la respiration et de la mastication. Il est clair que le ganglion du trijumeau répond au ganglion Gasseri, et que ses deux racines répondent à la grande et à la petite racine du trijumeau de l'homme. D'ailleurs il est évident que l'origine de ce nerf est la même que celle des nerfs spinaux, seulement elle se fait dans une proportion de volume infiniment plus grande.

Du bord supérieur de ce ganglion partent deux ou trois filets assez fins, qui se collent contre la paroi interne de la cavité crânienne, et qui y montent, en se ramifiant dans les parties membraneuses et dans le tissu graisseux. Ils forment une espèce de plexus plus ou moins prononcé chez les différents individus, et semblable, quoique infiniment moins développé, à un plexus pareil décrit et dessiné par *Weber*, sur le *Silurus Glanis*, dans l'ouvrage: *De aure et auditu*.

Cuvier compte en général six branches, dans lesquelles se divise la cinquième paire des poissons osseux: trois d'entre elles répondent, d'après lui, aux branches ophthalmique, maxillaire supérieure et maxillaire inférieure; tandis que les trois autres sont ichthyologiques ou propres aux poissons seuls. Il les désigne sous les noms de branches occipitale, operculaire et ptérygo-palatine. *Des-*

moulins, au contraire, en compte cinq, savoir: l'ophthalmique de Willis, les nerfs maxillaires supérieur et inférieur, et les branches operculaire et ptérygo-palatine (*Cuvier*), qu'il appelle sphéno-palatine; le nerf occipital de *Cuvier*, dont il change le nom en ptérygo-dorsal, ne se trouvant, d'après lui, que chez les Gades et les Silures. Enfin, *Weber*[1] a trouvé chez la Carpe une branche toute particulière, sans analogue dans les autres poissons, et qui a été découverte plus tard aussi dans d'autres Cyprins, par *Desmoulins* (*loc. cit.*) et *Bischoff*[2].

Dans le Barbeau et la Carpe j'ai vu le ganglion du trijumeau se diviser en cinq branches, que j'appelle: ophthalmique, maxillaire supérieure (branche ptérygo-palatine *Cuvier*, sphéno-palatine *Desmoulins*), maxillaire inférieure (branche maxillaire supérieure et inférieure *Cuvier* et *Desmoulins*), operculaire et récurrente (branche propre aux Cyprins, découverte par *Weber*).

a. *L'ophthalmique de Willis.*

Cette branche naît du bord supérieur du ganglion du trijumeau, ses filets d'origine se prolongent du côté interne de ce ganglion en deux cuisses divergentes, entre lesquelles passe la racine antérieure du trijumeau. Aussitôt après son origine il se détache de son bord inférieur un filet qui passe par le canal du nerf maxillaire, et qui, après avoir envoyé un filet de communication à la troisième paire, se dirige en avant entre les muscles droit supérieur et droit externe, et pénètre dans le globe de l'œil à quelques lignes au devant du nerf optique; il perce la sclérotique, se dirige vers l'iris entre le feuillet externe de la choroïde et la sclérotique, et se divise en deux filets, qui embrassent en grande partie le contour de l'iris, en se ramifiant le long du bord externe de cette membrane. Ce fait suffit pour prouver que *Desmoulins* fait dépendre à tort les filets ciliaires de l'ophthalmique de l'existence de la glande choroïdienne. J'ai trouvé la même disposition sur la Carpe et sur le Brochet; l'œil de ces poissons reçoit donc des filets des mêmes nerfs que celui

[1] *De aure et auditu.* — [2] *Nervi accessorii Willisii anatomia et physiologia.*

de l'homme; même l'anastomose de la troisième paire avec l'ophthalmique nous rappelle le ganglion ciliaire.

Du bord supérieur de l'ophthalmique, aussitôt après son origine, ou même encore du bord supérieur du ganglion du trijumeau, naît un filet qui monte en formant une arcade, de la convexité de laquelle partent des filets pour la paroi interne du crâne. Ce rameau s'unit de nouveau à l'ophthalmique au moment où ce nerf sort du crâne; quelquefois cette union n'a pas lieu, et il traverse alors la petite aile par un trou particulier et donne les filets orbitaires. L'ophthalmique passe par la petite aile du sphénoïde, à travers un trou situé près du bord supérieur et postérieur de cet os, et traverse l'orbite le long de sa paroi supérieure, en donnant des filets au tissu graisseux et aux parties membraneuses qui entourent le globe de l'œil; puis il passe par un canal entre la face inférieure du frontal et la face supérieure du frontal antérieur *Cuvier* (ethmoïde *Meckel*), et se divise en deux filets, un supérieur et un inférieur, qui contournent la narine en donnant des filets à son bord, et d'autres qui pénètrent dans l'organe même. Je me trouve donc de nouveau en opposition avec *Desmoulins*, qui nie ce fait, contrairement à *Scarpa* et à *Monro*. Ces deux filets se dirigent après vers le museau, où ils se perdent; l'inférieur s'anastomose avec la branche maxillaire supérieure. Chez la Carpe, les filets de l'ophthalmique, qui se rendent au tissu graisseux du crâne et à l'orbite, sont plus développés que chez le Barbeau.

b. *Le maxillaire supérieur.*

Il se détache du bord inférieur et interne du ganglion, passe par un canal formé par la face supérieure convexe du corps du sphénoïde et les bases de la grande et de la petite aile, se dirige le long de la paroi interne de l'orbite, passe entre le frontal antérieur et le palatin (*"os supra-maxillare" Bojanus*), longe le vomer, et forme une sorte de plexus avec un rameau du nerf maxillaire inférieur. De ce plexus sortent trois branches pour les deux barbillons et pour la lèvre charnue, le long de l'os intermaxillaire. Celle du barbillon supérieur passe par un trou creusé à

l'extrémité interne de l'os maxillaire supérieur, qui paraît répondre au trou sous-orbitaire. Après le nerf maxillaire inférieur, la branche maxillaire supérieure est la plus volumineuse de celles du trijumeau.

c. *Le maxillaire inférieur.*

Ce nerf se sépare du ganglion, de son bord antérieur, et traverse le crâne par un canal entre le bord antérieur de la grande et le bord postérieur de la petite aile. Après un court trajet à travers le fond de l'orbite, il se divise en deux branches; la supérieure, désignée ordinairement comme nerf maxillaire supérieur par les anatomistes, se dirige en haut en formant une arcade le long des appareils palatin et ptérygoïdien. Après avoir envoyé un ou deux filets au museau, elle forme, avec le nerf maxillaire supérieur, le plexus ci-dessus décrit.

L'autre branche du nerf maxillaire, comparée par les anatomistes au nerf maxillaire inférieur, se dirige en bas, donne un fort rameau au muscle crotaphyte et un autre aux environs du barbillon inférieur, et se place, enfin, du côté interne de l'os maxillaire inférieur: là elle se divise en deux rameaux; le supérieur traverse un trou dans la moitié antérieure de l'os maxillaire inférieur, trou qui répond au trou mentonnier, et se distribue dans la lèvre inférieure. Le rameau inférieur forme un petit plexus avec les filets les plus antérieurs de la branche operculaire, et donne des filets à la membrane buccale. De ce plexus part un filet pour le muscle génio-hyoïdien (*Cuvier*).

d. *La branche operculaire.*

Elle naît du ganglion, derrière la maxillaire inférieure, et sort du crâne par un trou de la grande aile, divisé en deux par une petite lame osseuse; division qui fait que le nerf paraît naître du ganglion par deux racines; aussitôt ce nerf reçoit, par son bord postérieur, la branche de communication du grand sympathique, et envoie en arrière un long filet destiné aux muscles de la respiration, savoir aux muscles de l'opercule et de l'appareil tympanique. Ce filet s'anastomose ensuite avec un filet du nerf vague, pour s'épanouir sur la membrane qui revêt la face interne de l'opercule. Du bord antérieur de la branche

operculaire se détache un autre filet pour le grand muscle dilatateur de l'appareil ptérygo-tympanique, qui est par cela un des plus puissants muscles respirateurs. Ensuite le nerf operculaire s'engage dans un canal de l'*os quadratum*, reparaît sur la joue, donne un filet qui paraît se perdre dans le crotaphyte, mais qu'on peut suivre aisément à travers les fibres de ce muscle, dans la membrane de la joue, et se divise enfin en trois branches; l'antérieure forme, avec le nerf maxillaire inférieur, le plexus déjà décrit, et les deux postérieures se distribuent aux muscles de la membrane branchiostège: un de leurs filets parvient aussi jusqu'au plexus.

e. *La branche récurrente.*

D'après les faits connus jusqu'à présent, la branche récurrente paraît être propre exclusivement aux Cyprins. C'est *Weber* qui l'a décrite le premier, dans son ouvrage *De aure et auditu*. Voici ce qu'il en dit: "*In Cyprino Carpione nervus trigeminus ramum crassum sub nervo acustico transeuntem retrorsum ablegat, qui in basi cranii in magnum ganglion a medulla oblongata tectum intumescens quinque ramis originem dat:* a *et* b, *duo rami ad saccum, basi ossis occipitis abditum, alter ad anteriorem, alter ad posteriorem loculum descendunt*; c, *tertius in ampullam canalis posterioris insinuatur*; d, *quartus ramus musculis branchiarum destinatus, denuo finditur, alter enim ejus ramus per proprium cranii foramen, juxta ostium nervi vagi positum, alter per idem ostium cum nervo vago e cranio editur*; e, *quintus sub nervo vago transiens, atque ad foramen magnum laterale ossis occipitis veniens, cum nervo hypoglosso a medulla oblongata incipiente, duabus radicibus conjungitur.*"

Desmoulins ajoute, que la branche récurrente communique avec sa congénère par une commissure transversale, un peu plus mince qu'elle-même, et qui passe sans adhérence sous la moelle en arrière des éminences mamillaires; et que, chez le Barbeau, elle fournit le nerf antérieur de la première branchie (le glosso-pharyngien *Cuvier*). Il donne en outre, de l'origine du nerf récurrent, qu'il regarde comme un embranchement de la branche sphénopalatine, une description un peu singulière. La voici:

«La quatrième branche (la sphéno-palatine) est la plus inférieure de toutes pour son insertion et son trajet dans le crâne ou à travers les os de la tête. Dans le genre Cyprin elle offre dans le crâne, sous l'encéphale, une disposition sans exemple dans les vingt-neuf autres genres de poissons que j'ai pu examiner; au lieu de converger vers l'encéphale, pour y terminer leurs fibres, soit par insertion, soit par continuité, les deux nerfs de cet embranchement de la cinquième paire, parvenus au contact de la base du quatrième ventricule, où ils sont beaucoup renflés, se réfléchissent en dehors, redeviennent parallèles sous forme d'un fuseau qui va toujours en diminuant, et se dirigent, sans y adhérer, sous l'insertion médullaire du ganglion pneumo-gastrique, jusqu'à la racine inférieure du premier nerf spinal, qui n'en est que la continuation.»

Bischoff (*loc. cit.*), enfin, ne contredit pas ses prédécesseurs; mais il ajoute quelques détails à leurs descriptions, en disant que chez la Carpe le rameau de la branche récurrente, qui s'unit à l'hypoglosse, est divisé en deux, et qu'il donne un rameau au ganglion du nerf vague.

En résumant donc les faits donnés par les auteurs cités, nous aurions une branche de la cinquième paire récurrente au dedans de la cavité crânienne, s'anastomosant avec le nerf vague, remplaçant en partie ce nerf et l'acoustique, donnant une des racines de l'hypoglosse et formant, enfin, une commissure sous la moelle; branche qui à elle seule suffirait pour rendre impossible chaque théorie rationnelle du système nerveux. Mes observations cependant ne sont pas d'accord avec celles que je viens de citer; la disposition si singulière de cette branche devient, d'après ce que j'ai vu, beaucoup plus simple.

Du bord postérieur et inférieur du ganglion du trijumeau naît une forte branche dirigée en arrière dans l'intérieur de la cavité crânienne et divisée, aussitôt après son origine, en deux rameaux. Le supérieur est le plus volumineux, il passe le long de la moelle allongée dont il couvre le bord inférieur, monte un peu en haut et s'unit au ganglion du nerf vague, dont il forme le bord supérieur, et

dont il paraît être, au premier aspect, la racine supérieure. Ses fibres entrent en partie dans le plexus de ce ganglion, et se rendent pour la plupart dans la grande branche latérale du nerf vague. Ces dernières se distinguent facilement par leur direction, elles forment un faisceau composé de fibres parallèles et bordant le ganglion d'un ruban assez large, sous le bord inférieur duquel sortent à angle droit les filets qui forment le plexus nerveux qui constitue le ganglion. Le rameau inférieur marche le long de la face inférieure de la moelle, s'unit à son congénère par une commissure, passe sous la racine inférieure du nerf vague, et s'unit enfin aux deux racines dont naît l'hypoglosse au point de leur réunion; pendant ce trajet, il donne un filet à la face inférieure du ganglion du nerf vague. La commissure me paraît sujette à beaucoup de variations; je l'ai trouvée dirigée tantôt dans un sens oblique, tantôt transversalement, quelquefois même elle m'a paru manquer.

Les nerfs du sac et de l'ampoule postérieure, et le nerf de la première branchie, naissent de la moelle absolument comme tous les autres nerfs; ils ne font que passer entre les filets de la branche récurrente qui couvre, comme je viens de le dire, la partie latérale et inférieure de la moelle. Il est facile de s'en convaincre quand on sort soigneusement du crâne le cerveau avec ses nerfs, ou quand on fend le crâne et le cerveau exactement le long de la ligne médiane, et qu'on fait la préparation de dedans en dehors; mais en séparant le cerveau seul, et en laissant le récurrent sur la base du crâne, comme *Weber* l'a représenté pour la Carpe, on déchire l'origine des nerfs en question, et ils paraissent provenir du récurrent; cependant, en regardant de plus près, on peut se convaincre du contraire même dans cet état, les deux nerfs du sac étant placés comme deux rubans libres entre les filets du récurrent. Quant au nerf que *Weber* a vu naître du récurrent et se distribuer aux muscles des branchies, je n'ai rien trouvé de semblable ni sur le Barbeau, ni sur la Carpe. Je pense que *Weber* n'a décrit dans ce nerf que le nerf de la première branchie (le glosso-pharyn-

gien *Cuvier*); car il dit qu'il traverse le crâne par un trou situé près de celui du nerf vague. Or, il n'y a pas d'autre trou possible que celui du glosso-pharyngien, nerf qui sort du crâne précisément au devant du nerf vague. *Desmoulins* n'aurait donc rien ajouté de nouveau en disant que le nerf de la première branchie du Barbeau naît du trijumeau. Chez la Carpe le récurrent se comporte de la même manière que chez le Barbeau, seulement il est moins volumineux, et le rameau inférieur est divisé en deux faisceaux parallèles. Cette division se trouve aussi parfois sur le Barbeau, où toutefois elle est moins prononcée.

Les singularités observées sur la branche récurrente se réduisent donc à son trajet dans la cavité crânienne, sa commissure et sa réunion avec l'hypoglosse et le nerf vague; cette dernière me paraît être la plus importante; cependant ni *Weber*, ni *Desmoulins* n'en parlent, et *Bischoff*[1] n'en fait qu'à peine mention.

Chez le Brochet le trijumeau naît également par deux racines, une antérieure et une postérieure; mais il n'y a presque pas de renflement au point de leur réunion. Sauf la branche récurrente, le trijumeau du Brochet présente les mêmes rameaux que celui des Cyprins, savoir: l'ophthalmique, le maxillaire supérieur, le maxillaire inférieur et l'operculaire; l'ophthalmique est très faible, il traverse la membrane fibreuse qui remplace presque entièrement la petite aile, donne des filets orbitaires et se divise en deux rameaux; le supérieur passe au-dessus du frontal antérieur; l'inférieur traverse cet os, ou plutôt ce cartilage. Les deux passent ensuite au-dessus des narines et se perdent vers le museau; d'ailleurs il y a, pour ainsi dire, un ophthalmique accessoire: ce filet, aussi volumineux que l'ophthalmique même, se détache du tronc du

[1] Ouvr. cité: "*Oritur enim hic nervus in Cyprino Carpione non solum tribus radicibus, sed quatuor, quarum prima eademque maxima e ganglio trigemini oritur. Secunda aut ipsa oritur a trigemino et ramum mittit ad vagum, aut ramus est radicis, quam trigeminus ad vagum porrigit.*" Voilà tout ce qu'il dit de cette disposition. Il n'en fait pas mention pour le Barbeau, où cependant elle est beaucoup plus apparente que dans la Carpe.

trijumeau, après sa sortie du crâne, s'anastomose avec la troisième paire, donne le filet ciliaire de l'ophthalmique, et s'unit enfin au rameau supérieur de l'ophthalmique. Le maxillaire supérieur ne traverse pas de canal particulier pour sortir de la cavité du crâne; mais il passe avec le maxillaire inférieur par le même trou, près du bord antérieur de la grande aile. Il se dirige en haut après avoir traversé le fond de l'orbite, s'anastomose avec un rameau de la branche maxillaire, en rappelant ainsi le plexus qu'il forme chez les Cyprins, passe sous le bord inférieur des narines, et se divise en deux rameaux. Le supérieur marche le long du vomer, entre le palatin et le frontal, vers le museau; l'inférieur, destiné aux os maxillaire et intermaxillaire, se sous-divise en deux filets qui répondent à ces os. Le maxillaire supérieur est beaucoup moins développé que chez les Cyprins, circonstance qui coincide avec l'absence des barbillons. Les branches maxillaire, inférieure et operculaire sont les mêmes que chez les Cyprins, seulement le rameau de la première, regardé ordinairement comme nerf maxillaire supérieur, est peu développé; il forme l'anastomose, mentionnée ci-dessus, avec le nerf maxillaire supérieur.

7. *Nerf acoustique.*

L'opinion de *Scarpa*[1], qui regarde l'acoustique des poissons comme une branche de la cinquième paire, adoptée par *Cuvier*, dans les «Leçons d'anatomie comparée», et par *Serres*, a été réfutée par *Treviranus*[2] et par *Desmoulins*. Ce dernier, cependant, veut avoir trouvé sur les Raies le rapport entre le trijumeau et l'acoustique, signalé par *Scarpa*; mais *Weber* nie aussi ce fait, et établit l'indépendance de l'acoustique du trijumeau, tant pour les poissons cartilagineux, que pour les osseux.

L'acoustique s'anastomose-t-il avec les autres nerfs cérébraux? *Cuvier*[3] et *Weber*[4] parlent d'une anastomose qui

[1] *De auditu et olfactu.* — [2] *G. R. und L. C. Treviranus, "Vermischte Schriften"*, t. III. — [3] Histoire naturelle des poissons: Le nerf acoustique contracte aussi des unions avec la dernière branche de la cinquième paire, et en a surtout une constante avec la première branche du nerf vague ou glosso-pharyngien — [4] *Weber* la représente chez le *Silurus Glanis* (*De aure et auditu*).

a lieu quelquefois entre l'acoustique et la cinquième paire. *Scarpa*, *Cuvier* et *Weber* signalent d'ailleurs une anastomose qu'on trouve toujours, selon les premiers, quelquefois seulement, selon le dernier, entre l'acoustique et un nerf, naissant tantôt de la paire vague, tantôt de la moelle entre ce nerf et l'acoustique, et désigné par *Cuvier* comme glosso-pharyngien. *Scarpa*[1] ajoute encore que, chez tous les poissons, l'ampoule du canal vertical postérieur reçoit constamment un filet résultant de cette anastomose. *Desmoulins* au contraire la nie pour tous les poissons qu'il a disséqués, et ne la constate que pour les Raies.

Weber avance que l'organe de l'ouïe est pourvu de deux nerfs, l'acoustique et un autre nerf, qu'il désigne comme *auditif accessoire* (*auditorius accessorius*). L'acoustique, selon cet auteur, naît du cerveau, et fournit les nerfs aux deux ampoules antérieures et au vestibule; l'auditif accessoire, au contraire, naît tantôt du cerveau, comme chez les Raies, la Lotte, le Brochet, tantôt de la racine antérieure du nerf vague, comme dans le *Sparus Salpa*, le *Scorpoena Scropha*, l'Uranoscope, tantôt du nerf récurrent du trijumeau, comme chez les Cyprins. Il manque dans les Squales et dans la Torpille, poissons chez lesquels c'est l'acoustique seul qui donne les filets du labyrinthe. L'ampoule postérieure et le sac reçoivent leurs filets de l'auditif accessoire. En comparant cette description des nerfs de l'ouïe à celle des autres anatomistes, on trouve que ce singulier accessoire est tantôt une branche de l'acoustique, et tantôt le glosso-pharyngien *Cuvier* (la "*portio dura*" de *Scarpa*). Les observations de *Breschet*[2], sur le nerf acoustique en général, confirment en partie la division que *Weber* fait subir à l'acoustique. Il dit: «Quand on étudie les nerfs auditifs sur les animaux dont l'oreille

---

[1] Ouvr. cité, p. 19, § 6. "*Propterea et in squamosis piscibus organum auditus immediatum ex duplici fit nervorum ordine, et, quod adnotatione dignissimum arbitramur, tum in cartilagineis, quam in squamosis piscibus ampulla canalis semicircularis posterioris nervum recipit compositum ex filamentis portionis mollis et durae.*" — [2] Annales des sciences naturelles, t. XXIX, p. 325. Études anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'audition dans l'homme et les animaux vertébrés.

interne est considérablement développée, comme dans les grands poissons, on observe qu'il y a pour chaque labyrinthe deux cordons nerveux, qui se trouvent à une certaine distance l'un de l'autre, et qui tous deux prennent naissance sur le côté de la moelle allongée, mais séparément; ce sont les nerfs auditifs antérieur et postérieur. L'antérieur donne des filets aux deux ampoules antérieures et au sinus médian, dans lequel se trouve la concrétion calcaire (vestibule). Le postérieur envoie un filet à l'ampoule postérieure, et fournit des filets au sac.»

Les racines de l'acoustique s'insèrent sur la moelle, immédiatement derrière la racine postérieure du trijumeau, sur une ligne placée un peu plus bas que cette racine; dans la moelle, ses fibres montent en haut au-dessous des fibres postérieures de la racine postérieure du trijumeau. Je suis parvenu à les poursuivre jusqu'au contour externe du tubercule impair et à la commissure antérieure du quatrième ventricule; elles naissent donc du faisceau supérieur des pyramides postérieures. Les racines de l'acoustique, après leur sortie de la moelle, forment deux rubans plats et larges; le supérieur monte en haut, passe au-dessus de la branche supérieure du rameau récurrent, et donne, pour les deux ampoules antérieures, deux filets, l'un de son bord antérieur, l'autre de son bord postérieur; la partie du nerf comprise entre les deux bords, se sous-divise aussitôt en un grand nombre de filets, passe au-dessous du vestibule et se réfléchit en haut sur sa face antérieure, pour s'y épanouir en une membrane nerveuse. Le filet de l'ampoule du canal vertical antérieur marche le long du bord externe du vestibule; le filet de l'ampoule du canal horizontal se réfléchit comme les nerfs du vestibule en dessous de cet organe, et monte le long de sa face externe vers son ampoule.

Le ruban postérieur de l'acoustique, destiné au sac et à l'ampoule postérieure, se sous-divise aussitôt en deux faisceaux, qui descendent entre les fibres de la branche récurrente et se répandent tous les deux sur la face postérieure du sac. L'antérieur va au *loculus anterior*, en cheminant le long de la face convexe de la pierre longue.

Le postérieur donne d'abord le filet de l'ampoule du canal vertical postérieur; puis il se ramifie en rayonnant sur le *loculus posterior*. Il a déjà été constaté qu'il n'y a pas de contact entre les filets nerveux du vestibule et la pierre de cet organe. Je n'ai pu me convaincre que pour le sac la chose se fasse d'une autre manière. Je n'ai rien vu, en préparant sous l'eau et en me servant d'une forte loupe, qui puisse justifier l'opinion que les filets nerveux embrassent immédiatement les pierres du sac, et qu'ils les tiennent ainsi presque suspendues. Le tronc du nerf est placé sur la face externe du sac; tandis que j'ai vu ses filets pénétrer par la membrane extérieure, et s'épanouir entre cette membrane et une autre membrane très fine qui tapisse la face interne du sac, et qu'on pourrait aussi bien comparer à l'hyaloïde ou à la capsule du cristallin, qu'on a comparé les pierres de l'oreille aux liquides de l'œil. Il y a déjà quelque chose d'étonnant de voir les filets nerveux d'un sens si délicat entrer dans un contact si immédiat avec une concrétion inorganique. Quant à la manière dont se terminent les nerfs des ampoules, je trouve très bien fondé ce que le docteur *Steifensand* [1], dans un mémoire publié dans les Archives de *Müller*, dit de leur disposition dans la Carpe et le Brochet.

Chaque nerf ampoulaire se sous-divise près de l'ampoule en deux filets, qui se rendent au pli placé à la base de chaque ampoule, pour pénétrer de là dans l'intérieur de cette cavité, de chaque côté du septum, décrit d'abord par *Scarpa*, et après par *Weber*. C'est sur ce septum et autour de lui que ces filets s'épanouissent en une pulpe nerveuse, très délicate, que *Steifensand* compare à la rétine.

Je n'ai vu l'acoustique s'anastomoser ni avec le trijumeau, ni avec le glosso-pharyngien.

Chez le Brochet l'acoustique, à son origine, est uni intimement à la racine postérieure du trijumeau; il se divise également en deux faisceaux. L'antérieur est destiné aux deux ampoules antérieures et au vestibule; le postérieur

[1] *Untersuchungen über die Ampullen des Gehörorgans; Müllers Archiv*, 1835, II. 2.

marche sur la face postérieure du sac, le long de la grande pierre, et se divise en deux filets, dont l'un monte vers l'ampoule postérieure, et dont l'autre descend sur le *loculus posterior*. Il n'y a pas d'anastomose avec le glosso-pharyngien. Je n'ai rien trouvé, ni chez les Cyprins, ni chez le Brochet, qui permette d'admettre l'auditif accessoire de *Weber*.

8. *Le glosso-pharyngien.*

Il naît immédiatement au devant du lobe du nerf vague, et est presque contigu à la racine supérieure de ce nerf, de sorte que *Desmoulins* le décrit comme la première branche du nerf vague. *Scarpa* (*loc. cit.*), *Camper*[1], *Cuvier* et *Treviranus* (*loc. cit.*), le regardent au contraire comme un nerf particulier; les deux premiers l'appellent facial, les deux derniers le comparent au glosso-pharyngien. *Weber*[2], enfin, me paraît le décrire chez les Raies et le *Silurus Glanis*[3] comme auditif accessoire. *Carus* nie l'existence du glosso-pharyngien dans les poissons.

Aussitôt après son origine, le tronc du glosso-pharyngien s'engage entre les filets du rameau récurrent qu'il traverse de haut en bas; il ne contracte aucune anastomose ni avec ce nerf, ni avec le filet de l'ampoule postérieure, qui se dégage tout près de lui du rameau récurrent; il traverse le crâne par un trou de l'occipital latéral (*Cuvier*). Chez la Carpe ce nerf se comporte absolument de la même manière; rien ne justifie ce que *Desmoulins* dit de l'origine différente de ce nerf dans ces deux poissons, quand

[1] *Kleine Schriften.*—[2] Ouvr. cité: *Nervus auditorius accessorius.*—"*Inter nervum auditorium et vagum alius nervus, plerumque cum faciali comparatus, originem habet, qui per canalem sibi proprium inter ampullam canalis cartilaginei posterioris et vestibulum situm e cranio exit. Postquam filum tenuissimum a nervo auditorio accepit, ramum satis magnum ampullae canalis semicircularis posterioris suppeditat.*"—[3] Ouvr. cité. Il dit que chez le *Silurus Glanis* l'auditif accessoire envoie par un trou particulier du crâne une branche aux muscles des branchies. Cette description coincide avec celle qu'il fait d'une branche des Cyprins, qui d'après lui naît du rameau récurrent, et que j'ai supposée, par des raisons que j'ai données plus haut, identique au glosso-pharyngien. Pour augmenter encore la confusion qui existe dans la description de ce nerf, *Weber*, dans les explications de la 7e planche, nomme trou du facial le trou par lequel passe le glosso-pharyngien.

il avance que chez le Barbeau le glosso-pharyngien naît du rameau récurrent, et par conséquent de la cinquième paire; tandis que chez la Carpe il provient du ganglion du nerf vague. Dans plusieurs endroits de son ouvrage il invoque cette différence pour argumenter contre ceux qui essaient d'établir une uniformité de plan dans l'organisation des êtres; et certes un tel manque de lois dans l'origine des nerfs dans deux poissons placés si près l'un de l'autre, viendrait bien à l'appui de son raisonnement. Heureusement pour la science, l'observation sur laquelle il fonde ses objections les réfute elle-même. Il est arrivé aux plus grands naturalistes de se tromper dans leurs observations; mais se fonder, dans de si graves questions scientifiques, sur des faits observés avec tant de légèreté, c'est nuire à la science, surtout quand il était si facile de s'assurer de la véritable disposition des parties.

Après sa sortie du crâne le glosso-pharyngien se dirige en avant, se renfle en un ganglion considérable et, près de l'extrémité supérieure de la première branchie, se divise en deux rameaux: le postérieur se comporte absolument comme un nerf branchial; il ne traverse pas seulement la gouttière de la première branchie, comme *Weber*[1] l'assure, mais il en longe le bord antérieur en donnant aux feuillets respiratoires, de la même manière que les autres nerfs branchiaux, des filets qui accompagnent les ramifications des vaisseaux. D'ailleurs, la première branchie ne reçoit pas d'autre nerf branchial que le filet du bord postérieur, commun à toutes les branchies; de sorte que le glosso-pharyngien forme le nerf branchial antérieur, plus volumineux que le postérieur, comme dans les autres branchies.

A l'extrémité inférieure de la branchie attachée à l'os hyoïde, le glosso-pharyngien, devenu assez grêle, sort de sa gouttière, et se répand le long du côté externe du rudiment de la langue. Cette ramification cependant ne le fait pas différer des autres nerfs branchiaux, qui se terminent de la même manière, seulement leurs filets linguaux sont plus déliés.

[1] *Meckels Archiv*, 1827.

La branche antérieure du glosso-pharyngien se sous-divise aussitôt en quatre ou cinq rameaux, qui se répandent sur la membrane buccale, dont la partie postérieure est pourvue de fibres musculaires, ce qui la fait ressembler à un pharynx; les plus antérieurs de ces filets parviennent jusqu'au museau.

Chez le Brochet le glosso-pharyngien naît en commun avec la racine antérieure du nerf vague, dont il se sépare aussitôt pour traverser la partie postérieure de la cavité du sac, et pour sortir du crâne par un trou percé immédiatement au devant de celui du nerf vague; il n'est que simplement juxtaposé à la paroi du sac, et il m'a été impossible d'apercevoir une anastomose avec les nerfs de cette partie. Le glosso-pharyngien du Brochet est uniquement destiné à la première branchie; il n'y a pas de branche antérieure.

9. *Le nerf vague.*

Parmi les anatomistes que j'ai étudiés, *Weber* seul parle de deux racines par lesquelles naît le nerf vague, à la manière des nerfs spinaux. Chez le Brochet j'ai trouvé cette assertion fondée: le nerf vague naît par deux racines; l'antérieure s'insère sur le bord du quatrième ventricule, à l'endroit qui répond aux lobes du nerf vague. La postérieure naît, plus en arrière et en bas, bien évidemment des cordons inférieurs de la moelle. Ces racines ne se réunissent que dans leurs trous de sortie en un ganglion peu considérable.

Je n'ai pu encore établir d'une manière positive quelle est la disposition de ces racines dans les Cyprins; j'en ai vu deux; l'inférieure est de beaucoup la plus considérable, elle sort de la base des lobes du nerf vague, et on voit ses filets médullaires, sur la substance grise de ce renflement, se répandre comme les branches d'un arbre. La supérieure naît plus en haut et en avant, au devant des lobes du vague, de la paroi externe du quatrième ventricule; elle s'unit au rameau supérieur de la branche récurrente. Ces deux racines ne paraissent provenir que des cordons supérieurs de la moelle, et cependant le nerf vague donne bien évidemment des filets musculaires. La racine in-

férieure constitue un large ruban médullaire, très blanc, qui, chez la Carpe surtout, est d'une consistance extrêmement molle.

Les deux racines et le rameau supérieur du récurrent sortent du crâne par un trou considérable de l'occipital latéral (*Cuvier*), et se réunissent en formant un ganglion extrêmement volumineux, surtout chez la Carpe. Ce ganglion est large, aplati et presque semi-lunaire; son bord supérieur, convexe, est engagé en partie dans le trou de sortie; son bord inférieur est découpé en quatre ou cinq digitations, dont les trois premières donnent naissance aux nerfs des branchies et de l'organe particulier aux Cyprins, appelé langue de Carpe, et dont les postérieures se continuent avec les branches latérale et intestinale, et donnent les nerfs des dents pharyngiennes. Le bord supérieur du ganglion est formé, comme je l'ai dit, par le rameau supérieur de la branche récurrente; le ganglion lui-même est formé par un plexus de filets nerveux très apparent, dans lequel il y a sans doute une augmentation de substance, vu la disproportion entre ses racines et les branches qui en sortent. Du bord supérieur du ganglion naissent: un filet qui se répand le long de la paroi interne du crâne dans le tissu graisseux de la cavité crânienne, et deux autres filets pour les muscles des branchies; l'antérieur de ces derniers forme l'anastomose déjà décrite, avec un filet de la branche operculaire du trijumeau.

Les parties auxquelles se distribue le nerf vague sont: l'organe probablement gustatif des Cyprins, les branchies, les dents pharyngiennes, le cœur, le canal intestinal et la surface externe du tronc.

L'organe gustatif reçoit quatre ou cinq filets qui, pour s'y rendre, passent en différents endroits entre les branchies; le postérieur est le plus volumineux, il passe entre les dents pharyngiennes et la dernière branchie. Ces nerfs sont, comme leur organe même, beaucoup plus développés chez la Carpe que chez le Barbeau.

Chaque branchie reçoit trois rameaux, un pour sa face interne concave, et deux pour l'externe creusée en gouttière; ces derniers sont très considérables, et donnent

aux feuillets des branchies des filets qui accompagnent les ramifications des vaisseaux branchiaux. L'un, et c'est de beaucoup le plus fort, longe le bord antérieur de la branchie; l'autre le bord postérieur. Chacun des trois troncs, d'où sortent les nerfs des branchies, présente encore un renflement particulier considérable; les deux renflements postérieurs se confondent en partie avec le ganglion du nerf vague; tandis que l'antérieur en est séparé assez nettement.

Les nerfs des dents pharyngiennes, au nombre de trois, se distribuent d'une manière analogue à celle des nerfs branchiaux dans la membrane épaisse qui revêt ces parties, et prouvent par leur distribution combien l'idée de *Rathke*[1] est ingénieuse, lorsqu'il regarde les dents pharyngiennes comme des branchies métamorphosées.

La branche intestinale contourne de haut en bas les dents pharyngiennes; pendant ce trajet elle fournit un ou deux filets, qui se ramifient dans les muscles de ces dents et sur le pharynx, et un filet cardiaque très fin, que je suis parvenu à poursuivre jusque dans l'oreillette du cœur. Elle traverse ensuite le diaphragme et donne quatre ou cinq filets assez fins à l'œsophage, que je n'ai réussi à poursuivre sur la paroi du canal intestinal que pendant un trajet assez court. Le tronc de la branche intestinale du côté droit accompagne l'artère cœliaque, et se réunit en un seul tronc avec le nerf splanchnique du grand sympathique. Celle du côté gauche est moins volumineuse; après avoir donné des filets au canal intestinal, et un autre au canal excréteur de la vessie natatoire, à l'endroit où il s'insère au canal intestinal, elle devient très grêle, et accompagne l'artère mésentérique qui est placée au côté gauche.

La plus postérieure et la plus volumineuse des branches du nerf vague, c'est le grand nerf latéral qui côtoie le tronc pendant toute sa longueur, depuis la tête jusqu'à la nageoire caudale: placé assez superficiellement entre les fibres du grand muscle latéral et formant beaucoup de

[1] *Untersuchungen über den Kiemen-Apparat und das Zungenbein der Wirbeltiere.*

petites inflexions, il marche parallèlement à la ligne des pores, à laquelle il est supérieur pour la majeure partie; arrivé près de la queue, il devient peu à peu plus superficiel, se place sous la peau et se divise, enfin, en deux filets assez grêles, un supérieur et un inférieur, destinés à la nageoire caudale. Ils se dirigent en haut et en bas, le long de la base des rayons de la nageoire, s'y anastomosent avec des filets des nerfs caudaux, et envoient aux rayons de la nageoire d'autres filets, qui me parurent se perdre dans la peau qui revêt ces parties[1]. Aussitôt après son origine, le nerf latéral donne un filet qui monte vers la crête du dos, et qu'on peut suivre sous la peau pendant un long trajet. Le nerf latéral diminue peu à peu de volume, de sorte qu'il est assez grêle près de la queue.

Ce nerf s'anastomose-t-il avec les nerfs spinaux? *Cuvier* le prétend, tandis que *Weber*[2] et *Van Deen*[3] le nient.

Donne-t-il des filets aux muscles? *Weber* l'assure, tandis que *Cuvier* et *Van Deen* n'ont vu aucun filet se terminer dans les muscles, mais bien dans la peau; *Desmoulins* dit qu'il ne donne pas de filets du tout.

Quant à l'anastomose, je puis confirmer ce que *Cuvier* en dit; je suis parvenu à la trouver avec quelques nerfs spinaux, et je ne doute pas qu'elle n'ait lieu pour tous. Elle est extrêmement fine, et a lieu avec la branche superficielle des nerfs spinaux; il faut faire cette préparation à l'aide de la loupe sur des sujets tout-à-fait frais, où la couleur blanche des filets nerveux contraste encore fortement avec celle de la chair. Sur des pièces conservées dans l'alcool il est impossible de distinguer ces filets.—

La seconde question est plus facile à résoudre: le nerf latéral donne pendant son trajet des filets de la manière la plus apparente; je crois qu'ils sont tous destinés à la peau, du moins ai-je poursuivi jusque-là les filets les plus

[1] *Desmoulins* dit à ce sujet: «On dit que le nerf latéral s'épanouit en rayonnant sur chaque face de la nageoire caudale: je n'ai pu le constater nulle part; l'extrême petitesse de ce nerf près de la queue m'en fait douter.» Il n'est pourtant pas si difficile de s'en convaincre.— [2] *Meckels Archiv*, 1827, H. 2.— [3] *Dissertatio inauguralis de differentia et nexu inter nervos vitae animalis et vitae organicae. Lugd. Bat.; Müllers Archiv*, 1834.

considérables. Ceux-ci étaient si prononcés, tant sur la Carpe que sur le Barbeau, que je ne conçois pas comment on n'ait pas pu les apercevoir, pour peu que la préparation ait été faite avec soin; cependant la diminution de volume du nerf n'est pas en proportion des filets qu'il donne.

Chez le Brochet le nerf vague se comporte à peu près comme chez les Cyprins, seulement son ganglion et ses rameaux branchiaux sont infiniment moins développés. La branche intestinale des deux côtés donne un rameau très considérable à la vessie natatoire, rameau qui s'épanouit sur la membrane interne et muqueuse de cet organe, et prouve par là combien il est juste de regarder la vessie aérienne comme le premier rudiment d'un poumon. Le nerf latéral est placé plus profondément entre les muscles que chez les Cyprins.

10. *L'hypoglosse.*

Treviranus et *Desmoulins* nient qu'il y ait chez les poissons un nerf répondant à l'hypoglosse. *Carus* et *Serres* disent le contraire. *Cuvier* ne se prononce pas; en décrivant le nerf que nous qualifions d'hypoglosse, il le désigne seulement comme le dernier des nerfs cérébraux, sans lui donner une détermination particulière. *Weber*, enfin, donne à ce nerf le nom d'hypoglosse dans l'ouvrage *De aure et auditu*; mais il change plus tard d'avis, et le compare à l'accessoire de Willis[1]. *Bischoff* (*loc. cit.*), quoique se servant de ce dernier nom, hésite encore sur la détermination à lui donner. Il se rangerait du côté de *Desmoulins*, qui le regarde comme le premier nerf spinal, ai son origine dans la cavité crânienne et son anastomose svec le trijumeau, n'étaient pas contraires à cette opinion.

L'hypoglosse naît de la moelle par deux racines, une inférieure et une supérieure, tout comme un nerf spinal. La racine inférieure est plus considérable que la supérieure, qui ne consiste qu'en un filet grêle. Au point de réunion des deux racines, la supérieure se renfle en un petit ganglion, d'où part un filet, qui se rend en haut

[1] *Meckels Archiv*, 1827, H. 2.

dans les muscles spinaux; la racine inférieure donne un filet semblable. C'est à ce point de réunion que vient s'insérer le rameau inférieur de la branche récurrente, et par cette triple réunion il se forme un renflement oblong, qui se continue dans le tronc du nerf. Ce renflement ne me paraît pas avoir le caractère d'un ganglion, c'est-à-dire que je n'y ai pas vu de plexus de filets nerveux; ce n'est qu'une simple juxta-position de deux troncs nerveux, l'un formé par la réunion des deux racines de l'hypoglosse, l'autre par la branche récurrente. On parvient facilement à les séparer, et ce n'est qu'à une distance assez grande de leur réunion que leurs filets commencent à s'entremêler. Cette troisième racine de l'hypoglosse ne présente donc rien d'étonnant, ce n'est qu'un tronc accollé à ce nerf.

L'hypoglosse passe par le grand trou ovale, percé dans la face postérieure de l'occipital latéral, se dirige en bas et se divise en deux branches. L'antérieure marche en avant et en bas, et contourne les muscles des os pharyngiens, auxquels elle donne des filets, en formant une arcade dont la convexité est tournée en bas. On parvient à la suivre pendant un trajet assez long dans les fibres du muscle sternohyoïdien (*Cuvier*), auquel elle est destinée. La branche postérieure, plus volumineuse que l'antérieure, descend directement, s'unit au premier nerf spinal, et se distribue aux muscles de la nageoire pectorale[1].

Bischoff dit qu'il n'a trouvé ce nerf que chez les Cyprins. *Cuvier*, au contraire, l'a décrit et représenté chez la Perche, et, d'après sa description, il paraît le regarder comme commun à tous les poissons. *Weber* l'a trouvé en outre sur le Silurus, et moi, je l'ai vu également dans le Brochet et l'Alose. Dans tous ces poissons l'hypoglosse ne présente pas d'union avec une branche du trijumeau; mais il naît de la moelle par deux racines, comme tous les nerfs spinaux.

Dans le Brochet il sort de la cavité crânienne par un petit

[1] Je n'ai jamais pu découvrir, pas plus que *Weber* ni *Bischoff*, un filet qui, d'après *Cuvier*, serait fourni par ce nerf à la vessie natatoire.

trou, situé entre le bord postérieur des occipitaux latéraux et le bord antérieur de deux petites lames osseuses, qui entourent le commencement de la moelle cérébrale: ce trou répond exactement au grand trou ovale des Cyprins, quoiqu'il soit infiniment moins grand; différence qui s'explique lorsqu'on se rapelle que chez les Cyprins ce trou sert à la communication de la *fossa auditoria* (*Weber*) avec la cavité crânienne. Dans la Perche, ce trou ressemble par sa grandeur et sa situation à celui du Brochet.

J'ai trouvé en outre le trou de l'hypoglosse sur le crâne du Saumon; je me crois donc autorisé à admettre aussi l'hypoglosse dans ce genre. En général, je ne crois pas que ce nerf manque à aucun poisson.

Des nerfs spinaux.

Le long de la moelle épinière naissent quarante-huit paires de nerfs chez le Barbeau; trente-huit chez la Carpe. Les quatre premières paires appartiennent à la nageoire pectorale, les 10ᵉ—16ᵉ paires à l'abdominale, et les cinq dernières à la caudale.

Chaque nerf spinal provient, par deux racines, des cordons supérieur et inférieur de la moelle; ces racines ne consistent point en plusieurs faisceaux, comme dans les classes supérieures, mais elles sont simples. La racine supérieure est très fine, surtout à son point d'insertion. *Desmoulins* prétend formellement qu'il ne s'y trouve pas de ganglion; *Weber*[1] et *Cuvier*[2] assurent le contraire.

Chez les Cyprins les ganglions sont très apparents, surtout dans les quatre ou cinq premières paires; ils ont presque la forme d'un triangle et sont situés, pour la plupart, au-dessus de la moelle épinière dans le canal rachidien, accollés à la bande fibreuse qui parcourt la partie

[1] *De nervo sympathico. De aure et auditu. Meckels Archiv*, 1827, H. 2.—
[2] *Histoire naturelle des poissons:* «Les nerfs spinaux des racines supérieures se renflent à peine d'une manière sensible en ganglion dans les Chondroptérygiens, et l'on a même nié qu'ils se renflent aucunement dans les poissons osseux. Il est certain, cependant, qu'ils forment des ganglions suffisamment marqués dans le Bar, la Perche, etc.»

supérieure de ce canal. Du sommet de ces ganglions triangulaires part un filet considérable qui se dirige en haut et en arrière pour se rendre dans les muscles spinaux. A l'angle inférieur et interne s'insère la racine supérieure qui vient de la moelle, et cette racine sort du ganglion par l'angle inférieur et externe pour s'unir à la racine inférieure, de sorte que la racine supérieure forme une arcade dont la concavité embrasse la moelle. La racine inférieure est un peu plus considérable à son point de départ, et, avant de se réunir à la racine supérieure, elle envoie un filet en haut, destiné aux muscles spinaux; de sorte que nous voyons partir des deux racines, avant leur réunion, deux filets, dirigés dans le même sens, et qui portent séparément la motilité et la sensibilité aux muscles spinaux. Cette distribution est constante pour tous les nerfs spinaux, et se fait avec la plus grande symétrie; elle se retrouve même dans les deux filets que fournissent les racines de l'hypoglosse.

Les deux racines sortent toujours entre deux vertèbres[1], et se réunissent à quelque distance de leur sortie en un nerf assez volumineux, qui se divise aussitôt en deux branches, une profonde et une superficielle. La branche superficielle est très fine, elle se perd dans la couche supérieure du grand muscle latéral et s'anastomose avec le nerf latéral de la paire vague. La branche profonde, beaucoup plus volumineuse, descend dans les muscles intercostaux et longe le bord antérieur de la côte postérieure, s'appliquant tantôt à l'aponévrose qui couvre la paroi interne du ventre, et tantôt au péritoine lui-même; elle s'anastomose avec le grand sympathique.

Les nerfs de la nageoire pectorale, de l'abdominale, de l'anale et de la caudale, sont plus développés que les autres; les ganglions spinaux des premiers sont en outre plus ronds que les autres, et situés en dehors du canal rachidien. Je n'ai pu apercevoir de renflement de la moelle épinière correspondant aux nerfs des nageoires pectorale

[1] Les deux premiers nerfs spinaux sortent par l'espace laissé vide par l'absence de l'arc de la première vertèbre entre le bord postérieur de l'occipital latéral et l'arc de la seconde vertèbre.

et abdominale, qui représentent les nerfs des extrémités supérieures et inférieures des autres classes.[1]

Il n'y a pas de queue de cheval. Les racines partent de la moelle épinière à angle droit. Le rapport entre le volume des racines et du nerf lui-même ne parle pas en faveur de la théorie des filets primitifs. La racine supérieure, quoique ayant à peine l'épaisseur d'un cheveu, forme cependant un ganglion considérable, duquel partent vers le haut et vers le bas deux filets plus volumineux que la racine elle-même.

Chez le Brochet la racine supérieure est excessivement grêle comparativement à l'inférieure: elle ne présente pas de ganglion; mais le point de réunion des deux racines est un peu renflé.

Du nerf sympathique.

L'opinion des auteurs qui avaient avancé que le grand sympathique n'est qu'à l'état rudimentaire chez les poissons, a été réfutée d'abord par *Weber* (*De nervo sympathico*), et ensuite par *Desmoulins*. *Weber* assure cependant que, dans le Brochet et la Carpe, ce nerf ne présente pas de ganglions distincts, et qu'il ne consiste qu'en un mince filet côtoyant la colonne vertébrale. Je trouve cette observation juste pour la partie abdominale du sympathique de ces poissons; mais elle est erronée pour les parties thoracique et céphalique, qui ont un développement considérable, tant chez le Brochet que chez la Carpe.

Chez les Cyprins le grand sympathique ne consiste, le long de la partie postérieure de la colonne vertébrale, qu'en un filet très fin, presque imperceptible. Vers la partie antérieure il est plus distinct, et présente de petits ganglions qui s'anastomosent avec la branche profonde des nerfs spinaux. Depuis la cinquième vertèbre environ, jusqu'à sa terminaison sur la branche operculaire du trijumeau, on y compte six ganglions très apparents. Le premier de ces ganglions est très volumineux, et uni intime-

[1] La moelle épinière du Barbeau, comme celle de la Carpe, présente à sa terminaison un petit renflement arrondi, d'où part le filet par lequel la moelle se termine. *Weber* a représenté cette disposition sur la Carpe, dans les *Archives de Meckel*, t. VII, 2e cahier.

ment au bord postérieur de la branche operculaire, précisément là où celle-ci sort du crâne. Il s'anastomose par deux filets avec le ganglion du glosso-pharyngien et avec sa branche antérieure, donne, par son bord antérieur, un filet qui m'a paru s'anastomoser avec la branche maxillaire inférieure du trijumeau, et envoie enfin un filet considérable à la première branchie. Une fois je crois avoir poursuivi un filet de ce ganglion jusqu'à la sixième paire, à laquelle il se rendait par un petit trou situé près du bord externe du corps du sphénoïde antérieur.

Le second ganglion répond à un filet qui s'anastomose avec le renflement du premier tronc branchial. De la branche de communication entre ce ganglion et le précédent, naît un filet considérable destiné à la seconde, et quelquefois à la troisième branchie.

Le troisième ganglion est situé au devant de l'apophyse transverse de la partie basilaire de l'occipital qui forme le canal osseux donnant passage à l'aorte. Il s'anastomose avec l'hypoglosse, donne des filets aux deux dernières branchies, et communique avec le quatrième ganglion par un ou deux filets qui traversent le canal osseux dont je viens de parler. Les filets branchiaux mentionnés jusqu'ici forment, avec les nerfs branchiaux de la paire vague, un véritable *plexus pulmonaire*, ou plutôt *branchial.* Aucun anatomiste ne semble jusqu'à présent s'être aperçu de cette disposition importante; ce n'est que dans ces derniers temps qu'on paraît en avoir fait mention dans une dissertation[1] publiée à Leyde, et dont *Müller* fait l'analyse dans son rapport sur les travaux anatomiques et physiologiques de l'année 1834.[2] Je regrette vivement de n'avoir pu me procurer cette dissertation.

Le quatrième ganglion, le plus volumineux de tous, communique avec les deux premiers nerfs spinaux, et fournit un nerf splanchnique considérable. Les deux nerfs splanchniques des deux côtés se dirigent à droite, et se réunissent en un ganglion considérable, mou et grisâtre; véritable ganglion semi-lunaire, appliqué à droite contre

[1] *Giltay, De nervo sympathico, Lugd. Bat.*—[2] *Müllers Archiv*, 1835, H. 1.

les muscles des os pharyngiens, et se continuant par un tronc volumineux, qui s'unit, sur l'artère coeliaque, avec la branche intestinale droite du nerf vague. Cette union ne consiste pas en une simple juxtaposition, mais les deux troncs se confondent d'une manière tellement intime qu'il est impossible de les séparer sans déchirer leurs filets, ce dont je me suis convaincu à l'aide de la loupe. Le tronc nerveux qui résulte de leur réunion présente l'aspect d'un nerf de la vie végétative; il est assez mou, jaunâtre, et le névrilème du nerf vague se continue sur sa surface en stries blanches, fibreuses.[1] Il est destiné aux organes renfermés dans la cavité abdominale, accompagne l'artère coeliaque, et se sous-divise en trois ou quatre filets qui forment un plexus à mailles très larges, dont partent des filets peu nombreux, lesquels se rendent au foie et au canal intestinal, en accompagnant les ramifications de l'artère; l'un d'eux parvient à la vessie natatoire. Le tronc du nerf se termine en formant un petit ganglion, d'où partent trois ou quatre filets pour les testicules ou les ovaires et pour la rate. Les reins reçoivent, le long de la colonne vertébrale, des filets très déliés provenant du tronc du grand sympathique, et un filet plus considérable du nerf splanchnique, aussitôt après son origine.

Le sympathique du Brochet ne présente que quatre ou cinq ganglions bien développés. Le premier est uni à la branche operculaire, quoique moins intimement que chez les Cyprins. Le second se réunit par sa partie supérieure au ganglion du nerf vague; il s'anastomose, en outre, avec le glosso-pharyngien. Le troisième, le plus volumineux, répond au corps de la troisième ou de la quatrième vertèbre. Il fournit un filet aux reins, et forme un nerf splanchnique considérable, qui s'unit à celui du côté opposé, au devant de la colonne vertébrale, en un ganglion semi-

[1] Cette fusion entre deux nerfs de la vie animale et de la vie de nutrition me paraît extrêmement importante. D'après *Müller*, *Gillay* l'a aussi observée sur les Squales; je ne sais s'il donne des détails à ce sujet. *Weber* a vu dans le Sandre (*Perca Lucio Perca*), la branche intestinale et le nerf splanchnique accompagner l'artère coeliaque, sans qu'une union cependant ait lieu entre eux.

lunaire, volumineux, d'où partent deux troncs pour les intestins. Les filets branchiaux, et les anastomoses avec l'hypoglosse et les nerfs spinaux, se trouvent comme chez les Cyprins, si ce n'est que les premiers sont moins développés. Le grand sympathique de l'Alose est très développé; son plexus branchial surtout est très apparent. Il se termine également sur la branche operculaire; ses ganglions sont très volumineux. J'ai vu le troisième ou le quatrième communiquer avec celui du côté opposé par un filet qui passait au devant de l'aorte.

PARTIE PHILOSOPHIQUE

Il s'agit maintenant de déterminer à quelles parties du système nerveux des animaux placés plus haut dans l'échelle on peut comparer les nerfs dont nous venons de donner la description. Nous saisissons très bien, au premier abord, la signification des nerfs olfactif, optique, oculo-moteur, pathétique, abducteur, trijumeau, acoustique et vague; il n'y a que les branches du trijumeau et du nerf vague qui offrent des difficultés.

Le trijumeau se divise, comme nous l'avons dit, en cinq branches, dont trois, savoir la ptérygo-palatine (*Cuvier*), l'operculaire et la récurrente, sont regardées comme propres aux poissons seuls; pour les deux premières branches je ne partage pas cette manière de voir. La ptérygo-palatine me paraît répondre au nerf maxillaire supérieur, et surtout à la branche sphéno-palatine de ce nerf, comme je l'ai indiqué dans la description que j'en ai donnée. Ce qui me porte à émettre cette opinion, c'est que, chez les Cyprins, ce nerf sort du crâne par un canal particulier, qu'il se dirige le long du vomer, et parcourt les parties dont le développement forme, dans les classes supérieures, la cavité nasale, et enfin, parce que ce sont principalement ses filets qui traversent un trou de l'os maxillaire supérieur, qui répond au trou sous-orbitaire. D'après cela, il faudrait considérer la branche maxillaire des anatomistes essentiellement comme le nerf maxillaire inférieur; et la branche qu'on désigne ordinairement comme

maxillaire supérieure, devra être envisagée comme une ramification de ce nerf. Une preuve assez directe de la justesse de ces réflexions est fournie par le Brochet: dans ce poisson il n'y a qu'une seule branche qui donne les filets de la mâchoire supérieure, et qui par là se caractérise de la manière la plus évidente comme nerf maxillaire supérieur; or, cette branche n'est pas une sous-division de la branche maxillaire des anatomistes, elle se comporte, pour sa distribution, presque exactement comme la branche ptérygo-palatine des Cyprins; tandis que la branche qui naît de la branche maxillaire commune, et qu'on compare ordinairement au nerf maxillaire supérieur, n'est que rudimentaire. La branche ptérygo-palatine ne se distingue de la branche maxillaire supérieure du Brochet que par son passage par un canal particulier du crâne, canal qui cependant n'est séparé du canal de la branche maxillaire que par une lame osseuse; cette lame manque chez le Brochet, et les deux nerfs maxillaires sortent par un trou commun.

L'examen de la branche operculaire est d'une plus grande importance. D'après *Serres* elle répond au nerf facial; mais cet auteur ne donne pour preuve de ce qu'il avance, que la distribution de ce nerf dans les muscles respirateurs. Je partage cette opinion, qui est presque directement confirmée par la manière dont se comporte cette branche chez les Raies et les Squales; car, d'après la description de *Serres* et de *Desmoulins*, la branche operculaire s'est séparée du nerf de la cinquième paire, et naît isolément tout près de l'acoustique, comme le nerf facial des animaux supérieurs; elle est identique avec la branche en question des poissons osseux, car elle donne des filets aux muscles de la soupape de l'évent. Une seconde raison nous est fournie par les fonctions, éminemment respiratoires, de la branche operculaire, comme le prouve la distribution de ses filets; et une troisième, par son passage à travers un canal de l'*os quadratum*, que presque tous les anatomistes regardent comme appartenant aux temporaux. On m'objectera peut-être que, d'après mon opinion, le nerf facial serait presque le même dans la classe

la plus inférieure des vertébrés que dans la classe la plus élevée; tandis qu'il manque à la plupart des reptiles et des oiseaux, ou qu'il y est du moins tout-à-fait rudimentaire. Mais le facial est le nerf respiratoire de la tête, et le nerf de l'expression physionomique, comme *Charles Bell* l'a prouvé: or, dans les poissons la respiration des branchies devient, par la juxtaposition de la tête et de la poitrine, ou plutôt de la cavité branchiale, respiration de la tête, comme le passage de l'air à travers le nez constitue la respiration de la tête dans les animaux supérieurs. Ceci n'a plus lieu chez les oiseaux et les reptiles; la tête et la poitrine sont séparées par un cou plus ou moins développé, les narines sont immobiles, du moins chez les oiseaux, la physionomie n'a pas encore acquis d'expression, et c'est ainsi que décroît et se perd le nerf facial; nerf qui en général augmente ou diminue de la manière la plus frappante, selon le développement de ses fonctions, comme il résulte principalement des observations de *Shaw*. Du reste, les filets que le nerf facial donne à l'oreille externe et interne des classes supérieures, rappellent toujours le rapport primitif qui existe entre ce nerf et les branchies; car, ainsi que l'a démontré *Oken*, l'oreille, à l'exception du labyrinthe, n'est autre chose qu'une transformation de la cavité branchiale. Ce rapport devient très apparent chez la grenouille où, à la vérité, on ne trouve point de facial, mais où il y a cependant un filet de la cinquième paire qui traverse la caisse du tympan, passe par dessus l'osselet de l'ouïe et s'anastomose avec la branche antérieure du nerf vague[1]. Cette branche est probablement le rudiment des nerfs branchiaux du tétard, et rappelle l'anastomose de la branche operculaire des poissons avec le nerf vague. Ainsi la même anastomose, qui chez les poissons a lieu dans la cavité branchiale, se fait chez la grenouille dans la cavité tympanique.

[1] *Weber*, dans son ouvrage sur le grand sympathique, a aussi décrit le filet dont nous venons de parler. Il le regarde comme appartenant au système du grand sympathique et comme servant de communication entre les renflements du trijumeau et du nerf vague, confondus avec les deux premiers ganglions du grand sympathique. Il dit avoir trouvé le même filet dans l'oie.

La distribution des filets de la branche operculaire prouve, qu'outre les filets de motilité, elle contient aussi des filets de sensibilité.

Je crois avoir démontré, par ce que je viens de dire, que la branche operculaire des poissons est identique avec le nerf facial, qui, par conséquent, ne serait primitivement qu'une branche de la cinquième paire.

Reste encore à expliquer la branche récurrente. Elle présente un fait isolé et difficile à éclaircir: une anastomose de la cinquième paire avec les nerfs vague et hypoglosse dans l'intérieur de la cavité du crâne! On peut arriver à une hypothèse assez satisfaisante en se rappelant que, d'après *Cuvier*, *Weber*[1] et *Desmoulins*, une branche volumineuse de la cinquième paire se dirige, chez beaucoup de poissons, en haut et en arrière, dans l'intérieur du crâne, s'anastomose souvent avec le nerf vague, passe par un trou particulier du crâne, et se porte le long des apophyses épineuses jusqu'à la nageoire caudale. La branche récurrente des Cyprins n'est autre chose que la branche que nous venons de décrire; mais au lieu de s'anastomoser avec le nerf vague, elle se jette entièrement dans ce nerf, et concourt à former avec lui le nerf latéral, ce que démontre la dissection. Or, *Weber* a trouvé de plus, dans la Lotte, un nerf provenant du nerf latéral de la cinquième paire, et se rendant à la nageoire jugulaire: c'est à ce nerf que répond la branche inférieure du récurrent; elle s'unit à l'hypoglosse pour se rendre à la nageoire pectorale.

Quant au nerf vague, il semble être non-seulement nerf de la vie animale, mais même remplir en partie les fonctions du grand sympathique. *Weber* a déjà fait cette observation dans son ouvrage sur le grand sympathique, et il dit même que le nerf sympathique diminue au fur et à mesure que le nerf vague acquiert plus de développement dans les animaux inférieurs; de sorte que chez les céphalopodes le nerf vague remplace entièrement le sympathique[2]. La manière d'être de la branche intestinale du

[1] *Meckels Archiv*, 1827, H. 2. — [2] *Weber* admet que le nerf qui, dans les Céphalopodes, naît à côté de l'acoustique, s'unit sous le

nerf vague, se confondant en un seul tronc avec le nerf splanchnique, et accompagnant dans sa distribution les ramifications des vaisseaux sanguins, parle en faveur de cette opinion qui, d'ailleurs, se trouve encore confirmée par le développement excessif des rameaux branchiaux du nerf vague, relativement aux filets branchiaux du sympathique, par la manière dont les premiers accompagnent, le long des feuillets des branchies, les ramifications des vaisseaux sanguins, et par la diminution et l'augmentation de leur calibre, selon les eaux qu'habitent les poissons. Les poissons des eaux stagnantes et bourbeuses ont en général, d'après les observations de *Desmoulins*, le vague beaucoup plus développé que ceux qui habitent les eaux limpides et courantes: cette différence s'observe facilement dans la Carpe et le Brochet. Si les nerfs branchiaux du vague sont seulement sensitifs, on ne voit pas pourquoi ils seraient plus développés dans les eaux bourbeuses que dans les eaux claires; tandis qu'il est plus facile de comprendre que ce changement de volume est en rapport avec l'énergie nerveuse plus ou moins puissante, nécessaire à l'hématose dans les différentes eaux.

Le long nerf latéral du nerf vague présente de grandes difficultés; il paraît n'appartenir qu'aux poissons et aux batraciens à branchies, d'après les observations de *Van Deen* (*loc. cit.*), qui l'a trouvé chez les têtards et le Protée. Est-il un nerf de sensibilité, ou de motilité, ou est-il nerf respiratoire de la peau? Voilà des questions auxquelles on ne saurait encore donner une réponse satisfaisante. Je ne pus produire de mouvements ni en le tiraillant, ni en l'irritant avec la pointe du scalpel, dans le même individu chez lequel le frottement des branchies produisit à l'instant les plus vifs ébats. Le poisson parut absolument insensible pendant l'irritation du nerf, qui, du reste, n'était pas coupé. *Müller* ne réussit pas mieux à l'aide d'une pile galvanique composée de quarante plaques[1]. Les mouvements du tronc et de la queue ne me parurent pas affaiblis, après que j'eus coupé les nerfs des deux côtés. Ces ex-

cœur à celui du côté opposé et forme le plexus intestinal, est le nerf vague.—[1] *Handbuch der Physiologie.*

périences parlent autant contre la sensibilité que contre la motilité de ce nerf, et par conséquent contre l'opinion de ceux qui, comme *Rolando*[1]; le comparent à l'accessoire de Willis, nerf éminemment moteur, comme l'a prouvé *Bischoff*. Est-il donc nerf respiratoire? Les expériences de *Humboldt*, qui démontrent la grande faculté respiratrice de la peau des poissons, et le mucus qui est sécrété le long du trajet de ce nerf, parlent en faveur de cette opinion. La nageoire caudale ne rappellerait-elle pas, sous un certain rapport, l'organisation des animaux inférieurs, où les branchies sont en même temps des organes de locomotion?

Reste encore à déterminer les nerfs glosso-pharyngien et hypoglosse. Le premier est caractérisé comme tel, par son origine au devant du nerf vague, dont il paraît être la première branche, comme chez l'homme, et par ses filets distribués à la membrane musculeuse du pharynx. En donnant le nerf principal de la première branchie, il se comporte en même temps tout comme une branche de la huitième paire. A en juger d'après la distribution de ses filets, le nerf glosso-pharyngien paraît être en même temps nerf de sensation et de motilité.

Weber donne le nom d'hypoglosse au dernier nerf cérébral, sans en dire les raisons; dans un travail postérieur, au contraire, il le compare à l'accessoire de Willis, à cause de sa branche destinée à la nageoire pectorale. Il est évident que *Weber* n'a point considéré la branche antérieure de ce nerf, branche qui se rend au muscle rétracteur de l'os hyoïde, comparé par *Cuvier* au muscle sterno-hyoïdien; et c'est pour cela qu'elle répond à la branche linguale de l'hypoglosse. La branche postérieure n'est autre chose que le rameau descendant qui s'anastomose, comme chez l'homme, avec les nerfs spinaux, et devient en même temps un des nerfs moteurs de l'extrémité supérieure attachée à la tête. Le simple aspect déjà de ce nerf vient à l'appui de cette opinion; car l'arcade de l'hypoglosse et le rameau descendant montrent les mêmes formes que chez l'homme. La grenouille en fournit d'ailleurs

[1] *Osservazioni del cerveletto.*

la preuve directe. Entre le nerf vague et le premier nerf spinal naît un nerf, avec une racine supérieure très fine, et une large racine inférieure exactement comme chez le Barbeau: il se partage en deux branches, la postérieure s'anastomose avec un rameau du premier nerf spinal, qui se rend à l'extrémité supérieure; l'antérieure, et de beaucoup la plus volumineuse, forme une arcade en se dirigeant vers les muscles de la langue, auxquels elle se distribue. Il est clair que ce nerf répond à l'hypoglosse des autres vertébrés, et il est encore évident qu'il est identique avec le nerf des poissons que j'ai désigné sous le nom d'hypoglosse. Chez la grenouille, l'hypoglosse forme le passage des nerfs spinaux aux nerfs cérébraux; dans ce batracien il se trouve même en dehors de la cavité du crâne, entre les deux premières vertèbres, de sorte qu'il est réellement le premier nerf spinal. Les observations de *Mayer*[1] ajoutent, enfin, une nouvelle preuve à l'analogie entre l'hypoglosse des mammifères et celui des poissons. Cet anatomiste a trouvé chez le chien, le bœuf, le cochon, et une fois chez l'homme, une racine postérieure de l'hypoglosse, très fine et pourvue d'un petit ganglion.

Je crois avoir prouvé, par ce que je viens de dire, que l'hypoglosse, nié jusqu'ici dans les poissons seuls, parmi les vertébrés[2], appartient également à cette classe et y conserve, de la manière la plus apparente, son type primitif de nerf spinal.

En comparant les nerfs cérébraux des poissons à ceux des autres vertébrés, l'on trouve six paires, savoir: l'olfactif, l'optique, le trijumeau, l'acoustique, le vague et l'hypoglosse, qui se rencontrent dans toutes les classes, et qui, dans toutes, se présentent comme des nerfs séparés et, pour ainsi dire, comme des nerfs spinaux d'une puissance supérieure, ainsi que je vais le démontrer. Je donne le nom de *nerfs primitifs* à ces nerfs, comme à tous les autres nerfs qui s'insèrent à la moelle, en y formant un segment auquel répond une vertèbre. Les trois autres paires, au

[1] *Nov. act. nat. cur.* V, XVI. — [2] *Müllers "Handbuch der Physiologie"*, p. 777.

contraire, le facial, le glosso-pharyngien et l'accessoire de Willis, se montrent tantôt, et tantôt disparaissent dans les différentes classes et genres, en se séparant tantôt des nerfs vague et trijumeau, tantôt se confondant avec eux; de sorte que, d'abord, elles apparaissent comme troncs particuliers, et ensuite comme branches des nerfs vague et trijumeau. C'est ainsi que l'accessoire de Willis est confondu avec le vague chez les poissons et les batraciens, et commence à s'isoler chez les sauriens, les chéloniens et les oiseaux[1]; c'est ainsi que le glosso-pharyngien, isolé chez les poissons, devient une branche du nerf vague chez les batraciens et les ophidiens, s'isole de nouveau dans les chéloniens, et se montre enfin chez les oiseaux comme un tronc particulier très considérable[2]. De même le facial se trouve chez les poissons comme une branche de la cinquième paire, disparaît ensuite chez la plupart des reptiles et des oiseaux, et se montre, enfin, de nouveau chez les mammifères au fur et à mesure que la face acquiert plus d'expression, et la respiration du nez plus de développement. Par cette raison je nomme ces nerfs

[1] *Bojanus* (*Anatome testudinis europeae*) a observé l'accessoire de Willis sur la tortue; *Serres* l'a trouvé dans les oiseaux, et *Bischoff* dans les sauriens et les oiseaux. Ses racines naissent sur la même ligne immédiatement à la suite de celles du nerf vague, et se confondent avec elles dans le ganglion de ce nerf. C'est le tronc du vague qui fournit, après, l'accessoire de Willis (*Bischoff*). Même pour les mammifères en général il faut avouer que, par sa disposition anatomique, il n'est pas réellement distinct du nerf vague.—

[2] Il n'y a pas de glosso-pharyngien, d'après *Desmoulins*, dans les batraciens, les serpents et les lézards; mais il y a une forte branche linguale du nerf vague, branche que je regarde comme le glosso-pharyngien uni à son tronc nerveux primitif. Je me suis convaincu d'une pareille disposition sur la grenouille. On pourra m'objecter qu'on a trouvé chez les sauriens et chez les oiseaux en même temps le glosso-pharyngien et la branche linguale du nerf vague. Mais cette branche linguale de la tortue est, d'après *Bojanus*, une branche laryngienne, et la même chose pourrait aussi avoir lieu dans les autres cas. Néanmoins, en supposant exactes les observations qu'on m'oppose, je n'y vois rien d'embarrassant. Pourquoi dans certaines circonstances la langue ne recevrait-t-elle pas deux branches du nerf vague au lieu d'une, le glosso-pharyngien, qu'on trouve ordinairement? D'ailleurs, chez les corneilles, le glosso-pharyngien ne donne aucun filet à la langue, d'après *Desmoulins*; mais il se distribue entièrement dans la glotte; il serait donc plutôt le rameau laryngé.

nerfs dérivés, qui naissent des nerfs vague et trijumeau, et dont l'existence isolée dépend de la fonction plus développée à laquelle président leurs nerfs primitifs. Jamais on ne trouvera pour les nerfs dérivés, même quand leur isolement est arrivé à son plus haut degré, des parties osseuses, composant une vertèbre qui réponde au segment de la moelle, auquel ils s'insèrent; bien plus, deux d'entre eux, le glosso-pharyngien et l'accessoire de Willis, ne passent pas par des trous particuliers, mais ils accompagnent leur tronc primitif pour sortir du crâne. La manière dont les nerfs dérivés naissent des nerfs vague et trijumeau, paraît se faire par une séparation des filets de motilité et de sensibilité, en sorte que ce sont principalement des filets moteurs qui s'isolent dans les nerfs facial et accessoire, et des filets de sensibilité qui constituent le glosso-pharyngien; mais sans que les uns excluent tout-à-fait les autres. La distribution des nerfs facial et glosso-pharyngien des poissons parle en faveur de cette opinion, par laquelle on évite les difficultés qu'on rencontre quand on regarde le facial et l'accessoire de Willis comme les racines motrices des nerfs vague et trijumeau, restées isolées; car la sensibilité du facial au moins est prouvée par les expériences de *Eschricht* (*de functionibus nervorum faciei et olfactus organi*) et de *Gaedeschens*[1], et a même déterminé *Arnold*, *Bischoff* et *Gaedeschens* à compter le facial parmi les nerfs primitifs, naissant par deux racines, et pourvus d'un ganglion, opinion qui ne s'accorde guère avec les observations de l'anatomie comparée; car jamais un nerf primitif ne se comportera comme une branche d'un autre tronc nerveux, comme cela arrive pour le facial des poissons.

Quant aux nerfs cérébraux primitifs en particulier, je tâcherai de prouver qu'il ne faut pas les regarder comme un système nerveux spécial; mais qu'on peut les ramener au type des nerfs spinaux, et que six segments de la moelle cérébrale et six vertèbres crâniennes leur répondent.

La loi qui préside au développement des nerfs en général

[1] *Nervi facialis physiologia et pathologia.* V. la Physiologie de *Müller*.

est énoncée par *Carus*[1] en ces termes: «De même que le degré le plus bas du développement nerveux est constitué par un nerf homogène, ne présentant pas de racines séparées de sensibilité et de motilité, et sortant d'un ganglion simple, le degré le plus élevé consiste en ce que les deux racines, restant isolées, se comportent comme des nerfs particuliers. Il existe un troisième degré intermédiaire, dans lequel les deux racines naissent séparément, mais se réunissent bientôt en un tronc commun.»

Le premier degré répond aux nerfs des insectes et des mollusques; le troisième répond à tous les nerfs primitifs des vertébrés, excepté l'optique, l'acoustique et l'olfactif, qui appartiennent au degré le plus élevé. Ce dernier degré est indiqué aussi dans les nerfs trijumeau et vague, par l'isolement partiel des filets moteurs et sensitifs dans les nerfs dérivés qu'ils fournissent; mais il n'est pas encore complet.

L'hypoglosse des poissons et de la grenouille, comme je viens de le prouver, se comporte encore tout-à-fait comme un nerf spinal; la seule différence réside en ce que la racine inférieure, ou racine de motilité, est beaucoup plus développée que la supérieure ou racine de sensibilité, différence qui acquiert son maximum chez l'homme où, dans l'immense majorité des cas, la racine supérieure disparaît entièrement.

Les nerfs vague et trijumeau sont caractérisés comme nerfs spinaux par leurs deux racines, par le renflement qui se trouve à la racine postérieure, et par leur distribution le long des branchies et des mâchoires, qui présentent encore tout-à-fait le type des côtes; ces deux nerfs offrent une symétrie frappante dans toute l'échelle des vertébrés. Tous deux donnent l'origine des nerfs dérivés, et ont pour fonction de lier la vie végétative à la vie animale. Le nerf vague se comporte à l'égard de la cavité thoracique et abdominale, comme le trijumeau à l'égard de la cavité nasale et buccale. Le premier est aux organes de la respiration et de la digestion matérielle ce que le second est aux organes d'une digestion et d'une respira-

[1] *Von den Urteilen des Knochen- und Schalengerüstes.*

tion plus subtile, idéale pour ainsi dire, savoir aux organes du goût et de l'odorat[1]. Bref, le trijumeau est un nerf vague d'une puissance supérieure; ce rapport est déjà prononcé dans les poissons. A une grande branche latérale du nerf vague répond une branche latérale du trijumeau; aux branches intestinales et branchiales, les branches maxillaires; à la première branche du nerf vague, au glosso-pharyngien, la première branche du trijumeau, l'ophthalmique de Willis. Dans les mammifères, le nerf vague est divisé en trois troncs: l'accessoire de Willis, le nerf vague proprement dit, et le glosso-pharyngien; le trijumeau de même en trois: le facial, le trijumeau proprement dit, et l'ophthalmique de Willis, qu'on pourrait regarder comme un nerf particulier, aussi bien que le glosso-pharyngien. De même que l'accessoire de Willis est le nerf respirateur du cou et d'une partie du tronc[2], le nerf facial est le nerf respirateur de la tête; de même que le tronc du nerf vague est le nerf de sensation du canal intestinal, la branche linguale du trijumeau est le nerf du sens propre de la langue, la partie la plus parfaite du tube digestif, l'organe du sens intestinal, comme *Oken* appelle ingénieusement le goût. Enfin, de même que le nerf vague fournit le glosso-pharyngien comme nerf accessoire à l'organe du goût, le trijumeau donne l'ophthalmique de Willis comme nerf accessoire à l'organe de l'odorat[3].

---

[1] De même que l'organisme s'empare, par la digestion et la respiration, de la matière elle-même des corps extérieurs, il saisit par l'odorat et le goût leur essence matérielle la plus subtile, en sorte que cette respiration et cette digestion consistent en une fonction purement sensitive.— [2] Voici un fait anatomique qui vient à l'appui de l'opinion émise par *Arnold* (*Der Kopfteil des vegetativen Nervensystems*), *Scarpa* (*De gangliis nervorum deque essentia nervi intercostalis. Ann. univers. di medicina*, 1831) et *Bischoff* (ouvr. cité), sur le rapport de l'accessoire de Willis et du nerf vague. Chez l'homme j'ai vu la branche antérieure de l'accessoire de Willis, qui s'accolle au nerf vague, donner non-seulement le rameau pharyngien du nerf vague, mais former aussi presque entièrement le nerf laryngé supérieur.— [3] Les expériences récentes de *Panizza* (*Ricerche sperimentali sopra i nervi, Pavia*, 1834), qui ont pour but d'établir que le nerf glosso-pharyngien est le véritable nerf du goût, changeraient en partie ces réflexions sur la symétrie des nerfs vague et trijumeau. Cependant,

Nous arrivons maintenant à l'optique, à l'olfactif et à l'acoustique, comme présentant le degré le plus élevé du développement nerveux signalé par *Carus*, qui consiste dans la séparation et l'isolement des deux racines. Pour l'olfactif et l'acoustique cet isolement est accompagné de l'avortement de la racine inférieure, de sorte qu'il n'y a que les racines supérieures qui se soient développées; ces nerfs présentent donc, sous ce rapport, l'inverse de l'hypoglosse de l'homme, qui ne consiste qu'en une racine inférieure.

Le nerf optique et les nerfs musculaires de l'œil ne sont qu'un seul nerf primitif, dont les racines supérieures et inférieures sont restées isolées, et dont chacune forme un nerf particulier, un nerf de sensibilité et un nerf de motilité; mais voici que, pour le développement de la racine inférieure, il se présente une nouvelle loi, que *Carus* énonce également: «Dans la loi précédente nous avons vu que les deux racines peuvent constituer deux nerfs particuliers; chacune de ces racines peut maintenant se sous-

---

comme elles sont contraires aux résultats obtenus par tous les autres anatomistes, il faudra attendre encore qu'elles soient confirmées par d'autres expérimentateurs. Au moins l'anatomie comparée détruit le principe *a priori* d'après lequel *Panizza* concluait qu'il devait y avoir un nerf particulier pour le goût aussi bien que pour la vision, l'odorat et l'audition, puisqu'elle prouve que le glosso-pharyngien doit être regardé comme la première branche du nerf vague. Mais précisément cette dernière opinion parle en faveur des expériences de *Panizza*. Le nerf vague étant le nerf du canal intestinal, il serait assez naturel qu'il donnât aussi les filets nerveux de la langue, et qu'il devînt le nerf du sens du goût, comme il est le nerf de sensation du canal intestinal. Une autre preuve en faveur de *Panizza* paraît être fournie par la circonstance qu'il y a beaucoup d'animaux pourvus d'une langue bien évidente, chez lesquels on ne trouve pas de branche linguale de la cinquième paire. Chez la grenouille je ne l'ai pas vue; *Bojanus* ne l'a point trouvée sur la tortue, et, d'après *Desmoulins*, le caméléon même en est dépourvu. De plus, parmi les oiseaux, les passereaux et les gallinacés en manquent. Reste à savoir cependant si, dans ces animaux, la langue est un organe de goût, et si elle n'est pas seulement un instrument de préhension et de déglutition. Chez les Cyprins, enfin, l'organe particulier, probablement gustatif, ne reçoit que des filets de la paire vague; cependant le rameau supérieur de la branche récurrente du trijumeau, se confondant avec le ganglion du vague, laisse aussi dans ce cas la question indécise.

diviser elle-même en nerfs particuliers.»[1] C'est précisément ce qui a lieu pour la racine inférieure du nerf optique: elle se sous-divise en trois branches, qui deviennent trois nerfs particuliers, l'oculo-moteur, l'abducteur et le pathétique. L'oculo-moteur et l'abducteur naissent du même cordon de la moelle, presque sur la même ligne, l'un au devant de l'autre, et chez les poissons leurs points d'origine sont assez rapprochés. Ce sont deux filets de la même racine, dont l'un se dégage plus tôt de la moelle que l'autre. Le pathétique présente plus de difficulté; cependant sa manière d'être, chez les poissons, les écarte en grande partie. Il naît du bord externe des pyramides antérieures, par conséquent du même cordon que les autres; seulement son point de sortie de la moelle est plus élevé. L'anastomose de la sixième paire avec le grand sympathique s'explique dès lors facilement, quand on se rappelle que tous les nerfs primitifs complets s'anastomosent avec le grand sympathique, et que le nerf optique ne fera

---

[1] *Carus* ne me paraît pas faire une application heureuse de ses propres lois. Aux trois renflements du cerveau, savoir aux hémisphères, aux tubercules quadrijumeaux et au cervelet, répondent, d'après lui, trois paires cérébrales, dont les racines supérieures isolées sont formées par l'olfactif, l'optique et l'acoustique, les racines inférieures par les nerfs trijumeau et vague, tandis que la troisième racine, répondant à l'olfactif, ne s'est pas développée et est remplacée d'une manière rudimentaire par l'infundibulum. D'après la seconde loi, maintenant, les racines inférieures se sous-divisent elles-mêmes, de sorte que le vague donne les nerfs glosso-pharyngien, hypoglosse et accessoire de Willis, et le trijumeau le facial, l'abducteur et l'oculo-moteur. Une sous-division des racines supérieures n'a lieu que pour l'optique, et le nerf pathétique en résulte. Voici le tableau de cette classification, par lequel on voit aisément combien elle est contraire à la physiologie et à l'anatomie comparée.

I. Trois renflements cérébraux:

Hémisphères,	tubercules quadrijumeaux,	cervelet.

II. Trois paires de nerfs cérébraux:

	a. *Racines supérieures:*	
L'olfactif,	l'optique, le pathétique,	l'acoustique.
	b. *Racines inférieures:*	
L'infundibulum,	le trijumeau:	le vague:
	facial, oculo-moteur, abducteur.	glosso-pharyngien, hypoglosse, accessoire.

pas exception; c'est par sa racine inférieure que cette anastomose a lieu.

Ce développement de la paire primitive destinée à l'œil coincide avec la haute perfection de cet organe, le plus animal du corps, pour ainsi dire. Toutes les parties du cerveau sont représentées dans le globe de l'œil. La dure-mère par la sclérotique; le crâne même par les lames osseuses, qui se développent dans cette membrane chez les poissons, les reptiles et les oiseaux; la pie-mère par la choroïde; la substance médullaire par la rétine; les humeurs aqueuses des ventricules par des humeurs solidifiées, le cristallin et le corps vitré. Sur ce globe s'insère un système musculaire, par lequel l'œil est porté autour de son axe comme une main. *Oken* a dit métaphoriquement: l'œil est un cerveau mis en dehors, qui est tellement lié au système musculaire qu'il s'en irait, s'il n'était pas retenu par son amour pour la mère qui le nourrit. Il dit, d'ailleurs, que même la vie végétative se répète dans l'œil, par la glande lacrymale, les paupières semblables à des lèvres, le canal lacrymal, unissant l'œil à la cavité nasale comme la trompe d'Eustache unit l'oreille à la cavité buccale, etc. D'après lui, l'œil est en petit un corps entier, avec une grande prédominance des systèmes nerveux et musculaire; c'est l'organe le plus élevé, la fleur, ou plutôt le fruit de l'organisation.

En comparant entre eux les nerfs primitifs du cerveau, on trouve qu'ils se divisent en deux groupes. L'un, formé par l'acoustique et l'optique, les nerfs du son et de la lumière, est l'expression la plus pure de la vie animale; l'autre, formé par l'hypoglosse, le vague, le trijumeau et l'olfactif, élève la vie végétative à la vie animale. C'est ainsi que nous avons la conscience de l'acte de la digestion et de la respiration par le nerf vague; que la langue, partie essentielle du canal intestinal, devient un organe soumis à la volonté, en quelque sorte un membre de la tête sous l'influence de l'hypoglosse, et que le goût et l'odorat, comme sens de la digestion et de la respiration, se développent par l'influence du trijumeau et de l'olfactif. Les nerfs de ce groupe ne se distinguent ce-

pendant pas plus des autres nerfs primitifs, que ne le font les nerfs lombaires qui se rendent aux organes de la génération. Les premiers sont à la digestion et à la respiration ce que les derniers sont à la génération. D'ailleurs, tous les nerfs spinaux sont en quelque sorte liés à la vie végétative, puisque la plupart des mouvements musculaires, nécessaires à la respiration, se font sous leur influence.

Il est encore intéressant de voir comment les masses cérébrales se développent en raison des paires primitives. A cinq des paires cérébrales primitives répondent cinq renflements pairs ou impairs, placés sur la même ligne, les uns derrière les autres. Au nerf olfactif répondent les hémisphères, à l'optique les lobes optiques, au trijumeau le cervelet, à l'acoustique le tubercule impair du quatrième ventricule, au vague les lobes du nerf vague. La moelle se comporte à l'égard de l'hypoglosse comme à l'égard d'un nerf spinal. Ce rapport entre les nerfs et les renflements de la moelle est particulièrement prononcé chez les Trigles, dans lesquels, aux six premières paires spinales très développées, répondent six paires de renflements de la moelle épinière. Ces renflements offrent la transition la plus apparente de la moelle épinière au cerveau. En les décrivant, *Tiedemann*[1] indique la loi d'après laquelle se développent les masses cérébrales. Voici ses propres paroles: «Les renflements de la moelle épinière des Trigles me paraissent être très importants pour la connaissance de la structure et de la physiologie du système cérébro-spinal. La moelle épinière est bien évidemment formée par une série de renflements, d'où naissent les nerfs; ces renflements se développent dans ce genre en même temps que les nerfs qui en émanent augmentent de volume, et qu'il y a des organes particuliers, dans lesquels ces nerfs se distribuent. Une fonction nerveuse plus élevée paraît être liée à un plus grand développement de la moelle, qui fait apparaître ces renflements. Pour la structure du cerveau des poissons, je crois pouvoir établir la loi suivante: au développement plus considérable d'organes particuliers est liée une augmen-

[1] *Meckels Archiv*, T. II, H. 2.

tation de masse de la moelle, à l'endroit où naissent les nerfs pour les organes plus développés.»

Je pense qu'on peut étendre cette loi sur la formation du cerveau en général. Les masses cérébrales ne sont primitivement que des renflements, qui répondent à l'insertion des nerfs cérébraux, et qui se développent à l'extrémité antérieure de la moelle, en raison de la gradation des fonctions qui s'opère dans cette partie antérieure-gradation de laquelle dépend le développement de l'ex, trémité antérieure du corps, dont le résultat est la formation de la tête. Dans les autres classes, le développement uniforme des renflements cérébraux le long de la moelle, disparaît peu à peu; il se porte toujours davantage vers l'extrémité antérieure, tandis que la partie postérieure redevient semblable au reste de la moelle. C'est ainsi que les lobes du nerf vague et le lobe du quatrième ventricule disparaissent, et que le cervelet et les lobes optiques changent de proportion; tandis que les hémisphères se développent de la manière la plus distincte. Ce changement cependant ne suit pas une marche uniforme à mesure qu'on remonte l'échelle des vertébrés; mais il y a beaucoup d'oscillation dans les différents genres. S'il était vrai, comme le disent quelques anatomistes, que les lobes optiques des poissons répondissent en partie ou entièrement aux hémisphères, cette assertion fournirait une objection fondée à ce raisonnement; en effet, le lobe optique présente bien des parties qui rappellent celles qui se développent dans les hémisphères, savoir: le corps calleux, la voûte, les tubercules quadrijumeaux et les couches optiques, comme *Gottsche* l'a prouvé.

Une réunion des deux hypothèses ne serait-elle pas possible? Le cerveau des poissons n'est qu'un assemblage de tubercules, dont chacun répond à un nerf. Il faut cependant qu'il y ait un centre commun qui rassemble les impressions, et qui préside à la réaction. Ce centre, qui doit se trouver chez tous les animaux, ne serait-il pas construit sur un plan général, et son siège ne suivrait-il pas le développement progressif de la partie antérieure de la moelle, de sorte que, chez les poissons, il serait

placé dans les lobes optiques; tandis que dans les autres animaux il se trouverait dans les hémisphères? Et, enfin, ce centre ne se présenterait-il pas, d'après son type primitif, sous des formes analogues, dans les lobes optiques, comme dans les hémisphères?

J'arrive maintenant à la détermination des six vertèbres crâniennes qui, selon nous, répondent aux six paires de nerfs cérébraux primitifs.

La transition la plus évidente des vertèbres proprement dites aux vertèbres crâniennes, se voit dans les trois premières vertèbres des Cyprins; leur union plus intime, leurs arcs et leurs apophyses épineuses, beaucoup plus développés et formant des os particuliers, qui s'unissent par sutures, font qu'elles présentent déjà au premier aspect une forme tout-à-fait crânienne. Elles font voir de quelle manière les différentes parties de la vertèbre s'isolent en os particuliers, et prouvent par là qu'il faut chercher pour chaque vertèbre crânienne trois parties, un corps, deux os latéraux formant l'arc vertébral qui entoure la moelle, et une apophyse épineuse. D'après ce fait, et en se rappelant que chaque nerf doit être en rapport avec sa vertèbre, il est facile de trouver les six vertèbres en question.

En comptant d'arrière en avant, la première vertèbre répond à l'hypoglosse. Le corps est formé par la partie postérieure de la portion basilaire de l'occipital, l'arc par les parties postérieures des os occipitaux latéraux (*Cuvier*), séparées de ces os par le grand trou ovale, et la partie épineuse par l'os inter-pariétal *Cuvier* ("*crista occipitis*" *Bojanus*, „*Hinterhauptschuppe*" *Meckel*), qui porte l'apophyse épineuse de l'occipital. L'arc de cette vertèbre est séparé de celui de la suivante par un véritable trou de conjugaison, trou excessivement grand chez les Cyprins, par lequel passe l'hypoglosse, et qui fait communiquer la *fossa auditoria* (*Weber*) avec la cavité du crâne. Cette vertèbre porte des apophyses transverses, qui sont dirigées verticalement en bas, et s'unissent en circonscrivant une ouverture par laquelle passe l'aorte. Quant à la composition de cette vertèbre, on pourrait m'objecter que la partie que je regarde comme le corps, n'est réellement

pas séparée de la portion basilaire de l'occipital, avec laquelle on la confond ordinairement, et que la même chose arrive pour l'arc qui est confondu avec l'occipital latéral (*Cuvier*). Je réponds à la première objection, en disant que j'use du même droit dont se servent ceux qui regardent le sphénoïde des poissons comme divisé en deux moitiés, quoique cette division n'existe pas réellement. La disposition des autres os justifie, dans les deux cas, également cette séparation, que *Geoffroy Saint-Hilaire* adopte d'ailleurs; il désigne le corps de ma première vertèbre, ou la partie postérieure du basilaire, sous le nom d'os *basisphénal*. La seconde objection se réfute facilement, quand on compare le crâne du Brochet à celui des Cyprins. Chez le premier, l'arc de la première vertèbre est formé bien évidemment par deux lames osseuses tout-à-fait séparées des occipitaux latéraux. L'hypoglosse, qui passe entre leur bord antérieur et le bord postérieur de l'occipital latéral, l'anneau qu'elles forment autour de la moelle, leur articulation avec l'arc de la première vertèbre spinale, prouvent qu'elles sont identiques avec les os en question des Cyprins. *Carus* regarde aussi ces parties comme deux os particuliers, et les nomme *die untern Deckplatten des ersten Zwischenwirbels*. Le grand trou ovale répond au trou condyloïdien antérieur. J'appelle os occipitaux latéraux postérieurs, les os qui forment l'arc de ma première vertèbre.

La seconde vertèbre est celle du nerf vague. Le corps est formé par la partie antérieure de la portion basilaire (l'otosphénal *Geoffroy*); l'arc, par les occipitaux latéraux *Cuvier* (exoccipitaux *Geoffroy*, "*seitliches unteres Hinterhauptstück*" *Meckel*), et l'apophyse épineuse, par les occipitaux externes *Cuvier* (suroccipitaux *Geoffroy*, "*ossa interparietalia*" *Bojanus*, "*seitliches oberes Hinterhauptstück*" *Meckel*). Cette dernière n'est pas simple, mais dédoublée par le développement de l'apophyse épineuse de la vertèbre précédente; elle a été déjetée sur les deux côtés, comme cela arrive aussi ordinairement pour les pariétaux. Il n'y a pas de trou intervertébral, le nerf vague et le glosso-pharyngien traversent les os de l'arc.

Chez la grenouille les deux vertèbres crâniennes que je viens de décrire, présentent un fait un peu anomal. La première vertèbre s'est séparée du crâne, et est redevenue une vertèbre spinale, en formant un anneau osseux entre la seconde vertèbre crânienne ou vertèbre du nerf vague, et la première vertèbre spinale. Le nerf vague passe par un trou de l'arc de sa vertèbre (de l'occipital latéral antérieur), comme chez les poissons. On supposerait maintenant que l'hypoglosse dût passer entre la seconde vertèbre crânienne et la première (redevenue spinale); mais cela n'a pas lieu. L'hypoglosse sort entre la première vertèbre crânienne et la première vertèbre spinale, de sorte qu'il paraît y avoir une vertèbre à laquelle ne répond pas de nerf. Chez le Protée, d'après la description de *Meckel*[1], non-seulement la première vertèbre crânienne, mais aussi la seconde, se sont séparées du crâne, et sont redevenues vertèbres spinales, de sorte que la seconde s'articule avec le corps du sphénoïde par deux apophyses articulaires.

Les deux premières vertèbres crâniennes sont soudées en une seule pièce osseuse chez les mammifères; elles y forment l'occipital, dont la division primitive en deux vertèbres est encore indiquée par les trous condyloïdiens antérieurs, et par les os inter-pariétaux qu'on distingue sur de jeunes individus.

La troisième vertèbre, ou la vertèbre auditive, est composée par le frontal postérieur *Cuvier* (portion écailleuse du temporal *Bojanus*, *Meckel* et *Rosenthal*, os temporal *Geoffroy*, "*vordere obere Grundplatte des ersten Zwischenwirbels*" *Carus*), le mastoïdien *Cuvier* et *Meckel* ("*hintere obere Grundplatte des ersten Zwischenwirbels*" *Carus*, rocher *Bojanus*, os prérupéal *Geoffroy*), et l'*os quadratum*. Je compare ces trois os à la portion écailleuse du temporal, à l'apophyse mastoïde et à la portion tympanique, mais sans prétendre rechercher à quelle partie d'une vertèbre ils répondent. Peut-être que la portion tympanique représente le corps, la portion écailleuse l'arc, et l'apophyse mastoïde l'apophyse épineuse. La manière d'être

[1] *System der vergleichenden Anatomie*, tom. II.

particulière de l'organe de l'ouïe et du nerf acoustique, qui reste dans la cavité crânienne, fait que cette vertèbre perd presque entièrement son type, et qu'elle est poussée même en partie en dehors des os du crâne, comme cela a lieu pour l'*os quadratum* des vertébrés inférieurs.

La quatrième vertèbre répond au trijumeau. Le sphénoïde postérieur, les grandes ailes *Cuvier*, *Geoffroy* et *Bojanus* (rocher *Meckel*, "*Grundplatten des zweiten Schädelwirbels*" *Carus*), et le pariétal, en forment le corps, l'arc et l'apophyse épineuse. Ces os répondent aux os homonymes des mammifères. La branche operculaire du trijumeau traverse la grande aile; les branches maxillaires supérieure et inférieure au contraire passent par un véritable trou intervertébral entre cette vertèbre et la suivante. Chez le Brochet, cependant, ces branches passent uniquement par un trou de la grande aile.

La cinquième vertèbre, ou la vertèbre oculaire, est composée par le sphénoïde antérieur, les petites ailes *Cuvier*, *Bojanus*, *Geoffroy* (grandes ailes *Meckel*, "*Grundplatten des dritten Schädelwirbels*" *Carus*), et le frontal, os représentant le corps, l'arc et l'apophyse épineuse. Le nerf optique, l'oculo-moteur, le pathétique et l'ophthalmique de *Willis*, traversent la petite aile.

La sixième vertèbre, ou la vertèbre olfactive, change un peu de forme, parce qu'elle termine en avant la cavité vertébrale. Le corps de cette vertèbre est formé par le vomer (*Cuvier*, *Bojanus*, *Meckel*), l'arc par l'ethmoïde de *Meckel* (frontal antérieur et ethmoïde *Cuvier*), et l'apophyse épineuse par le nasal (*Cuvier* et *Meckel*). Le nerf olfactif passe par un grand trou ovale de l'arc: cet arc est divisé en deux parties par une suture; la postérieure, le frontal antérieur (*Cuvier*), est paire et embrasse encore la moelle; l'antérieure, l'ethmoïde (*Cuvier*), doit être regardée comme formée par la partie antérieure des lames osseuses de l'arc, qui, ne trouvant plus de moelle à embrasser, s'unissent en un seul os par leur surface interne. Le vomer et l'os nasal répondent aux parties homonymes de l'homme; mais à quoi répondent les deux parties de l'arc? à l'os ethmoïde sans doute, et l'antérieure, placée

perpendiculairement entre le vomer et l'os nasal, à la lame perpendiculaire de cet os. La postérieure est plus difficile à expliquer. Mais quelles sont les parties qui constituent l'ethmoïde le plus complet? les lames criblée, perpendiculaire et papyracée, et le labyrinthe. L'analogue de la lame criblée est la membrane fibreuse, qui bouche le trou par lequel passe l'olfactif; l'analogue du labyrinthe sont les feuillets de la pituitaire. Reste donc seulement la lame papyracée. La lame papyracée forme le bord externe du trou par lequel passe le nerf olfactif, et qui est fermé par la lame criblée dans les vertébrés supérieurs. La même chose arrive chez les poissons, pour la portion postérieure de l'ethmoïde: elle forme le contour de ce trou qui est placé verticalement, au lieu de l'être horizontalement. Qu'on s'imagine que le développement de la vertèbre précédente, savoir du frontal et de la partie antérieure du sphénoïde, domine la dernière vertèbre, de manière à l'exclure de la formation de la cavité crânienne; qu'on se représente le trou olfactif placé horizontalement, et l'on verra l'os en question répondre par sa situation exactement à la lame papyracée; seulement il est infiniment plus développé: circonstance qui coïncide avec la formation assez uniforme des vertèbres crâniennes. Le développement de cette partie dans les vertébrés inférieurs, est encore indiqué même dans le fœtus de l'homme, en ce que les lames papyracées sont les parties de l'ethmoïde qui s'ossifient les premières. Aussi la séparation de l'ethmoïde des poissons, en deux parties, est encore prononcée dans le fœtus et les jeunes individus; car, d'après *Mayer*, ce n'est que dans la seconde ou la troisième année que la lame perpendiculaire va se souder, avec les lames papyracées et le labyrinthe, en un seul os. L'ethmoïde de la grenouille, quoique présentant encore le type de celui des poissons, montre déjà une transition à une forme supérieure, et me paraît très-propre à justifier mon hypothèse.

Pour trouver ces six vertèbres je ne crois pas avoir torturé les faits, ni altéré l'arrangement naturel des parties; cependant il faut que je signale une difficulté que je n'ai

pu vaincre. Entre l'ethmoïde et la petite aile du sphénoïde on trouve un os considérable, formant une partie de la paroi latérale du crâne et constituant par cela un véritable arc de vertèbre, sans qu'il soit possible de trouver ni un nerf, ni un corps et une apophyse épineuse qui lui répondent. *Cuvier* appelle cet os sphénoïde antérieur; *Bojanus* le nomme *rostrum sphenoidale; Meckel*, enfin, lui donne une véritable signification en le comparant aux petites ailes. Pour être conséquent dans son hypothèse, il a fallu qu'il comparât la petite aile des autres anatomistes à la grande aile; il lui est resté alors à déterminer le grand os regardé ordinairement comme la grande aile, il le désigne comme rocher. Pour justifier son opinion, il se fonde sur le passage des nerfs, en disant que le nerf maxillaire inférieur passe en général par la partie postérieure de la grande aile, et souvent même, le trou ovale n'étant pas fermé dans sa partie postérieure, entre cet os et le rocher, et que justement cela a lieu chez la Carpe. En faveur de son opinion, je puis même ajouter que la branche de la cinquième paire, que je regarde comme le facial, passe uniquement par cet os, et que cela paraît aussi le caractériser comme rocher. Mais le Brochet fournit une preuve importante contre l'opinion de *Meckel*. Le nerf maxillaire ne passe pas entre le rocher (*Meckel*) et l'os précédent, ou la grande aile (*Meckel*), mais il passe par le rocher même; son tronc est uniquement entouré par un anneau osseux du rocher (*Meckel*). La même chose a lieu chez la Perche, d'après *Cuvier*, où les branches du trijumeau passent par le milieu de ce prétendu rocher. Je le demande, le trijumeau pourra-t-il jamais être en pareil rapport avec le rocher? Impossible. Cette seule circonstance suffit pour réfuter *Meckel*; cependant j'ajouterai encore: la petite aile des autres anatomistes est, d'après *Meckel*, la grande aile; or, la petite aile est toujours caractérisée par le passage des nerfs optique, oculo-moteur, pathétique et ophthalmique de Willis. Qu'on regarde de près le crâne des Cyprins, et l'on verra que tous ces nerfs passent uniquement par la grande aile (*Meckel*); chose également impossible. Le nerf optique ne passe nullement

entre cet os et le précédent, ou la petite aile (*Meckel*); mais il va seulement par un trou de la grande aile (*Meckel*). Pour les autres nerfs il n'y a pas de contestation possible sous ce rapport, comme ils passent près du bord postérieur, et non pas près de l'antérieur de la grande aile (*Meckel*). Je ne conçois pas comment *Meckel* ait pu dire que le nerf maxillaire supérieur passe entre sa grande et sa petite aile. Dans les poissons seulement, où une partie de la grande aile (*Meckel*, petite aile *Cuvier*) est remplacée par une membrane, de sorte qu'une grande ouverture se trouve dans la paroi latérale du crâne, on pourrait dire que les nerfs de l'œil passent entre la grande et la petite aile (*Meckel*). Mais cette membrane représente l'os, et ses trous pour le passage des nerfs répondent aux trous de l'os, comme le prouvent le Brochet et les Cyprins. D'ailleurs, chez le premier, les nerfs de lœil ne passeraient pas entre la grande et la petite aile de *Meckel*; mais ils passeraient entre la petite aile et le rocher. En résumé, qu'on adopte l'opinion de *Meckel*, on est forcé d'admettre que chez le Brochet et la Perche le trijumeau passe par le rocher; que, chez les poissons en général, les nerfs de l'œil traversent la grande aile (*Meckel*), et que la petite aile, enfin, ne donne passage à aucun nerf, ni par un trou, ni par une échancrure de son bord antérieur ou postérieur. La seule objection qu'on pourrait faire en faveur de *Meckel*, c'est que, d'après ma manière de voir, la grande aile touche immédiatement à l'occipital; tandis qu'une partie du temporal est en général interposée entre ces deux os. A cela je réponds, que la partie interposée dans les autres animaux, répond à l'*os quadratum*, comme la grenouille le prouve de la manière la plus évidente, et que cet os, comme je l'ai déjà dit, est poussé en dehors du crâne chez les poissons. Qu'est-ce enfin que le rocher? Le rocher n'est qu'une concrétion osseuse, qui se développe en raison de l'oreille interne; il est la coquille osseuse de cette partie, tout comme l'anneau osseux qui se développe dans la sclérotique des poissons, des reptiles et des oiseaux. Je ne crois pas qu'il entre dans le plan du squelette des nerfs; mais je pense qu'il appartient au

squelette intestinal. Ce n'est que la situation particulière des organes de l'ouïe qui fait qu'il entre en un rapport si intime avec les os du crâne. Or, chez les poissons osseux l'oreille interne est encore libre dans la cavité du crâne; elle n'a pas encore de coquille osseuse, et c'est pour cela qu'il ne faut pas leur chercher de rocher.

Le rocher de *Meckel* est donc la grande aile; la grande aile de *Meckel* est la petite aile; à quel os répond donc enfin la petite aile de *Meckel*? Je ne saurais le dire positivement; son existence paraît répondre au développement d'une paire de bulbes au devant des hémisphères. Je crois qu'il appartient à l'ethmoïde. Le crâne de la grenouille parle en faveur de cette hypothèse. Au devant de la petite aile, caractérisée par le passage du nerf optique, se trouve une large lame osseuse, formant la partie antérieure de la paroi latérale du crâne, et se soudant intimement avec l'os qui, par une large apophyse, ressemble à la portion postérieure de l'ethmoïde des poissons; de sorte que ces deux os réunis constituent la majeure partie de l'ethmoïde et répondent exactement à la lame papyracée.

Pour résumer mon travail, je crois avoir prouvé qu'il y a six paires de nerfs cérébraux primitifs, que six vertèbres crâniennes y répondent, et que le développement des masses cérébrales se fait en raison de leur origine, d'où résulte que la tête n'est que le produit d'une métamorphose de la moelle et des vertèbres, et que les organes de la vie végétative, placés au devant de la colonne vertébrale, doivent se retrouver au devant du crâne, quoique à un degré supérieur. Chaque corps de vertèbre porte deux anneaux osseux: l'un, supérieur, formé par l'arc et l'apophyse épineuse, et tourné vers la lumière, entoure la moelle, organe central de la vie animale; l'autre, inférieur, tourné en bas vers le sol, entoure les organes de la vie végétative; il est formé par les apophyses transverses et les côtes. Si l'on doute de la justesse de cette comparaison, qu'on observe une des vertèbres caudales des poissons; on trouvera exactement les deux anneaux dont je viens de parler. Le supérieur entoure l'organe central de la vie animale; l'autre, l'organe central de la

vie végétative, l'aorte; de sorte que celle-ci a un véritable canal vertébral, absolument comme la moelle. Supposez maintenant que les parties qui forment cet arc, ne parviennent plus à se réunir sur la ligne médiane, et vous aurez les côtes. Chez les animaux supérieurs cet arc redevient complet par l'interposition du sternum. Les organes principaux de la vie végétative placés au devant de la colonne vertébrale, et entourés par l'arc inférieur, sont les tubes de digestion et de respiration; or, les os de la face forment l'anneau inférieur, c'est-à-dire les apophyses transverses et les côtes des vertèbres crâniennes; la cavité buccale, avec ses organes salivaires, répète le tube digestif avec ses conglomérations glanduleuses; le nez répète le tube respiratoire.

Du reste, toutes ces comparaisons ne sont qu'approximatives. Je ne nie pas les grandes différences entre la tête et le tronc, entre le cerveau et la moelle épinière, entre les nerfs cérébraux et les nerfs spinaux; je ne veux que démontrer le type primitif, d'après lequel ces parties se sont développées. Ce n'est qu'en cherchant obstinément des faits difficiles à expliquer, arbitraires à ce qu'il paraît, qu'on peut méconnaître un pareil type. La nature est grande et riche, non parce qu'à chaque instant elle crée arbitrairement des organes nouveaux pour de nouvelles fonctions; mais parce qu'elle produit, d'après le plan le plus simple, les formes les plus élevées et les plus pures.

CARTESIUS

WIE Cartesius die Philosophie als Wissenschaft sich dachte, was er von ihr forderte, findet sich in der Abhandlung *De methodo*. Er sagt hier, er hätte es sich zur Regel gemacht, bei dem Suchen nach Wahrheit immer in einer gewissen Ordnung vorwärtszugehn, indem er von den einfachsten und faßlichsten Grundsätzen allmählich und fast stufenweise zu der Erkenntnis der schwierigen und zusammengesetzten aufwärts stiege. Er setzt dann gleich hinzu: Die langen Reihen ganz einfacher und leichter Gründe, mittelst deren die Mathematiker die schwierigsten Dinge zur Evidenz bringen, lassen mich glauben: alles, was zur menschlichen Erkenntnis gehört, folge in derselben Weise eines auf das andre, dergestalt, daß, soferne wir nur dem Irrtum den Zugang verschließen und die rechte Ordnung, in welcher die Erkenntnisse auseinander hervorgehen, festhalten, keine Erkenntnis so entfernt ist, die wir nicht erreichen, keine so verborgen, die wir nicht aufdecken könnten. Es fiel mir auch gar nicht schwer, einzusehen, wovon ich in der Philosophie auszugehen habe, denn ich wußte schon, daß das Einfachste und was am leichtesten zu erkennen ist, das Erste sei. Außerdem habe ich auch bemerkt, daß von allen, die sich bisher in der Weltweisheit nach Wahrheit umgesehen haben, die Mathematiker allein es zur Demonstration, d. h. zur Gewißheit und Evidenz in der Erkenntnis gebracht haben und, wie ich gleichfalls einsah, nur deshalb, weil sie vom Einfachsten und Leichtesten ausgegangen sind.

Dies der esoterische Gang seiner [Philosophie]. Also Demonstration, Evidenz.[1] Sehen wir nun, wie er das Einfachste, das erste Glied seiner Kette, das α seiner Philosophie zu finden strebt.[2] Das Einfachste kann nur dasjenige sein, was zurückbleibt, wenn alles Zusammengesetzte auf die Seite gelegt wird. Da nun beim Eingange in die Philosophie noch kein Prinzip bekannt ist, nach welchem das Einfache von dem Zusammengesetzten mit

[1] a. R.: Das Beispiel des Mathematikers hat den Neid des Philosophen erregt.—[2] a. R.: Wie Archimedes nur einen Punkt, so begehrt er nur das erste Gewisse.

Sicherheit unterschieden werden könnte: so kommt man auf den Zweifel als auf das Mittel zurück, das Einfachste in der Erkenntnis zu finden.

Der erste schlechthin gewisse Satz soll gefunden werden. Wer sich diese Aufgabe stellt, der muß offenbar in demselben Augenblick eine Person spielen, die überall noch nichts Gewisses weiß. Er muß all sein bisheriges Wissen in Zweifel ziehen, es selbst für falsch und ungereimt halten. Was bleibt ihm übrig? Die Kraft zu denken. Dieser Kraft sich zu entledigen, ist unmöglich; das Subjekt wird sich derselben stets bewußt bleiben. Der Philosoph, welcher den eben genannten Reinigungsprozeß mit sich vorgenommen, findet sich eben in diesem Akte als denkend, so daß er, auf sich selbst reflektierend, zu sich selbst sagen muß: ich denke. Jede Tätigkeit ist aber mit einem Bewußtsein des eignen Seins verbunden. Daß ich bin, finde ich durch jede selbsttätige oder leidende innere Veränderung. Nichts liegt also dem *cogito* näher als das *sum*. Ich bemerke, daß ich bin, indem ich denke — *cogito, ergo sum*. Dies der Grundstein des cartesianischen Gebäudes, dies der esoterische Gang seiner Philosophie: vom Zweifel zum ersten Gewissen. Am ausführlichsten zeichnet er diesen Weg in der ersten Meditation. Dann findet er sich auch einmal zu Anfang des 4. Kapitels der Abhandlung *De methodo*. In den ersten Sätzen der *Principia philosophiae* [I_1] faßt er ihn noch einmal zusammen: Wir sind als Kinder geboren und haben über die Gegenstände der Sinne viele Urteile gefällt, ehe wir zum vollkommnen Gebrauch unserer Vernunft gelangten; daher hindern uns viele Vorurteile an der Erkenntnis des Wahren, von denen wir uns nicht anders befreien können, als wenn wir einmal in unserm Leben an all dem zu zweifeln streben, was nur der leiseste Verdacht der Ungewißheit trifft. Selbst das Zweifelhafte müssen wir für falsch halten, um desto deutlicher das Erste, Gewisse zu erfassen.

Weil wir nun wissen, daß die Sinne uns bisweilen täuschen, und daß wir folglich [?] in den Träumen Bilder sehen, deren Objekte sich nirgends finden, so müssen wir vorerst an der Realität aller Gegenstände der Sinne oder

der Einbildungskraft zweifeln. Da wir ferner wissen, daß mehrere selbst in der Mathematik geirrt und Falsches für absolute Wahrheiten genommen haben, so müssen wir sogar an der mathematischen Demonstration zweifeln. Besonders weil wir gehört haben, es gebe einen Gott, der alles kann und von dem wir erschaffen sind. Denn wir wissen nicht, ob er uns nicht vielleicht so schuf, daß wir uns immer täuschen müssen, auch in demjenigen, was wir bisher für das Gewisseste gehalten, weil dies ja ebensowohl der Fall sein kann, als daß wir bisweilen getäuscht werden. Nehmen wir aber an, daß wir nicht durch den allmächtigen Gott, sondern durch uns selbst oder durch irgend etwas andres sind, so wird es, je unvollkommner wir die Ursache unsres Daseins annehmen, desto glaublicher, wir seien von Natur zu irren bestimmt.

Die Ursache unsres Seins sei nun, welche sie wolle, sie sei noch so mächtig und betrügerisch, so fühlen wir doch in uns die Freiheit, uns des Glaubens an das, was nicht ganz gewiß ist, zu enthalten und uns so vor jedem Irrtum zu bewahren. Wenn wir auch alles, was zweifelhaft ist, als falsch verwerfen und demzufolge voraussetzen, es gebe keinen Gott, keinen Himmel, keine Erde, keinen Körper, wir hätten weder Hände noch Füße noch einen Körper, so können wir doch nicht denken, daß wir, die so denken, nichts seien. Es ist ein Widerspruch, zu denken, das, was denket, existiert zu der Zeit, da es denket, nicht. Daher ist die Erkenntnis *ich denke, also bin ich* die allererste und gewisseste, welche einem methodisch Philosophierenden sich darstellt.

In welcher Eigenschaft denkt sich nun Cartesius seinen ersten Grundsatz der gewissen Erkenntnis? Er erklärt sich nirgends deutlich darüber, sondern scheint sich selbst in der Beziehung nicht klar gewesen zu sein. Nach einer Stelle in dem 10. § des I. Buches *principiorum* scheint er ihn als den Schlußsatz eines Vernunftschlusses angesehen zu haben, indem er sagt: *Atque ubi dixi hanc propositionem ... idcirco non censui esse numerandas.* [*Princ. I 10.*] Doch streitet wieder sein ganzer Weg vom Zweifel zur Gewißheit dagegen; er sagt selbst, er wolle mit dem Ersten,

Einfachsten anfangen: ist also *cogito* der [Vordersatz] und *ergo sum* der Schlußsatz eines Vernunftschlusses, so ist der fehlende [Vordersatz] das Erste: *fieri non potest, ut id quod cogitet non existat.* Dieser [Vordersatz] selbst aber kann erst durch den Schlußsatz bewiesen werden, es wäre also ein Zirkelschluß. Auch sagt Cartesius selbst in der *Responsio ad II. objectiones*, das *cogito, ergo sum* sei nach ihm nicht der *minor* und die *conclusio* der *major: illud omne, quod cogitat, est*, vielmehr werde dieser [Vordersatz] durch das *cogito, ergo sum* erst zur Wahrheit. *Spinoza* bringt hierüber in dem Kommentar zu den Prinzipien des Cartesius folgendes vor: *hinc apprime notandum, hanc orationem "dubito, cogito ergo sum" non esse syllogismum, in quo major propositio est omissa ..... ideoque "cogito, ergo sum" unica est propositio, quae huic "ego sum cogitans" aequivalet.* [*Spinoza II, S. 384.*]

Gehört nun das *cogito, ergo sum* zu den unmittelbaren Wahrheiten? Ebensowenig,[1] ob es gleich vielfach ist behauptet worden, namentlich noch neuerdings von *Hegel* in der Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften und von *Hotho* in seiner Dissertation über die Cartesianische Philosophie.[2] (Einige Cartesianer wollten den Satz als unmittelbare Anschauungen angesehen wissen, aber *Huet, censura phil. Cart. p. 28* hat sie gut abgefertigt.—*Tennemann.*) Der Grundcharakter aller unmittelbaren Wahrheit ist das Ponieren, das Affirmieren schlechthin, durch das sekundäre Geschäft des Denkens gar nicht vermittelt, wesentlich nicht einmal berührt. Die Existenz seiner und der Dinge außer uns wird auf rein positive, unmittelbare, von der Funktion des Denkens unabhängige Weise erkannt. Man fragt: ist das philosophierende Subjekt? Nach Cartesius sagt man: es kann nicht denken, wenn es nicht ist, also ist es; nach dem unmittelbaren Wissen ist es, bevor es philosophiert, d. h. es ist positiv dem Bewußt-

[1] a. R.: Allenfalls ließe sich noch ein hypothetischer Vernunftschluß daraus bilden: Wenn etwas denkt, so ist es. Ich denke, also bin ich. —[2] Immerhin könnte sich die *Hegel*sche Philosophie noch auf eine Stelle zu Ende der dritten *Meditatio* berufen, wo Cartesius von der Idee Gottes sagt: *mihi est innata, quemadmodum etiam mihi est innata idea mei ipsius.*

sein gegeben, daß das Ich ist, und dieses Sein ist dem Denken unzugänglich, es kann gar nicht zu der positiven Bejahung desselben gelangen.

Zu welcher Gattung von Wahrheiten, sagt *Kuhn*, gehört nun das cartesianische Feldgeschrei? Zu der Gattung der mathematischen Grundsätze, welche nichts andres darstellen als eine bestimmte Anwendung der Gesetze des Denkens auf das allgemeine Materiale des Mathematikers, auf die Begriffe von Ausdehnung und Zahl. Cartesius hat seinen Achilles sich in der Art gedacht, indem er ihn aus der Anwendung des logischen Gesetzes des Widerspruchs auf das Geschäft seines Zweifelns von selbst sich darstellte. Cartesius wollte zur Gewißheit in den Gegenständen der Philosophie kommen, indem er alles verwarf, was bezweifelt werden kann. Nun fand er, daß an dem Satze *ich denke, also bin ich* selbst die Möglichkeit des Zweifels zuschanden werde, und dieses sei bei keinem andern mehr der Fall, also sei er notwendig gewiß und der erste gewisse. Daß man aber an diesem Satze nicht zweifeln könne, dafür beruft er sich auf den unausbleiblichen Widerspruch, in den man dadurch geraten würde, ein Widerspruch, der alles Zweifeln und Denken selbst zunichte machen würde in dem Augenblicke, da man zweifelt und denkt. Es wird nach Cartesius also nur erkannt, daß es unmöglich zu denken sei, der Denkende sei nicht. Dies ist etwas bloß Negatives, und der Grundcharakter aller unmittelbaren Wahrheit ist, wie schon gesagt, das Positive, das Ponieren, das Affirmieren schlechthin.

Sehen wir jetzt, wie die übrigen Sätze der cartesianischen Kette sich an dies Glied fügen und aneinanderreihen. Jetzt kommen wir auf den Weg, den ich als den esoterischen bezeichnete; die Demonstration fängt an, der erste Satz ist gefunden.

Nachdem Cartesius sich gesagt *cogito, ergo sum*, sich sein Dasein bejaht, so fragt er: da ich weiß, daß ich bin, so will ich wissen, was ich bin. Das Denken ist das Einfachste, was sich mit meinem Dasein vereinigen läßt, denn nur durch es weiß ich, daß ich bin; Denken ist also die erste Eigenschaft, die von mir erkannt wird. *(Quid*

vero ex iis, quae animae tribuebam, nutriri vel incedere? . . . . . sum autem res vera, et vere existens, sed qualis res? dixi, cogitans. Meditat. II.—Inde intelleximе esse rem quandam . . . . . quamvis illud non existeret. De methodo IV.)

Fragen wir, was wir sind, so können wir weder Ausdehnung noch Figur noch örtliche Bewegung noch sonst etwas, das vom Körper ausgesagt wird, zu unserem Wesen rechnen, sondern nur allein das Denken,[1] welches folglich früher und gewisser als irgendetwas Körperliches erkannt wird. Denn das Denken ist erkannt worden, alles Übrige aber ist noch zweifelhaft. Ferner, je mehr wir Eigenschaften an einer Sache finden, desto klärer wird sie von uns erkannt. Nun finden wir in unsrer Vorstellungskraft weit mehr Eigenschaften als an jeder andern Sache, weil wir nichts erkennen können, ohne zugleich etwas von der Seele zu erkennen; denn wenn wir urteilen, die Erde sei wirklich, weil wir sie berühren oder sehen, so werden wir uns der Wirklichkeit der Denkkraft noch weit mehr bewußt, da wir ja urteilen könnten, wir berührten die Erde, ohne daß sie vorhanden ist, wir aber nicht urteilen können, wenn die Denkkraft, welche urteilet, nichts ist. Folglich erkennen wir die Seele als das Denkende früher und gewisser als jedes andre (*Princ. [I.], § 8* u. *§ 11*). Eine gute Widerlegung des Materialismus.

Was ist nun das Denken? Alles, was den Akt des Selbstbewußtseins in mir hervorbringt.[2] Also auch Wollen, Einbilden, Fühlen. *Nam si dicam, ego video vel ego ambulo, ergo sum . . . . . est plane certa (Princ. [I.], § 9).*

Indem wir uns nun weiter umsehen, um unsere Erkenntnis zu erweitern, wir aber noch nichts Gewisses weiter ge-

[1] a. R.: Daß Denken und Ausdehnung verschieden seien, wird besonders in der *Medit. VI.* demonstriert: *satis est, quod possum unam rem absque altera clare et distincte intelligere, ut certus sim unam ab altera esse diversam.* Ferner: *quamvis habeam corpus . . . certum est me a corpore meo revera esse distinctum et absque illo posse existere.—Id, quod potest cogitare, est mens: sed cum mens et corpus realiter distinguantur, nullum corpus est mens, ergo nullum corpus potest cogitare.* Dieser Satz paßt aber in das System nicht nach dem Beweis von Gott und der daraus folgenden Identität des Wissens und Seins; wie er es auch in der *VI. Meditation* ausführte [?]. Vgl. *Resp. ad VI. object.*—[2] a. R.: also jede Tätigkeit.

funden haben als uns selbst und das Bewußtsein unsrer Geistigkeit, so finden wir allgemeine Begriffe, wie die mathematische Demonstration, und Ideen von vielen Dingen, in denen wir nicht irren, solange wir ihre absolute Wahrheit oder ihre objektive Realität weder bejahen noch verneinen.[1] Unter diesen Ideen ist nun eine, welche die Idee der Existenz nicht als eine mögliche und zufällige, sondern als eine ewige und notwendige in sich schließt. Es ist die [eines] höchst vollkommnen Wesens.

Considerans deinde inter diversas ideas . . . . . ens summe perfectum existere. (*Princ. [I.], § 14, 15, 16.*)

Cartesius führt diesen Beweis in der *V. Meditation* weiter aus: *Cum enim assuetus sim in omnibus aliis rebus . . . cogitare mentem cui desit vallis etc.*[2]

Wollte man einwerfen, aus dem Umstande, daß ich keinen Begriff ohne Tat denken kann, folgt doch nicht, daß ich Begriff und Tat als irgendwie existierend denken müsse, so antwortet Cartesius: freilich folgt nicht daraus, daß Begriff oder Tat irgendwie existieren müßten, sondern nur, daß der Begriff ohne Tat nicht gedacht werden könne, und umgekehrt; und weil ich Gott nicht anders als seiend denken kann, folgt, daß das Dasein von Gott nicht getrennt werden könne und daß er also existiere, *non quod mea cogitatio hoc efficiat . . ., sed contra, quia ipsius rei, nempe existentiae Dei, necessitas me determinat ad hoc cogitandum. [Medit. V.]*

Auf den Einwurf: freilich muß ich, sobald ich Gott setze, auch das Sein desselben setzen, aber was zwingt mich denn, Gott überhaupt zu setzen? antwortet Cartesius: es sei freilich nicht notwendig, je auf den Gedanken von Gott zu verfallen, sobald [man] aber über das erste und höchste Wesen nachdenke, müsse man ihm auch notwendig alle

---

[1] a. R.: Ihres Daseins in meiner Seele als *modi* des Denkens bin ich mir unmittelbar bewußt, indem ich denke, empfinde, träume etc.— [2] a. R.: 2) Beweis aus dem Vorhandensein der Idee Gottes. 3) Wir sind durch Gott. 4) Daher Beweis für die formale und materiale Wahrheit der Ideen. Das erste beweist die Möglichkeit, daß wir überhaupt richtig schließen können, das zweite die objektive Realität der erkannten Dinge. (Der Widerspruch zwischen einer Stelle der *III. Medit.* und *Resp. ad II. obj.*)

Vollkommenheiten und somit das Dasein beilegen. Er schließt dann: *ac proinde magna differentia est inter ejusmodi falsas positiones . . . ac denique quod multa alia in Deo percipiam, quorum nihil a me detrahi potest nec mutari [Medit. V.].* (Vgl. *Resp. ad II. obj., propos. I.*)[1]

A posteriori wird dann noch das Dasein Gottes aus der Idee von Gott, die wir in uns finden, bewiesen: Aus Nichts wird Nichts. Jede Wirkung muß eine Ursache haben. Außerdem muß jede Ursache wenigstens ebensoviel enthalten als ihre Wirkung, denn woher sollte die Wirkung ihr Wesen (Sein, *realitatem*) nehmen, als von der Ursache? Daraus folgt, daß etwas, das vollkommner ist, d. h. mehr Realität in sich enthält (denn wie im vorgehenden Beweis gezeigt ist worden, enthält das Vollkommne die meiste Realität, d. h. es existiert notwendigerweise), nicht aus etwas Unvollkommnerem entstehen kann, und dies verhält sich nicht nur so bei den Wirkungen, deren Realität *actualis* oder *formalis* ist, sondern auch bei den Ideen, insofern man nur auf ihre objektive Realität Rücksicht nimmt. D. h. es kann nicht nur ein Stein, der früher nicht war, nicht zu sein anfangen, wenn er nicht von etwas hervorgebracht wird, worin nicht *formaliter* oder *eminenter* alles enthalten ist, was in dem Stein gesetzt wird, sondern es kann sich auch in mir nicht die Idee eines Steines bilden, wenn sie in mir nicht von einer Ursache hervorgebracht wird, worin nicht wenigstens ebensoviel Realität enthalten ist, als ich davon in dem Steine begreife. *(III. Defin.* [in *Resp. ad II. obj.*:] *Per realitatem objectivam ideae . . . — IV. Defin.: Eadem dicuntur esse formaliter in idearum objectis . . .)* Denn obgleich jene Ursache nichts von ihrer actualen oder formalen Realität in meine Idee übertrug, so darf man doch deswegen nicht glauben, dieselbe müsse auch weniger real sein; denn die Natur der Idee ist von der Art, daß sie keine andere formale Realität nötig hat als die, welche sie von meinem Denken, deren *modus* sie ist, erhält. Insofern[2] nämlich die Ideen nur *modi* des Denkens sind,

[1] a. R.: und *Resp. ad I. obj.*—[2] a. R.: *I. Defin. Cogitationis nomine complector . . .—II. Defin. Ideae nomine intelligo . . .— Resp. ad II. objectiones.*

bemerke ich unter ihnen keinen Unterschied und finde, *omnes a me eodem modo procedere videri*; daß aber eine Idee diese oder jene reale Objektivität eher enthält als eine andere, dies muß von einer Ursache herrühren, in welcher wenigstens ebensoviel formale, als in ihr objektive Realität, enthalten ist. Auch werfe man nicht ein, daß, da die Realität, welche ich in meinen Ideen betrachte, nur objektiv ist, es deswegen nicht nötig wäre, daß dieselbe Realität *formaliter* in den Ursachen dieser Ideen enthalten sei, sondern es genüge, wenn sie sich in ihnen auch nur *objective* fände; denn ebenso wie *iste modus essendi objectivus* den Ideen aus ihrer eignen Natur zukommt, ebenso kommt der *modus essendi formalis* den Ursachen der Ideen zu, wenigstens den ersten und vorzüglichsten: und obgleich vielleicht eine Idee aus einer andern entstehen kann, so gibt es deswegen doch keinen *progressus in infinitum*, sondern man muß endlich zu einer ersten Idee kommen, deren Ursache *sit instar archetypi*, worin alle Realität, welche sich *objective* in der Idee findet, *formaliter* enthalten ist. Ist nun die objektive Realität einer meiner Ideen so groß, daß ich gewiß bin, sie sei weder *formaliter* noch *eminenter* in mir enthalten und ich könne also nicht die Ursache derselben sein, so folgt notwendig daraus, ich sei nicht allein in der Welt, sondern es existiere noch sonst etwas als Ursache dieser Idee; findet sich aber nicht eine solche Idee in mir, so habe ich kein Argument, was mich der Existenz einer von mir verschiednen Sache gewiß mache.

Ich habe nun Ideen, welche teils Gott, teils körperliche Dinge, teils Engel, teils Tiere, teils Menschen vorstellen. Was die Ideen von Menschen, Tieren und Engeln anbelangt, so sehe ich leicht ein, daß dieselben leicht aus den Ideen, die ich von mir selbst, von Gott und den körperlichen Dingen habe, zusammengesetzt werden können, ob es gleich weder Menschen noch Tiere noch Engel in der Welt gibt. Von dem aber, was in dem Begriff der körperlichen Dinge liegt, konnte einiges aus der Idee meiner selbst geschöpft werden, nämlich die Begriffe von Substanz, Dauer Zahl. *(Omnis res, cui inest immediate ..... Defin. V. respons. ad II. obj.)* Alles übrige aber, woraus

die Idee eines Körpers konstruiert wird, nämlich Ausdehnung, Gestalt, Lage und Bewegung, sind zwar in mir, da ich nichts bin als *res cogitans*, *formaliter* nicht enthalten; da sie aber nur gewisse *modi* einer Substanz sind, ich aber eine Substanz, so können sie *eminenter* in mir enthalten sein. (Der Sinn des Beweises mit dem *eminenter* und der Substanz ergibt sich erst eigentlich aus dem Beweis für unsern Ursprung aus Gott. *Propos. III. respons. ad II. obj.* und *Axiom. VIII.* u. *IX.*: *Quod potest efficere . . . — Majus est creare . . .*) Es bleibt also nur die Idee Gottes, und wir wollen sehen, ob in ihr etwas ist, was von mir nicht herrühren kann. Unter dem Namen Gottes verstehe ich eine unendliche, unabhängige, allererste und allmächtige Substanz, durch die ich und alles Andere, wenn es anders noch ein Andres gibt, entstanden bin. Dies Alles ist wahrhaftig von der Art, daß, je mehr ich Acht gebe, ich desto besser sehe, daß es von mir nicht herrühren kann.

Folglich muß man aus dem Vorhergehenden schließen, Gott existiere notwendigerweise; denn obgleich die Idee einer Substanz, dadurch daß ich selbst eine Substanz bin, in mir ist, so wäre es doch nicht die Idee einer unendlichen Substanz, wenn sie nicht von einer unendlichen Substanz herrührte. Auch muß man nicht glauben, ich würde mir des Unendlichen nicht durch eine wahre Idee bewußt, sondern nur durch eine Negation des Endlichen; denn ich sehe im Gegenteil, daß mehr Realität in der unendlichen Substanz ist als in der endlichen und daß also auch der Begriff des Unendlichen gewissermaßen eher in mir ist als der des Endlichen, d. h. eher der Gottes als der meiner selbst: denn aus welchem Grunde würde ich einsehen, ich zweifle, ich begehre, d. h. es fehle mir etwas und ich sei nicht ganz vollkommen, wenn nicht die Idee eines vollkommenen Wesens in mir wäre, aus dessen Vergleichung ich meine Mängel erkenne. Auch hindert es nicht, daß ich das Unendliche nicht begreife und daß es noch Unzähliges in Gott gibt, was ich weder begreifen noch mit meinem Denken nur berühren kann; denn es liegt im Wesen des Unendlichen, daß es von mir, als endlichem Wesen, nicht begriffen werden kann; es genügt mir, daß

ich mir seiner bewußt bin und daß ich urteile, alles, was ich als eine Vollkommenheit erkenne und vielleicht noch unzähliches Andere sei *eminenter* oder *formaliter* in Gott.
Aber vielleicht bin ich mehr, als ich selbst weiß, und alle Vollkommenheiten, die ich Gott beilege, sind *potentia* in mir enthalten, obgleich sie sich noch nicht *actu* äußern; denn ich fühle, daß meine Erkenntnis allmählich sich erweitert: warum sollte sie nun nicht so weiter und weiter ins Unendliche wachsen und warum könnte ich nicht endlich mit ihrer Hülfe aller Vollkommenheiten Gottes teilhaftig werden und warum sollte nicht das Vermögen zu solchen Vollkommenheiten, wenn es in mir ist, nicht zum Hervorbringen jener Idee hinreichen? Aber wahrhaftig, von dem Allen ist nichts möglich; denn wäre es auch wahr, daß meine Erkenntnis allmählich zunähme und vieles in mir *potentia* und noch nicht *actu* vorhanden sei, so hat doch nichts davon etwas mit der Idee Gottes gemein, denn in ihr ist nichts Mögliches *(potentiale)*, weil eine stufenweise Vervollkommnung das sicherste Zeichen der Unvollkommenheit ist. Auch ist noch zu bemerken, daß das objektive Wesen der Idee nicht bloß von einem *esse potentiali*, was eigentlich zu reden nichts ist, sondern nur von einem *esse actuali sive formali* hervorgebracht werden kann.
Außerdem: woher bin ich? Bin ich durch mich selbst, so würde ich mir all das gegeben haben, was ich als vollkommen erkenne (siehe den Beweis weiter unten). Bin ich aber durch etwas anderes, das nicht Gott ist und von dem ich sowohl meine Existenz als die Idee Gottes habe, so fragt es sich, woher hat dies selbst die Idee Gottes, und so fort *in infinitum*.
Wollte man aber annehmen, es hätten mehrere Ursachen zugleich zu meinem Entstehen beigetragen, und ich hätte von einer die Idee einer Vollkommenheit Gottes und von einer andern die einer andern Vollkommenheit erhalten, so daß zwar alle diese Vollkommenheiten sich im Universum befänden, aber nicht in Eins, in Gott vereinigt, so bemerke ich, daß gerade die Einheit, Einfachheit, Unzertrennlichkeit alles dessen, was in Gott ist, eine von den vorzüglichsten Vollkommenheiten ist, die ich in Gott bemerke;

denn gewiß kann ich die Idee von der Einheit aller jener Vollkommenheiten einer Ursache nicht verdanken, von der ich die Idee der übrigen Vollkommenheiten nicht habe; denn sie könnte nicht machen, daß ich sie zugleich und unzertrennbar denke, wenn sie nicht zugleich die Erkenntnis derselben bewirkte.

Auf welche Weise habe ich nun diese Idee Gottes erhalten? Denn ich habe sie weder aus den Sinnen geschöpft, noch ist sie in mir entstanden, wie die Ideen von den sinnlichen Dingen, wenn die Außendinge die Sinnorgane berühren; noch ist sie von mir erfunden, denn ich kann weder etwas weg- noch hinzutun—: sie kann also nur noch angeboren sein, so wie mir das Bewußtsein meiner selbst angeboren ist. (*Meditatio III.*)

Cartesius faßt diesen Beweis in der *II. Propos.* der *Resp. ad. II. obj.* folgendermaßen zusammen: *Realitas objectiva* ... Weniger strikt und verständlich als in der *Medit. III.* findet sich der nämliche Beweis in *§§ 17* und *18* der *Princ. I.*

Aus der Idee, die wir von der Existenz und den Vollkommenheiten Gottes haben, folgt aber noch, daß wir selbst durch Gott sind. Denn: der Wille des denkenden Dinges strebt, zwar freiwillig und frei (denn das liegt in dem Wesen des Willen), doch unfehlbar nach dem von ihm erkannten Guten, so daß, wenn er einige Vollkommenheiten kennt, deren er entbehrt, er sich dieselben sogleich geben wird, wenn sie in seiner Gewalt sind *(Axiom VII. resp. ad II. obj.)*.

Ferner: wer das Größere oder Schwierigere bewirken kann, kann auch das Geringere. Es ist außerdem schwieriger, die Substanz zu erschaffen oder zu erhalten, als die Attribute oder Eigenschaften derselben (*Axiom. VII.* u. *IX.*).

Hätte ich nun die Kraft, mich selbst zu schaffen oder zu erhalten, so hätte ich auch um so mehr die, mir alle Vollkommenheiten zu geben, welche mir fehlen[1]; denn diese

[1] a. R.: *Si a me essem, omnia mihi dedissem* etc. Darauf warf man ein (*I. obj.*): *Iam enim non audio, si dicas, si a se est, sibi facile omnia dedisset; nec enim a se est ut a causa, nec sibi praevium fuit, ut ante deligeret, quod esset postmodum.* Cartesius antwortet darauf (*Resp. ad I. obj.*): *lumen naturale non dictat ad rationem efficientis requiri, ut tempore prior sit suo effectu; nam contra, non proprie habet rationem causae, nisi quamdiu producit effectum, nec proinde illo est prior.*

sind nur Attribute der Substanz, ich bin aber Substanz und habe doch nicht die Kraft, mir diese Vollkommenheiten zu verschaffen, denn sonst würde ich sie haben (*axiom. VII.*). Also habe ich nicht die Kraft, mich zu erhalten, also werde ich von etwas anderm erhalten, was ebensoviel heißen will als geschaffen, denn jeder Augenblick ist eine neue Erschaffung. Außerdem hat das, von dem ich erhalten werde, alles, was in mir ist, *formaliter* oder *eminenter* in sich, in mir aber liegt die Erkenntnis vieler Vollkommenheiten, die mir fehlen, also ist auch die Erkenntnis derselben in dem, wodurch ich erhalten werde. Will ich nun keinen *progressus in infinitum* machen, so muß dies Gott sein. (*Prop. III. resp. ad. [II.] obj.*, ferner *Princ. [I.] § 20.*)

Es ist sonderbar, welche Umwege Cartesius macht, um unsern Ursprung aus Gott zu beweisen; er hätte es ganz im Sinne seines Systems schon kurzweg aus der in uns enthaltnen Idee von Gott demonstrieren können. *Spinoza* widerlegt ihn und führt dann in der *Demonstration* der *Propos. VII. proleg.* das aus, was Cartesius in seinen Sätzen ahnend und verworren aussprach: Entweder bin ich durch mich, oder durch etwas Anderes und dieses Andere ist entweder Gott oder ist nicht Gott. (*Qui vim habet se conservandi, vim etiam habet se creandi* . . . . [Spin. II, S. 402f.]. — *Si vim haberem me ipsum conservandi* . . . . . [Spin. II, S. 403].)

Nachdem also das Dasein Gottes bewiesen, was sind seine Eigenschaften?

Cartesius schickt voraus: Wie können wir die Vollkommenheiten Gottes des Unendlichen, da unser Verstand endlich ist, begreifen? Können wir aber auch das nicht, so haben wir doch von den Vollkommenheiten selbst klärere und deutlichere Ideen als von einem körperlichen Dinge, weil sie unsere Denkkraft mehr erfüllen, einfacher sind und durch keine Einschränkung verdunkelt werden. (*Princ. I. 19.*)

Reflektieren wir nun auf die uns angeborene Idee von Gott, so erkennen wir, daß Gott ewig, allwissend, allmächtig, die Quelle aller Güte und Wahrheit, der Schöpfer

aller Dinge ist und alles in sich vereinigt, was wir als reine Vollkommenheit uns denken können — und daß wir ihm folglich die körperliche Natur, weil sie mit der Ausdehnung Teilbarkeit in sich schließt, und die Empfindung, die zwar in Beziehung auf uns eine Vollkommenheit, aber, als ein Leiden und Abhängigkeit, für Gott eine Unvollkommenheit wäre, absprechen, dagegen das Denken und Wollen beilegen, doch nicht, wie bei uns, als getrennte Tätigkeiten, sondern so, daß er durch einen einzigen, einfachen, immer identischen Akt alles zugleich erkennet, will und wirket.—*Omnia, inquam, hoc est, res omnes: neque enim vult malitiam peccati, quia non est res.* (*Princ. I. 22, 23.*)

Weiter läßt sich über Gott nichts bestimmen, denn da wir endlich sind, so wäre es töricht, über das Unendliche etwas bestimmen zu wollen, wodurch es endlich und begriffen würde.

Ebenso überflüssig wäre es, wollte man bei der Untersuchung der Dinge von den Zwecken ausgehen, die Gott sich bei ihrer Erschaffung vorgesetzt; denn vermessen wäre es, in seine Ratschläge eindringen zu wollen. Da aber Gott die wirkende Ursache aller Dinge ist, so werden wir sehen, was wir aus seinen Eigenschaften, von denen er einige Kenntnis uns erlaubt hat, in Ansehung der Wirkungen, die in die Sinne fallen, nach dem natürlichen Lichte schließen können. Derjenige philosophische Weg ist der beste, welcher aus der Erkenntnis Gottes die Erklärung der von ihm erschaffnen Dinge abzuleiten und so die vollkommenste Wissenschaft, d. i. die Erkenntnis der Wirkungen durch die Ursachen, zu erwerben sucht. (*Princ. I. 24, 25, 26, 28.*)

Die erste Eigenschaft Gottes, welche nun in Betracht kommt, ist die: daß er höchst wahrhaft und der Geber alles Lichtes ist. (*Princ. I. 29.*) Daraus folgt, daß das Licht der Natur oder das von Gott uns gegebne Erkenntnisvermögen nie einen Gegenstand ergreifen kann, der nicht wahr sei, insofern er nämlich wirklich von ihm ergriffen, d. h. klar und deutlich erkannt wird. Denn mit Recht müßte Gott ein Betrüger genannt werden, hätte er

uns ein verkehrtes Erkenntnisvermögen gegeben, welches das Falsche für das Wahre nähme. Damit fällt auch der höchste Zweifel weg, welcher daher rührte, daß wir nicht wußten, ob vielleicht unsere Natur von der Art sei, daß wir auch in dem Evidentesten betrogen würden. Ebenso lassen sich auf diesem Grund alle übrigen früher angeführten Zweifelsgründe heben. Jetzt können uns die mathematischen Wahrheiten nicht länger verdächtig sein, weil sie die deutlichsten sind. Achten wir nur auf das, was unsern Sinnen, was uns im Wachen wie im Traum klar und deutlich ist, und trennen wir es von allem Verwirrten und Dunkeln, so finden wir leicht, was in jedem Ding für wahr zu halten sei. (*Princ. I. 30.*)

De methodo drückt Cartesius dies noch schärfer aus, wo er den an dem Dasein Gottes Zweifelnden einwirft, daß alles das, woran sie bisher nie gezweifelt, wie Himmel und Erde etc., noch viel problematischer sei als das Dasein Gottes, und sie fragt, woher sie denn wüßten, daß die Bilder des Traumes eher falsch seien als die des Wachens, da sie ja oft nicht minder deutlich und lebhaft erschienen?

Er sagt dann, es sei unmöglich, einen andern, diesen Zweifel hebenden Grund zu finden, als das Dasein Gottes. Denn daß alles, was wir klar und deutlich erkennen, wahr sei, wird nur dadurch gewiß, daß Gott existiert und höchst vollkommen ist, so daß alles, was in uns ist, von ihm notwendigerweise herrührt, woraus folgt, daß unsere Ideen in allem dem, was ihnen klar und deutlich ist, gewisse Wesen sind und von Gott herrühren und somit wahr sein müssen.

Ferner *Medit. V.*: *Sed praeterea etiam animadverto ceterarum rerum certitudinem a Deo ita pendere, ut absque eo nihil umquam perfecte sciri possit.* Denn ob ich gleich von der Art bin, daß ich, sobald ich etwas klar und deutlich kenne, auch an die Wahrheit desselben glauben muß, so könnte ich doch, wenn ich nichts von Gott wüßte, auf Gründe stoßen, welche mir diese Überzeugung leicht nehmen könnten, so daß ich nie eine wahre und bestimmte Erkenntnis, sondern nur unbestimmte und veränderliche Meinungen hätte.

Wenn ich z. B. über die Natur eines Dreiecks nachdenke, so ist es mir evident, daß seine drei Winkel = 2 R, und ich muß glauben, daß es wahr sei, solange ich nur meine Aufmerksamkeit auf die Demonstration dieses Satzes richte; sobald ich mich aber wegwende, so kann es mir leicht geschehen, daß ich an seiner Wahrheit, obgleich ich mir erinnere ihn klar erkannt zu haben, [zweifle,] sobald ich von Gott nichts weiß: denn ich kann mir einbilden, ich sei meiner Natur nach so beschaffen, daß ich mich auch in dem, was ich aufs deutlichste zu begreifen glaube, noch täusche. *Postquam vero percepi Deum esse ... ut de Geometricis et similibus* [*Medit. V.*, vorletzter Absatz].

Dies enthält auch die Antwort auf den Einwurf, daß ein Atheist so gut als ein Theist von einem mathematischen Satz überzeugt sein könne; daß also der Glaube an das Dasein Gottes nicht nötig sei, um uns von der Wahrheit einer Sache zu überzeugen; denn der Atheist kann ja nicht wissen, ob er nicht von Natur zum Irren bestimmt ist, während der Theist aus der Vollkommenheit Gottes das Gegenteil beweisen kann. *(Resp. ad II. obj., 3.)*

Also Gottes Vollkommenheit beweist, daß unser Erkenntnisvermögen nicht verwirrt, nur zum Erfassen des Unwahren bestimmt, also die subjektive Möglichkeit der Erkenntnis, ferner daß alles wahr ist, was wir klar und deutlich, d. h. vernunftgemäß erkennen, also die Objektivität des Gedachten.[1] Gott ist es, der den Abgrund zwischen Denken und Erkennen, zwischen Subjekt und Objekt ausfüllt, er ist die Brücke zwischen dem *cogito, ergo sum*, zwischen dem einsamen, irren, nur einem, dem Selbstbewußtsein, gewissen Denken und der Außenwelt. Der Versuch ist etwas naiv ausgefallen, aber man sieht doch, wie instinktartig [?] scharf schon Cartesius das Grab der Philosophie abmaß; sonderbar ist es freilich, wie er den lieben Gott als Leiter gebrauchte, um herauszukrie-

[1] a. R.: *Et primo, quoniam scio omnia, quae clare et distincte intelligo, talia a Deo fieri posse, qualia illa intelligo, satis est, quod possum unam rem absque altera clare et distincte intelligere, ut certus sim unam ab altera esse diversam.* (*Medit. VI.*)

chen. Doch schon seine Zeitgenossen ließen ihn nicht über den Rand, man fragte: Kann man von keiner Sache gewiß sein, noch irgendetwas klar und deutlich erkennen, ehe das Dasein Gottes mit Gewißheit erkannt worden ist, wie steht es dann mit den dem Beweis vom Dasein Gottes vorgehenden Sätzen, wie mit dem *cogito, ergo sum*, wie mit dem Beweis selbst?

Sehr unbefriedigend antwortet Cartesius, *Resp. ad II. obj.* [3.]: *ubi dixi, nihil nos certo posse scire, nisi prius Dei existentiam cognoscamus, expressis verbis testatus sum* (*Medit. V.*[1]: *Etsi enim ejus sim naturae . . . sed vagas tantum et mutabiles opiniones haberem* [a. a. O., drittletzter Abs.]) *me non loqui nisi de scientia earum conclusionum, quarum memoria potest recurrere, cum non amplius attendimus ad rationes, ex quibus ipsas deduximus* (nur allein die apodiktische Gewißheit der Schlußsätze, welche wiederkehren können, ohne daß man auf ihre Gründe noch die gehörige Aufmerksamkeit wendet, werde durch die gewisse Erkenntnis von Gottes Dasein bedingt. — Ein Zusatz, der übrigens sonst nirgends mehr vorkommt[2]). *Cum autem animadvertimus nos esse res cogitantes . . . . . ut generales propositiones ex particularium cognitione efformet.* [Resp. ad II. obj. 3., Forts.]

Übrigens scheint Cartesius den Widerspruch, worin er sich hier verwickelt, wohl geahnt [zu] haben. Er scheint so halb einen andern Weg zur mathematischen Begründung seines Systems einschlagen zu wollen. *Cogito, ergo sum* ist der erste unumstößliche Satz; jeder Satz, den wir nun ebenso begreifen wie diesen, der uns ebenso unumstößlich ist, der den gleichen Grad von Gewißheit hat, muß ebenso unbedingt angenommen werden. Dies ist der schärfere Ausdruck und eine striktere Zusammendrängung von dem, was wir an manchen Stellen finden und was uns ohne die erwähnte Annahme unerklärlich sein würde. So z. B. *Medit. III.*: *E quidem non aliam ob*

---

[1] a. R.: Geht vorher: *Sed praeterea etiam animadverto* . . [vgl. S. 267, Z. 10 v. u.].—[2] a. R: ausgenommen *Resp. ad II. obj. 4.* und nur angedeutet in der *Resp. ad IV. obj.*

causam de iis dubitandum esse postea judicavi . . . repugnantiam agnosco manifestam.

Man sieht deutlich, wie hier Cartesius die Möglichkeit einer Erkenntnis, nicht nur hinsichtlich des *cogito, ergo sum*, trotz der Annahme einer täuschenden *prima causa*, behauptet.

Charakteristisch ist es noch, daß er in der Abhandlung *De methodo* die Untersuchung über das, was wir als wahr annehmen müßten, dem Beweis von dem Dasein und der Wahrhaftigkeit Gottes und somit der Möglichkeit einer Erkenntnis vorausschickt und sie gleich auf das *cogito, ergo sum* folgen läßt.

Warum Cartesius nicht auf diesem Wege geblieben, läßt sich wohl aus der Natur des *cogito, ergo sum* erklären; denn bei näherer Untersuchung desselben sah er wohl ein, daß es nur der Ausdruck für das mit jeder Tätigkeit notwendig verbundene Selbstbewußtsein sei, daß als solchem ihm ein höherer Grad der Gewißheit als allen übrigen Erkenntnissen zukommen müsse und daß es demnach verlorne Mühe sein würde, einen zweiten Satz von gleicher Gewißheit zu suchen. Denn obgleich alle auf die drei Denkgesetze gegründeten Sätze uns ebenso wahr scheinen, so steht uns, nach Cartesius, doch niemand dafür, daß unsere Denkkraft selbst nicht so eingerichtet sei, daß wir irren müßten. Ein Umstand, der nur an der Gewißheit des *cogito, ergo sum* nichts schmälern kann. (*Hotho* und *Hegel* mögen doch recht haben.) Es blieb ihm also, um sich aus dem Abgrund seines Zweifels zu retten, nur ein Strick, an den er sein ganzes System hängte und hakte [:]: Gott. Denn es wäre ihm eigentlich, wie schon gesagt, bei der Art seines Zweifels ganz unmöglich, denselben zu beweisen.

Kehren wir nun wieder zur weiteren Entwicklung der gefundenen Sätze zurück. Das vollkommenste Wesen ist also bewiesen, ebenso unser Ursprung aus demselben, ferner die Möglichkeit einer Erkenntnis aus der Wahrhaftigkeit Gottes. Denn, wenn Gott kein Lügner und Betrüger sein soll, so muß unsere Vernunft nicht zum Irren, sondern zum Erkennen des Wahren eingerichtet sein, und

alles ist wahr, was wir nach den Gesetzen der Vernunft denken, d. h. klar und deutlich vorstellen (erkennen).[1]

Was ist nun aber das Kriterium einer klaren und deutlichen Vorstellung?

Im 45. § [von] *Princ. I.* sagt er sehr unbestimmt: *Claram voco illam [perceptionem] . . . . . in se contineat.*

Bestimmter drückt er sich in der schon erwähnten Stelle in der Abhandlung *De methodo* aus, wo er eine der des *cogito, ergo sum* gleiche Gewißheit zum Kriterium der Wahrheit zu machen scheint. — *Post haec inquisivi . . . . . omne id, quod valde dilucide et distincte concipiebam, verum esse* [a. a. O., 3. Abs. von IV.].

Für die Wahrheit unsrer Begriffe von körperlichen Dingen führt übrigens noch Cartesius eigene Beweisgründe an, die wir weiter unten geben werden. Denn mit dem Satz: alles ist wahr, was ich nach den Gesetzen der Vernunft denke —, lassen sich die Körper nur, insofern sie Gegenstände der reinen Anschauung der Mathematik, beweisen. — *Reliquum est . . . (Medit. VI.* [erster Satz]).

Jetzt stellt sich Cartesius noch eine Schwierigkeit entgegen. Denn: *Nec ullum de hac re dubium supperesset, nisi inde sequi videretur, me igitur errare numquam posse; nam si, quodcumque in me est, a Deo habeo nec ullam ille mihi dederit errandi facultatem, non videor posse umquam errare. (Medit. IV. De vero et falso.)*

Solange ich nun nur an Gott denke und mich ganz zu ihm wende, so finde ich keine Ursache des Irrtums; kehre ich aber zu mir zurück, so finde ich mich in unzählige Irrtümer verwickelt, und suche ich nach ihrer Ursache, so finde ich in mir nicht nur die reale und positive Idee von einem höchst vollkommnen Wesen, sondern auch sozusagen eine negative Idee des Nichts oder dessen, was von aller Vollkommenheit am weitesten entfernt ist, und sehe zugleich, daß ich als ein Mittelding zwischen Gott und

---

[1] a. R.: Demgemäß warf man in der *Obj. I.* ein, daß man nach diesem Grundsatz Gott nicht erkennen könne, weil eine klare und deutliche Erkenntnis des Unendlichen unmöglich sei.—Cartesius (*Resp. ad I. obj.*): *Itaque imprimis hic dicam, infinitum, qua infinitum est, nullo quidem modo comprehendi, sed nihilominus tamen intelligi . . .*

Nichts so beschaffen bin, daß, insofern ich von Gott bin, nichts in mir ist, wodurch ich zu einem Irrtum verleitet würde, daß aber, insofern ich *quodammodo de nihilo, sive de non ente participio*, d. h. insofern ich nicht selbst das höchste Wesen bin, mir sehr vieles fehlt, so daß ich mich über meine Irrtümer nicht zu wundern brauche. So sehe ich also deutlich ein, daß der Irrtum, insofern er Irrtum ist, nicht etwas Reales, von Gott Abhängendes, sondern nur ein Mangel sei, und daß ich also nicht von Gott eine besonders zum Irren bestimmte Anlage *(falcultatem)* erhalten haben müsse, sondern daß mein Irrtum nur daher rühre, daß die mir von Gott zum Erkennen der Wahrheit verliehene Gabe nicht unendlich sei. Doch genügt dies noch nicht vollkommen, denn der Irrtum ist nicht eine bloße Verneinung, sondern die Beraubung, der Mangel einer Erkenntnis *(non est pura negatio, sed privatio sive carentia cujusdam cognitionis)*, die sich in mir finden sollte; und betrachte ich das Wesen Gottes näher, so scheint es mir unmöglich, daß er mir eine Gabe verliehen habe, die nicht in ihrer Art vollkommen oder einer ihr zukommenden Vollkommenheit beraubt sei. Denn je vollkommner der Künstler, desto vollkommner die Werke, welche er schafft; was sollte da aus dem höchsten Schöpfer aller Dinge hervorgehen können, was nicht in jeder Hinsicht vollkommen sei? Da ohne Zweifel Gott mich hätte so erschaffen können, daß ich nie irre, und da er ohne Zweifel stets das Beste will, so wäre es ja besser, ich irrte mich, als ich irrte mich nicht. Cartesius versucht nun verschiedne Wege, um diese Widersprüche zu heben. Namentlich stützt er sich auf den Satz, daß nur in dem Willen der Grund der Irrtümer enthalten wäre, und zwar nicht [in dem] Wille[n] selbst oder der von Gott uns verliehnen Fähigkeit des Wollens, sondern in der Art, wie wir von derselben Gebrauch machen *(in ipsa operatione quatenus a me procedit)*. Doch muß er sich zuletzt auf die Unbegreiflichkeit der göttlichen Absichten berufen und zugeben, daß es freilich Gott leicht möglich gewesen wäre, alle Möglichkeit des Irrtums aus uns zu entfernen. Er setzt aber in seiner Hartnäckigkeit hinzu,

man könne nicht leugnen, daß das Universum gewissermaßen *(quodammodo)* vollkommen sei, wenn manche Teile dem Irrtum unterworfen wären und manche nicht, als wenn alle vollkommen ähnlich wären. Dann sagt er noch, wir seien Gott für das Gute, das er uns nach seiner absoluten und freien Gewalt gegeben hat, den größten Dank schuldig, könnten uns aber nicht beschweren, daß er uns nicht alles geschenkt hat, was er uns nach unserer Vorstellung hätte schenken können. (*Nec quodammodo inter nos homines . . . . . est quam maxime absoluta et libera. Princ. I. 38.*)

Der Irrtum ist übrigens nichts, zu dessen Hervorbringung eine reale Handlung Gottes nötig gewesen wäre: sondern auf ihn bezogen ist er nur eine Negation, auf uns eine Beraubung. (*Nec errores sunt res, ad quarum productionem realis Dei concursus requiratur . . . Princ. I. 31.*)

Spinoza erläutert dies folgendermaßen: [Spinoza II, S. 408f.] *Propos. XV.: Error non est quid positivum.—Demonstr.: Si error quid positivum esset . . . . . Scholium: Cum error non sit quid positivum in homine, nihil aliud poterit esse, quam privatio recti usus libertatis . . .*

Der Irrtum liegt also nur im unrechten Gebrauch eines unserer geistigen Organe. In welchem nun?

Alle *modi* des Denkens lassen sich unter zwei Abteilungen, die Vernunft und den Willen, bringen. Erstere umfaßt das Gefühl, das Einbildungs- und das Erkenntnisvermögen *(sentire, imaginari et pure intelligere)*, letzterer das Begehren, Verabscheuen, Bejahen, Verneinen und Zweifeln *(cupere, aversari, affirmare, negare)*.

Solange nun der Geist die Dinge klar und deutlich erkennt und ihnen beistimmt, sie bejaht *(assentitur)*, kann er nicht getäuscht werden, und auch so lange nicht, als er die Dinge sich nur vorstellt, ohne etwas von ihnen auszusagen, sie zu bejahen *(iis assentiri)*.[1] Denn wenn ich mir auch ein geflügeltes Pferd vorstelle, so ist es doch gewiß, daß diese Vorstellung nichts Falsches enthält, so-

[1] a. R.: *per solum intellectum percipio tantum ideas, de quibus judicium ferre possum, nec ullus error proprie dictus in eo praecise reperitur* (*Medit. IV.*).

lange ich nicht behaupte (bejahe), es gäbe ein geflügeltes Pferd, oder es bezweifle. Und da nun das Bejahen oder Verneinen nichts anders als eine Bestimmung des Willens ist, so folgt daraus, daß der Irrtum nur von dem Gebrauch des Willens abhängt.

Nun haben wir aber nicht nur das Vermögen, demjenigen unseren Beifall zu geben, was wir klar und deutlich erkennen, sondern auch dem, was wir uns auf irgendeine andre Art vorstellen. Denn unser Wille ist unbegrenzt. Man sieht dies leicht ein, wenn man nur bedenkt, daß, wenn Gott uns ein unendliches Erkenntnisvermögen hätte geben wollen, er deswegen nicht nötig gehabt hätte, uns zugleich eine weitere *assentiendi facultatem* zu geben, da dieselbe von der Art ist, daß sie für die unendlichsten Dinge genügte. Und wir überzeugen uns selbst davon, indem wir vielem unsern Beifall geben, was wir nicht aus sichren und gewissen Prinzipien erkannt haben. *(Nec vero etiam queri possum . . . . . ut nulla vi externa nos ad id determinari sentiamus. Medit. IV.)*

Daraus geht ferner hervor, daß, wenn das Erkenntnisvermögen sich ebenso weit erstreckte als der Wille, oder der Wille sich nicht weiter als das Erkenntnisvermögen, oder wenn wir endlich den Willen in den Grenzen der Erkenntnis halten könnten, wir niemals irren würden. *(Ex his autem percipio . . . atque ita fallor et pecco. Medit. IV.)*

Die beiden ersteren nun liegen außer unserer Macht. Es bleibt uns also nur das dritte übrig: nämlich ob wir unseren Willen in den Schranken der Erkenntnis zu halten vermögen. Da aber der Wille seiner Freiheit gemäß sich selbst bestimmt, so folgt daraus, daß wir den Willen in den Schranken der Erkenntnis zu halten und dadurch den Irrtum zu vermeiden vermögen, so daß es offenbar nur von dem Gebrauch unseres Willens abhängt, daß wir uns nie irren. Daß aber unser Wille frei sei, wird im 39. § *Princ. I.* bewiesen. (Daß wir einen freien Willen haben und mit Willkür vielem beistimmen oder nicht beistimmen können, ist so evident, daß wir es unter die ersten angebornen Grundsätze zählen müssen. Dieses machte sich kurz vorher einleuchtend, da wir in dem Bestreben, alles

zu bezweifeln, so weit gingen, daß wir uns einbildeten, ein allmächtiger Urheber unsres Ursprungs suche uns auf alle mögliche Weise zu betrügen, und wir gleichwohl die Freiheit in uns wahrnahmen, unseren Beifall allem demjenigen zu versagen, was nicht durchaus gewiß und ausgemacht war. I. 39.—Cartesius setzt dann noch hinzu, es sei uns freilich unbegreiflich, wie die aus Gottes Allmacht sich notwendig ergebende Vorbestimmung mit der Freiheit unsres Willens sich vereinigen ließe. Da jedoch beides ganz evident sei, so müßten wir uns mit dem Gedanken bescheiden, daß wir als endliche Wesen das Unendliche nicht begreifen könnten.)

Und obgleich wir, wenn wir eine Sache klar und deutlich erkennen, wir gezwungen sind, sie zu bejahen, so rührt dieser notwendige Beifall nicht von der Schwäche, sondern von der Vollkommenheit und Freiheit unseres Willens her. Denn *assentiri* ist notwendig eine Vollkommenheit, wie sich von selbst ergibt, und der Willen ist nie vollkommner und freier, als wenn er sich *prorsus determinat*. Wenn es nun geschieht, daß der Geist etwas klar und deutlich erkennt, so wird er sich sogleich notwendigerweise diese Vollkommenheit geben. Weit gefehlt also, daß wir dadurch, daß wir nichts weniger als gleichgültig gegen das Erfassen der Wahrheit sind, weniger frei wären: man muß im Gegenteil annehmen, je gleichgültiger, je unfreier. *(Medit. IV. Neque enim opus est me in utramque partem ferri posse, ut sim liber . . . . . numquam tamen indifferens esse possem.)*

Der Irrtum liegt also in dem unrechten Gebrauch unsres Willens. Übrigens darf man nicht einwerfen, daß wir dann nie irren würden, weil gewiß niemand den Willen hat zu irren. Denn [es] ist ein großer Unterschied zwischen einem absichtlichen Irrtum und dem Beifall, den man einer Sache gibt, worin sich zufällig ein Irrtum findet. Und ob es gleich niemand gibt, der absichtlich irren will, so gibt es auch niemand, der nicht oft dem seinen Beifall schenkt, worin sich ohne sein Wissen ein Irrtum findet. Denn selbst das Streben nach Wahrheit macht oft, daß die, welche nicht gehörig ihre Vernunft zu brauchen wissen,

über Dinge urteilen, die sie nicht erkannt haben, und somit irren. (*§ 42 Princ. I.*)

Wir können übrigens Gott nicht vorwerfen, daß er unsern Willen unbeschränkter gemacht habe als unser Erkenntnisvermögen; denn da der Wille *in una tantum re et tamquam in indivisibili consistit*, so scheint es, daß man von seiner Natur nichts wegnehmen könne. Und wahrhaftig, je unbegrenzter er ist, desto größeren Dank sind wir dem Schöpfer schuldig (*Medit. IV.*). Außerdem ist es immerhin besser, selbst unklare Begriffe zu bejahen und somit von seiner Freiheit Gebrauch zu machen, als immer gleichgültig zu bleiben.

Quare rebus confusis assentiri . . . . . quatenus a Deo dependet, sitam esse.[1] (*Spinoza ad* [*Princ.*] *I., propos. XV.* [Spinoza II, S. 411].—Ich habe besonders den von *Spinoza* in dieser Proposition bezeichneten Weg verfolgt, weil das, was Cartesius in den Prinzipien über diesen Gegenstand sagt, fast nicht zusammenhängt, und seine Auseinandersetzung in der *IV. Meditation* zu weitläuftig und in sich selbst nicht ganz klar ist.)

Nicht in dem Erkenntnisvermögen, weil dasselbe ja, da es weder verneint noch bejaht, gar nicht irren kann, nicht in dem Willen, weil seine Unendlichkeit zu seiner Vollkommenheit gehört, also nur [in] der Art, wie wir von ihm im Verhältnis zu unsern Erkenntnissen Gebrauch machen.[2] So viel ist aber gewiß, daß wir nie Falsches für Wahres annehmen werden, wenn wir nur demjenigen beistimmen, was wir klar und deutlich vorgestellt haben. Es ist gewiß, weil Gott kein Betrüger ist, und daher das Vorstellungsvermögen, das er uns gegeben hat, so wenig als das Vermögen des Fürwahrhaltens, solange es sich nur über das, was wir uns klar vorstellen, erstreckt [, auf das Falsche gerichtet ist]. Und wenn auch dieses nicht durch Gründe bewiesen wäre, so ist es doch allen Gemütern von Natur so eingeprägt, daß wir jederzeit, wenn wir uns etwas klar

---

[1] a. R.: *privatio autem, in qua sola ratio formalis falsitatis et culpae consistit . . . sed tantummodo negatio dici debet.* (*Medit. IV.*) — [2] zu ergänzen ist wohl: liegt die Möglichkeit des Irrtums. Allerdings steht in der Handschrift: von der Art.

vorstellen, demselben Beifall geben werden und nie an der Wahrheit desselben zweifeln können. (I. § 43.)

Hiermit wären wir denn jetzt zur Höhe des Cartesianismus gelangt. Die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit einer Erkenntnis ist bewiesen, und daraus der Grundsatz des Dogmatismus: was im Begriff einer Sache liegt, ist wahr. Die Quelle des Irrtums ist entdeckt, das Kriterium der Wahrheit ist bewiesen. Wie geht nun Cartesius weiter?

Alles, was unser Bewußtsein begreift, stellen wir uns entweder als Substanzen oder ihre Bestimmungen (*affectiones*) oder als ewige Wahrheiten [vor], welche keine Existenz außer unseren Gedanken haben.

Von den ewigen Wahrheiten gibt er folgende Erklärung (§ 49): Wenn wir erkennen, daß aus Nichts Nichts werde, so wird das Urteil *aus Nichts wird Nichts* nicht als eine existierende Sache oder als eine Bestimmung derselben, sondern als eine ewige Wahrheit vorgestellt, welche ihren Sitz in dem Verstande hat, und ein Gemeinbegriff oder ein *axioma* genannt. Hierher gehören die Sätze: Es ist unmöglich, daß dasselbe zugleich sei und nicht sei; wer denkt, existiert notwendig, indem er denkt—und unzählige andre, welche nicht leicht aufgezählt werden können.

In den *Resp. ad II. objection.* werden zehn dergleichen Axiomen angeführt, wovon mehrere in dem Beweis des Dasein Gottes aus der Idee von Gott angeführt sind. Charakteristisch für die Erklärung des *Cogito, ergo sum* ist diese Klassifikation. *(Hotho, Hegel.)*

Die Untersuchungen über die Substanzen sind etwas verwirrt. Ich gebe sie in folgender Ordnung:

Resp. ad II. obj., Defin. V.: Omnis res . . . . . attributum.—

Im 51. § *Princ. I.* schränkt er dagegen den Begriff von Substanz mehr ein, indem er sagt: *Per substantiam nihil aliud intelligere possumus quam rem, quae ita existit, ut nulla alia re indigeat.* Damit wird denn der Begriff nur auf Gott bezogen. Doch gebraucht er das Wort *Substanz* immer in der zuerst angeführten Bedeutung.

An der Substanz unterscheidet man nun die *attributa*, Eigenschaften, und die Bestimmungen, *modi*.

Der *Substanz* kommt im allgemeinen nur Sein zu, sie ist

das, woran etwas ist. Sie kann also an sich, als existierend, nicht wahrgenommen werden, sondern nur durch ihre Attribute und Modi. Denn daraus, daß wir irgendeine Eigenschaft wahrnehmen, schließen wir, daß ein seiendes Ding *(rem existentem)* oder eine Substanz, woran oder worin jene Eigenschaft sei, notwendig vorhanden sein müsse. Die Substanz ist also der einfache Begriff des Seins.

Attribut ist dasjenige, was an und in der Substanz[1] ist[2], was also nicht weggenommen werden kann, ohne daß der klare und deutliche Begriff der Substanz zerstört wird. (§ 62.) Das Attribut ist also unveränderlich, daher ist an den geschaffnen Dingen alles Attribut, was an ihnen sich immer auf die nämliche Weise verhält. Da in Gott keine Veränderung möglich ist, so können ihm nur Attribute beigelegt werden. (§ 61.)

Modus ist dasjenige, wodurch eine Substanz affiziert oder verändert wird.

Die Substanz kann nun zwar aus jedem Attribut erkannt werden: allein jede Substanz hat doch nur eine Eigenschaft, welche ihre Natur und ihr Wesen ausmacht und auf welche sich alle übrige Eigenschaften beziehen. So macht die Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke das Wesen des Körpers, das Denken das Wesen der denkenden Substanz aus. Alles übrige, was dem Körper zukommt, setzt die Ausdehnung voraus, und ist nur ein Modus des ausgedehnten Dinges, so wie alles, was wir in der denkenden Seele finden, verschiedne Weisen des Denkens sind. (§ 53.)

(Hat jede Substanz nur ein Attribut, worauf sich alle übrige Eigenschaften beziehen, was sollte dann der Satz, das die Substanz aus jedem Attribut erkannt werde? Überhaupt ist es nicht leicht, hier etwas ganz Deutliches herauszubekommen, denn Cartesius spricht zu wenig im Zusammenhang, zu schwankend und unbestimmt. So sagt er

---

[1] a. R.: Substanz wird hier und im Folgenden nicht in der reinen Bedeutung, sondern überhaupt als Ding genommen.—[2] a. R.: was also nicht für sich gedacht werden kann, ohne daß man es selbst zur Substanz mache.

sogar § 56: *Et etiam in rebus creatis ea, quae numquam in iis diverso modo se habent, ut existentia et duratio, in re existente et durante, non modi, sed attributa dici debent.*)

Den drei Stufen nun, Substanz, Attribut und Modus, entspricht eine dreifache Unterscheidung, eine reale, modale und rationale *(distinctio realis, modalis, rationis)*.

Die erste findet zwischen zweien und mehreren Substanzen statt. Daraus, daß wir zwei Substanzen klar und deutlich denken können, erkennen wir, daß sie auf reelle Weise verschieden sind. Denn indem wir Gott erkennen, wissen wir, daß Gott dasjenige bewirkt, was wir deutlich erkennen. (§ 60.)

Die modale Unterscheidung ist von doppelter Art, indem der *modus* bald von der Substanz, der er angehört, bald zwei *modi* einer und derselben Substanz voneinander unterschieden werden. Die erste wird daraus erkannt, daß die Substanz ohne Modus deutlich gedacht werden kann, aber nicht der Modus ohne Substanz. Die zweite daraus, daß der eine Modus ohne den andern, und umgekehrt, aber beide nicht ohne die Substanz, der sie angehören, gedacht werden können; z. B. wenn ein viereckiger Stein sich bewegt, so kann ich zwar seine viereckige Gestalt ohne die Bewegung denken und umgekehrt seine Bewegung ohne die viereckige Gestalt, aber weder Bewegung noch Gestalt kann ich ohne die ausgedehnte Substanz des Steines selbst denken.

Die Unterscheidung aber zwischen dem Modus einer Substanz und einer andern Substanz, oder dem Modus einer andern Substanz, ist eher real als modal; weil diese *modi* nicht ohne die real verschiednen Substanzen, in denen sie sind, gedacht werden können. (§ 62.)

Die rationale Unterscheidung findet statt zwischen einer Substanz und einem Attribut derselben, ohne welches sie selbst nicht gedacht werden kann; oder zwischen mehreren solchen Attributen einer und derselben Substanz. Sie wird daraus erkannt, daß eine deutliche Vorstellung der Substanz unmöglich ist, wenn man von ihr jenes Attribut ausschließt, oder daraus, daß man eines von jenen Attributen nicht deutlich denken kann, wenn man es von

dem andern trennt. So kann die Substanz und die Dauer *(duratio)* nur auf eine rationale Weise unterschieden werden; denn wenn die Substanz aufhört fortzudauern, so hört sie auch auf zu sein. (§ 62.)

Es gibt nun nur zwei höchste Geschlechter der Dinge oder Substanzen, nämlich geistige oder denkende und materielle, oder solche Dinge, welche zu der denkenden, wie das Denken, Wollen, oder der ausgedehnten Substanz, wie die Ausdehnung in die Länge, Breite und Höhe, Gestalt, Bewegung, Lage, Teilbarkeit etc., gehören. Doch erfahren wir in uns noch manches, was sich weder auf den Körper noch die denkende Substanz allein bezieht und aus der innigen Vereinigung von beiden entspringt, als Appetit, Hunger, Durst, Gemütsbewegungen, die nicht bloß im Denken bestehen, als die Bewegung zur Freude, Traurigkeit, Liebe, endlich alle Empfindungen, als des Schmerzes, Kitzels, des Lichts, der Farben, Töne, Gerüche etc. (§ 48.)

Die denkende Substanz ist aus dem Denken selbst, die ausgedehnte aus der mathematischen Erkenntnis, als in der reinen Anschauung des Raumes und der Zeit bedingt, bereits bewiesen. Der Empfindungen werden wir uns unmittelbar bewußt.

Attribute und Eigenschaften sind nur teils in den Dingen selbst, denen sie beigelegt werden, teils in dem Denken. Will man also die Dinge erkennen, so muß man wohl zwischen beiden unterscheiden.

Dauer, Ordnung und Zahl sind von den dauernden, geordneten und gezählten Dingen nicht verschieden, sie sind nur die *modi*, unter welchen wir uns dieselben vorstellen. ([§ 55] *Et similiter nec ordinem nec numerum esse . . . consideramus. — Duratio, ordo et numerus a nobis etiam distinctissime intelligentur, si nullum iis substantiae conceptum affingamus, sed putemus durationem rei cujusque, esse tantum modum, sub quo concipimus rem istam, quatenus esse perseverat:* das soll doch wohl heißen, wir müssen Dauer, Ordnung und Zahl als einen objektiven Modus in den Dingen selbst betrachten und ihnen keine substanzielle Bedeutung beilegen.)

Die Zeit hingegen, insofern sie von der Dauer im allgemeinen unterschieden und als die Zahl der Bewegung betrachtet wird *(numerus motus)*, ist nur eine Denkweise. Denn wir denken uns keine andere Dauer in der Bewegung als in den nichtbewegten Dingen, wie sich daraus ergibt, daß, wenn sich zwei Körper in einer Stunde mit verschiedener Schnelligkeit [bewegen], wir doch nicht mehr Zeit für den [einen] als für den andern rechnen, obgleich bei dem einen viel mehr Bewegung ist als bei dem andern.

Um aber die Dauer aller Dinge zu messen, vergleichen wir sie mit der Dauer der größten und gleichförmigsten Bewegungen, von welchen Jahre und Tage entspringen, und nennen diese Dauer die Zeit, welche folglich der Dauer im allgemeinen nichts weiter hinzu tut als unsere Denkweise. (§ 57.)

Ebenso verhält es sich auch mit der Zahl *in abstracto* und allen Universalien. Denn die Universalien entstehen dadurch, daß man eine und dieselbe Idee gebraucht, um alle Individuen, welche einander ähnlich sind, zu denken. Daher die Gattungs- und Artbegriffe, ferner die Differenz oder das Merkmal, welche die Gattung oder Art von einer andern unterscheidet, ferner die Eigentümlichkeit *(proprium)*, welche aus dem Wesen einer Gattung sich ergibt, und endlich der zufällige Unterschied *(accidens universale)* zwischen den Individuen einer Art oder Gattung. (*Ac denique, si supponamus aliquos ejusmodi triangulos moveri . . . accidens universale* [§ 59, vorletzter Satz].)

Also fünf Universalien: *genus*, *species*, *differentia*, *proprium*, *accidens*.

Was nun die Denkweisen anbelangt, welche aus der Vereinigung der denkenden und ausgedehnten Substanz entspringen, wie Empfindungen der Sinne, das Gefühl der Lust und Unlust etc., so haben wir von ihnen auch eine klare und deutliche Vorstellung. *si accurate caveamus, ne quid amplius de iis judicemus, quam id praecise, quod in perceptione nostra continetur et cujus intime conscii sumus.* [§ 66.] Schmerz z. B. und Farben werden zwar deutlich wahrgenommen, solange wir sie nur als Denkweisen be-

trachten; sobald wir aber annehmen, sie existierten außerhalb unseres Geistes, so können wir auf keine Weise begreifen, was für Dinge sie eigentlich sind; wenn einer sagt, er sehe an einem Körper eine Farbe, oder fühle einen Schmerz in einem Gliede, so wäre es gerad, als ob er sagte, er sehe oder fühle etwas, *quod, quidnam sit, plane ignorat*, d. h. er wisse nicht, was er sehe und fühle.

Zwischen diesen Vorstellungen, sowie überhaupt allen Begriffen, welche nur in unserm Verstande und nicht in den Objekten sich finden (*modi cogitandi, quos tamquam in objectis consideramus* [§ 62]), ist nur eine *distinctio rationis* möglich.

Ganz etwas andres ist es mit der Erkenntnis dessen, was in einem gesehenen Körper die Größe, die Gestalt, die Bewegung, die Lage, die Dauer, die Zahl u. dgl., was man sich an den Körpern deutlich vorstellt. Denn wenn wir auch gewiß sind, daß ein Körper so gut existiert, insofern er gefärbt, als insofern er gestaltet ist, so erkennen wir doch viel deutlicher das Gestaltsein als das Gefärbtsein. (*Princ. I. 66—70.*)

Cartesius geht nun zur Physik über.

Er fängt mit dem Beweis für das Dasein der ausgedehnten Substanz an. Insofern die materiellen Dinge Gegenstände der reinen Mathematik sind und somit klar und deutlich erkannt werden, ist ihr Dasein eigentlich bereits bewiesen (*Med. VI.*).

Was wir empfinden, rührt ohne Zweifel von einer Sache her, welche von unsrer Seele verschieden ist. Denn es steht nicht in unsrer Macht, eher das eine als das andere zu empfinden, sondern dies hängt ganz von der Sache ab, welche unsere Sinne affiziert. Diese Sache ist nun entweder Gott oder etwas von Gott Verschiednes. Da wir nun durch die Sinne oder vielmehr durch den Impuls der Sinne eine in die Länge, Breite und Höhe ausgedehnte Materie wahrnehmen, deren Teile verschiedene Gestalten haben und verschiedentlich bewegt werden und bewirken, daß wir die verschiedenen Empfindungen der Farbe, des Schalls, des Schmerzes haben, so wäre Gott notwendig

ein Betrüger, wenn er die Idee einer ausgedehnten Materie entweder unmittelbar unserem Geiste beibrächte oder verursachte, daß sie von einem Dinge, in welchem weder Ausdehnung noch Gestalt noch Bewegung ist, uns gegeben würde. Wir müssen also daraus schließen, daß eine ausgedehnte Substanz, welche wir Materie oder Körper nennen, wirklich existiere, und daß ihr alle diejenigen Eigenschaften zukommen, welche wir in dem Begriffe eines ausgedehnten Dinges deutlich denken. (*Princ. II. § 1.* Vgl. *Med. VI.*)

(In den *Resp. ad II. objectiones* findet sich noch folgender Beweis für die Realität der körperlichen Dinge: [*Corollarium.*] *Creavit deus coelum et terram . . . Demonstratio: Deum existere ex eo probatum est . . . ergo simul cum Dei existentia haec etiam omnia de eo probata sunt.*)

Jedoch sind die körperlichen Dinge nicht ganz so beschaffen, wie wir sie uns durch die Sinne vorstellen; denn diese Vorstellungen sind, wie schon gesagt, verwirrt und dunkel. Doch findet sich wenigstens das in den Körpern, was wir uns klar und deutlich vorstellen, d. h. alles, was im allgemeinen an einem Objekt der reinen Mathematik begriffen wird (*omnia, quae in purae Matheseos objecto comprehenduntur. Medit. VI.*). Das Wesen der Körper besteht also nicht darin, daß sie hart, schwer, gefärbt sind, oder auf andere Weise die Sinne affizieren, sondern nur darin, daß sie in die Länge, Breite und Dicke ausgedehnt sind. Denn die Härte erfahren wir nur dadurch, daß die harten Körper der Bewegung unserer Hände gegen sie widerstehen. Wichen nun diese Körper in der Richtung, in welcher wir gegen sie die Hände bewegen, mit gleicher Geschwindigkeit immer zurück, so würden wir keine Härte empfinden, ohne daß sie darum die Natur eines Körpers, die Ausdehnung, verlieren würden. Ebenso kann gezeigt werden, daß die Schwere, die Farbe und alle sinnlichen Eigenschaften in den Körpern aufhören können, ohne daß sie selbst aufhören zu sein, woraus folgt, daß das Wesen der Körper von ihnen nicht abhängt. (*Princ. II. 4.*) Übrigens muß man doch schließen, daß in den Körpern sich etwas finde, wo die verschiednen Eindrücke der

Sinne herrühren und das denselben entspricht, wenn es ihnen auch vielleicht nicht ähnlich ist (*Med. VI.*).[1] Durch die Sinne erfahren wir also nur, daß ein Körper ist, und daß etwas an ihm ist, was den oder den Eindruck auf uns macht (den der Farbe, des Schalls etc.), aber keineswegs, was dies eigentlich ist. Gänzlich irren wir daher, wenn wir die subjektive Empfindung, die ein Körper uns verursacht, auf denselben selbst übertragen und ihn zu einer Eigenschaft desselben machen; z. B. wenn wir einen gefärbten Körper sehen und nun behaupten, der Körper selbst sei gefärbt. (Cartesius beschränkt sich hier nicht auf die fünf Sinne, sondern zählt auch die Gefühle der Lust und Unlust etc. hinzu.)

Das Wesen des Körpers wird also nur in einer reinen Anschauung erkannt. Die Sinne [sind] uns nur gegeben, nicht um die Körper an sich, sondern um das Verhältnis derselben zu uns erkennbar zu machen; sie sagen uns eigentlich nur, was uns schädlich oder nützlich, angenehm oder unangenehm ist, und insofern kommt ihnen eine klare und deutliche Erkenntnis zu, nur aus dem Mißkennen ihrer Bedeutung entspringt der Irrtum. *(Med. VI.)*

Doch macht man auch den wahren Gebrauch von ihnen und beschränkt sich auf das, was sie uns als schädlich oder nützlich bezeichnen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß wir öfters irren, und wir können dann niemanden anders als Gott die Schuld davon beimessen. Cartesius weiß nach mehreren weitläufigen Explikationen keine andere Antwort als: *Ex quibus omnino manifestum est, non obstante immensa Dei bonitate: naturam hominis ut ex mente et corpore compositi non posse non aliquando esse fallacem.* (*Med. VI.* [vorletzter Abs.])

Da zwischen der Substanz und ihrem Attribut nur eine *distinctio rationis* möglich ist, so gilt dies auch von der ausgedehnten Substanz: man kann also die Ausdehnung

---

[1] a. R.: Vgl. *Princ. philos.* IV. § 197: *Mentem esse talis naturae, ut a solo corporis motu varii sensus in ea possint excitari* und § 198: *Nihil a nobis in objectis externis sensu deprehendi . . .: Et optime comprehendimus . . . . . movere possint.*—Vgl. *Dioptrices* IV. § 6: *Ideas, quas sensus externi in phantasiam mittunt . . .* und § 7.

von der ausgedehnten Substanz nur dann trennen, wenn man entweder unter dem Namen der Substanz nichts versteht oder eine verwirrte Idee von der unkörperlichen Substanz der körperlichen unterschiebt und die körperliche Substanz selbst Ausdehnung nennt und sie als *accidens* betrachtet. (*Princ. II. 9.*)

Quantität, Raum und Ort sind nur *ratione* von der ausgedehnten Substanz verschieden, *realiter* ist es aber unmöglich, sie zu trennen. Denn:

1. Was die Quantität anbelangt, so kann man nicht das Geringste von ihr wegnehmen, ohne die ausgedehnte Substanz um ebensoviel zu vermindern, und umgekehrt kann man der Substanz nichts entziehen, ohne ebensoviel von der Quantität zu nehmen. (II. § 8, 9.)

2. Was ist der Raum (oder der innere Ort)? Eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke. Nehmen wir nun alles Zufällige aus der Idee der Materie weg, so bleibt uns ebenfalls nichts weiter als Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke; also sind die Begriffe *Raum* und *Materie* identisch, also sind Raum und Materie identisch. Nur in unserer Denkweise machen wir einen Unterschied. Denn nimmt man z. B. einen Stein von dem Ort weg, wo er lag, so denken wir natürlich, seine Ausdehnung sei weggenommen worden, da dieselbe mit ihm eins und unzertrennbar ist: zugleich nehmen wir aber auch an, die Ausdehnung des Ortes, wo der Stein lag, bleibe übrig, und sie sei dieselbe, ob jener Ort des Steins von Holz, Wasser oder sonst einem Körper eingenommen werde oder leer sei. (II. § 10, 11, 12.) Ein leerer Raum ist undenkbar, weil ja das Wesen des Raums das nämliche ist wie das der Materie, nämlich die Ausdehnung, welche das Leere absolut ausschließt. Also die Bezeichnung *leerer Raum* enthält in sich selbst einen Widerspruch.

Daraus geht auch hervor, wie falsch die Ansicht derjenigen ist, welche annehmen, die Körper verdichte[te]n und verdünnten sich so, daß das Verdünnte mehr Ausdehnung habe oder einen größern Raum einnehme als das Verdichtete. Denn Raum und Ausdehnung sind identisch, es ist also undenkbar, wie die nämliche Ausdehnung mehr

Raum einnehmen könne als zu einer andern Zeit. Ebenso kann die Ausdehnung nicht zunehmen, ohne daß zugleich die Quantität vermehrt würde, es müßte also ein neuer Körper entstehen. (II. § 7, 19.) Die Verdünnung und Verdichtung ist nichts anders als eine Veränderung der Gestalt, so daß verdünnte Körper nichts anders sind als solche, zwischen deren Teilen viele mit andern Körpern angefüllte Zwischenräume sind, und dadurch verdichtet werden, daß jene Teile sich nähern und jene Zwischenräume vermindern oder ganz aufheben, welches dann der Zustand der absoluten Dichtheit sein würde. Die Ausdehnung bleibt dieselbe, wie ein Schwamm nicht weniger Ausdehnung hat, wenn er zusammengedrückt, als wenn er vom Wasser auseinandergetrieben ist. (II. § 6.)[1]

3. Der Ort oder der äußere Ort ist nur der Ausdruck für die Lage eines Körpers zwischen andern Körpern, die als unbewegt betrachtet werden. Man kann ihn auch für die Oberfläche nehmen, welche das an einem Ort Befindliche zunächst umgibt. Unter Oberfläche wird hier nicht ein Teil des umgebenden Körpers, sondern nur die Grenze zwischen ihm und dem umgebenen Körper verstanden (die nichts anders ist als ein *modus*), und zwar die gemeinschaftliche Oberfläche, welche in gleichem Maße dem einen wie dem andern Körper zukommt und als unverändert betrachtet wird, solange sie die nämliche Größe und Figur behält. (II. § 13, 14, 15.)

Die Materie ist unendlich teilbar. *Cognoscimus etiam fieri non posse . . . . . judicium nostrum a cognitione dissentiret.* (Vgl. *Princ. II. § 20.*)

Die Welt oder die Gesamtheit der körperlichen Substanzen ist unbegrenzt. Denn sobald wir Grenzen setzen, setzen wir auch jenseits derselben unendlich ausgedehnte Räume. Da nun Raum und körperliche Substanz eins sind, so müssen wir auch eine unendliche Ausdehnung annehmen. (II. § 21.)

---

[1] a. R.: Ferner gleichem Raum entspricht gleiche Ausdehnung; füllt man nun nacheinander das nämliche Gefäß mit Wasser, Blei oder Luft, so enthält es im einen Fall wie im andern immer gleichviel Materie. (II. § 19.)

Die Materie als ausgedehnte Substanz ist überall eine und dieselbe.

Omnes proprietates, quas in materia clare percipimus, ad hoc unum reducuntur . . . . . pendet a motu. (II. § 23.)

Motus nihil aliud est quam actio, qua corpus aliquod ex uno loco in alium migrat. (II. § 24.)

Näher bestimmt heißt es dann § 25: *dicere possumus esse translationem unius partis materiae . . . in viciniam aliorum.*

Bei jeder Bewegung muß man wohl unterscheiden zwischen dem Bewegenden und dem Bewegten, oder der Kraft, welche die Bewegung bewirkt, und der Bewegung selbst.

Quoniam una tantum corpora eodem temporis momento ejusdem mobilis contigua esse possunt, non possumus isti mobili plures motus eodem tempore tribuere, sed unum tantum. (II. § 28.)

Doch ist hierbei zu merken, daß ein Körper, insofern er einen Teil eines andern ausmacht, mit demselben zugleich unendlich viele Bewegungen haben könne, z. B. jemand, der auf ein[em] Schiff sitzt, hat nur eine Grundbewegung[?] zwischen den ihn umgebenden Teilen, nimmt aber zugleich an der Bewegung des Schiffes teil. (II. § 31.)

Ruhe ist = *translationis absentia.* Ruhe und Bewegung sind nur verschiedene *modi* eines Körpers, denn die Bewegung selbst kann nicht außerhalb des bewegten Körpers sein, und dieser Körper verhält sich anders, wenn er bewegt, als wenn er nicht bewegt wird. (§ 27.)

Es ist ebensoviel Kraft *(actionis)* zur Bewegung als zur Ruhe erforderlich, d. h. es erfordert ebensoviel Anstrengung dazu, einen im Wasser ruhenden Nachen vorwärts zu treiben, als denselben in seiner Bewegung plötzlich aufzuhalten. (II. § 26.)

Man drückt sich nicht strikt aus, wenn man sagt, die Bewegung eines Körpers bestände in seiner Entfernung von andern Körpern, die als ruhend betrachtet würden. Denn die Entfernung ist eigentlich wechselseitig. Man kann nicht annehmen, der Körper AB entferne sich von CD, ohne auch zu setzen, CD entferne sich von AB. Man

müßte also eigentlich sagen, in dem einen sei so viel Bewegung als in dem andern. (II. § 29.)

Die Ursache, daß wir den einen Körper im Verhältnis zum andern als ruhend betrachten, liegt in entgegengesetzten Bewegungen, die sich dadurch einander scheinbar aufheben. EFGH sei die Erde, und zu gleicher Zeit bewegen sich a von E nach F und b von H nach G; obgleich nun eigentlich dadurch auch die dem Körper a zunächst liegenden Teile der Erde von F nach E bewegt werden und nicht weniger Bewegung in ihnen sein muß als im Körper a, so nehmen wir deswegen doch nicht an, die Erde bewege sich von F nach E, weil wir sonst auch annehmen müßten, die Teile um den Körper b bewegten sich von G nach H und die Erde also auch von G nach H, was sich gegenseitig hebt. (§ 30.)

Da alle Örter mit Körpern erfüllt sind und immer dieselben Materienteile im Verhältnis der Gleichheit mit gleichen Örtern stehen, so kann kein Körper anders als im Kreise bewegt werden, so daß er einen andern Körper aus dem Orte treibt, in welchen er eindringt, dieser einen andern, bis auf den letzten, der in dem Augenblicke in die Stelle des ersten tritt, wo dieselbe verlassen wird. (§ 33.)

Die Ursache der Bewegung ist eine doppelte, nämlich eine erste und allgemeine, welche die allgemeine Ursache aller Bewegungen in der Welt ist, nämlich Gott, und dann eine besondere, welche macht, daß die einzelnen Teile der Materie eine Bewegung erhalten, welche sie früher nicht hatten.

Gott hat die Materie zugleich mit Ruhe und Bewegung *in principio* erschaffen und erhält in ihr dieselbe Quantität von Ruhe und Bewegung, welche er damals setzte, wenn sich dieselben gleich in den einzelnen Teilen verändern. Denn nimmt die Bewegung in einem Teile ab, so nimmt sie in einem andern in gleichem Maße zu. (§ 36.)

Aus dieser Unveränderlichkeit Gottes können nun die Gesetze der Natur erkannt werden, welche die abgeleiteten und besonderen Ursachen der Bewegungen sind, wie sie in den einzelnen Körpern wahrgenommen werden.

Das erste dieser Gesetze lautet:
Jedes Ding, insofern es einfach und ungeteilt ist, bleibt an sich immer in demselben Zustande und erleidet nur durch äußere Ursachen darin eine Veränderung. (§ 37.)
Das zweite: Jeder Teil der Materie strebt nur in grader, nie in schiefer Linie sich zu bewegen, wenn nicht das Einwirken andrer Körper ihn zum Abweichen zwingt. *Causa hujus regulae eadem est . . . . . qui forte fuit paulo ante.* [§ 39.]—Empirisch wird dieser Satz durch die Tangente bewiesen, in welcher ein Stein von dem Kreise der Schleuder fliegt. (II. § 39; III. § 57—59.)
Spinoza gibt (*Princ. Cart. II., prop. XV.* [Spin. II, S. 433]) von diesem Satz folgenden sonderbaren Beweis: *Motus, quia Deum tantum pro causa habet . . . . . tendere, ut moveri pergat, secundum lineam* [*rectam*].
Das dritte: Wenn ein Körper, der bewegt wird, auf einen andern trifft und die Kraft, welche ihn zur Fortsetzung seines Weges in gerader Richtung treibt, geringer ist als die, mittelst der ihm der andere widersteht, so weicht er von seinem Wege ab, indem er seine Bewegung behält und nur die Richtung derselben ändert; ist seine Kraft aber größer, so bewegt er den andern Körper mit sich fort und verliert ebensoviel an seiner Bewegung, als er dem andern mitteilt. (II. § 40.)
Cartesius gibt darauf sieben Gesetze, die allgemein in der Physik angenommen sind, über die Bewegung aufeinander stoßender Körper, und schließt dann den zweiten Teil der Prinzipien mit einigen Untersuchungen über die Bewegung der flüssigen Körper. — *Corpora divisa in multas exiguas particulas . . . esse dura.* [II. § 54.]

Der dritte und vierte Teil enthält dann eine abenteuerliche Kosmogonie und astronomische und physikalische Untersuchungen. Er läßt sich jedoch weislich in folgenden Worten die Tür offen: *Verumtamen ne etiam nimis arrogantes esse videamur . . . cum experimentis consentiant.* [*Princ. III. § 44.*] *Quinimo etiam . . . . . describeremus.* (§ 45.)
Ursprünglich bestand die Materie aus sowohl der Größe

als der Bewegung nach gleichen Teilen; welche sich teils jede für sich um ihre eignen *centra* bewegten und so einen flüssigen Körper, den Himmel, bildeten; teils mehrere zugleich, um einige gleich weit voneinander entfernte Punkte, welche jetzt den *centris* der Fixsterne entsprechen, und um einige andre in noch größerer Anzahl, welche der Zahl der Planeten gleichkommen. (III. § 46, 47.)

Diese ursprünglichen Materienteile konnten nicht rund sein, weil sie sonst den Raum nicht vollständig hätten erfüllen können. Eine weitere Bestimmung über ihre Gestalt gibt Cartesius nicht.

Durch die Bewegung nun rieben sich die Ecken dieser Ur-Teile aneinander ab, so daß dieselben zuletzt eine sphärische Gestalt erhielten, während die abgeriebenen und dadurch feineren Teile die Zwischenräume zwischen den Kugeln ausfüllten.

So haben wir denn bis jetzt zwei Elemente, ein feineres, welches sich seine Gestalt nach den von ihm auszufüllenden Zwischenräumen anpaßt und mit solcher Gewalt sich bewegt, daß es durch sein Zusammenstoßen mit andern Körpern in unendlich kleine Teile zerteilt wird, und ein gröberes aus sphärischen Teilen bestehend. Dazu kommt noch ein drittes *constans partibus vel magis crassis, vel figuras minus ad motum aptas habentibus.* [III. § 52.] Aus diesen drei Elementen bestehen alle Körper: nämlich die Sonne und die Fixsterne aus dem ersten, die Himmel aus dem zweiten und die Erde nebst den Planeten und den Kometen aus dem dritten. Ihnen entsprechen drei verschiedne Himmelsräume.

Eine centrifugale Bewegung ist nun das erste, was sich bei den Teilen des zweiten Elementes zeigt. Jeder Teil strebt weg von dem Centrum, um das er sich bewegt. (*Non putandum est idcirco ... si a nulla alia causa impediantur.* § 56.)—Durch diese Bewegung bildet sich um jedes Centrum ein runder Raum.

Der ganze Raum ist nun von solchen, mehr oder weniger großen Wirbeln des zweiten Elementes angefüllt, die jedoch so eingerichtet sind, daß ihre Pole sich wechselseitig nicht berühren, weil sie sonst einander hemmen würden.

Die sphärischen Teile können nicht leicht und nur zum Teil von einem Wirbel in den andern übergehen, und können trotz ihrer Centrifugalkraft einen gewissen Kreis nicht überschreiten. Denn da verschiedne *centra* vorhanden sind, so wirkt die Centrifugalkraft auch in verschiednen Richtungen.

Die Teile des ersten Elementes dagegen, welche alle Zwischenräume zwischen denen des zweiten und also auch den Raum um das Centrum ausfüllen, strömen zwar auch der Centrifugalkraft gemäß von dem Centrum aus, aber so, daß sie ihrer größern Bewegungskraft gemäß von einem Centrum in das andre übergehen.

Vom Wesen des Lichtes sagt Cartesius: *Ac praeterea notandum est vim luminis ... motus ipse non sequatur.* (III. § 63 [Schlußsatz].) Und (§ 64): *Ex quibus clare percipitur ... eductas.*

Die Fixsterne sind nun die von Teilen des ersten Elementes angefüllten *centra* der Wirbel. Die Himmel sind die in diesen Wirbel[n] sich bewegen[den] sphärischen Teile des zweiten Elementes. Was sind nun die aus dem dritten Elemente gebildeten Kometen und Planeten, wie sind sie entstanden? Was ist das dritte Element?

Unter den Teilen des ersten Elementes haben einige noch die ihnen als abgefallne Ecken zukommende eckige Gestalt; sie sind größer als die übrigen mehr zerteilten und dadurch weniger zur Bewegung geschickt, so daß sie in den *centris* selbst, wo sie durch keine Teile vom zweiten Element mehr getrennt werden, leicht zusammenhängen und große Massen bilden, welche bei der Sonne z. B. unter dem Namen der Sonnenflecken bekannt sind. Diese Flecken können entweder wieder aufgelöst werden, oder auch endlich die Oberfläche des Gestirns ganz überziehen, es dadurch verdunkeln und in einen Körper des dritten Elementes, einen Kometen oder Planeten, verwandeln. Das dritte Element besteht also aus einer verdichteten Masse der gröberen Teile des ersten Elementes.

Da nun bei einer solchen Verdichtung eines Fixsternes die *particulae* des Centrums nicht mehr auf die sphäri-

schen Teile des zweiten Elementes wirken können und dadurch die Wirbelbewegung schwächer wird, so kann ein solcher Wirbel nach und nach von den angrenzenden Wirbeln verschlungen werden, und das verdichtete Gestirn fällt einem andern Wirbel anheim, von dem es dann um das entsprechende Centrum getrieben wird. Die Planeten haben also keine selbstbewegende Kraft, sie bewegen sich wie Strohhalme in einem Wirbel. Geht ein Weltkörper von einem Wirbel in den andern über, so ist er ein Komet, bleibt er aber in einem und demselben, ein Planet.

Dies die Hauptzüge der im dritten Buch der Principien abgehandelten Kosmogonie. Im vierten Buch *De terra* werden die physischen Eigenschaften der unorganischen Erdkörper, die Schwere, die Wärme, das Licht etc. entwickelt, ihre Zusammensetzung, ihre Grundform, besonders die Lehre vom Magnet etc. Die drei Elemente spielen die Hauptrolle, alles wird aus ihrem gegenseitigen Verhalten durch die willkürlichsten und abenteuerlichsten Hypothesen hergeleitet. An dies Buch schließen sich dann die Abhandlung *De meteoribus*, die *Dioptrik*, *De homine* und *De formatione foetus*. Cartesius' Absicht war eigentlich, die ganze Schöpfung aus seinen Principien herzuleiten, die Harmonie zwischen der Erfahrung und seinem System nachzuweisen; doch der Tod überraschte ihn, und so haben wir in den erwähnten Abhandlungen nur Bruchstücke aus einem unvollendeten Ganzen. Den mathematischen Teil dieser Abhandlungen abgerechnet, sieht es in ihnen sonderbar aus. Großes Verdienst dagegen haben seine Untersuchungen über die Brechung des Lichtes; interessant sind auch Versuche, die er zu einer Lehre von den Sinnen macht.

In der Abhandlung *De homine* macht er den Versuch zur Begründung einer Physiologie aus mathematischen und physikalischen Principien, der *homme machine* wird vollständig zusammengeschraubt. Ein Centralfeuer im Herzen, die verflüchtigten zum Hirn aufsteigenden *spiritus animales*, die in einem Dunst von Nervengeist schwebende, nach

verschiednen Richtungen sich neigende Zirbeldrüse als Residenz der Seele, Nerven mit Klappen, Muskeln welche durch das Einpumpen des Nervengeistes mittelst der Nerven anschwellen, die Lunge als Kühlapparat und Vorlage zum Niederschlagen des im Herzen verflüchtigten Blutes, Milz, Leber, Nieren als künstliche Siebe, sind die Schrauben, Stifte und Walzen. Der echte Typus des Jalermechanismus[?].

Besonders schlug die Lehre von der Zirbeldrüse als Sitz der Seele tiefe Wurzeln, denn Descartes hatte ja so schön deutlich nachgewiesen, wie die Nerven am Hirn gleich Strängen an einer Schelle ziehen, wie dadurch eine Pore auf der innern Oberfläche des Gehirns sich öffnet und wie dann die *spiritus animales* aus einer entsprechenden Pore der Zirbel heraus und in die offne Pore des Nerven fahren. — Interessant ist es, wie in den neuesten Zeiten diese Ansicht von der wichtigen Bedeutung der Zirbel von *Carus* in dem Werke über die Ur-Teile des Knochen- und Schalengerüstes, wenn auch aus himmelweit verschiednen Gründen, verteidigt wird. Carus findet sogar in dem Hirnsand eine Hinweisung auf die das Hirn im allgemeinen umschließende Knochenschale; ihre Lage zwischen den sechs Hauptmassen des Gehirns: 3, Zirbel, 3, ist ihm das Bedeutendste; er stützt sich auf Zahlenverhältnisse.

Die Psychologie des Cartesius ist sehr unvollständig, sei es, daß die vorhergehenden Arbeiten ihm die Zeit dazu raubten, oder sei es, daß er zu großen Schwierigkeiten, das Verhältnis zwischen Körper und Geist, zwischen Sein und Denken mit seinem System in Einklang zu bringen [, begegnete]. Was dieselbe ungefähr enthalten sollte, sagt er in der Abhandlung *De methodo: Postea descripseram animam rationalem . . . . . natura ferimur ad judicandum ipsam esse immortalem* [letzter Absatz von V.].

Die Tiere sind nichts als seelenlose Maschinen, Automaten; der Hauptgrund, warum sich ihnen eine Seele absprechen läßt, liegt in dem Mangel der Sprache. Die Tiere würden Zeichen für ihre Gedanken finden und sie verbinden, wenn sie eine Seele hätten. Cartesius beschließt diese Betrach-

tung, indem er sagt: *Singulari etiam animadversione dignum est . . . . . horas numerare et tempora metiri* [*De methodo V.*, Ende des vorletzten Abs.].

Alles, was wir in uns wahrnehmen und wovon wir sehen, daß es auch ganz leblosen Körpern zukommen könne, muß dem Körper allein beigelegt werden; dagegen muß man der Seele alles das zuschreiben, was wir in uns wahrnehmen und was auf keine Weise einem Körper zukommen kann. (*De passionibus, art. 3.*)

Der Seele kommt nur das Denken zu; wie weit jedoch der cartesianische Begriff vom Denken sich ausdehnt, ist schon angegeben worden.

Die Funktionen unserer Seele *(cogitationes)* sind von zweierlei Art: die einen sind *actiones* der Seele, die andern dagegen *passiones sive affectus*. Zu den *actiones* gehören alle Äußerungen unsres Willens, weil wir erfahren, daß sie gradezu von unserer Seele herrühren und von ihr allein abzuhängen scheinen; zu den *passiones* alle Vorstellungen *(perceptiones)* und Erkenntnisse *(cognitiones)*, welche wir in uns finden; denn es geschieht oft, daß unsere Seele sie nicht so bildet, wie sie sind, und außerdem erhält sie dieselben immer durch die von ihnen vorgestellten Gegenstände.

Die *actiones* selbst sind wieder von zweierlei Art: die einen sind Handlungen der Seele, welche sich auf die Seele selbst beschränken, wie z. B., wenn wir Gott lieben oder unser Denken auf ein nicht materielles Objekt richten wollen; die andern dagegen beziehen sich nur auf unseren Körper, z. B. wir wollen gehen, wodurch unsre Füße sich bewegen.

Ebenso zerfallen die *perceptiones* in zwei *genera*, je nachdem sie die Seele oder den Körper zur Ursache haben. Die ersteren sind die Vorstellungen unsrer Willensakte und aller andern Bilder und Gedanken, welche von der Seele herrühren. Denn gewiß, wir können nichts wollen, ohne zugleich inne zu werden, daß wir es wollen. Und so wie in bezug auf unsre Seele es eine Handlung ist, etwas zu wollen, so ist es auch ein Leiden, in ihr diesen Willen wahrzunehmen. Da jedoch im Grund genommen dieser

Willen und dieses Wahrnehmen eins und dasselbe sind, so kann doch beides nach dem edleren Bestandteil eine Tätigkeit genannt werden. (Das reine Denken scheint also Cartesius unter die Willensakte zu setzen.) *De passion., art. 19.*

Cum anima nostra sese applicat ad imaginandum aliquid, quod non est ... quam ut passiones. (*De passion., art. 20.*)

Die *perceptiones*, welche vom Körper herrühren, zerfallen selbst wieder in zwei Klassen. Die einen hängen von den Lebensgeistern, die andern von den Nerven ab.

Erstere bestehen in den Träumen der Schlafenden und den Phantasien der Wachenden, wenn unsre Gedanken unstet umherschweifen, ohne sich auf einen bestimmten Gegenstand zu richten. Sie rühren daher, daß die auf verschiedene Art bewegten Lebensgeister die Spuren verschiedener, im Gehirn vorhergegangener Eindrücke finden und zufällig dahin durch gewisse Poren eher als durch andere ihren Lauf richten. Sie sind fast nur die *umbra et pictura* der von den Nerven herrührenden *perceptiones.* Letztere werden teils auf die äußern Objekte, welche unsere Sinne berühren, teils auf unsern Körper und seine Teile, teils endlich auf unsere Seele bezogen.

Perceptiones, quas reperimus ad res extra nos positas ... ut anima illa sentiat. (*De passion., art. 23.*)

Perceptiones, quas reperimus ad corpus nostrum ... non ut in objectis, quae sunt extra nos. (*De pass., art. 24.*—Im *Tract. de homine* klassifiziert er *dolor* und *calor* anders.)

Perceptiones, quae solummodo ad animam referuntur ..... ad animam ipsam. [*De pass., art. 25.*] Diese letztren oder eigentlichen *passiones* im engeren Sinne definiert nun Cartesius noch besonders als *perceptiones aut sensus aut commotiones animae ... corroborantur per aliquem motum spirituum.* (*art. 27.*)

Er zählt darauf (*De pass. II., art. 69*) sechs primitive Leidenschaften auf, *primitivae passiones*, nämlich: *admiratio, amor, odium, cupiditas, laetitia, moeror.*

Eine *species* der *admiratio* ist d. *stupor; species* d. *amor* sind: *complacentia, benevolentia, amicitia, devotio; species* d. *odium: horror, aversio; species cupiditatis tot, quot sunt amo-*

ris aut odii [vgl. II., art. 88]—*ex horrore nascitur cupiditas, quae vulgo appellatur fuga* [II., art. 89]; *ex benevolentia = cupiditas amoris etc.*

An diese in der Abhandlung *De passionibus* entwickelte Psychologie knüpft sich natürlich die Untersuchung über das Verhältnis zwischen Seele und Körper: *Ita, quia non concipimus . . . . . solius esse corporis.* (*De pass. I., art. 4.*) Weil man die Leichen ohne Bewegung und ohne Wärme sah, so glaubte man, das Scheiden der Seele sei die Ursache jenes Mangels, und so glaubte man irrigerweise, die Bewegung und die Wärme des Körpers hingen von der Seele ab, während man hätte annehmen sollen, die Seele verlasse den Körper nur, weil die Wärme fehle und somit die zur Bewegung dienenden Organe des Körpers sich auflösten. Der lebende Körper unterscheidet sich von dem toten nicht anders wie eine ihr körperliches Princip noch enthaltende, gut gehende Maschine von einer andern gebrochnen. (*De passion. I., art. 6.*)

In dem lebenden Körper nun ist das latente Centralfeuer im Herzen das körperliche Princip aller Bewegung. (*De pass. I., art. 8.*) Ja die Glieder des lebenden Körpers können durch die Gegenstände der Sinne, ohne Vermittlung der Seele, bewegt werden. (*De pass. I., art. 16:*) *Ita ut omnes motus . . . figura suarum rotularum.*

Ferner *De pass. I., art. 13: Et praeterquam quod hi diversi motus cerebri . . . et sic moveant membra nostra.* (Z. B. wenn jemand im Scherz mit der Hand uns nach dem Auge fährt und wir das Auge dennoch schließen, obgleich wir wissen, daß er keineswegs die Absicht hat, uns zu verwunden.)

Anima omnibus corporis partibus unita est conjunctim, nec potest proprie dici eam esse in quadam parte ejus . . . sed solummodo ad totam compagem organorum ipsius. (*De pass., art. 30.*)

Nichtsdestoweniger gibt es doch einen Teil des Körpers, worin die Seele ihre Funktionen mehr ausübt als in den übrigen: *haec pars est certa quaedam glandula admodum parva . . . mutandis motibus hujus glandulae.* [*De pass. I., art. 31.*]

Der Beweis für diese Hypothese liegt darin, daß alle Teile unsres Gehirns und alle Organe der äußern Sinne doppelt sind, während wir doch nur eine Vorstellung von jeder Sache in dem nämlichen Augenblick haben. Es muß daher notwendigerweise einen Ort geben, in welchem z. B. zwei Bilder des nämlichen Objekts, welche wir durch die Augen erhalten, in eins verschmelzen können, ehe sie zur Seele gelangen, weil sie in derselben sonst auch zwei Vorstellungen von zwei Objekten verursachen würden. Nun ist endlich die Zirbeldrüse der einzige Punkt im menschlichen Körper, worin eine solche Verschmelzung vor sich gehen könnte. (*De pass., art. 31, 32.*)

Worin besteht aber eigentlich die Vereinigung der Seele mit dem Körper, wie ist eine Reaktion zwischen beiden möglich?

Cartesius hat sich nie deutlich darüber erklärt; er gibt zwar, wie ich im folgenden zeigen werde, Hypothesen über die Art und Weise, wie körperliche Eindrücke sich zur Zirbeldrüse fortpflanzen, und wie [von der] Zirbeldrüse aus wieder Reaktionen erfolgen, aber worin die Reaktion zwischen Zirbeldrüse und Seele bestehe, darüber sagt er nichts. Bei dem scharfen Unterschied, den er in den ersten Grundsätzen seines Systems zwischen Denken und Ausdehnung macht, mußte er sich hier in keiner geringen Verlegenheit befinden; er mußte schon in dem, was er über die Wechselwirkung zwischen Körper und Seele sagte, fühlen, daß er aus der Konsequenz seines Systems sei. Seine Schule faßte jedoch diese Frage schärfer im Sinne seines Systems, und so entwickelte sich aus ihr notwendigerweise die Lehre von den gelegenheitlichen Ursachen, nach welcher Seele und Leib zwar keinen unmittelbaren Einfluß aufeinander haben, sondern allein Gott durch seinen Einfluß auf beide die Ursache davon ist, daß die dem Willen der Seele angemeßnen [?] Bewegungen im Körper und die den Bewegungen im Körper angemeßnen Empfindungen, Begierden und Leidenschaften in der Seele entstehen.

(*Tennemann*, Geschichte d. Phil., B. X. p. 259 sagt darüber: Diese Verbindung der Seele und des Körpers ver-

mittelst der Zirbeldrüse hatte Cartesius jedoch nur flüchtig hingestellt. In einigen seiner Briefe, vorzüglich dem 29. und 30., verbreitet er sich etwas ausführlicher darüber, jedoch auf eine Art, die uns die Verlegenheit dieses Denkers, die Verbindung eines einfachen Wesens mit einem Körper zu erklären, deutlich genug offenbart. Der Begriff der Schwere, meint er, sei eigentlich der einfache Begriff, durch welchen die Seele ihre Vereinigung mit dem Körper denke, und mit Unrecht werde sie als eine Eigenschaft der Körper betrachtet. Oder der Gedanke sei mit dem Körper vereinigt, wie die Schwere mit dem Körper. Man müsse der Seele allerdings, um sie mit dem Körper vereinigt zu denken, eine Materie und Ausdehnung beilegen, die sich aber dadurch von der körperlichen unterscheide, daß diese auf einen Ort eingeschränkt ist und daher jede andre Ausdehnung eines Körpers ausschließt, jene aber nicht.)

Die Seele erhält körperliche Eindrücke oder sie fühlt *non quatenus est in singulis membris, sed tantum quatenus est in cerebro* [*Princ. phil. IV. § 196*]. Denn verschiedene Krankheiten, welche nur das Gehirn angreifen, heben alle Sinnesempfindungen auf oder stören sie wenigstens; ja der Schlaf, dessen Sitz doch nur im Gehirn ist, beraubt uns täglich größtenteils der Fähigkeit zu empfinden, welche wir dann durch das Wachen wieder erhalten. Ferner, wenn das Gehirn verletzt ist und der Weg, auf welchem die Nerven von den Teilen des Körpers die Eindrücke zum Gehirn leiten, unterbrochen ist, so verliert sich auch die Empfindung in diesen Teilen. Endlich gibt es Kranke, welche noch Schmerzen in Teilen empfinden, welche gar nicht mehr vorhanden sind, wie z. B. nach Amputationen. (*Princ. IV. § 196.*)

Die Nerven nun sind die Leiter, welche die Eindrücke des Körpers zum Gehirn leiten; die Verschiedenheit der Empfindungen hängt teils von der Verschiedenheit der Nerven selbst, teils von der Verschiedenheit der Bewegungen in den einzelnen Nerven selbst ab. (*Princ. IV. § 190.*)

Jeder Nerv besteht aus unendlich kleinen, aus Mark be-

stehenden Röhrchen, deren jedes einzelne mit seinem einen Ende im Gehirn und seinem andern in dem Teil des Körpers, dem es bestimmt ist, sich endigt, so daß jedes einzelne eigentlich ein besonderer Nerv ist (Theorie der Primitivfasern!). Diese Röhrchen sind, mehrere zusammen, von häutigen Scheiden umschlossen, so daß daraus große Bündel entstehen, und diese Bündel selbst liegen dann wieder in einer andern gemeinschaftlichen Scheide. Beide Arten von Scheiden sind Fortsetzungen der Hirnhäute. (*Tract. de homine XVI.*)

Werden nun diese Primitivfasern durch eine äußere Ursache bewegt, so ziehen sie an dem Gehirn, wie eine Schnur an einer Schelle, und öffnen dadurch auf der innern Oberfläche des Gehirns eine ihrer Insertion entsprechende Pore, so daß sie z. B. bei dem Sehen auf der innern Oberfläche des Hirnes ein dem äußern Objekt entsprechendes Bild hervorbringen. Dieses Bild selbst nun wird durch die Bewegung der Lebensgeister so auf die Zirbeldrüse übergetragen, indem *ut motus, qui quodlibet punctum componit unius hujus imaginis . . . ostendit ipsi figuram hujus objecti.* (*De pass. I., art. 35, De homine LXVIII.*)

Dies Bild ist aber kein Bild im wörtlichen Sinn, es ist nur der Eindruck, welchen die Lebensgeister in der Drüse erhalten. (*De hom. LXIX.*)

Inter has autem figuras non illae . . . sentiet objectum aliquod. (*De hom. LXX.*)

Diejenigen Eindrücke nun, welche sich auf äußre Gegenstände beziehen, erhalten wir durch die Organe der fünf äußren Sinne, des Tastens, Schmeckens, Riechens, Hörens und Sehens.

Das Tasten gibt uns nicht nur die Empfindung des Gleichen und Ungleichen, des Glatten und Rauhen, sondern auch die der Wärme und Kälte, des Trocknen und des Feuchten, der Schwere etc.

Der Geschmack zerfällt in vier Hauptempfindungen, welche der Wirkung der Salze, der Säuren, des süßen Wassers und des Weingeistes entsprechen.

Was den Geruch anbelangt, so verursachen diejenigen

Teilchen, welche auf gleichförmige Weise wirken, eine angenehme, diejenigen dagegen, welche zu schwer oder zu stark wirken, eine unangenehme Empfindung.

Was seine Theorie vom Sehen anbelangt, so sind die Untersuchungen über die Brechung der Lichtstrahlen im Auge sehr verdienstvoll. (*De hom. XXVII.—LI.*)

Eindrücke, welche sich auf den Körper selbst beziehen, rühren von dem innern Sinn, dem *appetitus naturalis* her. Sie bestehen in dem Appetit insbesondere, Hunger, Durst, und dem innerlichen Gemeingefühl.

Zu den Eindrücken des innern Sinnes rechnet Cartesius dann noch in *De homine* und im IV. Buch der *Principien* seine eigentlichen *passiones. Princ. IV. § 190*: *Septem tantum praecipuas differentias in sensibus notare licet . . . . . omnes animi commotiones, sive pathemata, et affectus, ut laetitiae, tristitiae, amoris, odii et similium.*

Hier ein interessantes Beispiel, wie Cartesius sich das Verhältnis des Körpers und der Seele zu den *passiones* dachte; es folgt im nämlichen Paragraph: *Nam, exempli causa, sanguis rite temperatus . . . . . qui mentem afficit laetitiae animalis sensu.*

Atque alii motus istorum nervulorum efficiunt alios effectus . . . . . idcirco dicuntur appetitus [a. a. O.]. Vergleiche *De homine LIV.—LVI.*: Was die Lebensgeister anbelangt, so können dieselben reichlicher oder spärlicher vorhanden sein, aus feineren oder gröberen Teilen bestehen, mehr oder weniger bewegt, und endlich mehr oder weniger gleichartig sein, *et per has quattor differentias ea omnis ingeniorum et morum diversitas, quae in nobis est, sive omnes inclinationes naturales . . . in hac machina repraesentantur.*

Sind die Lebensgeister reichlicher als gewöhnlich vorhanden, so verursachen sie die Bewegungen, welche sich in uns als *bonitas, liberalitas et amor* äußern. Sind ihre Bestandteile gröber und stärker, so folgt daraus *confidentia et audacia*; sind sie dagegen ihrer Gestalt, Größe und Kraft nach gleichartig, so bewirken sie die *constantia.* Aus dem Gegenteil dieser Eigenschaften folgen *malignitas, timiditas, inconstantia, tarditas et inquietudo.*

Vergleiche endlich: *De passionibus II , art. 96—112.*

Übrigens sieht Cartesius die einzelnen Äußerungen der *passiones* als Reaktionen auf die von den äußern Sinnen herrührenden Eindrücke an, wie das aus [*De pass.*] I., art. 36 und II., art. 102 hervorgeht, so daß er in den vorher angeführten Sätzen mehr von den allgemeinen Stimmungen des Charakters spricht.

Schmerz *(dolor)* und körperliches Wohlbehagen *(titillatio)* rechnet Cartesius zuweilen zum innern Sinn, in dem *Tract. de homine XXIX.* dagegen betrachtet er sie als zwei Empfindungen, welche im allgemeinen den körperlichen Eindruck begleiten. Schmerz entsteht, wenn die Nervenfäden *tanta vi trahantur, ut rumpantur vel a parte, cui adhaerent, separentur, ita ut structura totius machinae aliquo modo imperfecta inde reddatur* [a. a. O.]; *titillatio* dagegen wird erregt, wenn die Nervenfäden gezogen werden, ohne daß sie reißen oder sich von den benachbarten Teilen trennen.

So viel über die Verhältnisse, worin der Organismus sich leidend verhält; nun zu den Reaktionen desselben, wodurch die Bewegungen des Körpers bedingt werden.

Jede Bewegung entsteht dadurch, daß in dem Augenblick, wo durch die Reizung eines Nervenfadens auf der innern Oberfläche des Gehirns eine Pore sich öffnet, die *spiritus animales* aus einer entsprechenden Pore der Zirbeldrüse heraus und in die Nerven fahren, wodurch dann die Muskeln aufgeblasen und die Bewegungen bewirkt werden. (*Prevost* und *Dumas*, Zusammenziehung der Nerven!!) *Dioptrices IV. § 5*; *De homine XIX.—XXVI.*, ferner *XC, XCI.*

Cartesius behauptet zugleich [?] ausdrücklich, gegen die Meinungen mancher gleichzeitigen Ärzte, daß jeder Nervenfaden zugleich zur Bewegung und zur Empfindung diene. *(Dioptr. IV. § 4: Quum enim viderent, non tantum sensui . . . movendi vim in substantia interiore.)*

Diese Reaktion geht nun teils so vor sich, daß sie ein rein körperlicher Akt ist, wobei die Seele nur den Zuschauer abgibt *(De pass. I., art. 38: Ceterum eodem modo . . . absque ulla ope animae)*, teils so, daß sie durch einen Akt des Willens vermittelt wird, denn: *actio animae in*

hoc consistit . . . effectum, qui huic voluntati respondeat [a. a. O. *art. 41*, Schlußsatz].

So kann die Seele den Körper bewegen[1] und die Aufmerksamkeit der Sinne auf einen beliebigen Gegenstand richten. Selbst die Einbildungskraft und das Gedächtnis beruhen in einem Willensakt, indem derselbe die Lebensgeister in den verschiednen Teilen des Gehirns umhertreibt, bis sie Spuren, welche der gesuchte Gegenstand darin zurückgelassen, wiedergefunden. *De pass. I., art. 42, 43.*

Den Beschluß dieser Untersuchung bildet eine allgemeine Betrachtung über das Verhältnis der Seele, dem reinen Denken und Wollen, zu den *passiones. De pass. I., art. 47: Nobis non nisi una inest anima . . . . . ut fortior impediat effectum alterius.*

Die Seele kann zwar die Leidenschaften selbst nicht zerstören, denn dieselben beruhen in körperlichen Ursachen, aber sie kann durch ihren Willen die Wirkungen derselben verhindern und so absolut Herr über sie werden. (*art. 45—47.*)

Um zu dieser Herrschaft zu gelangen, ist die Erkenntnis der Wahrheit notwendig, damit sie den Willen auf den rechten Weg leite, denn der Wille kann sonst auf das Falsche verfallen, und Schmerz und Reue sind dann die Folge, sobald der Irrtum entdeckt ist. (*De pass. I., art. 49.*)

Die Betrachtungen über den Körper beschließt Cartesius im *Tractatu de hom.* mit folgenden Worten: *Deinde considerari velim . . . . . omnes alii ignes in corporibus inanimatis.* [a. a. O. *CVI.*]

---

[1] a. R.: Übrigens bringt die Seele in ihrem Körper keine neue Bewegung hervor, sondern sie verändert nur die Richtung der vorhandnen, weil ja sonst die Quantität der Bewegung im allgemeinen verändert würde, was nach Cartesius unmöglich ist.

[OBJECTIONES ET RESPONSIONES]

SCHON mit seinem ersten Auftreten war [das System des Cartesius] halb vernichtet durch die *objectiones*; es ist sonderbar, daß ein so scharfer Denker wie Cartesius sein System lieber nicht änderte, als es so gab, schon in seinen Fetzen mit den Messern, die es zerschnitten hatten. Die ersten Einwürfe rühren von einem Löwenschen Doktor namens *Caters* her, die zweiten und sechsten von verschiednen Theologen und Philosophen, die dritten von *Hobbes*, die vierten von *Arnauld*, die fünften von *Gassendi*, die siebenten vom Pater *Dinet*.

CATERS

bestreitet erst den Beweis für das Dasein Gottes, indem er sagt, daß der objektive Inhalt einer Idee keine Ursache nötig habe, daß er ganz außerhalb des Begriffes der Kausalität liege, welche sich nur auf Dinge beziehe, welche *actu* existierten. Einen zweiten Einwurf s. S. 264, Anmerkung.

Dann fragt Caters, wie Cartesius den unendlichen Gott klar und deutlich erkennen könne, wie es denn möglich sei, eine Vorstellung vom Unendlichen zu haben? — Cartesius antwortet: *Itaque imprimis hic dicam infinitum, qua infinitum est, nullo modo comprehendi, sed nihilominus tamen intelligi, quatenus scilicet clare et distincte intelligere aliquam rem talem esse, ut nulli plane in ea limites possint reperiri, est clare intelligere illam esse infinitam.*

Der Beweis für das Dasein Gottes aus der ein notwendiges Sein involvierenden Idee von Gott sei schon von *St. Thomas* geführt, und von ihm selbst widerlegt worden. Voraus[gesetzt], daß die Idee von Gott Dasein involviere, so folge daraus doch nicht, daß das Dasein Gottes *in rerum natura actu* etwas sei, sondern nur, daß der Begriff des höchsten Wesens mit dem Begriff der Existenz untrennbar verbunden sei. — Cartesius antwortet: Es ist bewiesen, daß alles, was wir klar und deutlich als zum Wesen einer Sache gehörig erkennen, von derselben auch mit Wahrheit ausgesagt werden könne; nun haben wir klar und deutlich erkannt, daß dem wahren und unveränderlichen Wesen Gottes Sein zukomme, also können wir mit Wahrheit behaupten, daß Gott existiere.

Endlich behauptet Caters, der Beweis, daß wir nicht durch uns selbst, sondern nur durch Gott sein müßten, weil wir im ersteren Fall uns alle Vollkommenheiten gegeben hätten, sei schon von *St. Thomas* und *Aristoteles* geführt worden . . .

Folgende sind die wesentlichsten Einwürfe, welche die

II. OBJECTIONES,

von *Mersenna* gesammelt, enthalten:

1. Wie will Cartesius aus dem Umstand, daß er denke, das geistige Wesen der Seele beweisen? Woraus geht hervor, daß der Körper nicht denken könne und daß das Denken nicht ein Produkt einer körperlichen Bewegung im Gehirn sei? — Cartesius beruft sich in seiner Antwort auf das, was er in der sechsten Meditation über diesen Gegenstand gesagt habe, s. S. 258, Anmerkung 1.

2. Der Beweis für das Dasein Gottes aus der Idee, die wir von ihm haben, ist [ungeführt], denn diese Idee findet einen zureichenden Grund in uns selbst, weil wir sie durch Steigerung der Idee irgendeines Wesens mittelst Verbindung mehrerer Grade erzeugen können, so wie wir auch eine Zahl durch Zählen ins Unendliche fortführen können. Auch könne Cartesius nicht antworten, jede Ursache müsse ebensoviel Vollkommenheit oder Realität enthalten als ihre Wirkung, denn dies sei ja gerade mit dieser Idee der Fall, sie sei ein bloßes *ens rationis* und als solches nicht edler als die Vernunft oder die Seele selbst. — Die Antwort des Cartesius ist in der Darstellung des Systems selbst bereits enthalten.

3. Wie will Cartesius zur klaren Erkenntnis des Daseins und der *attributa* Gottes gelangen, da ja nach ihm die Wahrheit aller Erkenntnis erst von dem Dasein Gottes abhängt. Macht er hier nicht offenbar einen Zirkel? Außerdem hängt die Überzeugung [?] von der Wahrheit unsrer Erkenntnisse keineswegs von dem Glauben an Gott ab, denn der Atheist glaubt ebensogut als der Theist an die Wahrheit der mathematischen Sätze. — Die Antwort s. S. 268 und S. 269.

4. Was ist das Kriterium für eine wahre Erkenntnis? Was beweist, daß wir nicht immer getäuscht werden etc.—

Antwort: Was so klar erkannt wird als das *cogito, ergo sum*, ist wahr usw.

5. Wird der Vernunftschluß angegriffen, welchen Cartesius dem *Caters* auf seinen Einwurf gegen den Beweis für das Dasein Gottes aus der das Dasein involvierenden Idee Gottes entgegenstellt. Zum Schluß wird dem Cartesius geraten, sein System in geometrischer Demonstration (synthetischer Methode), in Definitionen, Postulaten und Axiomen zu geben, damit der Leser es so mit einem Blick überschauen könnte. — In der *Resp. ad II. obj.* erklärt sich Cartesius, warum er nicht die synthetische Methode gewählt habe. Die analytische Methode, sagt er, weise den Weg nach, wie ein System methodisch und *a priori* entstanden sei, so daß der Leser, wenn er nur mit Aufmerksamkeit folgen wolle, das System sich so zu eigen mache, als hätte er es selbst erfunden. Dagegen habe sie freilich nichts, wodurch sie einen unaufmerksamen oder störrigen Leser zum Glauben zu zwingen vermöchte. Die synthetische Methode dagegen schlage den entgegengesetzten Weg ein und zeige die Entwicklung des Systems gleichsam *a posteriori*, obgleich in ihr das System viel eigentlicher *a priori* begründet werde als in der vorhergehenden; durch die lange Kette ihrer Definitionen, Postulate, Axiome, Theorien und Probleme gebe sie nichts, was nicht schon im Vorhergehenden bewiesen sei und nicht als ein Schluß desselben erschiene, und so zwinge sie auch den hartnäckigsten Leser zum Beifall. Dagegen sei sie nicht so passend für die Philosophie, wo die ersten Grundbegriffe mehr Schwierigkeit haben und mit sinnlichen Vorstellungen und Vorurteilen zu streiten scheinen, als für die Mathematik, wo die Grundbegriffe Evidenz haben; dann sei sie auch nachteilig, weil sie nicht den Weg nachweise, wie man zu seinem System gelangt sei. Nichtsdestoweniger fügt Cartesius diesen Repliken noch die Grundzüge seines Systems in synthetischer Ordnung, unter dem Titel *Rationes Dei existentiam et animae a corpore distinctionem probantes, more Geometrico dispositae* hinzu.

III. OBJECTIONES. HOBBES.

Die Richtigkeit des *cogito, ergo sum* wird zugegeben, aber nur insofern, als es keinen Akt gibt ohne Subjekt oder Bewußtsein; daraus folge aber noch nicht *ego sum cogitans, ergo sum cogitatio*. Ebensogut könnte man sagen *sum ambulans, ergo sum ambulatio*. Cartesius hätte hier offenbar das Subjekt nicht von seinen *facultatibus et actibus* getrennt. Ferner könne ja die *res cogitans* etwas Körperliches sein, denn (ohne alle Logik im grellsten Sinn seines Systems!) *subiecta enim omnium actuum videntur intelligi solummodo sub ratione corporea sive sub ratione materiae*. — Cartesius weist ihn in seiner Antwort ganz gut zurecht.

Worin besteht der Unterschied zwischen *imaginari et mente concipere*? Wie, wenn nun Denken nichts andres ist als das Verknüpfen zweier Worte durch das Wörtchen *est*? Wir erführen dann durch die Vernunft nichts über die Natur der Dinge, sondern nur über die Benennungen derselben, je nachdem wir diese Benennungen willkürlich auf die eine oder die andre Weise verknüpfen. Ferner hängt dann das Denken von Namen ab, die Namen von der Einbildungskraft und die Einbildungskraft von der Bewegung der körperlichen Organe, *et sic mens nihil aliud erit praeterquam motus in partibus quibusdam corporis organici*. (Charakteristisch für das System von Hobbes!) —Cartesius antwortet, den Unterschied zwischen Einbilden und reinem Denken hätte er bereits gegeben; daß aber das Denken in einer bloßen Verknüpfung von Namen bestehen sollte, begriffe er kaum, wie das jemand einfallen könnte. Denn ein Deutscher und ein Franzose könnten über die nämlichen Dinge räsonieren, ob sie sich gleich ganz verschiedner Namen derselben bedienten.

Die Idee von Gott, welche wir [in] uns finden, beweist keineswegs das Dasein Gottes, denn sie kann leicht durch die Beobachtung teils unserer selbst, teils der äußren Gegenstände entstanden sein. So kann die Unendlichkeit Gottes aus dem Innewerden unserer eignen Schranken entstanden sein, denn sagen "Gott ist unendlich" heißt nichts anders [als]: Gott ist eins von den Dingen,

deren Grenzen wir nicht begreifen. Der Begriff der Independenz Gottes kann aus den Erinnerungen an meine, zu verschiednen Zeiten entstehenden und somit abhängigen Ideen gebildet worden sein. Sagen, Gott sei independent, heißt nichts andres als: Gott sei eins von den Dingen, deren Ursprung wir nicht begreifen.

Ebenso kann die Idee der Allmacht aus der Erinnerung an geschehne Handlungen herrühren, indem wir schließen: *sic fecit, ergo sic potuit facere: ergo existens idem sic poterit iterum facere: hoc est, habet potentiam faciendi.* Außerdem, was soll der Begriff Macht in der Idee von Gott, da derselbe sich ja auf zukünftige, noch nicht vorhandne Dinge bezieht? Der Begriff des Schöpfers und der Schöpfung läßt [sich] auch aus allen Dingen herleiten, die wir haben entstehen sehen. Außerdem, wenn man auch bewiesen hätte, daß es ein unendliches, independentes, allmächtiges Wesen gebe, so folgt doch nicht daraus, daß dasselbe auch der Schöpfer sei . . .

Will man nun endlich behaupten, die Idee Gottes sei uns angeboren, so mag man auch erklären, ob die Seelen im tiefen Schlaf denken: wo nicht, so haben sie zu der Zeit keine Ideen; deshalb gibt es keine angebornen Ideen, denn was uns angeboren ist, ist immer vorhanden.

Cartesius antwortet: *Nihil eorum, quae Deo tribuimus* . . . [*Resp.* zur *Obj. X.* des Hobbes, erster Abs.]. Aus dem Begriff der Allmacht folgt unmittelbar, daß auch die Welt von Gott geschaffen sein müsse; denn es widerspreche ihr, wenn außer Gott noch etwas existierte, das nicht von ihm geschaffen sei.—*Denique, cum dicimus ideam aliquam nobis esse innatam* . . . [a.a.O., letzter Absatz].

Gegen den Irrtum als nichts Positives, sondern als einen bloßen Mangel wirft Hobbes ein: Die Unwissenheit freilich ist ein bloßer Mangel, und wir haben keine positive *facultas* für dieselbe nötig; aber mit dem Irrtum verhält es sich nicht ebenso; denn die Steine und des Unbeseelte überhaupt können nicht irren, weil sie keine Denkkraft und keine Einbildungskraft besitzen: daraus folgt, daß zu dem Irren Denkkraft oder wenigstens Einbildungskraft nötig sei, welche beide zwei positive Fähigkeiten

sind.—Die Antwort lautet: Um irren zu können, ist freilich die Denkkraft notwendig, aber der Irrtum selbst ist nur ein Mangel derselben, und dieser Mangel ist nichts Reelles, so wenig als die Blindheit.

Gott kann uns auch zu unserm Besten täuschen, wie ein Arzt seinen Kranken, wie ein Vater seinen Sohn.—Cartesius antwortet nichts Neues.

Im ganzen hat Hobbes in seinen Einwürfen, [deren] 16 an der Zahl sind, wenig Scharfsinn gezeigt; ich habe die unbedeutenden übergangen, in denen er von Cartesius meist gut abgefertigt ist worden.

IV. OBJECTIONES. ARNAULD.

De natura mentis humanae.

Der Unterschied zwischen Körper und Seele wird ebenfalls angegriffen; denn daß die Seele nur geistig sei, wird nicht dadurch bewiesen, daß sie nicht ausgedehnt, beweglich, ohne Gestalt sei etc. Denn niemand wird behaupten, daß jeder Körper eine Seele sei. Könnte der Körper sich nicht zur Seele verhalten wie eine *species* zu ihrem *genus*: denn ein *genus* kann ohne seine *species* begriffen werden, indem man bei ihm alles wegdenkt, was der *species* besonders eigen ist—, und so kann auch wohl die Seele ohne Körper begriffen werden, obgleich sie ein materielles Ding ist. Vielleicht geht man bei dieser Trennung nicht anders zu Werk als die Mathematiker, welche eine nur in die Länge ausgedehnte Linie ohne Breite und eine Fläche als Ausdehnung in die Länge und Breite ohne Tiefe annehmen, ob es gleich in der Wirklichkeit keine Länge ohne Breite und keine Breite ohne Tiefe gibt—; so daß die Seele ein materielles Ding sei, welches jedoch eine eigentümliche Denkkraft enthält, die man dann durch Abstraktion von ihm trennen kann. Auch spricht für die Materialität der Seele der Umstand, daß sie an körperliche Organe geknüpft ist, daß sie in den Kindern zu schlafen und in den Wahnsinnigen vernichtet zu sein scheint. Endlich sprechen gegen die Unsterblichkeit der Seele die Seelen der Tiere, welche die meisten Philosophen von den Körpern unterschieden und doch ihre Vernichtung annähmen. Cartesius spräche

freilich den Tieren keine Seele zu, doch möge er erklären, wie es käme, daß z. B. ein Lamm, in dessen Auge das Bild des Wolfes fiele, denselben flöhe.

Dann wird auch der Vorwurf wiederholt, daß Cartesius die reelle Gewißheit aller Erkenntnis aus der Eigenschaft Gottes herleite, während er doch, noch ehe er zu diesem Beweise gelangt sei, eine klare Erkenntnis der Seele haben wollte.

Außer seinen gewöhnlichen Antworten auf diese Einwürfe sagt Cartesius noch, daß, wenn das *genus* auch ohne *species* gedacht werden könnte, man die *species* dagegen nicht denken könne, ohne zugleich die Merkmale des *genus* zu denken. Nun kann aber der Körper ganz ohne die Merkmale der Seele gedacht werden.

Was den Einwurf mit den Kindern und Wahnsinnigen anbelangt, so beweise er bloß, daß die Seele durch die körperlichen Organe gestört, aber keineswegs, daß sie durch dieselben hervorgebracht werde.

Die letzte Frage beantwortet er sehr unbefriedigend: es gäbe in uns Akte, welche ohne Hülfe der Seele vor sich gingen, warum sollte nun das nämliche nicht immer in den Tieren der Fall sein. Wenn wir von einer Höhe herabfallen, so strecken wir, ohne ein Räsonnement der Vernunft, unwillkürlich die Hände aus, um unser Haupt zu decken; warum sollte nun nicht etwas Ähnliches bei dem Lamm vor sich gehen, wenn es den Wolf flieht?

De Deo.

Das positive *a se* Sein Gottes, wie von einer Ursache, wird abermals und ausführlicher angegriffen. *Et sane, cum effectus omnis a causa dependeat . . . . . si autem jam habet, ut quid sibi illud daret?* [a. a. O., 17.—21. Abs.].

Dann wird dem Cartesius abermals der Zirkel vorgeworfen, den er macht, indem er die Gewißheit aller Erkenntnis von dem Dasein Gottes ableitet und doch zuvor dieses Dasein selbst beweisen muß.

Endlich behaupte Cartesius, daß es in der Seele, *quatenus est res cogitans*, nichts geben könne, dessen wir uns nicht bewußt würden. Dies sei aber offenbar falsch, unter tausend Beispielen nur eins: die Seele des Kindes habe

schon im Mutterleib die Fähigkeit zu denken, ohne sich jedoch derselben bewußt zu werden.

Cartesius wiederholt in seiner Antwort teils das früher Gesagte, teils weicht er aus und sagt endlich, die *causa efficiens* in dem *a se* sei mehr bildlich zu nehmen . . . . . Unter der *causa efficiens* sei hier eigentlich die *causa formalis Aristotelis* zu verstehen . . . . .

Der letzte Einwurf wird dagegen direkt beantwortet: *Quod autem nihil in mente, quatenus est res cogitans, esse possit . . . . . si ejus conscii fieri nequeamus* [*Resp. ad partem "De Deo"*, vorl. und letzter Abs.].

VI. OBJECTIONES.

1. Weil wir denken, so ist es doch nicht so gewiß, daß wir sind. Denn um gewiß zu sein, daß man denke, muß man erst wissen, was Denken und Dasein ist; und da du noch nicht weißt, was diese beiden sind, wie willst du dein Denken und dein Dasein erkennen? Wenn du also sagst *ich denke*, so weißt du nicht, was du sagst, und wenn du hinzufügst *also bin ich*, so weißt du wieder nicht, was du sagst, denn du weißt ja nicht einmal, daß du etwas sagst oder etwas denkst . . .

Cartesius antwortet: *Non ad hoc requiritur scientia reflexa . . . non possimus tamen revera non habere* [*Resp. ad VI. obj.*, im 1. Abs.].

2. und 3. werden die Einwürfe gegen die Immaterialität der Seele wiederholt und das Argument mit den Tierseelen wieder vorgebracht. Denn in den Tieren ist alles Materie: nun zeigen aber die Tiere eine gewisse Denk- und Urteilskraft, so daß ihre Seele von der des Menschen nur dem Grade, aber nicht dem Wesen nach verschieden zu sein scheint, also muß die Seele des Menschen ebenfalls materiell sein. Auch nehmen viele an, die Seele entstände bei der Zeugung *(ex traduce)*, sie müsse also materiell sein.

Die Antwort auf das erstere enthält nichts Neues, in der auf letzteres wird behauptet, daß die Seele aus der Seele der Eltern ebensogut entstehen könnte als der Körper aus dem Körper.

4. und 5. Die Gewißheit des mathematischen Wissens

der Atheisten wird behauptet und aus der Bibel und den Kirchenvätern zu beweisen gesucht, daß Gott uns täuschen könne.

Antwort nichts Neues.

6. Indem Cartesius leugnet, daß die Freiheit des Willens in der absoluten Indifferenz bestehe, hebt er die Freiheit des göttlichen Willens auf . . . Denn was dem menschlichen Willen nicht zukommt, kann auch dem göttlichen nicht zukommen, da das Wesen der Dinge in allem sich gleich sein muß.

Cartesius antwortet, in Gott freilich sei die absolute Indifferenz der Beweis der Allmacht, und Gott habe alles nicht so und nicht anders gemacht, weil er es so für gut gehalten, sondern es sei alles gut, weil Gott es so gemacht habe. Bei dem Menschen aber verhalte es sich anders; denn da seine Natur durch Gott zum Guten und Wahren schon bestimmt sei, so sei auch sein Wille um so freier, je mehr er das Gute und Wahre umfasse, und er sei nur dann indifferent, wenn er das Gute und Böse nicht zu unterscheiden vermöchte. Außerdem könne das Wesen keines Dinges Gott und der Kreatur zugleich zukommen.

7. Wird eine deutliche Erklärung dessen, was Cartesius unter der Oberfläche verstehe, verlangt, da nach ihm sie weder ein Teil des umgebenden noch des umgebenen Körpers sein solle.

Cartesius antwortet: *Et idcirco ad vitandam ambiguitatem . . . . . vel turris* [in der *Resp. ad 7*].

Dann leugne auch Cartesius die *accidentia realia*, die, wie die Theologie lehre, doch *in altaris Sacramento* vorhanden seien.

Cartesius antwortet: *omnino repugnat dari accidentia realia . . . . . substantia est dicendum* [a. a. O.].

8. Nach Cartesius sei den Sinnen zu mißtrauen, und die Gewißheit der Vernunft sei weit sichrer als die der Sinne; wie aber, wenn keine Gewißheit der Erkenntnis ohne gut organisierte Sinne möglich ist, und wenn der Irrtum eines Sinnes nur durch einen andern Sinn gehoben werden kann, wie z. B., wenn wir einen Stock im Wasser schein-

bar gebrochen sehen, uns aber durch das Tasten überzeugen, daß derselbe grad sei.

Cartesius gibt in seiner Antwort eine Theorie, wie die äußern Gegenstände zum Denken vermittelt werden. Er nimmt drei Grade an: im ersten wird das körperliche Organ unmittelbar durch die äußeren Gegenstände affiziert; im zweiten teilt sich die körperliche Affektion der Seele [mit], und im dritten endlich urteilt die Seele über diese Affektion und die dieselbe veranlassenden äußeren Gegenstände; und so wird uns die Größe, die Entfernung, die Figur derselben erst durch ein Urteil klar. Doch schließt er diese Betrachtung sehr unbefriedigend, indem er sagt: *Ex quibus patet, cum dicimus intellectus certitudinem sensuum certitudine longe esse majorem . . . quod absque dubio est verum* [in der *Resp. 9*]. In dem Beispiel mit dem Stock werde aber keineswegs ein Sinn durch den andern belehrt, sondern dies gehe durch einen Akt unsrer Urteilskraft vor, der sich darin äußert, daß wir grade dem einen Sinn eher glauben als dem andern.

V. OBJECTIONES. GASSENDI.

Gassendi wirft dem Cartesius erst vor, daß er Unmögliches fordre, indem er das Ablegen aller Irrtümer verlange; die Methode, an allem zu zweifeln, könne dem Auffinden der Wahrheit nicht nützlich sein, sie könne nur dazu dienen, daß man neue und schädlichere Vorurteile annähme als die abgelegten.

In meditationem II.:

1. Es war nicht nötig, mit dem *cogito, ergo sum* anzufangen, jeder andre mit Bewußtsein verbundne Akt wäre ebenso tauglich dazu gewesen.

Cartesius antwortet, man sei keines andern körperlichen Aktes als des Denkens mit metaphysischer Sicherheit gewiß. Man kann nur insofern sagen *ego ambulo, ergo sum*, als das Bewußtsein des *ambulandi* ein Akt des Denkens sei, so daß man daraus wohl [auf] eine Seele schließen könne, die glaubt, ich ginge spazieren, aber nicht auf einen Körper, der wirklich spazieren ginge.

2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. werden ausführlich die bisher erwähnten Einwürfe gegen den Beweis für die Immate-

rialität der Seele vorgebracht, besonders ist die Frage hinsichtlich der Tierseelen, von denen Gassendi nachweist, daß in ihnen, nur in einem geringren Grade, das Nämliche vorginge als im Menschen, in § 7 sehr scharfsinnig abgehandelt; Cartesius beweise wohl, daß er denke, das leugne aber niemand; daß es ein denkendes Wesen gebe, das leugne man ebensowenig; aber was dies Wesen eigentlich sei, darüber habe er nicht den geringsten Aufschluß gegeben. Die Angaben von Eigenschaften und Attributen geben uns noch keinen Aufschluß über das Grundwesen einer Sache selbst oder über die Substanz; wir finden nur, daß ein Etwas, das wir nicht kennen, den wahrgenommenen Accidenzien und Veränderungen zugrunde liege. Dieses Etwas sei uns aber immer verborgen, und nur fast durch eine Hypothese nehmen wir an, daß etwas übrig[?] sein müsse, an dem die Eigenschaften sich befänden. Cartesius ist grob in seiner Antwort, die sehr unbefriedigend ausgefallen ist.

In meditationem III.:

1. Der Grundsatz *alles, was wir klar und deutlich erkennen, ist wahr*, indem er von der Gewißheit des *cogito, ergo sum* hergeleitet wird, ist nicht so bestimmt und zuverlässig. Denn wie vieles glaubte ich nicht schon klar und deutlich zu erkennen und mußte mich später von meiner Täuschung überzeugen, und wie viel Entgegengesetztes nehmen nicht verschiedne Menschen an, von denen jeder von der Klarheit und der Gewißheit seiner Erkenntnis überzeugt ist? Wir haben bis jetzt kein Kriterium, welches uns einen Aufschluß über die Dinge gäbe, wie sie an und für sich sind.

2. Was die von Cartesius aufgestellte Einteilung der Ideen in *adventitias, factitias* und *innatas* (erworbne, gemachte und angeborne) anbelangt, so ist erstens der Unterschied zwischen den erworbnen und gemachten nichtig. Denn die Seele hat nicht nur das Vermögen, Ideen von den durch die Sinne wahrgenommenen Dingen aufzunehmen, sondern sie auch auf mannigfaltige Weise zu verbinden, zu trennen, zu verengern, zu erweitern und zu vergleichen; also sind beide Arten von Ideen nicht verschieden.

Was aber die angebornen Ideen anbelangt, so scheinen dieselben keineswegs solche, sondern erworbne Ideen zu sein. Cartesius sage: *habeo a mea natura, quod intelligam, quid sit res.* Damit werde wohl nicht die Idee einer einzelnen Sache verstanden, denn die Sonne, ein Stein und überhaupt alles Besondre seien Dinge, deren Ideen Cartesius gewiß nicht als angeborne betrachte. Es handle sich daher um die Idee einer Sache (des Dinges) überhaupt ... Wie ist aber diese Idee in dem Verstande möglich, ohne die Vorstellung von einzelnen Dingen und Geschlechtern, aus welchen die Idee durch Abstraktion einen Begriff zustande bringt, der keinem Dinge besonders, sondern allen zugleich zukommt? Wahrhaftig, ist die Idee des Dinges überhaupt angeboren, so ist es auch die eines Tiers, einer Pflanze, eines Steins und überhaupt aller einzelnen Dinge.

Ferner sage Cartesius: *se habere a sua natura, ut intelligat, quid sit veritas.* Was ist aber die Wahrheit anders als die Übereinstimmung des Urteils mit dem Objekt des Urteils; die Wahrheit ist also ein Verhältnis und nichts Verschiednes von der Idee der Sache, insofern sie mit der Sache übereinstimmt oder dieselbe vorstellt, wie sie ist, so daß, wenn die Idee der Sache nicht angeboren, sondern erworben ist, auch die Wahrheit nicht angeboren sein kann, sondern erworben sein muß. Und da dies nun von jeder Wahrheit im besondern gilt, so muß es auch von der Wahrheit im allgemeinen gelten, deren allgemeine Idee aus den besondern gebildet wird.

Cartesius antwortet: wolle Gassendi den Unterschied zwischen erworbnen und gemachten Ideen aufheben, so müsse er auch leugnen, daß die Statuen des Praxiteles das Werk desselben gewesen seien, weil der Marmor, woraus er sie bildete, nicht von ihm herrührte; das Wesen der gemachten Ideen bestehe ja grade in der Verknüpfung von verschiednen Stoffen. Auf den zweiten Einwurf in betreff der angebornen Ideen ist die Antwort dagegen erbärmlich.

3. Unbedeutend.

4. Die Behauptung wird bestritten, daß die Idee einer

Substanz mehr objektive Realität als die eines Accidenz und die der Gottheit als unendlicher Substanz mehr Realität als die einer endlichen Substanz in sich enthalte. Denn es gibt nur eine sehr verwirrte Idee von einer Substanz, da alle Realität, die sie hat, sie nur von den Accidenzien erhält, welche wir an ihr bemerken. Ferner, wenn wir Gott Vollkommenheit zuschreiben, so nehmen wir dieselbe gewöhnlich von Dingen her, welche wir an uns selbst bewundern, wie z. B. Weisheit, Macht, Güte etc., und die wir, so weit als möglich erweitert, auf Gott übertragen. Deshalb hat die Idee Gottes nicht mehr objektive Realität als die endlichen Dinge, durch deren Erweiterung sie zustande gekommen ist. Außerdem kann der menschliche Geist das Unendliche nicht fassen und hat daher eigentlich gar keine das Unendliche vorstellende Idee, die nur eine Negation des Endlichen ist. Wer daher von einem Unendlichen spricht, sagt von einem Wesen, das er nicht begreift, etwas aus, das er nicht versteht. Daher ist es sinnreicher, wenn wir nach der Analogie der Dinge eine zu unserm Gebrauch dienliche, den Verstand nicht übersteigende Idee uns bilden, welche keine andre Realität enthält als solche, die wir in andern Dingen und auf Veranlassung andrer Dinge wahrgenommen haben.

Die Antwort des Cartesius enthält nichts Neues, als vielleicht die Äußerung, daß das Unendliche keineswegs die Negation des Endlichen sei, sondern umgekehrt das Endliche sei die Negation des Unendlichen. Man könne wissen, daß Gott unendlich sei, ohne deshalb das Unendliche zu begreifen, so wie man einen Berg berühren könne, ohne daß man deswegen imstande sei, ihn mit dem Arme zu umspannen.

5. Wird geleugnet, daß in der Ursache der Idee ebensoviel formale Realität enthalten sein müsse, als sich objektive Realität in der Idee finde, denn es sei keinesweges gegründet, daß in der Wirkung nichts sein könne, was sich nicht in der Ursache finde. So z. B. könne mein Bild eine objektive Idee von mir ebensogut zu Weg bringen als ich selbst, während in mir doch offenbar mehr formale

Realität sei als in dem Bild, so daß in dem ersten Fall die Idee mehr objektive Realität enthält als das Bild formale.

Cartesius läßt sich diesmal auf keine Widerlegung ein.

6. Wie will Cartesius sich selbst erkennen, da ja nichts auf sich selbst wirkt? da die Hand sich nicht selbst schlägt, der Fuß sich nicht selbst tritt, das Auge sich nicht selbst sieht? Wie will man sich selbst zum Spiegel werden und so zugleich Spiegel sein und sich zugleich besehen?

Cartesius antwortet: *non est oculus, qui se videt in se ipso, sed mens est, quae sola et speculum et oculum et se ipsam quoque agnoscit.*

Ferner behauptet Cartesius, er fände in seiner Natur einen hinreichenden Grund, um davon die Idee von den körperlichen Dingen herzuleiten. Da er sich aber ja ursprünglich nur als etwas Geistiges erkenne und nicht wisse, ob es außer ihm etwas gäbe, wie verfiele er auf den Begriff des Körperlichen?

Die Antwort des Cartesius s. S. 261 f.

7. und 8. Werden die Einwürfe gegen den aus der Idee von Gott hergeleiteten Beweis wiederholt; sie suchen darzutun, daß keineswegs Gott uns diese Idee gegeben haben müsse und daß wir sie ganz leicht anderswoher haben könnten, ohne jedoch etwas Bedeutendes oder Neues zu enthalten.

9. und 10. Werden diese Einwürfe fortgesetzt. Es sei keineswegs nötig, daß wir jeden Augenblick neu geschaffen und so erhalten würden, denn es gibt Wirkungen, welche fortwirken, wenn auch die Ursachen, deren Resultat sie sind, längst zerstört und vernichtet sind. Um fortzubestehen, handle es sich nur, daß es keine Ursache gibt, welche uns zerstören kann; aber es sei keine nötig, welche uns beständig neu erschaffe. Wir könnten auch von unsern Eltern herrühren, diese von den ihrigen und so fort, und ein solcher *progressus in infinitum* sei keineswegs ungereimt etc.

Rührte die Idee Gottes wirklich von Gott her, so würden alle Menschen Gott auf die nämliche Weise denken, während doch das Gegenteil stattfindet.

Cartesius fertigt ihn ganz gut ab; auf den letzten Einwurf antwortet er: *idem est ac si mirareris, quod, cum omnes norint ideam trianguli, non tamen omnes aeque multa in ipsa animadvertant . . .*

In meditationem IV.:

Indem Cartesius zugesteht, daß Gott uns so hätte schaffen können, daß wir nie irren, gesteht er auch eine gewisse Unvollkommenheit in Gott zu; denn entweder wußte er uns nicht vollkommner zu machen, oder er konnte, oder er wollte es nicht; in den beiden ersten Fällen ist er ohnehin unvollkommen, und im letzten ist er es, weil er das Unvollkommne dem Vollkommnen vorzog.

Dann wird Cartesius getadelt, daß er in der Philosophie den Gebrauch der Endursachen verwerfe, und er gefragt: was für eine Idee von Gott er dann haben würde, wenn er blind und taub zur Welt gekommen wäre?

Auf das erste antwortet Cartesius kurz und ausweichend, auf das letzte entgegnet er: er zweifle nicht, daß er in diesem Zustande viel hellere und reinere Ideen von Gott haben würde als so; denn die Sinne störten ihn nur und förderten ihn nicht.

2. Die Sophistik, womit Cartesius den Irrtum im Verhältnis zu Gott, sowie das Böse überhaupt, zu erklären sucht, wird aufgedeckt. Cartesius sage: die unvollkommne Kreatur erscheine als vollkommen, wenn sie als ein Teil des Universums, und nur dann als unvollkommen, wenn sie als ein Ganzes für sich betrachtet würde. Gassendi antwortet, das beweise deswegen nicht, daß das Universum nicht vollkommen wäre, wenn alle einzelne Teile Vollkommenheit hätten. Wenn Cartesius aber antworte: es sei grade vollkommner, wenn einige Teile unvollkommen, als wenn alle durch ihre Vollkommenheit sich ähnlich wären, so heiße [?] das: ein Staat sei besser, wenn einige Bürger schlecht, als wenn alle gut wären, denn ersteres biete mehr Abwechslung dar.

Wenn Cartesius behaupte, der Irrtum sei nur ein Mangel, so gestehe er damit auch einen Mangel in dem von Gott uns verliehnen Denkvermögen zu etc.

Die Antwort des Cartesius ist erbärmlich.

3. Die Annahme, daß die Ursache des Irrtums nur in dem Willen liege, der mehr umfasse als das Denken und gleichsam unendlich sei, ist falsch. Denn das Denken erstreckt sich wenigstens ebensoweit und wohl noch weiter als der Wille. Denn der Wille urteilt über nichts als Gegenstände, welche das Denken selbst wahrnimmt, und außerdem stellen wir uns vieles dunkel vor, bei dem wir schwankend bleiben und kein Urteil darüber fällen, so daß der Wille gar nichts damit zu tun hat. *Voluntas et intellectus aeque late patent, si intellectus aliquid percipit non bene, voluntas judicat non bene.* Der Irrtum liegt also nicht in dem unrechten Gebrauch des Willens, also nicht in der *dissonantia judicii a re judicata*, sondern darin, daß der *intellectus* ein Ding sich anders vorstellt, als es wirklich ist.

Cartesius wiederholt in seiner Antwort das in der Meditation Gesagte.

In meditationem V.:

Der Unterschied, den Cartesius zwischen der *essentia* und *existentia* eines Dinges macht, wird angegriffen. Cartesius sagt nämlich, er fände in sich die Ideen von Dingen, welche von ihm nicht willkürlich gemacht, sondern hinsichtlich ihrer Natur nach einem unabänderlichen Gesetz gedacht würden, und deren Essenz nicht geleugnet werden könne, obgleich sie keine Existenz hätten; wenn man sich z. B. ein Dreieck denke, so existiere vielleicht eine solche Figur nirgends als in unserm Denken, dennoch habe sie eine bestimmte, unveränderliche, ewige Essenz, die von unserer nicht abhänge und von der man doch wahrhaftig nicht behaupten könne, daß sie nichts sei. Gassendi wirft nun [ein], behaupten, ein Ding habe eine ewige Essenz, zu der nur die Existenz hinzukomme, hieße behaupten, Gott verhalte sich zu den Dingen, wie ein Schuster zu einem Menschen, dem er Schuhe mache.

Die Essenz der Dinge selbst haben sei nichts als das durch Abstraktion erhaltene *universale*, und zu dieser Abstraktion gelangten wir nur auf dem Wege der Erfahrung.

Cartesius antwortet auf das erste, er hätte nie behauptet, daß die Essenzen der Dinge von Gott unabhängig seien, sondern daß grade Gott sie so bestimmt habe, daß sie

unveränderlich und ewig seien. – Dem zweiten Einwurf gegenüber behauptet [er] nur, daß die Essenzen von den Universalien verschieden seien. (Vergleiche die Ideen Platos.)

[2.] Es ist falsch, daß die Existenz Gottes von der Essenz Gottes nicht getrennt werden könne und daß somit Gott als seiend gedacht werden müsse. Man kann die Essenz nur mit der Essenz und die Existenz nur mit der Existenz vergleichen. Man kann daher sagen, die Allmacht Gottes könne von der Essenz Gottes so wenig getrennt werden, als man von der Natur des Dreieckes die Eigenschaft trennen könne, daß seine Winkel 2 R gleich seien; dafür aber kann man die Existenz von der Essenz bei Gott so gut trennen als bei dem Dreieck. Außerdem ist die Existenz keine Vollkommenheit, sondern sie ist nur das, ohne welches es keine Vollkommenheit geben kann. Denn das, was nicht ist, ist weder vollkommen noch unvollkommen. (Was nicht ist, ist weder vollkommen noch unvollkommen. Nichtsein ist also keine Unvollkommenheit. Also ist Sein keine Vollkommenheit.)

Cartesius antwortet höchst unbefriedigend.

3. Wie kann man behaupten, daß die Gewißheit der mathematischen Sätze von der Erkenntnis Gottes abhinge, da ja diese Sätze, die von niemand angegriffen würden, weit gewisser seien als alle diese Beweise für das Dasein Gottes, die so vielen Widerspruch fänden?

Cartesius antwortet, es hätte Skeptiker gegeben, die selbst an den mathematischen Wahrheiten gezweifelt hätten, und der Beifall oder der Widerspruch, den eine Sache fände, beweise nichts für noch gegen sie.

In meditationem VI.:

1. Der Unterschied, den Cartesius zwischen *imaginatio*, als auf etwas Körperliches sich beziehend, und *intellectio*, als nur auf das Geistige gehend, macht, wird weitläufig, doch ohne bedeutende Gründe angegriffen. Gassendi behauptet, *intellegere* und *imaginari* seien nur dem Grade nach verschieden.

Cartesius antwortet: *sunt duo modi operandi plane diversi. Quippe in intellectione mens se sola utitur, in imaginatione vero formam corpoream contemplatur . . .*

2. Unbedeutende Bemerkungen über die Gewißheit oder Ungewißheit der Erkenntnis durch die Sinne.

3. 4. 5. werden die Einwürfe gegen die Immaterialität der Seele wiederholt, und besonders gesagt, wie eine Wechselwirkung zwischen der Seele und dem Körper, zwischen Geist und Materie möglich und wie die Verbindung derselben zu denken sei.

Wolle man annehmen, die Seele sei mit dem ganzen Körper vereinigt, so müsse man ihr auch Ausdehnung zuschreiben; behaupte man aber, sie fände sich nur an einem mathematischen Punkt, so fragt es sich doch immer, wie sie auf den Körper reagieren und ihn bewegen könne, wenn sie nicht selbst Materie ist: denn Cartesius behaupte, der Körper werde durch die Seele bewegt, wie kann aber nun eine körperliche Bewegung vor sich gehen ohne die gegenseitige Berührung des Bewegenden und des Bewegten? Außerdem, wie soll die Seele sich körperlicher Bewegungen als Eindrücke bewußt werden; denn Cartesius sage ja selbst, daß, wenn er sich zum Körper als eine reine Intelligenz verhielte, so würde [er] wohl einsehen, daß dem Körper z. B. Trank und Speise fehlen, aber nicht das Bedürfnis derselben empfinden, so würde [er] eine körperliche Verletzung wahrnehmen, aber keinen Schmerz fühlen etc.

Die Antwort ist erbärmlich.

VII. [OBJECTIONES]. DINET.

Interessant sind noch die Einwürfe, welche der Engländer *Heinrich More* in mehreren Briefen machte, die er an den Cartesius schrieb. Diese Briefe nebst den Antworten des Cartesius wurden nach dem Tode dieses letztern unter den Briefen des Cartesius abgedruckt.

SPINOZA

Propositio V. Es kann nicht mehrere Substanzen von gleicher Natur oder gleichen Attributen geben.

Beweis. Wenn es mehrere verschiedene Substanzen gäbe, so müßte man sie voneinander entweder durch die Verschiedenheit ihrer Attribute oder ihrer Affektionen unterscheiden. Wollte man sie nun durch die Verschiedenheit der Attribute unterscheiden, so müßte man zugeben, daß es nur eine Substanz von einem und demselben Attribute gäbe. Will man aber die Substanzen nach ihren Affektionen unterscheiden, so muß man dieselben, da die Substanz ihrer Natur nach eher da ist als ihre Affektionen, ohne ihre Affektionen, d. h. an und für sich betrachten, und es ist alsdann undenkbar, durch was sie voneinander unterschieden werden könnten. Es kann daher nicht mehrere Substanzen, sondern nur eine Substanz von derselben Natur geben.

Anmerkung. Der Satz beweist nur, daß wir zwei Dinge von gleichen Eigenschaften, wenn wir sie successive betrachten (um die Sache von der sinnlichen Seite zu nehmen), nicht voneinander unterscheiden können; wir können aber dennoch wissen, daß es zwei sind, wenn wir beide zugleich sehen.[1]

Da bis jetzt über das Wesen der Substanz nichts weiter gesagt ist, als daß eine Substanz durch sich selbst begriffen werde, so sehe ich nicht ein, warum der Umstand, daß zwei Substanzen von gleicher Natur nicht unterschieden werden können, zu dem Schlusse berechtigt, daß überhaupt das Dasein derselben unmöglich sei.

Spinoza verwechselt das *unterscheiden* und das *sich denken können*. Nach den vorhergehenden Sätzen können wir uns noch immer zwei Substanzen von gleicher Natur, und deren jedes durch sich selbst begriffen wird, als nebeneinander existierend denken.

---

[1] a. R.: Diese Anmerkung würde passen, wenn von Dingen als Affektionen der Substanz die Rede wäre; es bezieht sich hier aber alles auf die Substanz allein. Immerhin beweist jedoch Spinozas Satz nur, daß wir zwei Substanzen von gleichen Attributen nicht voneinander unterscheiden, aber keineswegs, daß sie nicht nebeneinander bestehen können. Diese Unmöglichkeit ist durch nichts erwiesen.

Propositio VII. Dasein gehört zum Wesen der Substanz.
Beweis. Eine Substanz kann von etwas anderm nicht hervorgebracht werden[1], *d. h. ihr Wesen involviert notwendig das Dasein.*
Anmerkung. Mit andern Worten: Da, der Definition nach, die Substanz den Grund ihres Seins enthält, so kann ich mir den Grund nicht denken ohne die Folge, d. h. ohne das Sein.[2]

Propositio VIII. Jede Substanz ist notwendigerweise unendlich.
Beweis. Es gibt nur eine Substanz von einem und demselben Attribute (?), und Dasein gehört zu ihrem Wesen. Ihrer Natur gemäß kann sie nun endlich oder unendlich sein. Sie ist aber unendlich, denn sie müßte alsdann[3] *von einer andern Substanz von gleicher Natur, deren Wesen ebenfalls Dasein involvierte, begrenzt werden, und somit gäbe es zwei Substanzen von gleichen Attributen, was widersinnig ist (Prop. V.). Sie ist daher unendlich.*
Anmerkung. Dieser Satz fällt mit der fünften Proposition. Er kann sich übrigens nur auf ein räumliches Verhältnis beziehen, denn aus der siebenten Proposition allein folgt schon die Unendlichkeit in der Zeit oder die Ewigkeit; es ist ihr gemäß unmöglich, daß eine Substanz eine andere in der Zeit begrenzen kann. Die Begrenzung im Raum ist aber möglich, wenn man die fünfte Proposition nicht zugibt.

Scholium II. Ich zweifle nicht, daß es allen denjenigen, die ein verwirrtes Urteil haben und nicht gewohnt sind, die Dinge nach ihren ersten Ursachen zu erkennen, schwer fallen wird, die VII. Proposition zu begreifen; namentlich weil sie die Substanzen von ihren Modifikationen nicht unterscheiden

---

[1] a. R.: sie wird daher die Ursache ihrer selbst sein.—[2] Obiges a. R., für die gestrichne Anmerkung: Aus den vorhergehenden Sätzen ergibt sich bis jetzt noch keineswegs die Notwendigkeit, ein Ding, was durch sich selbst begriffen wird, auch als seiend zu denken; die erste Definition ist bis jetzt noch willkürlich.—[3] Richtiger wäre: *sonst*; "alsdann" paßte nur, wenn Büchner wörtlich "nicht endlich" übersetzt hätte.

können und weil sie nicht wissen, auf welche Weise die Dinge hervorgebracht werden. Daher kommt es auch, daß sie den Ursprung, welchen die natürlichen Dinge zu haben scheinen, den Substanzen andichten; denn wer die wahren Ursachen der Dinge nicht kennt, verwirrt alles, läßt Bäume wie Menschen reden und bildet sich ein, Menschen könnten sowohl aus Steinen als aus Samen entstehen und die eine Form könne sich in die andere verwandeln. So schreiben auch die, welche die menschliche Natur mit der göttlichen verwechseln, Gott leicht menschliche Leidenschaften zu, namentlich solange sie nicht wissen, auf welche Weise die Leidenschaften in der menschlichen Seele entstehen. Wenn man aber das Wesen der Substanz erkannt hätte, so würde man nicht im entferntesten an der Wahrheit der VII. Proposition zweifeln, und diese Proposition würde für alle ein Axiom sein und unter die allgemein angenommenen Sätze gehören. Denn unter Substanz würde man das verstehen, welches durch sich selbst begriffen wird, d. h. dessen Erkenntnis von der Erkenntnis eines andern Dinges nicht abhängig ist; unter Modifikationen hingegen dasjenige, welches in etwas anderem ist und dessen Begriff aus dem Begriff dessen, worin es ist, gebildet wird, weshalb wir auch wahre Vorstellungen von nicht existierenden Modifikationen haben können, insofern das Wesen derselben, obgleich sie in der Tat nur im Begriff vorhanden sind, so von etwas anderem umfaßt wird, daß sie durch dasselbe begriffen werden können. Die Wahrheit der Substanzen hingegen ist nur in sich selbst, weil dieselben durch sich selbst begriffen werden. Wenn daher jemand sagte, er habe eine deutliche und bestimmte, d. h. wahre Vorstellung von der Substanz, zweifle aber doch, ob eine solche Substanz existiere, so würde das wahrhaftig heißen, er habe einen wahren Begriff, zweifle aber dennoch, ob er nicht falsch sei; wenn aber jemand behauptet, eine Substanz werde erschaffen, so behauptet er zugleich, ein falscher Begriff sei zu einem wahren geworden, gewiß das Widersinnigste, was man sich denken kann. Man muß daher notwendigerweise zugestehen, daß das Dasein und das Wesen der Substanz eine ewige Wahrheit sei.

Daraus können wir auch noch auf andere Weise schließen,

daß es nur eine Substanz von der nämlichen Natur gibt. Zuvor muß man sich folgendes merken: 1. Die wahre Definition einer Sache drückt nichts weiter aus als das Wesen der definierten Sache. 2. Eine Definition, welche nichts weiter als das Wesen der definierten Sache ausdrückt, schließt keine bestimmte Zahl von Individuen ein. Die Definition eines Dreiecks z. B. drückt nichts weiter aus als die Definition eines Dreiecks, aber keineswegs eine gewisse Anzahl von Dreiecken. 3. Jede Sache hat eine bestimmte Ursache, durch die sie existiert. 4. Diese Ursache muß entweder in dem Wesen und der Definition der Sache oder außerhalb derselben enthalten sein. — Aus dem allen folgt nun, daß, wenn eine gewisse Anzahl von Individuen existiert, notwendig eine Ursache vorhanden sein müsse, warum grade so viel Individuen, weder mehr noch weniger, vorhanden sind. Wenn z. B. zwanzig Menschen existierten, so würde es nicht genügen, die Ursache der menschlichen Natur im allgemeinen zu zeigen, sondern man müßte auch nachweisen, warum weder mehr noch weniger als zwanzig existieren, indem es für die Existenz eines jeden derselben eine bestimmte Ursache geben muß. Diese Ursache aber kann nicht in der menschlichen Natur selbst liegen, weil die wahre Definition des Menschen eine bestimmte Zahl nicht involviert; die Ursache also, wodurch diese zwanzig Menschen vorhanden sind, und folglich auch, wodurch ein jeder von ihnen existiert, muß notwendig außerhalb eines jeden liegen. Dasein gehört nun zum Wesen der Substanz, ihre Definition muß daher ein notwendiges Dasein einschließen. Aus ihrer Definition nun kann man nicht das Dasein mehrerer Substanzen folgern, es kann daher nur eine Substanz von der nämlichen Natur geben.

Anmerkung. Das heißt wohl, die Definition einer Substanz postuliert nicht eine bestimmte Anzahl solcher Substanzen; wenn es also mehrere Substanzen von gleicher Natur gäbe, so müßte der Grund ihres Daseins nicht in jeder Substanz selbst, sondern außerhalb derselben liegen, was dem Begriff der Substanz zuwider ist. Da aber nach Spinoza jede Substanz den Grund ihres Seins in sich enthält, so liegt auch der Grund für das Dasein einer jeden

in der Definition, ohne daß dieselbe eine bestimmte Zahl einschließen müßte. Die Beispiele, wodurch Spinoza seinen Satz dartun will, können hier gar nicht in Betracht kommen, weil die Dinge, wovon in ihnen die Rede ist, ihrem Wesen nach als Modifikationen völlig von der Substanz verschieden sind; das Charakteristische der Substanz ist ja grade das, daß sie selbst der Grund ihres Seins ist: gibt es also mehrere Substanzen, so kann der Grund dafür nicht außer ihnen liegen, muß aber auch nicht in der Definition im allgemeinen gesucht werden. Denn die Definition, ob sie gleich für alle Substanzen von gleicher Natur gleich ist, ist doch, da ja jede selbst nur durch sich ist, die Definition einer jeden insbesondere, und kann keine bestimmte Zahl einschließen, weil dadurch grade das eigentliche Wesen der Substanz das *durch sich selbst sein* verloren gehn und die Definition im allgemeinen über jeder Substanz insbesondere stehen und somit ihre absolute Freiheit aufheben würde. Die Definition, obgleich für mehrere gültig, definiert doch nur jede Substanz insbesondere und drückt für jede den Grund ihres Seins insbesondere aus. Enthielte die Definition eine Zahl, so läge alsdann der Grund des Seins für jede Substanz nicht in ihr selbst, sondern in einem Kollektivwesen, in dessen Wesen es sei, drei- oder vierfach zu existieren, ohne daß diese Glieder jedoch den Grund ihres Seins in sich enthielten.

Wenn zwanzig Menschen existieren, so paßt die Definition der menschlichen Natur im allgemeinen für jeden derselben, ohne daß sie den Grund seines Daseins enthielte, den man also anderwärts suchen muß; für zwanzig Substanzen gleicher Natur aber paßt die Definition für jede Substanz, und schließt zugleich für jede den Grund ihres Seins ein, ohne daß sie nötig hätte, die Zahl zwanzig einzuschließen, denn da ja keine Substanz die Ursache der andern sein kann, also auch durch die Definition der einen nicht das Dasein der andern bestimmt werden kann, so liegt die Zahl zwanzig aus der Definition der Substanz draußen, und der Grund dafür müßte dann in etwas anderm gesucht werden, was das Wesen der Substanz aufheben würde.

Propositio X. Jedes Attribut einer Substanz muß durch sich selbst begriffen werden.

Beweis. Ein Attribut ist das, was der Verstand an der Substanz als ihr Wesen ausmachend erkennt; es muß daher durch sich selbst begriffen werden.

Anmerkung. Der Definition nach ist die Substanz dasjenige, was durch sich selbst begriffen wird; in der vorhergehenden Proposition wird von dem Attribut das nämliche gesagt: ist also nicht Substanz und Attribut einerlei? Spinoza sagt, um dies zu entkräften, im Scholium: nichts ist einfacher, als daß jedes Seiende unter irgendeinem Attribut begriffen wird etc. Wenn ein Ding unter einem Attribut begriffen wird und dies Attribut sein Wesen ausdrückt, so sind dies Attribut und das Ding eins, wie aber dies Attribut oder Ding nun noch mehrere Attribute, deren jedes durch sich selbst begriffen wird, enthalten könne, ist unbegreiflich.

Da jedes Attribut durch sich selbst begriffen wird, was bleibt noch der Substanz übrig? ist sie nicht da ein leeres Wort? Spinoza scheint ihr die Unendlichkeit und Ewigkeit erhalten zu wollen, aber diese beiden Begriffe kommen ja der Substanz nur dadurch zu, daß sie durch sich selbst begriffen wird (im Grund nur die Ewigkeit; die Unendlichkeit ist, da die Beweise für das Nichtvorhandensein zweier Substanzen von gleicher Natur falsch sind, noch nicht bewiesen) und gehören somit ebensogut den Attributen.

Propositio XI. Gott oder die aus unendlichen Attributen, deren jedes eine ewige und unendliche Wesenheit ausdrückt, bestehende Substanz existiert notwendigerweise.

1. Beweis. Wer es leugnet, begreife, wenn es möglich ist, wie Gott nicht existieren kann. Sein Wesen involviert alsdann nicht Dasein, was widersinnig ist.

Anmerkung. Dieser Beweis läuft ziemlich auf den hinaus, daß Gott nicht anders als seiend gedacht werden könnte. Was zwingt uns aber, ein Wesen zu denken, was nicht anders als seiend gedacht werden kann?[1]

[1] a. R.: Wir sind durch die Lehre von dem, was in sich oder in etwas anderm ist, freilich gezwungen, auf etwas zu kommen, was

Wenn man auf die Definition von Gott eingeht, so muß man auch das Dasein Gottes zugeben; was berechtigt uns aber, diese Definition zu machen? Der Verstand? Er kennt das Vollkommne. Das Gefühl? Es kennt den Schmerz.

2. Beweis. Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein jedes Dinges muß eine Ursache oder einen Grund haben. Z. B. wenn ein Dreieck existiert, so muß es für seine Existenz einen Grund geben; wenn es aber nicht existiert, so muß es einen Grund geben, der seine Existenz aufhebt. Dieser Grund aber muß entweder in der Natur des Dinges selbst oder außerhalb desselben enthalten sein. Z. B. die Ursache, warum es keinen viereckigen Kreis gibt, liegt in der Natur des Kreises selbst. Die Existenz der Substanz aber liegt nur in ihrer Natur, welche Dasein involviert. Der Grund aber, warum es einen Kreis oder ein Dreieck gibt oder nicht gibt, liegt nicht in der Natur derselben, sondern in den allgemeinen Gesetzen der körperlichen Dinge; daraus folgt, daß ein Dreieck entweder existieren müsse oder daß seine Existenz unmöglich sei. Daraus folgt ferner, daß dasjenige notwendigerweise existiere, was durch keine besondre Ursache an einem Dasein verhindert wird. Wenn es daher keinen Grund oder keine Ursache geben kann, welche die Existenz Gottes aufheben, so muß man schließen, daß derselbe notwendigerweise existiere. Wenn es aber einen solchen Grund oder eine solche Ursache gäbe, so müßte sie entweder in dem Wesen Gottes selbst oder außerhalb desselben in einer Substanz von anderm Wesen liegen. Läge sie nun im Wesen Gottes, so ginge gerade daraus hervor, daß es keinen Gott gäbe; läge sie aber in einer Substanz von anderem Wesen, so würde dieselbe nichts mit Gott gemein haben und könnte daher sein Dasein weder setzen noch aufheben (Prop. II.). Da es nun einen Grund oder eine Ursache, welche das Dasein Gottes aufhöben, außerhalb des göttlichen Wesens nicht geben kann, so müßte sie, im Fall Gott nicht existierte, in seinem Wesen selbst liegen, was ein

---

nicht anders als seiend gedacht werden kann; was berechtigt uns aber, deswegen aus diesem Wesen das absolut Vollkommne, Gott, zu machen?

Widerspruch ist. Das nun von dem absolut unendlichen und vollkommnen Wesen behaupten zu wollen, ist absurd; es kann also weder außerhalb Gottes noch in Gott selbst einen Grund geben, welcher das Dasein Gottes aufhöbe. Gott existiert also notwendigerweise.

Anmerkung. Es ist falsch, daß es für das Nichtvorhandensein eines Dinges einen besondern Grund geben müßte; da aus Etwas unmöglich Nichts werden kann, so ist es auch unmöglich, daß ein Ding durch irgendetwas anderes an seinem Dasein absolut verhindert werden könnte. Für ein absolutes Nichts ist kein Grund oder keine Ursache möglich; denn wäre dies der Fall, so müßten Grund oder Ursache die Vernichtung eines Dinges bewirken, was unmöglich ist.

Das Nichts kann keine Wirkung sein, weil es, als der absolute Gegensatz des Seins, etwas Seiendes nicht zur Ursache haben kann. Wenn es Gründe gegen das Dasein Gottes gibt, so beweisen sie nicht, daß das als Gott definierte Wesen nicht existieren könne, sondern sie beweisen, daß wir durch nichts berechtigt sind, eine solche Definition zu machen. Der Beweis übrigens, welcher aus dem Wesen Gottes sein Dasein demonstriert, stützt sich nur auf eine logische Notwendigkeit, er sagt: wenn ich mir Gott denke, muß ich ihn mir als seiend denken—, aber was berechtigt mich denn, Gott zu denken?

3. Beweis. Die Unmöglichkeit der Existenz ist ein Unvermögen, die Möglichkeit ein Vermögen. Wenn daher all das, was notwendigerweise existiert, nur endlich ist, so muß das Endliche mächtiger sein als das absolut Unendliche, was widersinnig ist; es existiert daher entweder nichts, oder das absolut Unendliche existiert notwendigerweise. Wir sind aber entweder in uns oder in etwas anderem, was notwendigerweise ist. Das absolut unendliche Wesen, d. h. Gott, existiert also notwendigerweise.

Anmerkung. Dieser Satz zeigt, daß das Vollkommne absolut dasein müsse, weil sein Nichtdasein gegen seinen Begriff streitet, während das Unvollkommne oder Endliche sehr [wohl] als nicht existierend gedacht werden könne.

Wolle man also behaupten, das Endliche existiert notwendigerweise, so müßte man dies von dem Unendlichen noch viel eher zugeben.

Dieser Beweis hat mit dem ersten große Ähnlichkeit; charakteristisch ist es, daß hier Spinoza das Unendliche und das Vollkommne in einer Bedeutung nimmt. Was das Vollkommne anbelangt, so können wir wieder fragen, was zwingt uns denn, etwas Vollkommnes zu denken? Was das Unendliche dagegen anbelangt, so läßt sich aus spinozistischen Grundsätzen sein Dasein sehr leicht beweisen; im dritten Beweis hat Spinoza selbst einige Andeutungen dazu gegeben. Alles, was ist, ist entweder in sich oder in etwas anderm. Das, was in sich ist, kann nur durch sich selbst begriffen werden; es ist der Grund seiner selbst, sein Wesen involviert Dasein. Es ist ewig, weil es den Grund seines Daseins in sich trägt; es ist unendlich, weil es nicht zwei Substanzen von gleicher Natur geben kann und weil nur Gleiches durch Gleiches eingeschränkt wird.

Alles, was nur durch sich selbst begriffen werden kann, faßt er in dem Begriff der einen, aus unendlichen Attributen, deren jedes eine ewige und unendliche Wesenheit ausdrückt, bestehenden Substanz zusammen. Sie ist für ihn die Weltursache, worin alles ist; sie ist ewig und unendlich—aber sie ist nicht Gott, sie ist nicht das absolut vollkommne, moralische Wesen des Deismus,—sie ist nichts anders, als was jeder Atheist selbst, wenn er einigermaßen konsequent verfahren will, anerkennen muß.

Erst in dem Scholium zum dritten Beweis weist auch Spinoza auf Gott hin. Hier hört der Philosoph auf, und er vergöttert willkürlich das, was in sich und worin alles ist.[1]

Propositio XII. Es ist kein Attribut der Substanz denkbar, woraus hervorginge, daß die Substanz teilbar sei.[2]
Beweis. Die Teile nämlich, in welche die so begriffene Substanz geteilt werden würde, werden entweder die Natur

[1] Letzter Satz a. R. nachgetragen.—[2] a. R.: § 12 und 13 können sich nur auf ein räumliches Verhältnis beziehen.

der Substanz behalten oder nicht. Im ersteren Fall müßte jeder Teil unendlich sein, die Natur seiner selbst enthalten und nach Prop. V. aus einem verschiedenen Attribut bestehen, so daß aus einer Substanz mehrere gebildet werden könnten, was nach Prop. VI. absurd ist. Wenn man noch hinzunimmt, daß die Teile mit ihrem Ganzen nichts gemein haben würden und das Ganze ohne seine Teile sein und begriffen werden könnte, so wird an dieser Absurdität niemand zweiflen.—Im letzteren Fall müßte die ganze Substanz, nachdem sie in gleiche Teile geteilt worden, ihr Wesen als Substanz aufgeben und ablegen.[1]

Anmerkung. Da Proposition V. falsch ist, kann ich auch den aus ihr abgeleiteten Grund nicht anerkennen; ich sehe nicht ein, warum nicht bei einer Teilung der Substanz die einzelnen Teile die Natur der Substanz behalten könnten.

1. Da das Ganze ewig ist, müssen auch die einzelnen Teile ewig sein, da ja das Ganze aus ihnen besteht.

2. Die Unendlichkeit der Substanz wird von Spinoza nur daraus hergeleitet, daß nur Gleiches Gleiches einschränkt und daß die Substanz unendlich sein müsse, weil es nicht mehrere Substanzen von gleicher Natur geben könne; da aber letzteres keineswegs erwiesen ist, so kann auch aus dem Umstande, daß durch die Teilung des unendlichen Ganzen die einzelnen Teile sich gegenseitig einschränken [und] endlich werden[2], nicht geschlossen werden, daß sie somit von dem Wesen der Substanz etwas verlieren würden.

3. ist es keineswegs nötig, daß die einzelnen Teile ein verschiednes Attribut, d. h. ein verschiednes Wesen haben müßten, weil ja, wie schon gesagt, Spinoza keineswegs erwiesen hat, daß es nicht mehrere Substanzen von gleicher Natur geben könne.

4. würden aus einer Substanz keineswegs mehrere Substanzen gebildet werden, was freilich dem Wesen der Substanz widersprechen würde, sondern die Substanz wäre nur ein aus einzelnen gleichartigen Substanzen bestehendes Kollektivwesen, was wieder in seine natür-

[1] a. R.: Beides ist also ungereimt.—[2] Hinter *Teile* folgt im Manuskr. *dadurch* und gestrichen *daß sie*, was keinen Sinn gibt.

lichen Teile zerfiele, ohne sich zu ändern, ein Phänomen, das sich eben nur bei der Substanz, aber sonst nirgends bei einem Ganzen und seinen Teilen zeigen kann.[1]

Propositio XIII. Die absolut unendliche Substanz ist unteilbar.
Beweis. Wenn sie nämlich teilbar wäre, würden die Teile, worin sie geteilt werden würde, die Natur der absolut unendlichen Substanz behalten oder nicht. Wäre ersteres, so gäbe es mehrere Substanzen von gleicher Natur, was absurd ist. Wäre letzteres, so könnte die absolut unendliche Substanz zu sein aufhören, was ebenfalls absurd ist.
Anmerkung. Der Beweis ist fast der nämliche, wie der vorhergehende; das in voriger Anmerkung gegen jenen Vorgebrachte gilt auch gegen diesen.

Corollarium. Daraus folgt, daß keine Substanz und somit auch keine körperliche Substanz, insofern sie Substanz ist, teilbar sei.
Anmerkung. Von der körperlichen Substanz kann eigentlich allein in diesem Paragraphen hier die Rede sein, bei einer geistigen Substanz fällt der Begriff *Teil* ganz weg.

Scholium. Die Unteilbarkeit der Substanz kann noch einfacher daraus bewiesen werden, daß die Substanz nicht anders als unendlich gedacht und unter einem Teil der Substanz nichts anders als eine endliche Substanz verstanden werden kann, was offenbar einen Widerspruch enthält.
Anmerkung. Die Unendlichkeit der Substanz bezieht sich offenbar hier auf ein räumliches Verhältnis, denn das zeitliche Verhältnis kann durch das Zerlegen eines Ganzen in seine Teile nicht verändert werden; nur bei einer körperlichen Substanz können bei ihrer Zerlegung die einzelnen Teile räumlich endlich, d. h. begrenzt werden, während das Ganze unbegrenzt war.
Übrigens steht und fällt dieser Satz mit der fünften Proposition. Die räumliche Unendlichkeit der Substanz folgert Spinoza nur daraus, daß nur Gleiches von Gleichem begrenzt werden könne und daß es nicht mehrere Sub-

[1] 3. und 4. am Rande nachgetragen.

stanzen von gleicher Natur gäbe und somit die Einschränkung einer Substanz unmöglich sei. Da aber die Unmöglichkeit mehrerer gleicher Substanzen nicht erwiesen ist, so fällt auch der aus ihr gefolgerte Schluß.

Propositio XIV. Außer Gott kann es keine Substanz geben oder begriffen werden.

[*Beweis.*] *Gott ist das absolut unendliche Sein, dem kein Attribut, welches das Wesen der Substanz ausdrückt, abgesprochen werden kann (Prop. VI.), und existiert notwendigerweise (Prop. XI.).*[1] *Wenn es eine Substanz außer Gott gäbe, so müßte durch irgendein Attribut Gottes ausgedrückt werden, daß es zwei Substanzen von gleichen Attributen geben würde, was nach Prop. V. absurd ist; folglich kann es außer Gott keine Substanz geben oder gedacht werden. Denn wenn sie gedacht werden könnte, so müßte sie notwendig als seiend gedacht werden, was nach dem ersten Teil dieser Demonstration absurd ist. Es kann also außer Gott keine Substanz geben noch gedacht werden. Qu. e. d.*

Anmerkung. Der Beweis lautet mit andern Worten so: Da Gott die aus unendlichen Attributen bestehende Substanz ist, so müßte eine Substanz, die neben Gott existiert, durch ein Attribut Gottes ausgedrückt werden, was unmöglich ist, weil es nach Prop. V. nicht mehrere Substanzen von gleichem Wesen, d. h. von gleichen Attributen geben kann. Was aber bereits gegen die fünfte Proposition ist eingewendet worden, findet hier wieder seinen Platz.

Überhaupt ist, wie schon in der Anmerkung zur zehnten Proposition gesagt wurde, Substanz und Attribut eins, und im Fall die Substanz mehrere Attribute habe, nur ein Kollektivwesen, das aber für sich, als was Besonderes genommen, keinen Inhalt oder Bedeutung hat.

Gott ist der Kollektivbegriff der (der Zahl nach) unendlichen Attribute und wird mit dem Namen *Substanz* umfaßt. Der von Spinoza vorgebrachte Beweis ist eigentlich ganz überflüssig, denn mit dem Worte *die aus unendlichen Attributen bestehende Substanz* ist schon alles gesagt, es

[1] a. R.: Vgl. *Cogitat. met., P. II.*

kann ihm gemäß keine Substanz außer Gott geben. Denn eine Substanz besteht ja aus Attributen; da nun Gott aus unendlichen Attributen besteht, so muß ja jedes Attribut mit Gott vereinigt sein, und es ist dann undenkbar, wie es noch eine Substanz außer Gott sollte geben können. Übrigens ist mir nicht klar, warum, weil Gott die aus unendlichen Attributen bestehende Substanz ist, deswegen auch jedes Attribut in ihm enthalten sein müsse. Hätte Spinoza gesagt: alles, was durch sich ist, ist die göttliche Substanz—, so wäre die einzige Substanz bewiesen, da es dann keine Substanz oder vielmehr kein Attribut geben könne, die dann nicht zu dem Kollektivbegriff *Gott* gehörte.

Propositio XV. Alles, was ist, ist in Gott, und nichts kann ohne Gott sein noch gedacht werden.
Beweis. Außer Gott kann es keine Substanz geben oder gedacht werden (Prop. XIV.), d. h. per def. III.: ein Ding, was in sich ist und durch sich selbst begriffen wird. Die modi aber können ohne Substanz weder sein noch begriffen werden (Def. V.); deswegen können sie auch nur in der göttlichen Natur sein und durch dieselbe begriffen werden. Es gibt aber nichts als Substanzen und modi (Axiom III.). Es kann also nichts ohne Gott sein noch begriffen werden. Qu. e. d.
Anmerkung. Gegen den Satz, daß alles in Gott sei, führt man an, die Materie müsse dann auch in Gott sein, und sucht dann zu beweisen, die Materie müsse endlich sein, was gegen das Wesen Gottes streite.
Spinoza widerlegt die dafür angeführten Gründe, indem er sagt, wenn man einmal die Materie als eine Substanz und somit als unendlich annähme, so könne man auf sie den Begriff des Teils nicht mehr anwenden, und alles, was man über ihre Teilung gesagt, sei somit gar nicht zu berücksichtigen. Sein Weg dabei ist folgender:
1. Gleiches kann nur durch Gleiches begrenzt werden.
2. Nun gibt es aber keine zwei gleichen Substanzen nach Prop. V.; die ausgedehnte Substanz ist also unendlich.
3. Wollte man die unendliche Substanz teilen, so behielten

die Teile entweder die Natur der Substanz oder nicht. Im ersten Fall müßte es mehrere gleiche Substanzen geben, was nach dem vorigen Satze unmöglich ist; im letzten Fall müßte die Substanz ihr Wesen als Substanz aufgeben, was ebenso unmöglich ist. Also: die unendliche Substanz ist unteilbar, und alles, was man gegen die Unendlichkeit der Substanz aus der Teilung der un ndlichen Substanz vorbringt, ist Unsinn.

Gibt man einmal Spinoza die Unendlichkeit der Substanz zu, so muß man auch das übrige zugestehen. Diese Unendlichkeit beruht aber auf der fünften Proposition, nämlich darauf, daß es keine zwei gleichen Substanzen gäbe, weil man sie nicht voneinander unterscheiden könne, weil sie dann, indem sie sich gegenseitig begrenzen, in eins zusammenfließen würden. Dies *nicht unterscheiden können* berechtigt aber doch nicht zu dem Schluß, daß es nicht in der Wirklichkeit so sein und daß wir es uns nicht denken könnten. Dies Unterscheiden bezieht sich bloß auf einen körperlichen, aber nicht auf einen geistigen Akt; der Geist kann ja noch immer die Trennung machen, wenn es auch das körperliche Auge nicht imstande ist. Auf dem transzendenten Standpunkte fragt es sich bloß: können wir uns zwei oder mehrere gleiche Substanzen nebeneinander denken, und Spinoza gibt keinen Grund an, der diese Möglichkeit unmöglich machte. Er hat also von seinem eignen System aus noch keineswegs die Unendlichkeit der ausgedehnten Substanz bewiesen.

Übrigens ist mir noch nicht klar, ob nicht ein Ganzes unendlich sein und dennoch aus endlichen Teilen bestehen kann, indem es eine unendliche Anzahl solcher endlichen Teile einschließt.[1] Da wir bis jetzt noch immer mehrere gleiche Substanzen annehmen müssen, so könnte die ganze Ausdehnung als aus einer unendlichen Anzahl körperlicher Substanzen bestehen, [deren] Ganzes unendlich ist, indem, da das eine, ihrer Gleichheit wegen, das andere ebenso begrenzt, als es von ihm begrenzt wird

[1] a. R.: Es ist hier nur von Substanzen oder Attributen, d. h. von Dingen, die durch sich sind, die Rede; denn bei *modis* wäre ein unendliches Ganze aus endlichen Teilen bestehend Unsinn.

und somit keines das andere abschließt, sie sich wieder ins Unendliche begrenzen.

Deshalb braucht aber nichts Leeres zwischen ihnen zu sein, denn ihrer Natur gemäß müssen sie sich ja so weit ausdehnen, bis sie einander begrenzen, so daß also kein leerer Raum bleiben kann. Auch paßt hier die Frage nicht mehr, warum nicht eins vernichtet werden könne, da ja jedes für sich bestehe. 1. aus Etwas wird nicht Nichts und umgekehrt, und 2. ist jedes Substanz.

Wir hätten somit ein unendliches Ganze aus sich gegenseitig begrenzenden und insofern endlichen Teilen, die aber Substanzen sein müßten, denn sonst wäre diese Behauptung so absurd, als die Gegner Spinozas sagten. Denn alsdann, ich wiederhole es, müssen sie sich ins Unendliche begrenzen, weil keines das andere abschließen kann.

Wir hätten dann nur eine Ausdehnung mit Spinoza, aber aus unendlichen (Zahl) Substanzen, oder vielmehr Attributen, ein räumlich unendliches Meer aus der Zahl nach unendlichen Quellen. Doch paßt dies nur insofern, als überhaupt ein Bild in philosophische Deduktion paßt.

Wir können diese Ausdehnung so wenig als die Spinozas körperlich teilen, weil ja eins das andere ins Unendliche begrenzt, eigentlich, um mich bildlich auszudrücken, eins dem andern parallel ist—, aber wir können sie geistig in ihre unendlichen Attribute zerlegen.

WAS war Spinozas Ziel? Er sagt es deutlich im *Tractatus de emendatione intellectus*. Er sagt, wie er erst sich um Irdisches bemüht und dann gesehen habe, daß die Glückseligkeit nur im Besitz des Ewigen zu finden sei. *Videbantur porro ex hoc orta esse mala . . . . . totisque viribus quaerendum* [VL I, S. 5].

Ferner heißt es: Ich will hier nur kurz sagen, was ich unter dem wahren Guten und dem höchsten Gut verstehe. Vorerst merke man sich, bös und gut kann nur relativ gesagt werden; jedes Ding kann in verschiednen Beziehungen gut oder bös, vollkommen oder unvollkommen heißen. Denn nichts ist an und für sich gut oder bös, vollkommen oder unvollkommen, weil alles nach einer ewigen Ordnung und ewigen Gesetzen geschieht. Da aber die menschliche Schwäche diese Ordnung in ihrem Denken nicht umfassen kann und der Mensch indes sich die Idee von einer der seinigen weit überlegnen menschlichen Natur bildet und zugleich kein Hindernis sieht, warum er einer solchen Natur nicht teilhaftig werden könne, so sucht er nach Mitteln, um zu solcher Vollkommenheit zu gelangen, und alles, was als Mittel dazu dienen kann, heißt bei ihm das wahre Gute; das höchste Gut für ihn ist aber *ut ille cum aliis individuis, si fieri potest, tali natura fruatur. . . . . ad hunc sunt dirigendae finem* [VL I, S. 6f.].

Diese Stelle enthält ein bedeutendes Geständnis, ganz im Sinne seines Systems, und doch zugleich einen Widerspruch. Nur die menschliche Schwäche, nur der Mangel an Erkenntnis macht, daß wir nach etwas Vollkommnem streben, denn in der Natur gibt es kein Werden, nur Sein, kein Streben, sondern schon Besitzen, überall eine Vollkommenheit, wie sie aus der ewigen Ordnung der Dinge folgt. Und doch, wie kann er von menschlicher Schwäche reden? Ebenso, wie er in seiner Metaphysik das Endliche aus dem Unendlichen, wie er das Böse aus unsern Vorstellungen herleitet. Der ewige Widerspruch zwischen dem, was ist in der Endlichkeit, und dem Ewigen, an das wir dasselbe zu knüpfen suchen.

Einige hierher gehörige Stellen finden sich im *Tractatus theologico-politicus*, so Cap. III.: *Omnia, quae honeste cupi-*

mus, ad haec tria potissimum referuntur, nempe, res per primas suas causas intelligere, passiones domare sive virtutis habitum acquirere, et denique secure et sano corpore vivere [VL I, S. 409].—Ferner, wo das Ziel alles Strebens noch näher bezeichnet wird, Cap. IV. [VL I, S. 422 f.]:

Da die Vernunft (*intellectus*) unser höchstes Gut ist, so ist es gewiß, daß wir streben müssen, sie so vollkommen als möglich zu machen, wenn wir auf unser wahrhaftes Glück bedacht sind; denn nur in ihrer Vollkommenheit soll unser höchstes Gut bestehn. Ferner, weil unsre Erkenntnis und die Gewißheit, welche wahrhaft jeden Zweifel hebt, von Gottes Erkenntnis allein abhängt (da ja ohne Gott nichts sein noch begriffen werden kann und wir an allem zweifeln können, solange wir von Gott keine klare und deutliche Idee haben), so folgt, daß unser höchstes Gut und unsre höchste Vollkommenheit von der Erkenntnis Gottes abhängen etc. Ferner, da nichts ohne Gott weder sein noch begriffen werden kann, so ist es gewiß, daß alles, was in der Natur ist, den Begriff Gottes hinsichtlich seiner Essenz und seiner Vollkommenheit involviere und ausdrücke, und daß wir also, je mehr wir die natürlichen Dinge erkennen, auch eine um so vollkommnere Erkenntnis Gottes erlangen, oder (weil die Erkenntnis der Wirkung durch die Ursache nichts andres ist als eine Eigenschaft der Ursache erkennen) je mehr wir die natürlichen Dinge erkennen, um so vollkommner erkennen wir die Essenz Gottes (der ja die Ursache aller Dinge ist); und so hängt unsere ganze Erkenntnis, d. h. unser höchstes Gut, nicht nur von der Erkenntnis Gottes ab, sondern liegt sogar einzig in ihr. Dies ergibt sich auch aus folgendem: je besser und vollkommner die Sache, welche der Mensch vor allem liebt, um so besser und vollkommner ist er selbst; der ist also notwendigerweise der Vollkommenste und der höchsten Seligkeit teilhaftig, welcher die intellektuale Erkenntnis des vollkommensten Wesens, d. i. Gottes, über alles liebt.[1]

So liegt also schon über den ersten Rissen des Spinozismus

[1] Mit andrer Schrift zugefügt: S. d. Fortsetzung [im *Tract. theol.-pol.*, Cap. IV.]. Ferner Cap. V., p. 209, 210.

eine unendliche Ruhe. Alle Glückseligkeit ist allein im Anschauen des Ewigen, Unveränderlichen; nicht von dem Endlichen soll zum Unendlichen, nicht von den Dingen soll zu Gott fortgeschritten, sondern aus Gott heraus soll alles erkannt werden. Aber jetzt kommt die eigentümliche Wendung des Spinozismus: diese Erkenntnis soll nicht das absolute Anschauen des Mystikers, es soll eine intellektuale Erkenntnis sein. Hier ist die große Kluft zwischen *Malebranche* und Spinoza. Beide haben nur unter Voraussetzung des *Cartesius* eine wissenschaftliche Bedeutung, beide setzen das Fundament des Cartesianismus voraus; aber Malebranche wird seinem Lehrer untreu, er wendet sich zur Anschauung, er sieht alle Dinge in Gott, aber unmittelbar ohne Räsonnement, ohne Schluß; Spinoza dagegen bleibt treu, die Demonstration ist ihm das einzige Band zwischen dem Absoluten und der Vernunft, ja er ist kühner als Cartesius, er dehnt das Recht der Demonstration weiter aus, der demonstrierende Verstand ist alles und ist allem gewachsen, wie dies sich aus der Vorrede *Meyers* zu den *Principiis philosophiae Cartes.* ergibt: *Praetereundum etiam hic nequaquam est . . . . . intellectum nostrum cupimus evehere* [VL II, S. 378f.].

Hierher gehören noch folgende Stellen: *Tract. theol.-pol.*, Cap. III. "Der wahrlich spricht Unsinn, welcher behaupten wollte, es sei nicht nötig, die Attribute Gottes zu begreifen (*intelligere*), sondern es genüge, sie ganz einfach ohne Demonstration zu glauben, denn die unsichtbaren Dinge, welche nur Objekte der Seele sind, können durch keine andern Augen gesehen werden als durch die Demonstration; wer nicht im Besitz dieser letzteren ist, der sieht von jenen Dingen nichts, und was er über dieselben nach dem Hörensagen urteilt, hat nicht mehr Wert als die Worte eines Papagei oder eines Automaten."

Ferner zieht Spinoza in dem *Tractatus theol.-pol.* eine scharfe Grenzlinie zwischen dem Glauben (der Religion) und der Philosophie; den ersteren beschränkt er rein auf das praktische Gebiet, der letzten allein spricht er das Recht und die Fähigkeit zu, die theoretischen Fragen zu lösen. So Kap. XV.: Die Vernunft ist das Reich der

Wahrheit und der Weisheit, die Theologie das Reich der Frömmigkeit und des Gehorsams.

Auffallend ist das Zugeständnis, welches Spinoza in dem *Tractatus theol.-pol.* hinsichtlich der praktischen (ethischen) Fragen dem Glauben und der Theologie macht.

Vgl. Kap. XV. [VL I, S. 548 f.]: "Wir schließen daher absolut, daß man weder die Vernunft der Heiligen Schrift noch die Schrift der Vernunft anzupassen suchen muß. Man könnte uns einwerfen: Können wir mittelst der Vernunft nicht demonstrieren, ob die Grundlehre der Theologie hinsichtlich des Gehorsams wahr oder falsch sei, warum glauben wir denn an dieselbe? Nehmen wir sie blindlings und ohne Vernunftgründe an, so handeln wir ja töricht und ohne Urteil. Nähmen wir dagegen an, diese Grundlehre könne durch Vernunftgründe demonstriert werden, so machten wir die Theologie zu einem integrierenden Teil der Philosophie. Ich antworte dagegen auf das bestimmteste: die Grundlehre der Theologie könne auf natürlichem Weg nicht nachgewiesen werden, oder es habe wenigstens bisher niemand getan, und deswegen sei die Offenbarung höchst notwendig gewesen. Nichtsdestoweniger können wir uns unserer Urteilskraft bedienen, um dem Geoffenbarten wenigstens moralische Gewißheit zu geben."

An einer andern Stelle scheint er diese Behauptung wieder einzuschränken, indem er sagt, daß es einige, wenn auch sehr wenige gäbe, welche bloß durch den Gebrauch der Vernunft zur Tugend gelangt seien, während dagegen alle übrigen die Offenbarung absolut notwendig hätten.

Diese Widersprüche lassen sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß der *Tractatus theol.-pol.* zu einer Zeit erschien, wo Spinoza wohl die Grundlinien seines Systems gezogen haben mochte, aber wahrscheinlich noch nicht alle seine Konsequenzen entwickelt hatte. Außerdem ist es wohl möglich, daß er seine Gedanken noch nicht ganz unverhohlen auszusprechen wagte und dem Glauben noch Konzessionen machte, die er später zurücknahm.

Der Spinozismus ist der Enthusiasmus der Mathematik. In ihm vollendet und schließt sich die car-

tesianische Methode der Demonstration, erst in ihm gelangt sie zu ihrer völligen Konsequenz. Erst unter Voraussetzung des *Cartesianismus* erhält, wie ich schon gesagt habe, der Spinozismus sein wissenschaftliches Fundament.

Den deutlichsten Übergang zwischen beiden Systemen hat man in den den *Principiis philosophiae Cartesianae* angehängten *Cogitatis metaphysicis*. Am besten aber sieht man, wie Spinoza durch *Cartesius* ergänzt werden müsse, in der Wissenschaftslehre des Spinoza; dieselbe ist größtenteils in dem *Tractatus de emendatione intellectus* enthalten. Wir entwickeln sie hier, denn erst durch sie erhält die Metaphysik ihre wissenschaftliche Bedeutung. Doch muß ich bemerken, daß die erwähnte Abhandlung unvollendet geblieben und, wie die Vorrede beweist, noch nicht gehörig ausgearbeitet und geordnet ist.

Es gibt vier Arten von Erkenntnis:

1. Erkenntnis durch das Hören und willkürliche Zeichen.

2. Erkenntnis aus unbestimmter Erfahrung, d. h. aus einer Erfahrung, welche nicht *determinatur ab intellectu*, sondern uns zufällig aufstößt und uns für etwas Gewisses gilt, weil wir keine andre ihr widersprechende Tatsache kennen.

3. Erkenntnis des Wesens einer Sache, welche durch einen, jedoch nicht adäquaten, Schluß aus dem Wesen einer andern Sache erlangt wird; wie dies geschieht, wenn man von einer Wirkung auf die Ursache oder von dem Allgemeinen, das ja doch immer irgendeine Eigenschaft enthält, auf das Besondre schließt.

4. Erkenntnis einer Sache aus ihrer bloßen Essenz, oder aus ihren nächsten Ursachen; wenn ich z. B. daraus, daß ich etwas erkannt habe, weiß, *quid hoc sit aliquid nosse* (was es heißt, etwas erkannt haben, oder worin das Wesen der Erkenntnis besteht), oder wenn ich aus dem Wesen der Seele erkenne, sie sei mit dem Körper vereinigt.

Nur diese vierte Art der Erkenntnis kann zum Erforschen der Wahrheit dienen, denn nur *solus quartus modus comprehendit* (begreift) *essentiam rei adaequatam et absque erroris periculo; ideoque maxime erit usurpandus.* [Tract. de intellect. VL I, S. 10].

Da wir nun wissen, welche Kenntnis uns notwendig ist (nämlich die des Ewigen, Gottes), so müssen wir den Weg und die Methode suchen, mittelst der wir die unbekannten Dinge durch die vierte Erkenntnisweise begreifen können. Diese Untersuchung setzt jedoch nicht voraus, daß wir von der Methode wieder die Methode aufsuchen müßten und so fort ins Unendliche, denn so könnten wir nie zu einer Erkenntnis gelangen, *sed intellectus vi sua nativa facit sibi instrumenta intellectualia* . . . [VL I, S. 11]. Daran schließt sich nun die Untersuchung über die Wahrheit und Falschheit der Ideen. Unter Wahrheit der Ideen versteht Spinoza zweierlei: 1. die logische Richtigkeit einer Idee, ob sie nichts Widersprechendes, einander Aufhebendes enthalte, und 2. die objektive Realität oder die Frage, ob der Idee in der Wirklichkeit etwas entspreche. Er unterscheidet also zwischen formaler und materialer Wahrheit. Er sagt: denn was die Form des Wahren anbelangt, so ist es gewiß, daß der wahre Gedanke sich von dem falschen nicht nur durch ein äußeres, sondern zumeist durch ein inneres Verhältnis unterscheide. Denn sinnt ein Künstler eine Maschine aus, die weder je existiert hat noch je existieren wird, so ist sein Gedanke doch wahr und der nämliche, diese Maschine mag nun existieren oder nicht, und umgekehrt, wenn jemand sagt: Peter existiert, ohne zu wissen, ob Peter wirklich existiert, so ist dieser Gedanke hinsichtlich seines Wissens falsch oder vielmehr nicht wahr, obgleich Peter in der Wirklichkeit existiert. Der Ausspruch: Peter existiert, ist also nur hinsichtlich desjenigen (für den) wahr, welcher wirklich weiß, daß Peter existiert. Es folgt daraus, daß es in den Ideen selbst etwas Reales gibt, wodurch die wahren sich von den falschen unterscheiden; dieses Reale muß nun gesucht werden, damit wir die beste Norm der Wahrheit haben und die Eigenschaften unseres Verstandes erkennen. Man sage nicht, dieser Unterschied rühre daher, daß bei einem wahren Gedanken die Sache durch ihre nächste Ursache erkannt wird, denn auch der Gedanke ist wahr, welcher das Wesen eines Prinzips involviert, das keine Ursache hat und durch sich und in sich erkannt wird. Es

muß daher die Form des wahren Gedankens in dem Gedanken selbst ohne alle Beziehung auf andere liegen, nicht das Objekt zur Ursache haben, sondern allein von dem Vermögen und Wesen des Verstandes abhängen. Denn wenn wir annehmen, ein Verstand denke sich ein neues Objekt, was niemals existiert hat (so wie manche sich den Verstand Gottes vorstellen, eh er die Dinge schuf), und leite aus diesem Gedanken andere Gedanken richtig ab, so wären alle diese Gedanken wahr und hingen nur von dem Vermögen und Wesen des Verstandes ab, ohne durch irgendein äußeres Objekt bedingt zu werden. Deshalb muß dasjenige, was die Form des wahren Gedankens ausmacht, in dem Gedanken selbst gesucht und von dem Wesen des Verstandes hergeleitet werden: und die Falschheit besteht also nur darin, daß etwas von einer Sache ausgesagt wird, was in dem Begriff, den wir uns von ihr gebildet haben, nicht enthalten ist. Es folgt daraus, daß alle einfachen Gedanken wahr sein müssen, wie z. B. die Idee der Bewegung, der Quantität etc.; denn die Bejahungen, welche sie enthalten, erstrecken sich nicht über ihren Begriff hinaus und entsprechen demselben. Folglich können wir ohne Besorgnis eines Irrtums einfache Ideen nach Belieben bilden.

Nun zur materialen Wahrheit. Diese Untersuchung führt uns zur Identitätslehre und so zur Höhe des Spinozismus. *Idea vera (habemus enim ideam veram) est diversum quid a suo ideato ..... Porro cum ratio, quae est inter duas ideas, sit eadem cum ratione ..... idearum* [VL I, S. 11—14]. Resümieren wir also dieses Räsonnement. Wir haben wahre Ideen. Eine *materialiter* wahre Idee ist eine solche, deren objektives (subjektives) Wesen mit dem formalen (objektiven) ihres Objekts übereinkommt, mit ihm eins ist. Die materiale Wahrheit beruht also in der Identität des Gedankens mit dem Gedachten (d. h. seinem Objekt). Was aber eine wahre Idee sei, erkennt man erst aus dem Besitz einer wahren Idee. Die beste Methode ist also diejenige, welche nicht erst nach einer wahren Idee sucht, denn das kann sie nicht, sondern die, welche, nachdem eine wahre Idee gegeben, nach der Norm der-

selben die übrigen wahren Ideen sucht, und die allerbeste diejenige, welche aus der Idee des höchsten Wesens alle übrigen Ideen ableitet. Denn so wie die Idee des höchsten Wesens eine notwendige, objektive Realität involviert, so werden auch alle diejenigen Ideen, welche richtig aus ihr abgeleitet werden, die nämliche Notwendigkeit involvieren, und werden dann aus der Idee Gottes die Ideen von den Dingen ebenso entwickeln, wie die Dinge aus Gott in der Wirklichkeit hervorgegangen sind. Der Satz *Malebranches* von dem Schauen aller Dinge in Gott, mathematisch demonstriert!!

Vielleicht ließe sich nach diesem Gedankengang die ganze Identitätslehre Spinozas an den Satz knüpfen: Wenn Gott ist, weil wir ihn denken, so muß offenbar Denken und Sein eins sein.

Kuhn sagt dagegen: "Mir kommt es vor, als drücke man das Prinzip des Spinozismus, die absolute Erkenntnisart, nicht in seiner höchsten Form aus, wenn man sagt, es sei in dem Satze enthalten, daß Denken und Sein eins sei. Dieser Satz scheint mir ein abgeleiteter zu sein und die absolute Erkenntnisart des Spinoza in der intuitiven Erkenntnis des absoluten Seins, außer welchem kein anderes Sein ist, zu liegen. In dieser Erkenntnisart, als der allein wahren, liegt auch der vollendetste Widerspruch gegen den Reflexionsstandpunkt, den Spinoza beabsichtigte und auf den er durch *Cartesius* geleitet wurde. Auf dem Reflexionsstandpunkte gibt es wahrhaft Verschiedenes, Auseinanderliegendes, Aufeinanderfolgendes: auf dem Standpunkte der absoluten Erkenntnisart ist überall nur eines, lauter Licht, kein Schatten, keine Farbe etc."

Ich glaube, *Kuhn* irrt sich; ich habe es schon einmal gesagt, der Spinozismus ist der Enthusiasmus der Mathematik. Nur mathematisch gewisse Erkenntnis konnte ihn befriedigen, von intuitiver Erkenntnis kann bei ihm nicht die Rede sein! Zeigt ihm einen falschen Schluß, und er läßt sein ganzes System fallen. Alles, Wissenschaftslehre und Metaphysik, hängt an dem einen Satz: wir können uns das vollkommne Wesen nicht anders als seiend denken, es existiert also notwendigerweise. Die Wissenschafts-

lehre, denn aus ihr gibt sich die Identität des Denkens und Seins; die Metaphysik, denn es ist die einzige Möglichkeit, die Realität eines Objekts zu beweisen—, und so ist das ganze metaphysische System eine konsequente Entwicklung dessen, was sich aus dem Begriff des höchsten Wesens herleiten läßt[1]. Bei diesem Satze wird jedoch immer die ganze Schlußreihe, die demselben im cartesianischen System vorhergeht, vorausgesetzt, und daß Spinoza ihn nur unter dieser Voraussetzung annahm, läßt sich nachweisen; in seinem Standpunkte ist also nichts Neues im Verhältnis zu *Cartesius*. So sagt er in den *Cogitatis metaphysicis: incipiamus igitur ab ente, per quod intelligo id omne, quod, cum clare et distincte percipitur, necessario existere vel minime existere posse reperimus* [VL II, S. 462].

Dies *clare et distincte* sagt genug; er fängt da an, wo *Cartesius* bewiesen hat, daß wir nicht irren können, wenn wir etwas klar und deutlich erkannt haben.

Hierher gehört eine Stelle im *Tractatus de emendatione*, welche den direktesten Beweis liefert: *Unde sequitur, nos non posse veras ideas in dubium vocare, quod forte aliquis Deus deceptor existat . . .; hoc est, si . . . nihil inveniamus, quod nos doceat, eum*[2] *esse deceptorem . . . . . et, modo eam habeamus, sufficiet ad tollendam, uti dixi, omnem dubitationem, quam de ideis claris et distinctis habere possumus* [VL I, S. 27]. So wiederholt also Spinoza nicht nur den *Cartesius*, sondern ergänzt ihn auch noch, indem er durch das *modo eam habemus* den bekannten Zirkel, den Cartesius in seiner Schlußreihe macht, zu umgehen sucht.

Ich sehe also keinen neuen, keinen absoluten Standpunkt, in der Art, wie Spinoza die Identitätslehre an die Spitze seines Systems stellt (*Ethic. I, Def. I.—Axiom. VI., VII.*).

Er fängt da an, wo *Cartesius* die Identität des Gedankens mit seinem Objekt aus der Wahrhaftigkeit Gottes schließt. Cartesius war so gut als Spinoza Identitätsphilosoph, wie

---

[1] a. R.: So sagt Spinoza *De emend. intell.*: *Quod autem attinet ad cognitionem originis naturae . . . . . praeter quod nullum datur esse* [VL I, S. 25 f.].—[2] a. R.: (*non*, wahrscheinlich Druckfehler.)

es überhaupt jeder dogmatische Philosoph sein muß. Spinoza setzt beständig die Schlußreihe des Cartesius, vom *cogito, ergo sum* an, voraus, die er nicht wiederholte, weil er sie als erwiesen ansah—, und er kann es nicht anders, wenn er die mathematische Evidenz, auf die er beständig Anspruch macht, behaupten will.

Außer dem Erfordernis der Klarheit und Deutlichkeit gibt übrigens Spinoza kein Kriterium der material wahren Ideen; er sagt nur, was eine wahre Idee sei, lerne man erst aus dem Besitz derselben kennen. (*Unde iterum patet, quod ad certitudinem veritatis nullo alio signo sit opus, quam veram habere ideam . . . . . est certitudo et essentia objectiva* [VL I, S. 12].)

Doch zieht er eine scharfe Linie zwischen dem *ens reale* und dem *ens rationis* und *ens fictum*, und gibt die Unterschiede zwischen den wahren und den erdichteten, falschen oder zweifelhaften Ideen an. Die Untersuchung über das erstere findet sich in den *Cogitatis metaphys. I.* Cap. I.: *Chimaera, ens fictum et ens rationis nullo modo ad entia revocari possunt . . . . . inservit ad res intellectas facilius retinendas, explicandas atque imaginandas* [VL II, S. 462].

Zu den Denkweisen, welche *ad res retinendas* dienen, gehören die Art- und Gattungsbegriffe, *ad res explicandas* die Begriffe von Zeit, Zahl, Maß etc.

Diese Begriffe selbst aber dienen wieder zur Erklärung von anderen (*horum autem tempus inservit durationi explicandae, numerus quantitati discretae, mensura quantitati continuae* [VL II, S. 462].

Causa autem, ob quam hi modi cogitandi pro ideis rerum habentur . . . . . dividunt enim Ens in Ens et Non-ens, aut in Ens et modum cogitandi [VL II, S. 463].

Man muß sich wohl hüten, die *entia rationis* mit dem *ens reale* zu verwechseln, denn: *aliud est inquirere in rerum naturam, aliud in modos, quibus res a nobis percipiuntur* [VL II, S. 464].

Das übrige wird in dem *Tract. de intell. emendatione* abgehandelt.

Die eingebildete Idee unterscheidet sich von der falschen,

wie aus den *Cogitatis metaphys.* hervorgeht, dadurch, daß die erste durch einen Akt der Willkür und mit Bewußtsein des Irrigen oder wenigstens des Ungewissen (indem ich z. B. sage: Peter ist zu Haus, ohne daß ich weiß, ob er wirklich zu Haus ist, oder wenn ich gar das Gegenteil weiß—letztes ist eigentlich die Lüge) hervorgebracht wird. (*Ens fictum nihil aliud est quam duo termini connexi ex sola mera voluntate, sine ullo ductu rationis. Cog. met. I* 1. [VL II, S. 464]. Ferner *De intell. emend.*: *Nam inter ideam falsam et fictam nulla alia datur differentia . . .* [VL I, S. 22].)

Da jede Sache entweder unter dem Begriff ihrer Existenz oder ihrer Essenz vorgestellt wird, so beziehen sich auch alle Erdichtungen und Irrtümer auf diese beiden Begriffe. Hinsichtlich des ersteren, des Begriffs der Existenz, können Dichtungen und Irrtümer nur bei dem Möglichen, nicht bei dem Notwendigen und Unmöglichen stattfinden. Denn: *rem impossibilem voco, cujus natura implicat contradictionem, ut ea existat; necessariam, cujus natura implicat contradictionem, ut ea non existat; possibilem, cujus quidem existentia . . . non implicat contradictionem . . .* [*De intell. emend.*, VL I, S. 17].

Absichtliche Erdichtungen (d. h. Lügen) bestehen darin, daß ich mittelst des Gedächtnisses mich an Irrtümer erinnere, die ich früher hatte oder haben konnte.

Erdichtungen und Irrtümer hinsichtlich des Unmöglichen sind eigentlich nicht als solche zu betrachten, sondern sie sind eigentlich durch Abstraktion hervorgebrachte *verae ac merae assertiones.*

Was die Dichtungen und Irrtümer hinsichtlich der Essenz der Dinge anbelangt, so ist es klar, daß die Ideen der Dinge entweder einfach oder aus einfachen Ideen zusammengesetzt sein müssen. Eine einfache Idee nun kann nicht falsch sein, also kann der Irrtum auch nicht in einer einfachen Idee bestehen, *sed fit ex compositione diversarum idearum confusarum, quae sunt diversarum rerum atque actionum in natura existentium, vel melius ex attentione simul sine assensu ad tales diversas ideas* [a. a. O., VL I, S. 21]. Die Verwirrung entsteht daraus, daß die Vernunft

ein Ganzes und Zusammengesetztes nur teilweise erkennt, das Bekannte von dem Unbekannten nicht unterscheidet und auf das Mannigfaltige, was in jeder Sache enthalten ist, auf einmal ohne alle Unterscheidung reflektiert. Wenn nur die erste Idee nicht falsch oder erdichtet ist und aus ihr die übrigen richtig hergeleitet werden, so wird aller Irrtum vermieden.—Es ist daher nicht zu besorgen, daß man etwas erdichte, solange man eine Sache klar und deutlich vorstellt.

Was nun die zweifelhaften Ideen anbelangt, so findet kein Zweifel an und für sich in der Seele statt: *hoc est, si tantum unica sit idea in anima, sive ea sit vera sive falsa, nulla dabitur dubitatio, neque etiam certitudo, sed tantum talis sensatio* [VL I, S. 26]. Der Zweifel entsteht erst durch eine andere Idee, welche nicht so klar und deutlich ist, daß wir aus ihr etwas Gewisses hinsichtlich der bezweifelten Sache schließen können, d. h. die Idee, welche uns zum Zweifel brachte, ist nicht klar und deutlich. Daraus folgt, daß wir wahre Ideen nicht in Zweifel ziehen können, *quod forte aliquis Deus deceptor existat* (s. S. 346). *Dubitatio nihil aliud est quam suspensio animi* . . . . . [VL I, S. 27].

Die erdichteten, falschen und zweifelhaften Ideen haben ihren Grund in der Einbildungskraft, d. h. sie entstehen durch gewisse zufällige und losgerißne Eindrücke, welche nicht aus dem Vermögen der Seele selbst hervorgehen, sondern durch äußere Ursachen bedingt werden, je nachdem der Körper im Schlaf oder im Wachen verschiedne Eindrücke empfängt. *Vel si placet, hic per imaginationem, quicquid velis, cape, modo sit quid diversum ab intellectu, et unde anima habeat rationem patientis* [VL I, S. 28 f.]. *Deinde cum verba sint pars imaginationis . . . . . et nomina positiva usurparunt* [VL I, S. 29 f.].

Alles bisher Gesagte gehört zum ersten Teil der Methode—was soll im zweiten behandelt werden?: *Scopus est claras et distinctas habere ideas . . . Deinde, omnes ideae ad unam ut redigantur . . .* [VL I, S. 30].

Zu dem ersten gehört nun, daß man die Dinge entweder bloß aus ihrem Wesen (Essenz) oder ihrer nächsten Ur-

sache begreift. Ist das Ding in sich oder, wie man gewöhnlich sagt, Ursache seiner selbst, so muß es aus seinem Wesen begriffen werden; ist es aber nicht in sich, sondern erfordert es eine Ursache, so muß es aus dieser nächsten Ursache begriffen werden. Daraus geht hervor, daß wir nie etwas aus Abstrakten schließen dürfen und daß wir uns sehr hüten müssen, das, was nur in dem Verstand ist, mit dem, was in den Dingen ist, zu verwechseln. *Sed optima conclusio erit depromenda ab essentia aliqua particulari affirmativa, sive a vera et legitima definitione* [VL I, S. 31]. Denn von den allgemeinen Axiomen kann der Verstand nicht bis zu dem Einzelnen dringen, da die Axiome sich auf das Unendliche beziehen und den Geist nicht mehr zum Betrachten eines Besondern, als eines Andern, bestimmen. Daher besteht der rechte Weg darin, aus einer gegebnen Definition Gedanken bilden, und dies wird um so glücklicher und leichter von statten gehn, je besser wir eine Sache definiert haben.

Eine vollkommne Definition muß das innerste Wesen einer Sache erklären, aber nicht statt desselben nur einige besondere Eigentümlichkeiten angeben. Zu einer guten Definition ist also folgendes erforderlich:

Ist der Gegenstand ein erschaffnes Ding, so muß 1. in der Definition seine nächste Ursache enthalten sein; 2. die Definition muß von der Art sein, daß man von ihr auf alle Eigenschaften des Dinges schließen kann.

Ist der Gegenstand ein unerschaffnes Ding, so muß 1. die Definition jede Ursache ausschließen, d. h. das Objekt hat zu seiner Erklärung nichts andres als sein eignes Sein nötig; 2. es muß durch die Definition die Möglichkeit der Frage, ob das Ding sei, aufgehoben sein; 3. sie darf, dem Sinn nach, keine Substantive gebrauchen, welche adjektivisch genommen werden können, d. h. sie darf durch keine *abstracta* erklären; 4. endlich müssen alle Eigenschaften des Dinges aus der Definition folgen.

Was das zweite, nämlich die Ordnung und Verknüpfung unsrer Erkenntnisse anbelangt, so müssen wir so bald als möglich suchen, ob es ein Wesen gibt und welches, das die Ursache aller Dinge und dessen objektives Wesen

auch die Ursache aller unsrer Ideen sei; denn alsdann wird unser Geist so weit als möglich die Natur wiedergeben, denn sie wird ihr Wesen, ihre Ordnung und Verbindung objektiv besitzen. Dazu ist es nötig, daß wir alle unsre Ideen von physischen, d. i. realen Dingen ableiten, indem wir so weit als möglich nach der Reihe der Ursachen von einem Realen zum andern fortschreiten. Unter der Reihe der Ursachen und realen Wesen verstehe ich aber hier nicht die Reihe der einzelnen, veränderlichen Dinge, sondern nur die der ewigen und unveränderlichen. Denn der menschlichen Schwäche ist es nicht vergönnt, die Reihe der veränderlichen Dinge zu verfolgen, wegen ihrer jede Zahl übersteigenden Menge und wegen der unzähligen Umstände, die machen können, daß eine Sache sei oder nicht, da ja die Existenz derselben nicht zu ihrem Wesen gehört. Auch ist dies nicht nötig, da ja das Wesen der veränderlichen Dinge nicht von dieser Reihe, die uns nichts anders darbietet als äußere Benennungen, Verhältnisse und Umstände, sondern von den unveränderlichen und ewigen Dingen herzuleiten ist, nach deren Gesetzen alle einzelnen Dinge entstehen und geordnet werden, und so wesentlich von ihnen abhängen, daß sie ohne dieselben weder sein noch begriffen werden können. *Unde haec fixa et aeterna* . . . [VL I, S. 33].

Die Reihe der einzelnen Dinge nun zu finden, ist höchst schwierig; denn alle zugleich zu umfassen, übersteigt, wie schon gesagt, die menschlichen Kräfte, und auf der andern Seite kann man sie auch wieder nicht von den ewigen Dingen herleiten. *Ibi enim omnia haec sunt simul natura* [VL I, S. 34]. Wir müssen uns daher nach andern Hülfsmitteln umsehen und womöglich durch richtigen Gebrauch der Sinne, durch die Erfahrung auf den rechten Weg zu kommen suchen.

Was dagegen die Erkenntnis der ewigen Dinge anbelangt, so haben wir, um zu ihr zu gelangen, nichts nötig, als daß, wenn wir unsre Aufmerksamkeit auf einen Gedanken richten, wir denselben durchdenken und alle Folgen entwickeln, welche sich aus ihm ergeben. Ist er falsch, so wird sich die Falschheit alsdann ergeben, ist er richtig,

so wird man ohne Unterbrechung fortfahren, die wahren Ideen daraus herzuleiten.

Wollen wir nun das erste aller Dinge untersuchen, so haben wir dazu ein Fundament nötig. Da aber die Methode die reflexive Erkenntnis ist, so kann dies Fundament nichts anders sein als die Erkenntnis dessen, was die Form der Wahrheit ausmacht und die Erkenntnis des Verstandes (*intellectus*), seiner Eigenschaften und seiner Kräfte.

Die Form der Wahrheit ist bereits abgehandelt; was dagegen letzte anbelangt, so merke man sich: *intellectus proprietates haec sunt*: . . . [folgt, z. T. gekürzt, die Aufzählung I—VIII aus dem letzten Teil des *Tract. de intell. emend.*: VL I, S. 35 f.].

Ideae fictae et falsae nihil positivum habent . . . . . [VL I, S. 36].

Hinsichtlich der Frage, wie falsche Ideen in uns überhaupt entstehen können, tut Spinoza eine Äußerung, welche mir für sein System von Bedeutung erscheint: *Quod si de natura entis cogitantis sit, cogitationes veras sive adaequatas formare, certum est, ideas inadaequatas ex eo tantum in nobis oriri, quod pars sumus alicujus entis cogitantis, cujus quaedam cogitationes ex toto, quaedam ex parte tantum nostram mentem constituunt* [VL I, S. 25].

Sollen also die wahren und deutlichen Ideen diejenigen sein, welche *ex toto* die Seele bilden, und die undeutlichen und falschen die *ex parte*? Dagegen sagt er an einem andern Ort, die unklaren Ideen entstünden ohne unsern Willen; also durch etwas in uns, über das wir nicht Herr sind. Ist das nicht ein Widerspruch?

Überhaupt ist die ganze in dem *Tractatus de emend.* angestellte Untersuchung höchst mangelhaft und zum Teil verworren; nur das, was am deutlichsten hervortritt, ist die Wissenschaftslehre und die Angabe der Methode, wonach er sein System einrichtete.

ÜBER SCHÄDELNERVEN
PROBEVORLESUNG IN ZÜRICH

Hochgeachtete Zuhörer!

ES treten uns auf dem Gebiete der physiologischen ... und anatomischen Wissenschaften zwei sich gegenüberstehende Grundansichten entgegen, die sogar ein nationelles Gepräge tragen, indem die eine in England und Frankreich, die andere in Deutschland überwiegt. Die erste betrachtet alle Erscheinungen des organischen Lebens vom teleologischen Standpunkt aus; sie findet die Lösung des Rätsels in dem Zweck, der Wirkung, in dem Nutzen der Verrichtung eines Organs. Sie kennt das Individuum nur als etwas, das einen Zweck außer sich erreichen soll, und nur in seiner Bestrebung, sich der Außenwelt gegenüber teils als Individuum, teils als Art zu behaupten. Jeder Organismus ist für sie eine verwickelte Maschine, mit den künstlichen Mitteln versehen, sich bis auf einen gewissen Punkt zu erhalten. Das Enthüllen der schönsten und reinsten Formen im Menschen, die Vollkommenheit der edelsten Organe, in denen die Psyche fast den Stoff zu durchbrechen und sich hinter den leichtesten Schleiern zu bewegen scheint, ist für sie nur das Maximum einer solchen Maschine. Sie macht den Schädel zu einem künstlichen Gewölbe mit Strebepfeilern, bestimmt, seinen Bewohner, das Gehirn, zu schützen,—Wangen und Lippen zu einem Kau- und Respirationsapparat,—das Auge zu einem komplizierten Glase,—die Augenlider und Wimpern zu dessen Vorhängen;—ja die Träne ist nur der Wassertropfen, welcher es feucht erhält. Man sieht, es ist ein weiter Sprung von da bis zu dem Enthusiasmus, mit dem *Lavater* sich glücklich preist, daß er von so was Göttlichem wie den Lippen reden dürfe.

Die teleologische Methode bewegt sich in einem ewigen Zirkel, indem sie die Wirkungen der Organe als Zwecke voraussetzt. Sie sagt zum Beispiel: Soll das Auge seine Funktion versehen, so muß die Hornhaut feucht erhalten werden, und somit ist eine Tränendrüse nötig. Diese ist also vorhanden, damit das Auge feucht erhalten werde, und somit ist das Auftreten dieses Organs erklärt; es gibt nichts weiter zu fragen. Die entgegengesetzte Ansicht

sagt dagegen: die Tränendrüse ist nicht da, damit das Auge feucht werde, sondern das Auge wird feucht, weil eine Tränendrüse da ist, oder, um ein anderes Beispiel zu geben, wir haben nicht Hände, damit wir greifen können, sondern wir greifen, weil wir Hände haben. Die größtmöglichste Zweckmäßigkeit ist das einzige Gesetz der teleologischen Methode; nun fragt man aber natürlich nach dem Zwecke dieses Zweckes, und so macht sie auch ebenso natürlich bei jeder Frage einen progressus in infinitum.

Die Natur handelt nicht nach Zwecken, sie reibt sich nicht in einer unendlichen Reihe von Zwecken auf, von denen der eine den anderen bedingt; sondern sie ist in allen ihren Äußerungen sich unmittelbar selbst genug. Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da. Das Gesetz dieses Seins zu suchen, ist das Ziel der, der teleologischen gegenüberstehenden Ansicht, die ich die philosophische nennen will. Alles, was für jene Zweck ist, wird für diese Wirkung. Wo die teleologische Schule mit ihrer Antwort fertig ist, fängt die Frage für die philosophische an. Diese Frage, die uns auf allen Punkten anredet, kann ihre Antwort nur in einem Grundgesetze für die gesamte Organisation finden, und so wird für die philosophische Methode das ganze körperliche Dasein des Individuums nicht zu seiner eigenen Erhaltung aufgebracht, sondern es wird die Manifestation eines Urgesetzes, eines Gesetzes der Schönheit, das nach den einfachsten Rissen und Linien die höchsten und reinsten Formen hervorbringt. Alles, Form und Stoff, ist für sie an dies Gesetz gebunden. Alle Funktionen sind Wirkungen desselben; sie werden durch keine äußeren Zwecke bestimmt, und ihr sogenanntes zweckmäßiges Aufeinander- und Zusammenwirken ist nichts weiter als die notwendige Harmonie in den Äußerungen eines und desselben Gesetzes, dessen Wirkungen sich natürlich nicht gegenseitig zerstören.

Die Frage nach einem solchen Gesetze führte von selbst zu den zwei Quellen der Erkenntnis, aus denen der Enthusiasmus des absoluten Wissens sich von je berauscht

hat, der Anschauung des Mystikers und dem Dogmatismus des Vernunftphilosophen. Daß es bis jetzt gelungen sei, zwischen letzterem und dem Naturleben, das wir unmittelbar wahrnehmen, eine Brücke zu schlagen, muß die Kritik verneinen. Die Philosophie a priori sitzt noch in einer trostlosen Wüste; sie hat einen weiten Weg zwischen sich und dem frischen grünen Leben, und es ist eine große Frage, ob sie ihn je zurücklegen wird. Bei den geistreichen Versuchen, die sie gemacht hat, weiter zu kommen, muß sie sich mit der Resignation begnügen, bei dem Streben handle es sich nicht um die Erreichung des Ziels, sondern um das Streben selbst.

War nun auch nichts absolut Befriedigendes erreicht, so genügte doch der Sinn dieser Bestrebungen, dem Naturstudium eine andere Gestalt zu geben; und hatte man auch die Quelle nicht gefunden, so hörte man doch an vielen Stellen den Strom in der Tiefe rauschen, und an manchen Orten sprang das Wasser frisch und hell auf. Namentlich erfreuten sich die Botanik und Zoologie, die Physiologie und vergleichende Anatomie eines bedeutenden Fortschritts. In einem ungeheuren, durch den Fleiß von Jahrhunderten zusammengeschleppten Material, das kaum unter die Ordnung eines Kataloges gebracht war, bildeten sich einfache, natürliche Gruppen; ein Gewirr seltsamer Formen unter den abenteuerlichsten Namen löste sich im schönsten Ebenmaß auf; eine Masse Dinge, die sonst nur als getrennte, weit auseinander liegende Facta das Gedächtnis beschwerten, rückten zusammen, entwickelten sich auseinander oder stellten sich in Gegensätzen gegenüber. Hat man auch nichts Ganzes erreicht, so kamen doch zusammenhängende Strecken zum Vorschein, und das Auge, das an einer Unzahl von Tatsachen ermüdet, ruht mit Wohlgefallen auf so schönen Stellen wie die Metamorphose der Pflanze aus dem Blatt, die Ableitung des Skeletts aus der Wirbelform, die Metamorphose, ja die Metempsychose des Fötus während des Fruchtlebens, die Repräsentationsidee *Okens* in der Klassifikation des Tierreichs u. dgl. m. In der vergleichenden Anatomie strebte alles nach einer gewissen Einheit, nach

dem Zurückführen aller Formen auf den einfachsten primitiven Typus. [Klar war man sich über die Be]deutung der Gebilde des vegetativen [Nervensystems für die Ausbildung] des Skeletts; nur für das [Gehirn ließ sich bis] jetzt kein so glückliches Resultat zeigen. [Wenn *Oken*] gesagt hatte: der Schädel ist eine Wirbelsäule, so mußte man auch sagen: das Hirn ist ein metamorphosiertes Rückenmark, und die Hirnnerven sind Spinalnerven. Wie aber dies im einzelnen nachzuweisen sei, bleibt bis jetzt ein schweres Rätsel. Wie können die Massen des Gehirns auf die einfache Form des Rückenmarks zurückgeführt werden? Wie kann man die in ihrem Ursprung und Verlauf so verwickelten Nerven des Gehirns mit den so gleichmäßig mit ihrer doppelten Wurzelreihe längs des Rückenmarks entspringenden und im ganzen so einfach und regelmäßig verlaufenden Spinalnerven vergleichen, und wie endlich ihr Verhältnis zu den Schädelwirbeln dartun? Mancherlei Antworten wurden auf diese Fragen versucht. Eine besondere Mühe verwendete *Carus* darauf. Hier die Art, wie er die Hirnnerven in seinem Werke „Von den Urteilen des Knochen- und Schalengerüstes- ordnet. Das Gehirn hat nach ihm drei Hauptanschwele lungen: die Hemisphären, die Vierhügel und das klein" Gehirn. Diesen entsprechen drei Paar Schädelnerven. Jeder Schädelnerv entspringt gleich den Spinalnerven mit zwei Wurzeln, einer hinteren und einer vorderen, die sich aber nicht zu einem gemeinschaftlichen Stamm vereinigen, sondern jede für sich einen eigentümlichen Nerven bilden. Die drei hinteren Wurzeln sind nun der Riech-, Seh- und Hörnerv, die vorderen dagegen das fünfte Paar, entsprechend dem Sehnerven, und das zehnte Paar, entsprechend dem Hörnerven, während die vordere Wurzel des [Riechnerven durch das Infundibulum] nur rudimentär angedeutet ist. [Die übrigen Hirnnerven erweisen] sich als Unterabteilungen dieser [Hauptstämme. So zerfällt die hintere] Wurzel des zweiten Schädelnerven [in den opticus und patheticus] und die vordere in den facialis, oculomotorius [abducens und den] eigentlichen trigeminus, und so zerfällt die vordere Wurzel des dritten

Schädelnerven in den glossopharyngeus, hypoglossus, accessorius Willis und eigentlichen vagus. Man braucht nur aufmerksam zu machen, wie unpassend es sei, zwei so deutliche Empfindungsnerven wie den vagus und trigeminus zu isolierten motorischen Wurzeln zu machen, um das Ungenügende dieser Anordnung nachzuweisen. Der bedeutendste Versuch ist wohl der, welchen *Arnold* machte. Er zählt zwei Schädelwirbel; daraus ergeben sich zwei Intervertebrallöcher und somit zwei Paar Schädelnerven. Die vordere oder die motorische Wurzel des ersten Schädelnerven bildet die drei Muskelnerven des Auges und die kleine Portion des trigeminus; die hintere dagegen die große Portion dieses Nerven. Was den zweiten Schädelnerven betrifft, so geht seine vordere Wurzel in den hypoglossus und den Beinerven und seine hintere in den vagus über. Die Knoten des vagus und trigeminus entsprechen den Spinalknoten. Der facialis wird zum vorderen, der glossopharyngeus zum hinteren Schädelnerven gerechnet, ohne daß sie jedoch einer von beiden Wurzeln beigezählt würden; sondern sie werden als gemischte, aus Bewegungs- und Empfindungsfäden zusammengesetzte Nerven betrachtet. Die obere Augenhöhlenspalte und das zerrissene Loch bilden die zwei Intervertebrallöcher; das ovale und runde Loch werden als zu der ersteren, das Gelenkhügelloch als zu dem letzteren gehörig [betrachtet. Die Nerven des Gesichts], Geruchs und Gehörs machen [eine besondere Gruppe aus; sie] werden nicht als eigentliche [Hirnnerven, sondern als Ausstülpungen des Gehirns betrachtet, [eine Anschauung, die] auf ihre Entwicklung beim Fötus, ihren Mangel an Knoten, die den Spinalknoten entsprächen, und auf ihr Unvermögen, eine andere Empfindung als die ihres eigentümlichen Sinnes zur Erkenntnis zu bringen, basiert wird. Gegen diese Einteilung, welche sich, wie man auf den ersten Blick sieht, im höchsten Grade durch ihre Einfachheit empfiehlt, erheben sich jedoch mehrere bedeutende Gründe, namentlich macht das Absondern der drei höheren Sinnesnerven Schwierigkeiten. Die passive Seite des Nervenlebens erscheint unter der allgemeinen Form der Sensibilität; die sogenannten einzelnen Sinne

sind nichts als Modifikationen dieses allgemeinen Sinnes, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken sind nur die feineren Blüten desselben. So ergibt es sich aus der stufenweisen Betrachtung der Organismen. Man kann Schritt für Schritt verfolgen, wie von dem einfachsten Organismus an, wo alle Nerventätigkeit in einem dumpfen Gemeingefühl besteht, nach und nach besondere Sinnesorgane sich abgliedern und ausbilden. Ihre Sinne sind nichts neu Hinzugefügtes, sie sind nur Modifikationen in einer höheren Potenz. Das nämliche gilt natürlich von den Nerven, welche ihre Funktionen vermitteln; sie erscheinen unter einer vollkommneren Form als die übrigen Empfindungsnerven, ohne deswegen ihren ursprünglichen Typus zu verlieren. Jeder Empfindungsnerv charakterisiert sich aber bei den Wirbeltieren als ein aus den hinteren Marksträngen entspringendes Wurzelbündel, und somit sind die drei höheren Sinnesnerven nichts weiter als isoliert gebliebne sensible Wurzeln. Bei den Fischen wird dies Verhalten ziemlich deutlich, und bei den Cyprinen glaube ich ihren Ursprung von den hinteren Marksträngen oder den oberen Pyramiden gleich den übrigen Empfindungsnerven nachgewiesen zu haben. Übrigens würde mich die weitere Diskussion dieser Frage, über die noch vieles zu sagen wäre, zu weit führen.

... Es dürfte wohl immer verg[eblich sein, die Lösung des Problems in der] verwickeltsten Form, nämlich bei dem [Menschen zu versuchen.] Die einfachsten Formen leiten immer am sichersten, [weil in] ihnen sich nur das Ursprüngliche, absolut Notwendige zeigt. Diese einfache Form bietet uns nun die Natur für dieses Problem entweder vorübergehend im Fötus oder stehen geblieben, selbständig geworden, in den niedern Wirbeltieren dar. Die Formen wechseln jedoch beim Fötus so rasch und sind oft nur so flüchtig angedeutet, daß man nur mit der größten Schwierigkeit zu einigermaßen genügenden Resultaten gelangen kann, während sie bei den niedrigen Wirbeltieren zu einer vollständigen Ausbildung gelangen und uns so die Zeit lassen, sie in ihrem einfachsten und

bestimmtesten Typus zu studieren. Es frägt sich also in unserem Falle: Welche Schädelnerven treten bei den niedrigsten Wirbeltieren zuerst auf? wie verhalten sie sich zu den Hirnmassen und den Schädelwirbeln? und nach welchen Gesetzen wird, die Reihe der Wirbeltiere durch bis zum Menschen, ihre Zahl vermehrt oder vermindert, ihr Verlauf einfacher oder verwickelter? Faßt man nun die Tatsachen, welche die Wissenschaft uns bis jetzt an die Hand gibt, zusammen, so findet man neun Paar Schädelnerven, nämlich den olfactivus, opticus, die drei Muskelnerven des Auges, den trigeminus, acusticus, vagus und hypoglossus bei allen Klassen der Wirbeltiere, während die drei [übrigen Schädelnerven, nämlich der facialis, glossopharyngeus] und accessorius Willisii, bald [als selbständige Nerven ausgebildet sind, bald] nur als Äste des vagus [oder des trigeminus auftreten,] oder gänzlich verschwinden. [So tr]itt bei den Fischen der facialis als der Deckelast des 5. Paares auf, verschwindet dann bei der Mehrzahl der Reptilien und Vögel, und zeigt sich wieder bei den Säugetieren in dem Maße, als die Physiognomie mehr Ausdruck bekommt und die Nasenrespiration bedeutender wird. So tritt der glossopharyngeus bei den Fischen zwar als ein selbständiger Stamm auf, verhält sich jedoch durch seine Verteilung an die erste Kieme ganz wie ein Ast des vagus, verschmilzt dann bei den Batrachiern und Ophidiern mit dem vagus, dessen ramus lingualis er bildet, isoliert sich wieder bei den Cheloniern und bleibt endlich bei den Vögeln und Säugetieren ein selbständiger Nerv. So zeigt sich bei den Fischen und Batrachiern keine Spur von einem Beinerven, indem der vagus selbst die motorischen Fäden abgibt; erst bei den Sauriern, Cheloniern und Vögeln fängt er an sich zu isolieren, und selbst bei den Säugetieren ist er im allgemeinen eigentlich nicht von dem vagus getrennt. Ich nenne diese drei Nervenpaare abgeleitete Nerven und betrachte sie, wo sie selbständig auftreten, als isolierte Zweige des vagus und trigeminus, deren Isolation von der mehr oder weniger gesteigerten Funktion ihres Primitivnervenstammes abhängt. Damit wird das Problem

viel einfacher und [es erhebt sich nun die Frage: wie lassen] sich die übrigen Paare auf den [Typus der Spinalnerven] zurückführen?—Jeder Spinalnerv entspringt, [wenn er den Rückenmarkkanal verläßt,] zwei Wurzelbündeln, einem vorderen die Bewegung, [und einem] hinteren die Empfindung vermittelnden. Beide Wurzeln vereinigen sich in einer gewissen Distanz vom Mark zu einem gemeinschaftlichen Nervenstamm. Je zwei Spinalnerven bilden durch ihre Insertion einen Markabschnitt, dem ein Wirbel entspricht. Dies das einfachste Verhältnis. Auf welche Weise kann nun dasselbe modifiziert werden?

1. Beide Wurzeln vereinigen sich nicht mehr zu einem gemeinschaftlichen Stamm, sondern jede bleibt isoliert und bildet einen eignen, rein motorischen oder rein sensibeln Nerven.

2. Beide Wurzeln vereinigen sich zwar, doch tritt eine partielle Trennung in ihren Fäden ein, so daß in den Ästen, welche der von ihnen zusammengesetzte Nerv abgibt, die motorischen und sensibeln Fäden nicht mehr gleichmäßig verteilt sind. Dies Verhalten bildet den Übergang zu dem vorhergehenden.

3. Eine von den Wurzeln avortiert, so daß sich nur die andere entwickelt.

4. So wie von den zwei Wurzeln jede einen besondern Nerven bilden kann, so kann dieser Nerv selbst wieder in mehrere isolierte Stämme zerfallen.

Auf diese vier Modifikationen nun lassen sich, wie ich sogleich nachweisen werde, die Unterschiede zwischen den Schädel- [und Spinalnerven zurückführen. Mit ihrer] Hülfe lassen sich sechs [Hirnnervenpaare unterscheiden,] denen entsprechend ich sechs Schädelwirbel [annehme, wie ich sie speziell bei den Fischen] gefunden zu haben glaube. [Die sechs] Paar Schädelnerven sind: der Zungenfleischnerv, der vagus, der Hörnerv, das 5. Paar, der Sehnerv mit dem Muskelnerv des Auges und der Riechnerv.

Nichts ist leichter, als nachzuweisen, daß der hypoglossus ursprünglich mit einer hintern Wurzel und einem Spinalknoten versehen sei, und somit so gut als jeder andre Spinalnerv als ein selbständiger Nervenstamm betrachtet

werden müsse. Bei den Fischen entspringt der letzte Schädelnerv mit einer vorderen breiten und einer hinteren feinen mit einem Knoten versehenen Wurzel. Er tritt durch ein eigenes Loch aus der Schädelhöhle und teilt sich darauf in zwei Äste, einen vorderen und einen hinteren. Der vordere läuft, indem er einen Bogen bildet, nach vorn zu den Muskeln des Zungenbeins, der hintere vereinigt sich mit dem ersten Spinalnerven und geht zur vorderen Extremität. Die Bedeutung dieses Nerven als hypoglossus ergibt sich fast auf den ersten Blick, indem der vordere Ast dem Bogen, der hintere der ansa entspricht. Der Frosch liefert übrigens den direkten Beweis. Zwischen dem vagus und dem ersten Spinalnerven entspringt ein Nerv mit zwei Wurzeln, gerade wie bei den Fischen; er teilt sich ebenfalls in zwei Äste, einen [vorderen, der sich an die Muskulatur der] Zunge verteilt und [einen hinteren, der bei den Fischen und den höheren Wirbeltieren] zur vorderen Extremität geht. [Es ist ohne weiteres klar, daß dieser] Nerv dem hypoglossus der höheren Tiere entspricht, und [eben]so evident, daß er mit dem fraglichen Nerven der Fische identisch ist. Bei den Fischen und Fröschen erscheint also der hypoglossus als ein selbständiger Nerv [und zeigt] auf das deutlichste den Typus eines Spinalnerven. [Ja, noch] mehr, bei dem Frosch ist er eigentlich der erste Spinalnerv, indem der ihm entsprechende Schädelwirbel [sich] wieder in einen Rückenwirbel verwandelt hat und somit der vagus der letzte Gehirnnerv ist. Außerdem hat *Maier* selbst bei verschiednen Säugetieren und einmal sogar bei dem Menschen, eine feinere, hintere, mit einem Knötchen versehene Wurzel des hypoglossus gefunden.—Bei dem hypoglossus des Menschen tritt also die dritte der erwähnten Modifikationen ein: die Empfindungswurzel ist avortiert und nur die motorische hat sich entwickelt, ein Verhältnis, das übrigens schon bei dem Fisch und Frosch durch das Überwiegen der vorderen Wurzel über die hintere angedeutet ist.

Was den trigeminus anbelangt, so ist selbst bei dem Menschen, aus dem eigentümlichen Verhältnisse seiner

portio major und minor, seine Analogie mit dem Spinalnerven unverkennbar und längst anerkannt.

[Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den] Fischen, wo außerdem [eine enge Beziehung zwischen dem trigeminus und dem facialis besteht, und wo die eigen]artigen Gebilde des [ramus opercularis vorhanden sind, der als hauptsächlich motorischer Ast der vordern Wurzel der] Spinalnerven entspricht.

[Mit dem] vagus hat die Sache bei den höheren Tieren mehr Schwier[igkeit], doch helfen auch hier die niederen Formen. So entspringt bei dem Hecht z. B. der vagus aufs deutlichste mit zwei Wurzeln, einer vorderen und hinteren, die sich erst nach ziemlich langem Verlauf bei ihrem Austritt aus der Schädelhöhle [vereinigen] und daselbst einen Knoten zeigen. Dieser Spinalknoten [des] vagus ist bei vielen Fischen von enormer Größe und findet sich, wie bekannt, noch bei dem Menschen. Vagus und trige[minus] bieten die zweite Modifikation dar, nämlich die partielle Trennung der motorischen und sensibeln Fäden in den Stämmen, in welche diese Nerven sich teilen, nämlich den facialis, glossopharyngeus und accessorius Willisii, wie ich bereits gezeigt habe. Im vagus wird diese Trennung vollständiger als beim trigeminus, wenigstens scheint dies aus dem Verhältnis des Beinerven zum vagus hervorzugehen, indem letzterer wirklich ohne alle motorische Fäden zu sein scheint.—Das 10. und 5. Paar zeigen in der ganzen Reihe der Wirbeltiere eine auffallende Symmetrie. Der vagus verhält sich zur Brust- und Bauchhöhle wie der trigeminus zur Wiederholung dieser Höhlen am Kopf, nämlich der Mund- und Nasenhöhle. Kurz, der trigeminus ist ein vagus in einer höheren Potenz. Dies Verhältnis wird bei den Säugetieren besonders deutlich. Das 10. Paar teilt sich in drei Nervenstämme, den accessorius Willisii, den eigentlichen vagus und den glossopharyngeus; das 5. Paar ebenfalls in drei, den facialis, den [eigentlichen trigeminus und den Zungenast des trigeminus, den] man ebensogut als [vollständig selbständigen Nerven auffassen kann.] Wie der accessorius Willisii Atemnerv [des Halses und eines Teiles der

Brusthöhle ist, so ist] der facialis Respirationsnerv des Kopfes; wie der [Vagusstamm der Empfindungsnerv des] Darmkanals ist, so ist der Zungenast des trigeminus [der sensible Nerv der Zunge,] diesem vollkommensten Teile des Darmkanals, diesem Organe [des Eingeweidesinnes,] wie *Oken* so sinnreich den Geschmack nennt. Endlich wie [der vagus den] glossopharyngeus als [Geschmacks]-nerven zur Zunge, so schickt der trigeminus den [getrennt verlaufenden ophthalmicus] als Hülfsnerven [zur Nase] und dem Auge.

Es bleibt mir jetzt noch die Analogie der drei höheren Sinnesnerven mit den Spinalnerven nachzuweisen. Der acusticus und olfactivus sind als hintere Wurzeln zu betrachten, deren vordere avortiert ist. Die Analogie, woraus ich dies schließe, liefert der hypoglossus, dessen hintere bei den Fischen, Fröschen und manchen Säugetieren vorkommende Wurzel bei dem Menschen avortiert, während nur die vordere sich entwickelte. Das Umgekehrte ist bei dem acusticus und olfactivus der Fall; nur die hintere Wurzel entwickelt sich und die vordere avortiert. Für beide wird die motorische Wurzel durch den facialis ersetzt. Für den acusticus erklärt sich dies leicht, wenn man bedenkt, in welchem Verhältnis der dem facialis entsprechende Deckelast der Fische zu der Kiemenhöhle steht. *Oken* hat nämlich nachgewiesen, das Ohr mit Ausnahme des Labyrinths sei nur eine metamorphosierte Kiemenhöhle, und so sieht man leicht, daß die Fäden, welche der facialis bei Vögeln und Säugetieren dem äußeren und inneren Ohr gibt, das Verhältnis des Deckelastes zur Kiemenhöhle wiederholen.

In dem Sehnerven und den Muskelnerven des Auges treten endlich beide Wurzeln als isolierte Nerven auf, die hintere als 2., die vordere als 3., 4. und 6. Paar, indem diese letzteren der vierten Modifikation, [wo eine Wurzel wieder in besondere isolierte Nervenstämme zerfällt, entspricht.] Das 3. und 6. Paar [entspringen ganz nahe beieinander und ungefähr auf gleicher Höhe,] das eine vor dem [andern, und bilden so zwei Fäden einer gemeinsamen Wurzel,] von denen der eine [etwas früher als der

andere aus dem] Mark tritt. Das 4. Paar macht dagegen [größere Schwierigkeiten,] doch sein Verhalten bei manchen Fischen hebt sie größtenteils. [Es entspringt bei] den Cyprinen und dem Hecht vom äußeren Rand der vorderen Pyrami[denstränge, folglich vom nämlichen Markstrang wie das 3. und 6.

In dem [Augen]muskelnerv erreicht der Nerv als solcher seine höchste Entfaltung; [er verhält] sich, um ein Beispiel zu geben, zu den übrigen Nerven wie der Huf [des Pferdes] zu der Hand des Menschen. Was in dem ersteren noch verbunden liegt, glie[dert] sich in der letzteren im schönsten Verhältnis ab. Diese Entwicklung fällt mit der Bedeutung des Auges zusammen, von dem *Oken* wahrhaftig mit Recht [sagt,] es sei das höchste Organ, die Blüte oder vielmehr die Frucht aller organischen Reiche.

So wären denn sechs Paar Schädelnerven gefunden: 1. der Riechnerv, 2. der Sehnerv, mit dem 3., 4. und 6. Paar, 3. der trigeminus, 4. der acusticus, 5. der vagus, 6. der hypoglossus.

Ihre rechte Begründung kann übrigens diese Einteilung der Schädelnerven erst durch ihre Vergleichung mit den Schädelknochen erhalten. Diese jedoch auszuführen und nachzuweisen, wie ich diesen sechs Paaren sechs Schädelwirbel entsprechend gefunden zu haben glaube, erlaubt die Zeit nicht.

Vergleicht man endlich die Schädelnerven untereinander, so findet man, daß sie sich in zwei Gruppen teilen. Die eine, gebildet vom acusticus und opticus, diesen Nerven des Schalls und des Lichts, ist der reinste Ausdruck des animalen Lebens; die andere, bestehend aus dem hypoglossus, vagus, trigeminus und olfactivus, erhöht das vegetative zum animalen Leben. So werden wir uns des Aktes der Verdauung und der Respi[ration durch den vagus bewußt, so wird die Zunge als] ein wesent[licher Bestandteil des Verdauungskanals durch den Einfluß] des hypoglossus dem Willen [unterworfen und dadurch ein] wahres Glied des Kopfes; so entwickeln sich [Geschmack und Geruch] als die Sinne des Darm- und des Atemsystems [unter dem] Einflusse des trigeminus und des olfac[tivus. Die Nerven]

dieser letzteren Gruppe unterscheiden sich jedoch dadurch [nicht] wesentlicher von den übrigen Spinalnerven als die Lendennerven, welche zu den Organen der Zeugung gehn. Die ersteren verhalten sich zur Verdauung und Respiration wie die letzteren zu den Geschlechtsverrichtungen. Außerdem sind ja alle Spinalnerven durch ihren Einfluß auf die Respirationsbewegungen ebenfalls an das vegetative Leben geknüpft . . .

ÜBERSETZUNGEN

LUCRETIA BORGIA
EIN DRAMA VON VICTOR HUGO

PERSONEN

DONNA LUCRETIA BORGIA
DON ALPHONS VON ESTE
GENNARO
GUBETTA
MAFFIO ORSINI
JEPPO LIVERETTO
DON APOSTOLO GAZELLA
ASCANIO PETRUCCI
OLOFERNO VITELLOZZO
RUSTIGHELLO
ASTOLFO
DIE FÜRSTIN NEGRONI
EIN TÜRSTEHER
Mönche, Edelleute, Pagen, Wachen

Venedig, Ferrara

ERSTE HANDLUNG

SCHANDE ÜBER SCHANDE

Personen

DONNA LUCRETIA BORGIA
GENNARO
GUBETTA
MAFFIO ORSINI
JEPPO LIVERETTO
DON APOSTOLO GAZELLA
ASCANIO PETRUCCI
OLOFERNO VITELLOZZO
DON ALPHONS VON ESTE
RUSTIGHELLO
ASTOLFO

Eine Terrasse des Palastes Barbarigo zu Venedig. Ein nächtliches Fest. Masken gehen zuweilen über die Bühne. Zu beiden Seiten der Terrasse ist der Palast prächtig erleuchtet. Man hört den Ton von Fanfaren. Dunkel und Gesträuch decken die Terrasse. Man nimmt an, daß im Hintergrund unterhalb der Terrasse der Kanal de la Zucca fließe; man sieht auf ihm zuweilen mit Masken und Musikern besetzte und halb erleuchtete Gondeln vorüberfahren. Jede dieser Gondeln fährt über den Hintergrund der Bühne unter einer bald gefälligen, bald traurigen Musik, die nach und nach in der Ferne verhallt. Im Hintergrunde Venedig vom Mondlicht beleuchtet.

ERSTE SZENE

Junge Herren, glänzend gekleidet, die Masken in den Händen, plaudern auf der Terrasse. Gubetta. Gennaro, als Hauptmann gekleidet. Don Apostolo Gazella. Maffio Orsini. Ascanio Petrucci. Oloferno Vitellozzo. Jeppo Liveretto.

OLOFERNO. Wir leben in einer Zeit, worin so viel Schreckliches geschieht, daß man von diesem da nicht mehr spricht; aber gewiß, nie trug sich etwas Unheimlicheres und Geheimnisvolleres zu.

ASCANIO. Ein schwarzes Werk von schwarzen Händen vollbracht.

JEPPO. Ich kenne die Tatsachen, meine Herren. Ich habe sie von meinem sehr ehrwürdigen Vetter, dem Kardinal Carriola, der besser unterrichtet war als sonst jemand. Ihr wißt ja, der Kardinal Carriola, der sich so heftig mit dem Kardinal Riario über den Krieg gegen Karl VIII. von Frankreich zankte?

GENNARO (*gähnend*). Ah! jetzt wird uns Jeppo Geschichten erzählen. Ich für meinen Teil höre nichts. Ich bin müde genug ohne das.

MAFFIO. Du kümmerst dich um diese Sache nicht, Gennaro, und das ist ganz natürlich. Du bist ein tapferer Soldat, ein Abenteuerer. Du führst einen Phantasienamen. Du kennst weder Vater noch Mutter. An der Art, wie du deinen Degen führst, sollte man nicht zweifeln, daß du ein Edelmann bist, und doch weiß man nichts von deinem Adel, als daß du dich wie ein Löwe schlägst. Bei meiner Seele, wir sind Waffenbrüder, und ich sage dir das nicht, um dich zu kränken. Du hast mir das Leben zu Rimini gerettet, ich rettete dir es auf der Brücke von Vicenzia. Wir schwuren einander, uns in Gefahren, wie in der Liebe zu helfen, uns gegenseitig zu rächen, wenn es nötig sei, mit niemanden zu streiten, als ich mit deinen und du mit meinen Feinden. Ein Astrologe hat uns geweissagt, daß wir am nämlichen Tage sterben würden, und wir haben ihm sechs Goldzechinen für die Prophezeiung gegeben. Wir sind nicht Freunde, wir sind Brüder. Doch endlich, du hast das Glück, ganz einfach Gennaro zu heißen, niemanden anzugehören, nichts von dem oft erblichen Fatalismus, der sich an den Namen der Geschlechter knüpft, mit dir zu schleppen. Du bist glücklich! Was liegt dir an dem, was geschieht und was geschah, solange es nur Männer für den Krieg und Weiber für den Genuß gibt? Was kümmert dich, Kind der Fahne, das weder Stadt noch Familie hat, was kümmert dich die Geschichte der Städte und Familien? Mit uns, Gennaro, siehst du, ist's anders. Wir sind berechtigt, an den Ereignissen unserer Zeit teilzunehmen. Unsere Väter und Mütter spielten in diesen Tragödien mit, und fast alle unsere Familien bluten noch. Erzähle uns, Jeppo, was du weißt.

GENNARO (*wirft sich in einen Sessel, als wolle er sich dem Schlaf überlassen*). Ihr werdet mich aufwecken, wenn Jeppo fertig ist.

JEPPO. Seht, es war 1404 . . . .

GUBETTA (*in einem Winkel der Bühne*). 97 . . . .

JEPPO. Ja recht so, 1497. In einer gewissen Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag.

GUBETTA. Nein, vom Dienstag zum Mittwoch.

JEPPO. Ihr habt recht. In dieser Nacht also sah ein Tiberschiffer, der in seinem Fahrzeug am Ufer lag, um seine Waren zu bewachen, etwas Entsetzliches. Es war ein wenig unterhalb der Kirche des heiligen Hieronymus. Es mochten fünf Stunden nach Mitternacht sein, als der Schiffer im Finstern auf dem Wege links der Kirche zwei Männer sah, die ängstlich da- und dorthin gingen. Dann kamen noch zwei andere und endlich drei; sieben in allem. Einer davon war zu Pferde. Die Nacht war ziemlich finster. In den Häusern, die auf die Tiber gehen, war kein Licht mehr hell. Die sieben Männer näherten sich dem Ufer. Der zu Pferde wandte das Hinterteil seines Tieres nach der Tiber, und der Schiffer sah dann deutlich Beine, die auf der einen, Kopf und Arme, die auf der andern Seite herunterhingen; es war die Leiche eines Mannes. Während nun ihre Kameraden die Gassenecken bewachten, nahmen zwei von denen, die zu Fuß waren, den toten Körper, schwangen ihn mit Macht zwei- oder dreimal und schleuderten ihn dann mitten in die Tiber. Im Augenblick, wo die Leiche auf das Wasser schlug, tat der zu Pferde eine Frage, worauf die beiden andern antworteten: Ja, mein Herr! Alsdann wandte der Reiter sich wieder nach der Tiber und sah was Schwarzes, das auf dem Wasser schwamm. Er frug, was das sei. Man antwortete: Mein Herr, das ist der Mantel des toten Herrn. Und einer von dem Haufen warf Steine nach dem Mantel, so daß er untersank. Darauf gingen sie alle zusammen hinweg und schlugen den Weg nach St. Jakob ein. Das ist das, was der Schiffer gesehen.

MAFFIO. Ein schauerliches Abenteuer! War es jemand von Bedeutung, den diese Männer so ins Wasser warfen? Dies Pferd macht einen seltsamen Eindruck auf mich; der Mord auf dem Sattel und der Tod auf dem Kreuz.

GUBETTA. Auf dem Pferde waren die zwei Brüder.

JEPPO. Wie Ihr sagt, Herr von Belverana. Die Leiche war Johann Borgia, der Reiter war Cäsar Borgia.

MAFFIO. Eine Familie von Teufeln diese Borgia! Und sage mir, Jeppo, warum schlug der Bruder so den Bruder?

JEPPO. Das werde ich Euch nicht sagen. Die Ursache des Mordes ist so abscheulich, daß es eine Todsünde sein muß, nur davon zu sprechen.

GUBETTA. Ich will es Euch sagen. Cäsar, Kardinal von Valenzia, hat Johann, Herzog von Gandia, erschlagen, weil die bösen Brüder das nämliche Weib liebten.

MAFFIO. Und wer war dies Weib?

GUBETTA (*immer in dem Hintergrund der Bühne*). Ihre Schwester.

JEPPO. Genug, Herr von Belverana. Sprecht nicht vor uns den Namen dieses Ungeheuers aus. Es ist niemand unter uns, dessen Hause es nicht eine tiefe Wunde geschlagen hätte.

MAFFIO. War nicht von einem Kinde dabei die Rede?

JEPPO. Ja, von einem Kinde, wovon ich nur den Vater zu nennen wage; er hieß Johann Borgia.

MAFFIO. Das Kind könnte jetzt ein Mann sein.

OLOFERNO. Es ist verschwunden.

JEPPO. Gelang es Cäsar Borgia, es der Mutter zu entziehen? Gelang es der Mutter, es Cäsar Borgia zu entreißen? Man weiß nicht.

DON APOSTOLO. Wenn die Mutter ihren Sohn versteckt, so tut sie wohl daran. Seit Cäsar Borgia, Kardinal von Valenzia, Herzog von Valentinois geworden ist, hat er, wie ihr wißt, ohne seinen Bruder Johann zu zählen, seine beiden Neffen, die Söhne des Guifry Borgia, Fürsten von Squillazzi, und seinen Vetter, den Kardinal Franz Borgia, getötet. Dieser Mensch hat die Wut, seine Verwandten zu morden.

JEPPO. Wahrhaftig, er will der einzige Borgia sein, um alle Schätze des Papstes zu erben.

ASCANIO. Machte nicht die Schwester, welche du nicht nennen willst, Jeppo, zur nämlichen Zeit insgeheim eine Reise zum Kloster des heiligen Sixtus, um sich daselbst einzuschließen, ohne daß man wußte, warum?

JEPPO. Ich glaube, ja! Das war, um sich von Herrn Sforza, ihrem zweiten Gemahl, zu trennen.

MAFFIO. Und wie hieß der Schiffer, der alles gesehen hat?

JEPPO. Ich weiß nicht.

GUBETTA. Er hieß Giorgio Schiavone, und sein Gewerbe war, Holz auf der Tiber nach Ripetta zu führen.

MAFFIO (*leise zu Ascanio*). Der Spanier da weiß mehr von unsren Geschichten, als wir andern Römer.

ASCANIO (*leise*). Ich traue so wenig als du diesem Herrn von Belverana. Aber gehen wir nicht tiefer darauf ein; es steckt vielleicht etwas Gefährliches darunter.

JEPPO. Ach, meine Herren, in welchen Zeiten leben wir! Kennt ihr in diesem armen Italien, mit seinen Kriegen, seiner Pest und seinen Borgia, eine menschliche Kreatur, die sicher sei, ihr Übermorgen zu erleben?

APOSTOLO. Übrigens, meine Herren! ich glaube, daß wir alle an der Gesandtschaft teilnehmen sollen, welche die Republik von Venedig an den Herzog von Ferrara schickt, um ihm Glück zu wünschen, daß er den Malatesta Rimini wieder abgenommen. Wann reisen wir nach Ferrara ab?

OLOFERNO. Bestimmt übermorgen. Ihr wißt, daß die beiden Gesandten ernannt sind. Die Wahl ist auf die Senatoren Tivpolo und Grimani, den General der Galeeren, gefallen.

APOSTOLO. Wird der Hauptmann Gennaro mit uns gehen?

MAFFIO. Ohne Zweifel! Gennaro und ich trennen uns niemals.

ASCANIO. Meine Herren, ich habe eine wichtige Bemerkung zu machen. Der spanische Wein wird ohne uns getrunken.

MAFFIO. Gehen wir in den Palast zurück. He! Gennaro! (*Zu Jeppo:*) Er ist in der Tat über deine Geschichten eingeschlafen.

JEPPO. So mag er schlafen.

(*Alle gehen weg, Gubetta ausgenommen.*)

*

ZWEITE SZENE

Gubetta. Donna Lucretia. Gennaro (schlafend).

GUBETTA (*allein*). Ja, ich weiß mehr davon als sie; sie sagten das ganz leise zueinander. Ich weiß mehr davon als sie; aber Donna Lucretia weiß mehr als ich; Herr von Valentinois weiß mehr als Donna Lucretia; der Teufel weiß mehr als Herr von Valentinois, und der Papst Alexander VI. weiß mehr als der Teufel. (*Indem er Gennaro betrachtet:*) Wie das schläft, die jungen Leute!

DONNA LUCRETIA (*tritt ein, sie ist maskiert. Sie bemerkt den schlafenden Gennaro und betrachtet ihn mit einer Art von Entzücken und Ehrfurcht*). Er schläft! Das Fest hat ihn gewiß ermüdet! Wie schön er ist! (*Sie kehrt sich um:*) Gubetta!

GUBETTA. Sprecht nicht so laut, Donna. Ich heiße hier nicht Gubetta, sondern Graf von Belverana, spanischer Edelmann; Ihr, Donna, seid die Marquise von Pontequadrato, eine neapolitanische Dame. Es darf nicht aussehen, als kennten wir uns. Hat es Eure Hoheit nicht so befohlen? Ihr seid hier nicht zu Hause, Ihr seid zu Venedig.

LUCRETIA. Das ist wahr, Gubetta. Aber es ist niemand auf dieser Terrasse, als der junge Mann da, und der schläft; wir können einen Augenblick plaudern.

GUBETTA. Wie es Eurer Hoheit beliebt. Ich habe Euch noch einen Rat zu geben: nehmt die Maske nicht ab, man könnte Euch erkennen.

LUCRETIA. Und was läge daran? Wenn sie nicht wissen, wer ich bin, so habe ich nichts zu fürchten, und wenn sie es wissen, so mögen sie sich fürchten.

GUBETTA. Wir sind zu Venedig, Donna. Ihr habt hier Feinde genug, und diese Feinde haben die Hände frei. Die Republik von Venedig würde freilich keinen Angriff auf die Person Eurer Hoheit dulden; aber man könnte Euch beleidigen.

LUCRETIA. Ah! du hast recht, mein Name macht schaudern in der Tat.

GUBETTA. Es befinden sich hier nicht nur Venetianer, es sind auch Römer da, Neapolitaner, Lombarden, Italiener aus ganz Italien.

LUCRETIA. Und ganz Italien haßt mich! Du hast recht! Das muß gleichwohl anders werden. Ich war nicht geschaffen, Böses zu tun, ich fühle es jetzt deutlicher als je. Das Beispiel meiner Familie hat mich fortgerissen. Gubetta!

GUBETTA. Donna!

LUCRETIA. Überbringe der Herrschaft Spoleto sogleich die Befehle, die ich dir geben werde.

GUBETTA. Gebietet, Donna. Ich habe immer vier Maultiere und vier Renner gesattelt und gezäumt.

LUCRETIA. Was hat man mit Galeas Accajoli gemacht?

GUBETTA. Er wartet im Gefängnis, bis Eure Hoheit ihn hängen läßt.

LUCRETIA. Und Guifry Buondelmonte?

GUBETTA. Ist im Kerker. Ihr habt noch nicht befohlen, ihn zu erdrosseln.

LUCRETIA. Und Manfredi von Curzola?

GUBETTA. Ist ebenfalls noch nicht erdrosselt.

LUCRETIA. Und Spadacappa?

GUBETTA. Nach Eurem Befehl soll ihm erst auf Ostern in der Hostie Gift gegeben werden. Das wird in sechs Wochen geschehen, wir sind eben im Karneval.

LUCRETIA. Und Peter Capro?

GUBETTA. Zur Stunde ist er noch Bischof von Pesaro und Erzkanzler, aber ehe ein Monat vergeht, wird er nichts sein als ein wenig Staub; denn unser Heiliger Vater, der Papst, hat ihn auf Eure Klagen verhaften lassen und hält ihn unter guter Aufsicht in den tiefen Kellern des Vatikans.

LUCRETIA. Schnell! schreibe dem Heiligen Vater, daß ich die Begnadigung des Peter Capro verlange! Gubetta, laß den Accajoli in Freiheit setzen! In Freiheit den Manfredi von Curzola! in Freiheit den Buondelmonte! in Freiheit den Spadacappa!

GUBETTA. Wartet! haltet! Donna! Laßt mich Atem schöpfen! Was sind das für Befehle! O du mein Gott! Es regnet Milde, es hagelt Gnade! Ich gehe in der Barmherzigkeit unter! Ich werde mich nie aus dieser schrecklichen Sündflut von guten Handlungen retten!

LUCRETIA. Gut oder schlecht, was geht es dich an, wenn ich dir sie nur bezahle.

GUBETTA. Ach! Eine gute Handlung fällt einem viel schwerer als eine schlechte. Ach, ich armer Gubetta! jetzt, da es Euch einfällt, barmherzig zu sein, was soll da aus mir werden?

LUCRETIA. Höre, Gubetta, du bist mein ältester und treuster Vertrauter.

GUBETTA. Es sind wahrhaftig jetzt grade fünfzehn Jahre, daß ich die Ehre habe, Euer Mitarbeiter zu sein.

LUCRETIA. Wohlan denn! Sprich, Gubetta! mein alter Freund, mein alter Mitschuldiger, fängst du nicht an, das Bedürfnis eines neuen Lebens zu fühlen? Dürstest du nicht nach so vielem Segen für dich und mich, als wir Fluch auf uns geladen haben? Bist du noch nicht satt geworden am Verbrechen?

GUBETTA. Ich merke, Ihr seid auf dem Wege, die tugendhafteste Hoheit unter der Sonne zu werden.

LUCRETIA. Liegt nicht unser Ruf, deiner und meiner, unser Ruf voll Schande, unser Ruf voll Mord und Gift, liegt er nicht schwer auf dir, Gubetta?

GUBETTA. Nicht im geringsten.—Wenn ich durch die Straßen von Spoleto gehe, höre ich als wohl das Gesindel um mich summen: Hem, das ist Gubetta, Gubetta Gift, Gubetta Dolch, Gubetta Galgen! Denn sie haben meinem Namen einen ganz glänzenden Schwanz von Beiwörtern angehängt. Man sagt das alles, und wenn es die Lippen nicht sagen, so sagen's die Augen. Aber was liegt daran? Ich bin an meinen schlechten Ruf gewöhnt, wie ein Soldat des Papstes an das Messelesen.

LUCRETIA. Aber fühlst du nicht, daß die Last von verhaßten Namen, die man auf dich und auf mich wirft, Haß und Verachtung in einem Herzen wecken könnten, von dem du geliebt sein möchtest? Du liebst also niemand auf der Welt?

GUBETTA. Ich möchte wohl wissen, wen Ihr liebt, Donna.

LUCRETIA. Was weißt du? Ich bin offen gegen dich; ich spreche dir jetzt weder von meinem Vater, noch von

meinem Bruder, noch von meinem Gemahl, noch von meinen Liebhabern.

GUBETTA. Ich sehe aber auch weiter nichts als das, was man lieben könnte.

LUCRETIA. Es gibt noch sonst etwas, Gubetta!

GUBETTA. Aha! Ihr macht Euch Eure Tugend aus Liebe für den lieben Gott zurecht?

LUCRETIA. Gubetta, Gubetta! Wenn es heute in diesem Italien, in diesem unseligen, schuldbelasteten Italien ein edles und reines Herz gäbe, ein Herz voll hoher und männlicher Tugenden, das Herz eines Engels unter dem Panzer eines Soldaten; wenn mir nichts bliebe, mir armem, verhaßtem, verachtetem, verabscheutem, von den Menschen verfluchtem, von dem Himmel verdammtem Weibe, mir Elenden, so allmächtig ich bin; wenn mir in dem Jammer, worin meine Seele im Todeskampfe zuckt, nichts bliebe als ein Gedanke, eine Hoffnung, ein Rettungsstrahl, nichts als der Wunsch, vor meinem Tode einen kleinen Platz, Gubetta, ein wenig Zärtlichkeit, ein wenig Achtung in diesem so stolzen und reinen Herzen zu verdienen und zu erhalten; wenn ich keinen andern Gedanken hätte als den Ehrgeiz, dies Herz frei und fröhlich auf dem meinigen schlagen zu fühlen: begriffest du dann wohl, Gubetta, warum ich mich eile, das Geschehene aufzuwiegen, meinen Ruf zu reinigen, alle Flecken, die an mir kleben, abzuwaschen und den Gedanken an Schande und Blut, den Italien mit meinem Namen verknüpft, in einen Gedanken an Ehre, Treue und Tugend zu verwandeln?

GUBETTA. Mein Gott, Donna, welchem Pfaffen habt Ihr heute auf die Füße getreten?

LUCRETIA. Lache nicht. Es ist lange her, daß ich diese Gedanken hege, ohne sie dir zu sagen. Man kann nicht nach Belieben stehen bleiben, wenn man durch einen Strom von Verbrechen fortgerissen wird. Die beiden Dämonen streiten in mir, der gute und der böse; aber ich glaube, daß der gute endlich siegen wird.

GUBETTA. Und dann Te Deum laudamus, magnificat anima mea dominum!—Wißt Ihr auch, Donna, daß ich Euch nicht mehr begreife und daß Ihr seit einiger Zeit

eine Hieroglyphe für mich geworden seid? Es ist jetzt ein Monat, daß Eure Hoheit mir ankündigt, sie wolle nach Spoleto reisen, und Abschied von Monsignore Don Alphons von Este, ihrem Gemahl, nimmt, der, beiläufig gesagt, gutmütig genug ist, um verliebt zu sein wie eine Turteltaube und eifersüchtig wie ein Tiger. Eure Hoheit verläßt also Ferrara und geht heimlich nach Venedig, fast ohne Gefolge, unter einem falschen neapolitanischen Namen, ich unter einem falschen spanischen; Eure Hoheit kommt nach Venedig, trennt sich von mir und befiehlt mir, sie nicht mehr zu kennen, und dann fangt Ihr an, unter dem Schutze des Karnevals, maskiert, verkleidet, allen verborgen, auf den Festen, den Tänzen, den Tertullias herumzulaufen; sprecht mit mir jeden Abend kaum zwischen Tür und Angel und beschließt die ganze Maskerade mit einer Predigt, die Ihr mir haltet! Eine Predigt von Euch, Donna, ist das nicht seltsam und unerhört? Ihr habt Euren Namen gewechselt, Euer Kleid gewechselt, und jetzt wechselt Ihr Eure Seele! Bei meiner Ehre, das heiße ich den Karneval verzweifelt weit treiben, mir schwindelt. Und was ist die Ursache dieses Benehmens?

LUCRETIA (*faßt ihn lebhaft beim Arm und führt ihn vor den schlafenden Gennaro*). Siehst du diesen Jüngling?

GUBETTA. Der junge Mann ist nichts Neues für mich, ich weiß, daß Ihr ihm unter Eurer Maske nachlauft, seit Ihr zu Venedig seid.

LUCRETIA. Was sagst du dazu?

GUBETTA. Ich sage, daß es ein junger Mensch ist, der auf einer Bank schläft und der stehend schlafen würde, wenn er nur ein Drittel von dem moralischen und erbauenden Gespräch gehört hätte, das ich eben mit Eurer Hoheit führte.

LUCRETIA. Findest du ihn nicht sehr schön?

GUBETTA. Er würde schöner sein, wenn er die Augen nicht geschlossen hätte. Ein Gesicht ohne Augen ist ein Palast ohne Fenster.

LUCRETIA. Wenn du wüßtest, wie ich ihn liebe!

GUBETTA. Das geht den Don Alphons, Euren königlichen Gemahl, an. Ich muß Eure Hoheit gleichwohl be-

nachrichtigen, daß sie sich umsonst bemüht. Dieser junge Mann liebt, wie man mir sagt, ein junges hübsches Mädchen namens Fiametta.

LUCRETIA. Und das junge Mädchen liebt ihn?

GUBETTA. Ja, wie man sagt.

LUCRETIA. Desto besser, ich wünsche so sehr, ihn glücklich zu wissen.

GUBETTA. Das ist sonderbar und nicht in Eurer Art. Ich hielt Euch für eifersüchtiger.

LUCRETIA (*indem sie Gennaro betrachtet*). Welch edle Gestalt!

GUBETTA. Ich finde, daß er jemand gleicht . . .

LUCRETIA. Nenne mir den nicht, dem du ihn ähnlich findest!—Laß mich!

(*Gubetta geht ab. Donna Lucretia bleibt einige Augenblicke wie entzückt vor Gennaro stehen; sie bemerkt zwei maskierte Männer nicht, welche in den Hintergrund der Bühne treten und sie beobachten.*)

LUCRETIA. Das ist er also! Endlich ist es mir vergönnt, ihn einen Augenblick ohne Gefahr zu sehen! Nein, ich hatte ihn nicht schöner geträumt. O Gott, spare mir die Qual, je von ihm gehaßt oder verachtet zu werden, du weißt, er ist alles, was ich unter dem Himmel liebe! Ich wage die Maske nicht abzunehmen, und doch muß ich meine Tränen trocknen.

(*Sie nimmt die Maske ab, um sich die Augen zu trocknen. Die beiden maskierten Männer sprechen leise miteinander, während sie die Hand des schlafenden Gennaro küßt.*)

ERSTE MASKE. Das ist genug, ich kann nach Ferrara zurückkehren. Ich war nur nach Venedig gekommen, um mich von ihrer Untreue zu überzeugen, ich habe genug gesehen; ich kann nicht länger von Ferrara abwesend bleiben. Dieser junge Mann ist ihr Geliebter. Wie nennt man ihn, Rustighello?

ZWEITE MASKE. Er heißt Gennaro. Ein Hauptmann, ein tapfrer Abenteurer, der weder Vater noch Mutter hat, ein Mensch, von dessen Herkommen man nichts weiß. Er steht im Augenblick im Dienste der Republik Venedig.

ERSTE MASKE. Sorge, daß er nach Ferrara kommt.
ZWEITE MASKE. Das macht sich von selbst, Monsignor. Er reist übermorgen mit einigen seiner Freunde, die zur Gesandtschaft der Senatoren Tivpolo und Grimani gehören, nach Ferrara.
ERSTE MASKE. Gut. Die Berichte waren genau. Ich habe genug gesehen, sage ich dir, wir können wieder abreisen. (*Sie gehen ab.*)

LUCRETIA (*faltet die Hände und kniet vor Gennaro fast nieder*). O mein Gott, möge er so glücklich sein, als ich unglücklich war! (*Sie küßt Gennaro auf die Stirne, er erwacht und springt auf.*)
GENNARO. Ein Kuß! Ein Weib!—Auf Ehre, Donna, wäret Ihr Königin, und wäre ich Dichter, so wäre das wahrhaftig das Abenteuer des Herrn Alain Chartier, des französischen Poeten. Aber ich weiß nicht, wer Ihr seid, und ich bin nichts als ein Soldat.
LUCRETIA. Laßt mich, Signor Gennaro.
GENNARO. Nicht doch, Donna.
LUCRETIA. Man kommt! (*Sie entflieht, Gennaro folgt ihr.*)

*

DRITTE SZENE

Jeppo, dann Maffio.

JEPPO (*tritt auf der entgegengesetzten Seite herein*). Was ist das für ein Gesicht? Sie ist es! Dies Weib zu Venedig! He! Maffio!
MAFFIO (*tritt ein*). Was gibt's?
JEPPO. Ich will dir was Unerhörtes sagen. (*Er spricht leise mit Maffio.*)
MAFFIO. Und weißt du das sicher?
JEPPO. So sicher, als wir hier im Palast Barbarigo und nicht im Palast Labbia sind.
MAFFIO. Sie hatte ein verliebtes Gespräch mit Gennaro?
JEPPO. Mit Gennaro.
MAFFIO. Ich muß meinen Bruder aus diesem Spinnennetz ziehen.

JEPPO. Komm, wir wollen unsre Freunde davon unterrichten.

(Sie gehen ab. Die Bühne bleibt während einiger Augenblicke leer. Man sieht nur von Zeit zu Zeit im Hintergrunde des Theaters Gondeln unter Musikbegleitung vorüberfahren. Gennaro kömmt mit Lucretia zurück, sie ist maskiert.)

*

VIERTE SZENE

Gennaro. Donna Lucretia.

LUCRETIA. Die Terrasse ist finster und verlassen. Ich kann die Maske hier abnehmen. Ihr sollt mein Gesicht sehen, Gennaro. *(Sie nimmt die Maske ab.)*

GENNARO. Ihr seid sehr schön!

LUCRETIA. Sieh mich scharf an, Gennaro, und sage mir, ob ich dich nicht schaudern mache!

GENNARO. Ihr mich schaudern machen! Und warum? O, im Gegenteil, im Tiefsten meines Herzens ist etwas, das mich zu Euch zieht.

LUCRETIA. Und glaubst du wohl, daß du mich lieben könntest, Gennaro?

GENNARO. Warum nicht? Dennoch, Donna, ich bin aufrichtig, es wird doch immer ein Weib geben, das ich mehr liebe als Euch.

LUCRETIA *(lächelnd)*. Ich weiß, die kleine Fiametta!

GENNARO. Nein.

LUCRETIA. Wer denn?

GENNARO. Meine Mutter.

LUCRETIA. Deine Mutter! Deine Mutter! O mein Gennaro! Du liebst also deine Mutter, ist es nicht so?

GENNARO. Und doch habe ich sie niemals gesehen. Kommt dies Euch nicht sehr sonderbar vor? Seht, ich weiß nicht, was mich treibt, Euch zu meiner Vertrauten zu machen. Ich will Euch ein Geheimnis sagen, das ich noch niemand sagte, nicht einmal meinem Waffenbruder, nicht einmal Maffio Orsini. Das ist seltsam, sich dem ersten besten so zu überlassen, aber es ist mir, als hätten wir uns nicht zum ersten Male getroffen.—Ich bin Hauptmann, weiß nichts von meiner Familie und wurde in

Kalabrien von einem Fischer erzogen, für dessen Sohn ich mich hielt. Am Tage, wo ich sechzehn Jahre alt war, sagte mir der Fischer, daß er mein Vater nicht sei. Einige Zeit danach kam ein Herr, der mir die Rüstung eines Ritters anlegte und wegging, ohne das Visier seines Helmes aufgeschlagen zu haben. Darauf brachte mir ein schwarz gekleideter Mann einen Brief; ich öffnete ihn. Meine Mutter war es, die mir schrieb, meine Mutter, die ich nicht kannte, meine Mutter, von der ich träumte, wie sie gut sei, sanft, zärtlich, schön wie du, meine Mutter, die ich mit ganzer Seele anbetete! Aus diesem Briefe erfuhr ich jedoch, ohne daß man mir einen Namen angab, daß ich adelig und aus einem großen Geschlechte sei und daß meine Mutter sehr unglücklich wäre. Arme Mutter!

LUCRETIA. Guter Gennaro!

GENNARO. Seit dem Tage lief ich nach Abenteuern, weil ich durch meinen Degen so gut etwas werden wollte, als durch meine Geburt. Ich durchstrich ganz Italien. Aber den ersten Tag jedes Monats, wo ich auch sei, sehe ich immer den nämlichen Boten kommen. Er bringt mir einen Brief von meiner Mutter, nimmt meine Antwort und geht. Er sagt mir nichts, und ich sage ihm nichts, denn er ist taub und stumm.

LUCRETIA. So weißt du also nichts von deiner Familie?

GENNARO. Ich weiß, daß ich eine Mutter habe, und daß sie unglücklich ist, und daß ich mein Leben in dieser Welt darum geben würde, sie einmal weinen, und mein Leben in der anderen, sie einmal lächeln zu sehen. Das ist alles.

LUCRETIA. Was machst du mit ihren Briefen?

GENNARO. Ich habe sie alle da auf meinem Herzen. Wir Kriegsleute wagen unsre Brust oft gegen eine Degenspitze. Die Briefe einer Mutter sind ein guter Harnisch.

LUCRETIA. Edle Natur!

GENNARO. Seht, wollt Ihr auch ihre Schriftzüge sehen? Da ist einer von ihren Briefen. (*Er zieht ein Papier aus dem Busen, küßt es und gibt es der Donna Lucretia.*)

LUCRETIA (*liest*). "Mein Gennaro, suche nicht mich

kennen zu lernen vor dem Tage, den ich dir bestimmen werde. Ich bin sehr zu beklagen. Ich bin von erbarmungslosen Verwandten umgeben, die dich töten würden, wie sie deinen Vater getötet haben. Ich, mein Kind, will allein um das Geheimnis deiner Geburt wissen. Wenn du es wüßtest! Doch das ist zugleich so traurig und so glänzend, daß du nicht schweigen könntest. Die Jugend ist zutraulich, die Gefahren, die dich umgeben, kennst du nicht, so wie ich sie kenne. Wer weiß? du würdest ihnen aus jugendlichem Übermute trotzen wollen. Du würdest sprechen oder dich erraten lassen, und dann keine zwei Tage mehr leben. O nein! Begnüge dich mit der Gewißheit, daß du eine Mutter hast, die dich anbetet und Tag und Nacht über dein Leben wacht. Mein Gennaro, mein Sohn, du bist alles, was ich auf Erden liebe, mein Herz schmilzt, wenn ich an dich denke." (*Sie hält ein, um eine Träne zu verschlucken.*)

GENNARO. Wie gefühlvoll Ihr das lest! Man sollte meinen, Ihr läset nicht, sondern Ihr sprächet. Ach! Ihr weint! Ihr seid gut, Donna, und ich liebe Euch, weil Ihr um das weint, was meine Mutter geschrieben. (*Er nimmt den Brief, küßt ihn und steckt ihn wieder in den Busen.*) Ja, Ihr seht, es gab Verbrechen genug um meine Wiege. Meine arme Mutter! Nicht wahr, jetzt begreift Ihr, warum ich mich wenig um Galanterien und Liebeshändel kümmere? wie ich nur einen Gedanken im Herzen habe, meine Mutter! Ach, meine Mutter befreien, ihr dienen, sie rächen, sie trösten! Welch Glück! Dann will ich an Liebe denken! Alles, was ich tue, tue ich, um meiner Mutter würdig zu werden. Es gibt Abenteurer genug, die nicht gewissenhaft sind und die sich für den Teufel schlagen würden, nachdem sie für den heiligen Michael gefochten. Ich unterstütze nur die gerechte Sache, ich will eines Tages einen Degen so rein, wie den eines Königs, zu den Füßen meiner Mutter legen können. Seht, Donna, man hat mir einen vorteilhaften Platz im Dienste dieser ehrlosen Donna Lucretia angeboten, ich habe ihn ausgeschlagen.

LUCRETIA. Gennaro! Gennaro! erbarmt Euch der Bösen! Ihr wißt nicht, was in ihrem Herzen vorgeht.

GENNARO. Ich habe kein Erbarmen für das, was ohne Erbarmen ist. Aber lassen wir das, Donna, und jetzt, da ich Euch gesagt habe, wer ich bin, tut mir das nämliche und sagt mir, wer Ihr seid?

LUCRETIA. Ein Weib, das dich liebt, Gennaro.

GENNARO. Aber Euer Name?

LUCRETIA. Fraget mich nicht weiter.

(*Fackeln. Jeppo und Maffio treten mit Geräusch herein. Donna Lucretia nimmt eilig die Maske vor.*)

*

FÜNFTE SZENE

Die Nämlichen. Maffio Orsini, Jeppo Liveretto, Ascanio Petrucci, Oloferno Vitellozzo, Don Apostolo Gazella. (*Herrn, Damen, Pagen mit Fackeln.*)

MAFFIO (*eine Fackel in der Hand*). Gennaro, willst du wissen, wer das Weib ist, dem du von Liebe sprichst?

LUCRETIA (*beiseite*). Gerechter Himmel!

GENNARO. Ihr alle seid meine Freunde, aber der ist ein toller Bursche, der die Maske dieser Dame berührt. Die Maske eines Weibes ist so heilig, wie das Gesicht eines Mannes.

MAFFIO. Das Weib muß vorerst ein Weib sein, Gennaro! Wir wollen dieses da übrigens nicht beleidigen, wir wollen ihm nur unsere Namen sagen. (*Er nähert sich der Donna Lucretia:*) Donna, ich bin Maffio Orsini, Bruder des Herzogs von Gravina, welchen Eure Sbirren des Nachts, als er schlief, erdrosselt haben.

JEPPO. Donna, ich bin Jeppo Liveretto, Neffe des Liveretto Vitelli, den Ihr in den Kellern des Vatikan erdolchen ließt.

ASCANIO. Donna, ich bin Ascanio Petrucci, Vetter des Pandolfo Petrucci, Herrn von Siena, den Ihr ermordet habt, um ihm desto leichter seine Stadt zu stehlen.

OLOFERNO. Donna, ich heiße Oloferno Vitellozzo und bin ein Neffe des Jago Appiani, den Ihr bei einem Gastmahl vergiftet habt, nachdem Ihr ihm durch Verrat seine gute Feste Piombino weggenommen.

APOSTOLO. Donna, Ihr habt auf dem Schafotte den

Don Francisco Gazella töten lassen, den Onkel Eures dritten Gemahls, des Don Alphons von Aragonien, den Ihr auf der Treppe der Peterskirche mit Spießen erstechen ließt. Ich bin Don Apostolo Gazella, Vetter des einen und Sohn des andern.

LUCRETIA. O Gott!

GENNARO. Wer ist dies Weib?

MAFFIO. Und wollt Ihr jetzt, Donna, nachdem wir Euch unsre Namen genannt, daß wir Euch auch den Eurigen nennen?

LUCRETIA. Nein, nein. Habt Mitleid, meine Herrn! Nicht vor ihm!

MAFFIO (*nimmt ihr die Maske ab*). Nehmt Eure Maske ab, Donna, damit wir sehen, ob Ihr noch erröten könnt.

APOSTOLO. Gennaro, dies Weib, dem du von Liebe sprachst, mischt Gift und treibt Ehebruch.

JEPPO. Treibt Blutschande in allen Graden. Blutschande mit ihren beiden Brüdern, von denen der eine den andern aus Liebe für sie erschlagen hat.

LUCRETIA. Gnade!

APOSTOLO. Blutschande mit ihrem Vater, der Papst ist.

LUCRETIA. Erbarmen!

OLOFERNO. Blutschande mit ihren Kindern, wenn sie deren hätte, aber der Himmel versagt sie dem Ungeheuer.

LUCRETIA. Genug, genug!

MAFFIO. Willst du ihren Namen wissen, Gennaro?

LUCRETIA (*schleppt sich zu den Knien Gennaros*). Höre nicht, mein Gennaro!

MAFFIO (*streckt die Arme aus*). Das ist Lucretia Borgia.

GENNARO (*stößt sie zurück*). Oh!

(*Sie sinkt ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.*)

ZWEITE ABTEILUNG

Ein Platz zu Ferrara; zur Rechten ein Palast mit einer niedrigen Türe und mit einem Balkon, der mit Jalousien versehen ist. Unter dem Balkon ein großes Steinschild mit einem Wappen; der Name Borgia steht in großen erhabenen

Lettern von vergoldetem Kupfer darunter. Zur Linken ein kleines Haus, dessen Türe auf den Platz geht. Im Hintergrund Häuser, Türme.

ERSTE SZENE

Donna Lucretia. Gubetta.

LUCRETIA. Ist alles für diesen Abend bereit, Gubetta?
GUBETTA. Ja, Donna.
LUCRETIA. Werden sie alle fünf dort sein?
GUBETTA. Alle fünf.
LUCRETIA. Sie haben mich aufs grausamste beleidigt, Gubetta.
GUBETTA. Ich war nicht da, ich.
LUCRETIA. Sie waren ohne Erbarmen.
GUBETTA. Sie haben Euch so ganz laut Euern Namen gesagt?
LUCRETIA. Sie haben mir ihn nicht gesagt, Gubetta, sie haben mir ihn ins Gesicht gespien.
GUBETTA. Mitten auf dem Ball!
LUCRETIA. Vor Gennaro!
GUBETTA. Das sind zuversichtliche Toren, Venedig zu verlassen und nach Ferrara zu kommen! Es ist wahr, sie konnten nicht anders, sie waren vom Senate beauftragt, teil an der Gesandtschaft zu nehmen, welche die vorige Woche angekommen ist.
LUCRETIA. Oh! er haßt und verachtet mich jetzt, und das ist ihre Schuld.—Ha, Gubetta, ich werde mich rächen!
GUBETTA. Zur guten Stunde! Das ist ein Wort! Gott sei gelobt, Eure Barmherzigkeitslaunen haben Euch also verlassen! Es ist mir viel behaglicher bei Eurer Hoheit, wenn sie so natürlich ist, wie eben! Ich finde mich wenigstens wieder darin. Seht, Donna, ein See ist das Gegenteil von einer Insel, ein Turm ist das Gegenteil von einem Brunnen, eine Wasserleitung ist das Gegenteil von einer Brücke, und ich, ich habe die Ehre das Gegenteil von einer tugendhaften Person zu sein.
LUCRETIA. Gennaro ist bei ihnen. Gib acht, daß ihm nichts zustößt.

GUBETTA. Wenn Ihr ein gutes Weib würdet, und ich würde ein guter Mann, das wäre was Ungeheures.

LUCRETIA. Gib acht, daß Gennaro nichts zustößt, sage ich dir.

GUBETTA. Seid ruhig.

LUCRETIA. Ich möchte ihn gleichwohl noch einmal sehen.

GUBETTA. Bei Gott, Donna, Eure Hoheit sieht ihn alle Tage. Ihr habt seinen Knecht bestochen, damit er seinen Herrn bestimme, seine Wohnung da zu nehmen, in diesem Nest, Eurem Balkon gegenüber, und von Eurem Gitterfenster aus habt Ihr nun alle Tage das unaussprechliche Glück, den genannten Edelmann ein und aus gehen zu sehen.

LUCRETIA. Ich sage dir, daß ich ihn sprechen will, Gubetta.

GUBETTA. Nichts einfacher. Laßt ihm durch Astolfo sagen, daß Eure Hoheit ihn heute zu der und der Stunde im Palast erwartet.

LUCRETIA. Das will ich tun, Gubetta. Abends wird er kommen?

GUBETTA. Tretet zurück, Donna, ich glaube, daß er sogleich mit den bewußten Vögeln hier vorbeikommen wird.

LUCRETIA. Halten sie dich immer für den Grafen Belverana?

GUBETTA. Sie halten mich für einen Spanier vom Wirbel bis zur Sohle. Ich bin einer ihrer besten Freunde. Ich borge Geld bei ihnen.

LUCRETIA. Geld! Zu was?

GUBETTA. Wahrhaftig, um es zu haben. Übrigens ist nichts spanischer, als wie ein Bettler auszusehen, und den Teufel beim Schwanz zu ziehen.

LUCRETIA (*beiseite*). O mein Gott, schütze Gennaro!

GUBETTA. Und darüber, Donna, kommt mir was ein.

LUCRETIA. Nun?

GUBETTA. Daß dem Teufel der Schwanz sehr solid an das Kreuz geleimt, genagelt und geschraubt sein muß, weil er die unendliche Zahl von Leuten trägt, die beständig daran ziehen.

LUCRETIA. Du lachst über alles, Gubetta.
GUBETTA. Eine Art, so gut wie eine andre.
LUCRETIA. Ich glaube, da sind sie. Denke an alles. (*Sie geht durch die kleine Türe unter dem Balkon in den Palast zurück.*)

*

ZWEITE SZENE

Gubetta, dann Gennaro, Maffio, Jeppo, Ascanio, Don Apostolo, Oloferno.

GUBETTA (*allein*). Was ist das mit dem Gennaro? Und was zum Teufel hat sie mit ihm vor? Ich kenne nicht alle Geheimnisse der Donna, o noch lange nicht, aber dies da stachelt meine Neugierde. Meiner Treu, sie hat mir diesmal nicht getraut, sie braucht sich nicht einzubilden, daß ich ihr bei der Sache behilflich sein werde, sie mag sich aus der Geschichte mit dem Gennaro ziehen, so gut sie kann. Aber was ein sonderbarer Einfall, einen Menschen zu lieben, wenn man die Tochter des Borgia und der Vanozza, wenn man ein Weib ist, in dessen Adern das Blut einer Hure und das Blut eines Papstes fließt. Donna Lucretia wird platonisch. Ich wundre mich jetzt über nichts mehr, selbst wenn man mir sagte, daß der Papst Alexander VII. an Gott glaube! Fort! Da kommen die jungen Toren vom Karneval von Venedig. Ein schöner Einfall, ein sicheres Land zu verlassen und nach Ferrara zu kommen, nachdem man die Herzogin von Ferrara tödlich beleidigt! An ihrer Stelle hätte ich mich gehütet, an der Reise der venetianischen Gesandten teilzunehmen. Aber so sind einmal die jungen Leute. Der Rachen des Wolfes ist unter allen Dingen unter dem Monde das, worein sie sich am liebsten stürzen.

Die jungen Herren treten auf, ohne anfangs Gubetta zu bemerken, der sich, um sie zu beobachten, hinter einen der Pfeiler, die den Balkon tragen, zurückgezogen hat. Sie sehen unruhig aus und sprechen leise miteinander.

MAFFIO (*leise*). Ihr mögt sagen, was ihr wollt, meine Herren, man kann sich die Mühe sparen nach Ferrara zu

gehen, wenn man Donna Lucretia aufs tiefste verwundet hat.

APOSTOLO. Was können wir tun? Der Senat schickt uns hierher. Ist es möglich, sich über die Befehle des hohen Senates von Venedig wegzusetzen? Einmal bezeichnet, mußten wir fort. Gleichwohl, Maffio, verhehle ich mir nicht, daß Lucretia Borgia eine furchtbare Feindin ist. Sie ist hier Herrin.

JEPPO. Was könnte sie uns antun, Apostolo? Sind wir nicht im Dienste der Republik Venedig? Gehören wir nicht zu ihrer Gesandtschaft? Uns ein Haar auf dem Haupte krümmen hieße dem Dogen den Krieg erklären, und Ferrara reibt sich nicht gern an Venedig.

GENNARO (*träumt in einer Ecke der Bühne, ohne sich in das Gespräch zu mischen*). O meine Mutter, meine Mutter! Wer wird mir sagen, was ich für meine arme Mutter tun kann!

MAFFIO. Man kann dich, so lang du bist, Jeppo, in den Sarg legen, ohne ein Haar auf deinem Haupt zu krümmen. Es gibt Gifte, welche ohne Aufsehen und Lärm die Geschäfte der Borgia abtun und das viel sicherer als Beil und Dolch. Denke, auf welche Weise Alexander VI. den Sultan Zizimi, Bajazets Bruder, aus der Welt gehen machte.

OLOFERNO. Und so viele andere.

APOSTOLO. Das ist eine sonderbare und unheimliche Geschichte mit dem Bruder des Bajazet. Der Papst machte ihn glauben, Karl von Frankreich habe ihn an dem Tage, wo sie zusammen speisten, vergiftet; Zizimi glaubte alles und erhielt aus den schönen Händen der Lucretia Borgia ein sogenanntes Gegengift, was innerhalb zwei Stunden seinen Bruder Bajazet von ihm befreite.

JEPPO. Der ehrliche Türke scheint sich wenig auf Politik verstanden zu haben.

MAFFIO. Ja, die Borgia haben Gifte, die nach einem Tage töten, nach einem Monate, nach einem Jahre, wie sie wollen. Das sind schändliche Gifte, die den Wein süßer machen und einem die Flasche mit mehr Vergnügen leeren lassen. Man hält sich für berauscht, man ist tot. Oder man fängt plötzlich an siech zu werden, die Haut

bekommt Runzeln, die Augen werden hohl, die Haare grau, die Zähne brechen wie Glas; man geht nicht mehr, man schleppt sich; man atmet nicht, man röchelt; man lacht nicht, man schläft nicht, man fröstelt in der Sonne am hellen Mittag; ein Jüngling bekömmt das Aussehen eines Greises; so kämpft er eine Zeitlang mit dem Tode; er stirbt, und dann erinnert man sich, daß er ein halbes Jahr oder ein Jahr zuvor ein Glas Zyperwein bei einem Borgia getrunken. (*Er kehrt sich um:*) Seht, meine Herrn, da kommt grade Montefeltro, ihr kennt ihn vielleicht, er ist aus dieser Stadt, und dem geht es grade so. Er geht da im Hintergrunde des Platzes vorbei. Betrachtet ihn. (*Man sieht im Hintergrunde der Bühne einen mageren, wankenden und hinkenden Mann mit grauen Haaren vorübergehen, er stützt sich auf einen Stock und ist in einen Mantel gehüllt.*)

ASCANIO. Armer Montefeltro!

APOSTOLO. Wie alt ist er?

MAFFIO. So alt wie ich, neunundzwanzig Jahre.

OLOFERNO. Ich sah ihn voriges Jahr so frisch und gesund, wie einer von euch.

MAFFIO. Es sind jetzt drei Monate, daß er bei unserm Heiligen Vater, dem Papst, in der Vigne des Belvedere zu Nacht gespeist hat. Oh! Man erzählt sich seltsame Dinge von den Gastmählern der Borgia.

ASCANIO. Das sind zügellose, mit Gift gewürzte Orgien.

MAFFIO. Seht, meine Herrn, wie der Platz da verlassen ist. Das Volk wagt sich dem fürstlichen Palast nicht so nahe, es scheut das Gift, welches Tag und Nacht darin bereitet wird und von den Mauern ausdünstet.

ASCANIO. Meine Herrn, mit einem Wort, die Gesandten hatten gestern ihre Audienz beim Herzog, unser Dienst ist zu Ende. Das Gefolge der Gesandtschaft besteht aus fünfzig Reutern. Man würde unsere Entfernung nicht bemerken. Ich glaube, daß wir wohl daran täten, wenn wir Ferrara verließen.

MAFFIO. Heute noch.

JEPPO. Meine Herren, dazu ist auch morgen Zeit. Ich bin zum Abendessen bei der Fürstin Negroni eingeladen,

ich bin zum Tollwerden in sie verliebt und möchte nicht aussehen, als liefe ich vor den schönsten Damen von Ferrara fort.

OLOFERNO. Du bist zum Abendessen bei der Fürstin Negroni eingeladen?

JEPPO. Ja.

OLOFERNO. Und ich auch.

ASCANIO. Und ich.

APOSTOLO. Und ich.

MAFFIO. Und ich.

GUBETTA. Und ich, meine Herren!

JEPPO. Ach! Herr von Belverana. Nun, wir gehen alle hin, das gibt einen fröhlichen Abend. Guten Tag, Herr von Belverana.

GUBETTA. Möge Gott Euch viele Jahre schenken, Herr Jeppo.

MAFFIO (*leise zu Jeppo*). Du wirst mich abermals sehr ängstlich finden. Wir gingen nicht zu diesem Essen, wenn du mir glaubtest. Der Palast Negroni stößt an den Palast Borgia, und ich setze kein großes Zutrauen in die freundschaftlichen Gesichter des Herrn Belverana.

JEPPO (*leise*). Du bist närrisch, Maffio. Die Negroni ist eine liebenswürdige Dame, ich sage dir, ich bin in sie verliebt, und Belverana ist ein braver Mann. Ich habe über ihn und seine Familie Erkundigungen eingezogen. Mein Vater war 1480 und soundso viel mit dem seinigen bei der Belagerung von Granada.

MAFFIO. Das beweist nicht, daß der Mann der Sohn des Vaters ist, welcher bei deinem Vater war.

JEPPO. Es zwingt dich niemand, zu dem Gastmahl zu kommen, Maffio.

MAFFIO. Ich gehe, wie du hingehst, Jeppo.

JEPPO. Dann Te Deum laudamus. Und du, Gennaro, wirst du heute abend nicht unter uns sein?

ASCANIO. Hat dich die Negroni nicht eingeladen?

GENNARO. Nein. Der Fürstin bin ich wohl nicht adelig genug.

MAFFIO (*lächelnd*). Dann, mein Bruder, wirst du irgendein verliebtes Stelldichein haben, nicht wahr?

JEPPO. Aha, erzähle uns doch ein wenig, was die Donna Lucretia jenen Abend sagte. Sie scheint ganz toll in dich vernarrt zu sein. Sie wird dir viel davon vorgeschwätzt haben. Die Ballfreiheit kam ihr sehr dabei zustatten. Die Weiber verkleiden nur ihren Leib, um ihre Seele bequemer zu entkleiden. Maskierte Gesichter und nackte Herzen! (*Lucretia befindet sich seit einigen Augenblicken auf dem Balkon, wo sie die Jalousien halb öffnet, sie horcht.*)

MAFFIO. Du mietest dich grade ihrem Balkon gegenüber ein, Gennaro! Gennaro!

APOSTOLO. Das ist nicht so ohne Gefahr, mein Junge, man sagt, dieser würdige Herzog von Ferrara sei sehr eifersüchtig auf seine Frau Donna.

OLOFERNO. Rasch, Gennaro! sage uns, wie weit du mit deiner Liebschaft mit der Lucretia bist.

GENNARO. Meine Herren! einige Degen werden in der Sonne blitzen, wenn ihr fortfahrt, mir von diesem abscheulichen Weibe zu sprechen.

LUCRETIA (*auf dem Balkon, beiseite*). Ach!

MAFFIO. Nichts als Scherz, Gennaro. Aber ich dächte, man dürfte mit dir von dieser Dame wohl sprechen; du trägst ihre Farbe.

GENNARO. Was soll das heißen?

MAFFIO (*deutet auf seine Schärpe*). Diese Schärpe?

JEPPO. Das sind in der Tat die Farben der Lucretia Borgia.

GENNARO. Fiametta hat mir sie geschickt.

MAFFIO. Das meinst du. Lucretia ließ dir das sagen. Aber Lucretia ist es, welche die Schärpe dir mit eignen Händen gestickt hat.

GENNARO. Bist du dessen gewiß, Maffio? Woher weißt du es?

MAFFIO. Von deinem Knecht, welcher dir die Schärpe gebracht und den sie bestochen hat.

GENNARO. Verdammt! (*Er reißt die Schärpe ab, zerreißt sie und tritt sie mit Füßen.*)

LUCRETIA (*beiseite*). Ach! (*Sie schließt die Jalousien und entfernt sich.*)

MAFFIO. Und doch ist dies Weib schön.

JEPPO. Ja, aber es ist etwas Unheimliches in ihrer Schönheit.

MAFFIO. Sie ist ein Golddukaten mit dem Gepräge des Satans.

GENNARO. Oh! verflucht sei diese Lucretia Borgia! Dies Weib liebt mich, wie ihr sagt! Nun, desto besser! das soll ihre Strafe sein. Sie macht mich schaudern! Ja, sie macht mich schaudern. Du weißt, Maffio, das ist immer so; es ist unmöglich, gleichgültig gegen ein Weib zu sein, von dem man geliebt wird. Man muß es lieben oder hassen. Wie sollte man diese da lieben? Es geschieht auch, daß man diese Art von Weibern um so mehr haßt, je mehr man von ihnen verfolgt wird. Dies Weib verfolgt mich, quält mich, belagert mich. Wodurch konnte ich die Liebe einer Lucretia Borgia verdienen? Ist das nicht Schande und Schmach? Ihr könnt kaum glauben, wie mir der Gedanke an dies verbrecherische Weib verhaßt ist seit der Nacht, wo ihr mir so laut ihren Namen gesagt habt. Sonst sah ich Lucretia Borgia nur von fern, zwischen tausend Gegenständen durch, wie ein schreckliches Gespenst aufrecht über Italien, wie das Gespenst einer ganzen Welt. Jetzt ist dies Gespenst mein Gespenst; es setzt sich an mein Lager, es liebt mich, es will sich in mein Bett legen! Bei meiner Mutter, das ist entsetzlich! Ach, Maffio! sie hat den Herrn von Gravina getötet, sie hat deinen Bruder getötet! Ha! deinen Bruder! Dir will ich ihn ersetzen, an ihr will ich ihn rächen! —Hier ist also ihr abscheulicher Palast! Palast der Wollust, Palast des Verrat, Palast des Mordes, Palast des Ehebruchs, Palast der Blutschande, Palast jeglicher Sünde, Palast der Lucretia Borgia! Daß ich diesem Weibe das Henkerszeichen nicht auf die Stirn drücken kann! So will ich wenigstens die Stirne ihres Palastes brandmarken! (*Er steigt auf eine unter dem Balkon befindliche Steinbank und macht mit seinem Dolche den ersten Buchstaben des auf die Mauer gehefteten Namens Borgia los, so daß nur das Wort orgia bleibt.*)

MAFFIO. Was Teufel macht er?

JEPPO. Der Name der Donna Lucretia ohne diesen Buchstaben macht dich zu einem Manne ohne Kopf.
GUBETTA. Herr Gennaro, das ist ein Wortspiel, was morgen die halbe Stadt auf die Folter bringt.
GENNARO. Ich werde mich stellen, wenn man den Schuldigen sucht.
GUBETTA (*beiseite*). Das wäre mir recht, das würde Donna Lucretia in Verlegenheit bringen.

Seit einigen Augenblicken gehen zwei schwarz gekleidete Männer beobachtend auf dem Platze auf und ab.

MAFFIO. Meine Herren, das sind Leute mit verdächtigen Gesichtern, sie betrachten uns etwas neugierig. Es wäre klug, wenn wir uns trennten. Mache keine neuen Tollheiten, mein Bruder Gennaro.
GENNARO. Sei ruhig, Maffio. Deine Hand! Meine Herren, viel Vergnügen diese Nacht!

(*Er geht in sein Haus, die andern zerstreuen sich.*)

*

DRITTE SZENE

Die beiden schwarz gekleideten Männer.

ERSTER MANN. Was Teufel machst du da, Rustighello?
ZWEITER MANN. Ich warte, bis du weggehst, Astolfo.
ERSTER MANN. In der Tat?
ZWEITER MANN. Und du, was machst du da, Astolfo?
ERSTER MANN. Ich warte, bis du weggehst, Rustighello.
ZWEITER MANN. Mit wem hast du es zu tun, Astolfo?
ERSTER MANN. Mit dem Manne, der eben da hineinging. Und du, an wen willst du?
ZWEITER MANN. An den nämlichen.
ERSTER MANN. Teufel!
ZWEITER MANN. Was willst du mit ihm machen?
ERSTER MANN. Ihn zur Herzogin führen. Und du?
ZWEITER MANN. Ihn zum Herzog führen.
ERSTER MANN. Teufel!
ZWEITER MANN. Was erwartet ihn bei der Herzogin?
ERSTER MANN. Die Liebe, ohne Zweifel. Und bei dem Herzog?

ZWEITER MANN. Der Galgen, wahrscheinlich.
ERSTER MANN. Was tun? Er kann nicht zugleich bei dem Herzog und bei der Herzogin sein, zugleich Weiberarme und den Strick am Hals haben.
ZWEITER MANN. Da ist ein Dukaten, spielen wir Münz oder Kopf, wer von uns den Mann haben soll.
ERSTER MANN. Das ist ein Wort.
ZWEITER MANN. Meiner Treu! wenn ich verliere, so sage ich dem Herzog, der Vogel wäre ausgeflogen gewesen. Die Geschäfte des Herzogs kümmern mich wenig. (*Er wirft den Dukaten in die Luft.*)
ERSTER MANN. Münze!
ZWEITER MANN. 's ist Kopf!
ERSTER MANN. Der Mann wird gehenkt werden. Nimm ihn. Adieu!
ZWEITER MANN. Guten Abend.
(*Nachdem der andere weggegangen ist, öffnet er die niedrige Türe unter dem Balkon, geht hinein und kommt einen Augenblick darauf in der Begleitung von vier Sbirren zurück, mit denen er an der Tür des Hauses pocht, in welches Gennaro gegangen.*)
(*Der Vorhang fällt.*)

ZWEITE HANDLUNG

DAS PAAR

Personen

DONNA LUCRETIA	MAFFIO
DON ALPHONS VON ESTE	RUSTIGHELLO
GENNARO	EIN TÜRSTEHER

Ein Saal des herzoglichen Palastes zu Ferrara. Tapeten von ungarischem Leder mit goldnen Arabesken. Prächtige Möbel in dem zu Ende des 15. Jahrhunderts in Italien herrschenden Geschmack. Der Stuhl des Herzogs mit rotem Samt überzogen, in welchen das Wappen des Hauses Este gestickt ist. Zur Seite ein mit dergleichen Samt bedeckter Tisch. Im Hintergrund eine große Türe. Zur Rechten eine kleine, zur Linken eine andere kleine verborgene Türe. Hinter

der kleinen versteckten Türe sieht man in einem auf der Bühne angebrachten Kabinett den Anfang einer Wendeltreppe, die sich unter den Fußboden senkt und durch ein langes und schmales Gitterfenster erleuchtet wird.

ERSTE SZENE

Don Alphons von Este. Rustighello.

RUSTIGHELLO. Herr Herzog, Eure Befehle sind vollzogen, und ich erwarte die übrigen.

ALPHONS. Nimm diesen Schlüssel. Geh in die Galerie des Numa. Zähle alle Fächer des Getäfels von der großen Figur bei der Türe an; sie stellt den Herkules, Sohn des Jupiters, einen meiner Vorfahren, vor. Im dreiundzwanzigsten Feld wirst du eine kleine, im Rachen einer goldenen Natter versteckte Öffnung finden. Ludwig der Mauer hat dieses Feld machen lassen. Stecke den Schlüssel in diese Öffnung. Das Feld wird sich, wie eine Türe, auf seinen Angeln bewegen. In dem verborgenen Schrank, den es versteckt, findest du auf einer Kristallplatte zwei Flaschen, eine von Gold und eine von Silber, mit zwei Bechern. In der silbernen Flasche ist reines Wasser. In der goldenen ist zubereiteter Wein. Du trägst die Platte, ohne etwas zu verrücken, in das anstoßende Zimmer, Rustighello, und wirst dich hüten, die goldene Flasche anzurühren, wenn du je die Leute mit Zähneklappern von dem Gifte der Borgia hast reden hören, einem Gifte, das als Pulver weiß und funkelnd ist, wie der Staub von kararischem Marmor, und das, in den Wein gemengt, Romorantiner in Syrakusaner verwandelt.

RUSTIGHELLO. Ist das alles, mein Herr?

ALPHONS. Nein. Du nimmst deinen besten Degen und bleibst aufrecht in dem Kabinett hinter der Türe stehen, so daß du alles, was hier vorgeht, hören und auf das erste Zeichen, das ich dir mit dieser silbernen Schelle gebe, hereintreten kannst. Wenn ich einfach: Rustighello! rufe, so kommst du mit der Platte herein. Wenn ich mit der Schelle klingle, so kommst du mit dem Degen.

RUSTIGHELLO. Gut, mein Herr.

ALPHONS. Du hältst den bloßen Degen in der Hand, um dir die Mühe des Ziehens zu sparen.

RUSTIGHELLO. Jawohl.

ALPHONS. Rustighello, nimm zwei Degen, es könnte einer brechen. Fort!

(*Rustighello geht durch die kleine Türe ab.*)

TÜRSTEHER (*tritt durch die Türe im Hintergrund ein*). Unsere Donna, die Herzogin, wünscht den Herrn Herzog zu sprechen.

ALPHONS. Laßt unsre Dame herein.

*

ZWEITE SZENE

Don Alphons. Donna Lucretia.

LUCRETIA (*tritt ungestüm herein*). Herr! Herr! das ist unverschämt, das ist schmachvoll, das ist abscheulich! Einer aus Eurem Volke, wißt Ihr das, Don Alphons? Einer aus Eurem Volke hat den Namen Eures Weibes unter dem Wappen ihrer Familie auf der Fronte Eures Palastes verstümmelt. Es geschah am hellen Tage, öffentlich, durch wen?—ich weiß es nicht; aber es ist sehr schmählich und sehr frech. Man hat aus meinem Namen ein Aushängeschild für die Schande gemacht, und Euer Pöbel aus Ferrara, der niederträchtigste in ganz Italien, Herr, steht da und grinst vor meinem Wappen wie vor einem Pranger. Bildet Ihr Euch etwa ein, Don Alphons, daß ich das so hinnehmen würde, und daß ich nicht lieber auf einmal durch einen Dolchstoß sterben möchte, als tausendmal durch den giftigen Biß des Spottes und des Pasquills? Bei Gott, Herr! man behandelt mich seltsam in Eurer Herrschaft Ferrara! Ich fange an, das müde zu werden; ich finde Euer Aussehen zu gefällig und ruhig, während man in den Gassen Eurer Stadt den Ruf Eures von Schande und Verleumdung mit den Zähnen zerrissenen Weibes herumzerrt. Ich muß dafür eine glänzende Genugtuung haben, Herr Herzog! Ich sage es Euch voraus. Bereitet Euch, mir Recht zu verschaffen. Das ist ein ernsthaftes Ereignis, seht Ihr? Glaubt Ihr vielleicht, daß mir die Ach-

tung eines jeden unter der Sonne gleichgültig ist und daß mein Gemahl aufhören kann, mein Ritter zu sein? Nein, nein, mein Herr! wer sich vermählt, der schirmt, wer die Hand gibt, der gibt den Arm. Ich zähle darauf. Alle Tage neue Beleidigungen, und immer sehe ich Euch gefühllos dafür. Spritzt der Kot, womit man mich bewirft, nicht auch auf Euch, Don Alphons? Ha, bei meiner Seele, werdet doch ein wenig zornig, Herr, damit ich Euch doch einmal in meinem Leben im Zorn um mich sehe. Ihr liebt mich, wie Ihr manchmal sagt? So liebt doch meine Ehre! Ihr seid eifersüchtig? So seid es doch auf meinen Ruf! Wenn ich durch meine Mitgift Eure Erbgüter verdoppelt; wenn ich Euch zum Hochzeitgeschenk nicht nur die goldene Rose und den Segen des Heiligen Vaters, sondern auch noch etwas mitgebracht habe, das mehr Platz einnimmt auf dieser Erde: Siena, Rimini, Cesena, Spoleto und Piombino und mehr Städte, als Ihr Schlösser, und mehr Herzogtümer, als Ihr Baronien hattet; wenn ich Euch zum mächtigsten Edelmann Italiens gemacht habe, so ist das wohl ein Grund, Herr, mich dem Gespötte, dem Geschrei und den Beleidigungen Eures Pöbels preiszugeben; ein Grund, Euer Ferrara vor ganz Europa mit den Fingern auf Euer verachtetes und unter der Magd Eurer Stallknechte stehendes Weib deuten zu lassen; so ist das wohl ein Grund, sage ich, daß Eure Untertanen mich nicht durch ihre Mitte können gehen sehen, ohne zu sagen: Ha, dies Weib! . . . Ich erkläre es Euch, Herr, das heutige Verbrechen muß untersucht und strenge bestraft werden, wenn ich nicht bei dem Papst oder dem Valentinois, der zu Forli mit fünfzehntausend Kriegsleuten steht, Klage führen soll, und dann mögt Ihr zusehen, ob es wohl der Mühe wert ist, sich darum aus Eurem Sessel zu rütteln.

DON ALPHONSO. Donna, ich bin von dem Verbrechen unterrichtet, worüber ihr klagt.

LUCRETIA. Wie, Herr! Ihr wißt von dem Verbrechen, und der Verbrecher ist nicht entdeckt?

ALPHONS. Der Verbrecher ist entdeckt.

LUCRETIA. Bei Gott! wie kömmt es, daß er alsdann noch nicht verhaftet ist?

ALPHONS. Er ist verhaftet, Donna.

LUCRETIA. Bei meiner Seele! wie kommt es, daß er seine Strafe noch nicht erhalten hat?

ALPHONS. Er wird sie erhalten. Ich wollte erst Eure Meinung über die Strafe hören.

LUCRETIA. Ihr habt wohl daran getan, Herr! Wo ist er?

ALPHONS. Hier.

LUCRETIA. Ha, hier! Man muß ein Beispiel geben, hört Ihr, Herr? Das ist ein Majestätsverbrechen. Solche Verbrechen machen immer den Kopf fallen, welcher sie aussinnt, und die Hand, welche sie ausführt.—Ha, er ist hier! Ich will ihn sehen.

ALPHONS. Das ist leicht. (*Er ruft:*) Bautista! (*Der Türsteher tritt ein.*)

LUCRETIA. Noch ein Wort, Herr, ehe der Verbrecher hereingeführt wird. Gebt mir Euer Wort als gekrönter Herzog, Don Alphons, daß er, wer er auch sei, aus Eurer Stadt oder Eurem Hause nicht lebend von hier weg soll.

ALPHONS. Ihr habt es.—Ich gebe es Euch, Donna, versteht Ihr wohl?

LUCRETIA. Gut. Ha, ich verstehe! Führt ihn her, damit ich ihn selbst vernehme. Mein Gott! was habe ich doch diesen Leuten zu Ferrara getan, daß sie mich so verfolgen?

ALPHONS (*zum Türsteher*). Führt den Gefangenen herein. (*Die Türe im Hintergrund öffnet sich. Man sieht Gennaro entwaffnet zwischen zwei Hellebardieren hereintreten. In dem nämlichen Augenblick sieht man Rustighello die Treppe in dem kleinen Zimmer zur Linken hinter der verborgenen Türe heraufsteigen. In der Hand hält er eine Platte, worauf eine goldene und eine silberne Flasche nebst zwei Bechern stehen. Er stellt die Platte auf den Fenstervorsprung, zieht seinen Degen und stellt sich hinter die Türe.*)

*

DRITTE SZENE

Die Nämlichen. Gennaro.

LUCRETIA. Gennaro!

ALPHONS (*nähert sich ihr. Leise und lächelnd*). Kennt Ihr den Mann?

LUCRETIA. Es ist Gennaro. Welche Schickung, mein Gott! (*Sie betrachtet ihn ängstlich, er wendet die Augen ab.*)

GENNARO. Herr Herzog, ich bin nichts als ein Hauptmann und spreche zu Euch mit der Achtung, die Euch gebührt. Eure Hoheit hat mich heute morgen in meinem Hause verhaften lassen; was will sie mit mir?

ALPHONS. Herr Hauptmann, ein Majestätsverbrechen wurde heute morgen dem von Euch bewohnten Hause gegenüber verübt. Der Name unserer vielgeliebten Gattin und Base, Donna Lucretia Borgia, ist auf eine unverschämte Weise auf der Fronte unseres Palastes verstümmelt worden. Wir suchen den Schuldigen.

LUCRETIA. Er ist es nicht! Das ist eine Verwechslung, Don Alphons. Der junge Mann da ist es nicht.

ALPHONS. Woher wißt Ihr das?

LUCRETIA. Ich bin dessen gewiß. Der junge Mann ist von Venedig und nicht von Ferrara. Also . . .

ALPHONS. Was beweist das?

LUCRETIA. Die Sache geschah heute morgen, und ich weiß, daß er den Morgen bei einer gewissen Fiametta zugebracht hat.

GENNARO. Nein, Donna.

ALPHONS. Eure Hoheit sieht wohl, daß sie schlecht unterrichtet ist. Laßt mich ihn fragen.—Hauptmann Gennaro, habt Ihr das Verbrechen begangen?

LUCRETIA (*verwirrt*). Man erstickt hier! Luft! Luft! Ich muß ein wenig Atem schöpfen! (*Sie tritt an ein Fenster; während sie an Gennaro vorbeigeht, sagt sie ihm rasch und leise:*) Sage: nein!

ALPHONS (*beiseite*). Sie hat leise mit ihm gesprochen.

GENNARO. Herzog Alphons, die Fischer von Kalabrien, die mich erzogen und die mich, wie ich noch ganz jung war, in das Meer getaucht haben, um mich stark und kühn zu machen, haben mich einen Grundsatz gelehrt, bei dem man wohl oft sein Leben, aber nie seine Ehre wagt: "Tue, was du sagst, sage, was du tust." Herzog Alphons, ich bin der Mann, den Ihr sucht.

ALPHONS (*sich zu Lucretia wendend*). Ihr habt mein fürstliches Wort, Donna.

LUCRETIA. Ich habe Euch einige Worte insgeheim zu sagen, mein Herr.

(*Der Herzog befiehlt durch ein Zeichen dem Türsteher und den Wachen, sich mit dem Gefangenen in den anstoßenden Saal zurückzuziehen.*)

*

VIERTE SZENE

Lucretia. Don Alphons.

ALPHONS. Was wollt Ihr von mir, Donna?

LUCRETIA. Was ich will, Don Alphons? Ich will, daß dieser Jüngling nicht sterbe.

ALPHONS. Es ist kaum ein Augenblick verflossen, seit Ihr zu mir kamt wie ein Sturm, zürnend und weinend, seit Ihr über eine Euch zugefügte Beleidigung klagtet, seit Ihr unter Drohen und Schreien den Kopf des Schuldigen gefordert, seit Ihr mein fürstliches Wort begehrt habt, daß er nicht lebend von hier weg solle; ich verpfändete es Euch, und jetzt fordert Ihr sein Leben! Bei Gott, Donna, das ist unerhört!

LUCRETIA. Ich will, daß dieser Jüngling nicht sterbe, Herr Herzog.

ALPHONS. Donna, so erprobte Edelleute wie ich sind nicht gewohnt, ihr Wort in Versatz zu lassen. Ihr habt das meinige, ich muß es lösen. Ich habe den Tod des Schuldigen beschworen, er muß sterben. Bei meiner Seele! Ihr dürft seine Todesart wählen.

LUCRETIA (*lächelnd und sanft*). Don Alphons, Don Alphons, wahrhaftig, wir schwätzen da tolles Zeug, Ihr und ich. Es ist wahr, ich bin ein unsinniges Weib. Mein Vater hat mich verdorben; was wollt Ihr? Seit meiner Kindheit hat man all meinen Launen gehorcht. Was ich vor einer Viertelstunde wollte, will ich jetzt nicht mehr. Kommt, setzt Euch zu mir;—so—plaudern wir ein wenig, zärtlich, herzlich, wie Mann und Frau, wie zwei gute Freunde.

ALPHONS (*ebenfalls mit einem Anstrich von Galanterie*). Donna Lucretia, Ihr seid meine Dame, und ich bin sehr glücklich, daß Ihr mich einen Augenblick zu Euren Füßen haben wollt. (*Er setzt sich neben sie.*)

LUCRETIA. Wie hübsch ist es, wenn man sich versteht! Wißt Ihr auch, Don Alphons, daß ich Euch noch liebe, wie am ersten Tage unserer Ehe, wo Ihr einen so glänzenden Einzug in Rom hieltet zwischen Herrn von Valentinois, meinem Bruder, und dem Herrn Kardinal Hippolyt von Este, dem Eurigen? Ich war auf dem Balkon der Peterstreppe. Ich denke noch an Euren schönen, mit goldnen Zieraten bedeckten Schimmel und an das königliche Aussehen, was Ihr auf ihm hattet.

ALPHONS. Ihr, Donna, wart sehr schön und glänzend unter Eurem Baldachin von Silberbrokat.

LUCRETIA. O sprecht nicht von mir, Herr, wenn ich von Euch spreche. Es ist gewiß, daß mich alle Fürstinnen Europas um meine Ehe mit dem besten Ritter der Christenheit beneiden, und ich liebe Euch wahrhaftig, als hätte ich achtzehn Jahre. Ihr wißt, daß ich Euch liebe, nicht wahr, Alphons? Ihr zweifelt wenigstens nie daran. Ich bin manchmal kalt und zerstreut; daran ist mein Charakter, nicht mein Herz schuld. Hört, Alphonso, wenn Eure Hoheit mich ein wenig darum zankte, wollte ich bald anders werden. Wie schön, sich so zu lieben wie wir! Gebt mir Eure Hand,—umarmt mich, Don Alphons! In Wahrheit, das fällt mir jetzt ein, es ist recht lächerlich, daß ein Fürst und eine Fürstin, wie Ihr und ich, die nebeneinander auf dem schönsten Herzogstuhle unter der Sonne sitzen und die sich lieben, auf dem Punkte waren, sich um einen armseligen italienischen Landstreicher zu zanken! Man muß den Menschen fortjagen und nicht weiter davon reden. Er mag gehen, wohin er will, nicht wahr, Alphons? Der Löwe und die Löwin werden über eine Mücke nicht zornig werden.—Wißt Ihr auch, mein Herr, daß Ihr die Herzogskrone zum zweitenmal erhalten würdet, wenn man sie dem schönsten Ritter von Ferrara als Preis aussetzte? —Wartet, ich will Bautista in Eurem Namen sagen, daß er so schnell als möglich diesen Gennaro aus Ferrara jagen soll.

ALPHONS. Das hat keine Eile.

LUCRETIA. Ich möchte nicht mehr daran zu denken haben.—Laßt mich die Sache auf meine Art abtun.

ALPHONS. Diesmal muß sie wohl auf die meinige abgetan werden.

LUCRETIA. Aber endlich, mein Alphons,—Ihr habt keinen Grund, den Tod dieses Menschen zu wollen.

ALPHONS. Und das Wort, was ich Euch gegeben? Der Eid eines Fürsten ist heilig.

LUCRETIA. Dergleichen muß man dem Volk sagen. Aber Ihr und ich, Don Alphons, wissen, was daran ist. Der Heilige Vater hatte Karl VIII. von Frankreich das Leben des Zizimi versprochen; Seine Heiligkeit ließ nichtsdestoweniger den Zizimi sterben. Herr von Valentinois hatte sich auf sein Wort dem nämlichen Kinde Karl als Geisel gestellt; Herr von Valentinois ist aus dem französischen Lager entwischt, sobald er konnte. Ihr selbst hattet den Petrucci versprochen, ihnen Siena zurückzugeben. Ihr habt es weder getan, noch hättet Ihr es tun sollen. He! die Geschichte ist voll von dergleichen. Weder Könige noch Völker könnten bei streng gehaltenen Eiden einen Augenblick bestehen. Für uns, Alphons, ist ein beschwornes Wort nur dann eine Notwendigkeit, wenn es keine andere gibt.

ALPHONS. Dennoch, Donna Lucretia, ein Eid . . .

LUCRETIA. Gebt mir doch nicht so erbärmliche Gründe an. Ich bin nicht einfältig. Sagt mir lieber, mein teurer Alphons, ob Ihr irgendetwas gegen diesen Gennaro habt. Nein? Nun gut! schenkt mir sein Leben. Was macht das Euch, wenn es mir einfällt, ihm zu verzeihen? Ich bin die Beleidigte.

ALPHONS. Grade, weil er Euch beleidigt hat, meine Liebe, kann ich ihn nicht begnadigen.

LUCRETIA. Ihr werdet mir es nicht länger verweigern, wenn Ihr mich liebt. Wenn es mir nun beliebt, den Weg der Milde zu versuchen? Ich will von Eurem Volke geliebt sein. Die Gnade, Alphons, macht einen König Jesus Christus ähnlich. Laßt uns gnädige Herrn sein. Das arme Italien hat ohne uns Tyrannen genug, von den baronisierten Stellvertretern des Papstes an bis zu dem päpstlichen Stellvertreter des Himmels. Machen wir ein Ende damit, teurer Alphons. Setzt diesen Gennaro in Freiheit.

Es ist eine Laune, wenn Ihr wollt; aber es ist etwas Heiliges und Göttliches in der Laune eines Weibes, wenn sie einem Menschen den Kopf rettet.

ALPHONS. Ich kann nicht, teure Lucretia.

LUCRETIA. Ihr könnt nicht? Aber warum endlich könnt Ihr mir etwas so Unbedeutendes, wie das Leben eines Soldaten, nicht schenken?

ALPHONS. Ihr fragt warum, meine Liebe?

LUCRETIA. Ja, warum?

ALPHONS. Weil dieser Soldat Euer Geliebter ist, Donna.

LUCRETIA. Himmel!

ALPHONS. Weil Ihr in Venedig wart, ihn zu suchen! Weil Ihr in die Hölle gehen würdet, ihn zu suchen! Weil ich Euch verfolgt habe, während Ihr ihn verfolgtet! Weil ich Euch sah, als Ihr ihm unter Eurer Maske nachlieft, keuchend, wie die Wölfin hinter ihrer Beute! Weil Ihr ihn noch im Augenblick mit einem Blick voll Tränen und Feuer verschlangt! Weil Ihr Euch ihm ohne Zweifel überlassen habt, Donna! Weil es jetzt genug ist mit Schande und Ehebruch! Weil es Zeit ist, daß ich meine Ehre räche und um mein Bett einen Strom von Blut fließen mache! Versteht Ihr, Donna?

LUCRETIA. Don Alphons . . .

ALPHONS. Schweigt.—Wacht über Eure Liebhaber in Zukunft, Lucretia! Stellt, wen Ihr wollt, als Pförtner an die Türe, durch die man zu Eurer Schlafkammer gelangt; aber an der Türe, durch die man herausgeht, wird jetzt ein Pförtner nach meiner Wahl stehen—der Henker!

LUCRETIA. Herr! ich schwöre Euch . . .

ALPHONS. Schwört nicht.—Eide, das ist gut für den Pöbel. Gebt mir doch keine so erbärmlichen Gründe an. Seht, Donna, ich hasse Euer ganzes abscheuliches Geschlecht Borgia und Euch vor allen, Euch, die ich so toll liebte! Ich muß Euch das ein wenig vollständig sagen. Es ist eine schändliche, unerhörte und seltsame Sache, in uns beiden das Haus Este, welches edler ist als das Geschlecht der Valois und der Tudor, das Haus Este, sage ich, und das Haus Borgia vereinigt zu sehen, das Haus Borgia, das nicht einmal so, sondern Lenzuoli, oder

Lenzolio, oder, ich weiß nicht wie, heißt! Ich verabscheue Euren Bruder Cäsar, der natürliche Blutflecken im Gesicht hat! Euren Bruder Cäsar, der Euren Bruder Johann erschlagen hat! Ich verabscheue Eure Mutter Rosa Vanozza, das alte spanische Freudenmädchen, das in Rom Ärgernis erregt, nachdem es das nämliche in Valenzia getan! Und was Eure sogenannten Neffen anbelangt, die Herzoge von Sermoneto-Nepi,—schöne Herzoge, wahrhaftig! Herzoge von gestern! Herzoge von gestohlenen Herzogtümern! Laßt mich zu Ende kommen. Ich verabscheue Euren Vater, der Papst ist und der ein Weiber-Serail hält, wie der Türkensultan Bajazet; Euren Vater, welcher der Antichrist ist; Euren Vater, der die Galeeren mit berühmten Männern und das heilige Kollegium mit Banditen besetzt, so daß man fragen sollte, wenn man sie in ihren roten Kleidern sieht (Galeerensklaven und Kardinäle), ob die Galeerensklaven Kardinäle und ob die Kardinäle Galeerensklaven sind!—Geht jetzt!

LUCRETIA. Herr! Herr! ich flehe zu Euch auf den Knien und mit gefaltenen Händen, um Jesus und Maria willen, um Eures Vaters und Eurer Mutter willen, Herr, ich flehe zu Euch um das Leben dieses Mannes!

ALPHONS. Das heiße ich lieben!—Ihr dürft mit seiner Leiche machen, was Ihr wollt, und ich denke, daß Ihr es könnt, ehe eine Stunde vergeht.

LUCRETIA. Gnade für Gennaro!

ALPHONS. Wenn Ihr den festen Entschluß in meiner Seele lesen könntet, so würdet Ihr so wenig davon reden, als wenn er schon tot wäre.

LUCRETIA (*sich erhebend*). Ha! hütet Euch, Don Alphons von Ferrara, mein vierter Gemahl.

ALPHONS. O, spielt nicht die schreckliche Donna! Bei meiner Seele, ich fürchte Euch nicht! Ich kenne Eure Kniffe. Ich werde mich nicht vergiften lassen, wie Euer erster Gemahl, der arme spanische Edelmann, dessen Namen ich so wenig mehr weiß, als Ihr. Ich werde mich nicht fortjagen lassen, wie Euer zweiter Gemahl, der Schwachkopf Johann Sforza, Herr von Pesaro. Ich werde mich nicht mit Spießen auf irgendeiner Treppe erstechen

lassen, wie der dritte, Don Alphons von Aragonien, das schwache Kind, dessen Blut den Boden so wenig färbte als reines Wasser. Ich bin ein Mann, Donna. Der Name Herkules ist unsrem Hause gewöhnlich. Beim Himmel, meine Stadt und meine Herrschaft sind voll von Soldaten, und ich bin selbst einer und habe noch nicht, wie der arme König von Neapel, meine guten Kanonen dem Papste, Eurem Heiligen Vater, verkauft!

LUCRETIA. Ihr werdet diese Worte bereuen, mein Herr. Ihr vergeßt, wer ich bin . . .

ALPHONS. Ich weiß sehr gut, wer Ihr seid, und weiß sehr gut, wo Ihr seid. Ihr seid die Tochter des Papstes, aber Ihr seid nicht zu Rom; Ihr seid die Herrin von Spoleto, aber Ihr seid nicht zu Spoleto; Ihr seid das Weib, die Dienerin und Magd des Alphons, Herzogs von Ferrara, und Ihr seid zu Ferrara. (*Donna Lucretia, ganz bleich vor Schrecken und Zorn, sieht den Herzog starr an und weicht langsam vor ihm zurück bis zu einem Sessel, in den sie wie gebrochen hinsinkt.*) Aha! das wundert Euch; Ihr fürchtet Euch vor mir, Donna; bisher war ich es, der Furcht vor Euch hatte. Es soll von nun an immer so sein, und um damit anzufangen, fasse ich einen von Euren Liebhabern; er stirbt.

LUCRETIA (*mit schwacher Stimme*). Überlegen wir ein wenig, Don Alphons. Wenn dieser Mann der nämliche ist, der gegen mich das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen hat, so kann er nicht zugleich mein Geliebter sein . . .

ALPHONS. Warum nicht? In einem Anfall von Zorn, Ärger, Eifersucht! Denn er ist vielleicht auch eifersüchtig, er. Übrigens, was weiß ich? Ich will, daß er sterbe. Es beliebt mir nun einmal so. Dieser Palast ist voll Soldaten, die mir ergeben sind und nur mich kennen; er kann nicht entwischen. Ihr werdet nichts hindern. Ich habe Eurer Hoheit die Wahl seines Todes überlassen; entschließt Euch.

LUCRETIA (*die Hände ringend*). O mein Gott! mein Gott! mein Gott!

ALPHONS. Ihr antwortet nicht? So will ich ihn im Vor-

zimmer mit Degenstichen töten lassen. (*Er will gehen, sie faßt ihn beim Arm.*)

LUCRETIA. Halt!

ALPHONS. Wollt Ihr ihm lieber ein Glas Syrakusaner einschenken?

LUCRETIA. Gennaro!

ALPHONS. Er muß sterben.

LUCRETIA. Nicht durch Degenstiche!

ALPHONS. An der Art liegt wenig. Was wählt Ihr?

LUCRETIA. Das andere.

ALPHONS. Ihr werdet achtgeben, daß Ihr Euch nicht vergreift, und ihm ein Glas aus der goldenen Flasche einschenken. Ihr kennt sie ja? Ich werde übrigens dabei sein; bildet Euch nicht ein, daß ich Euch verlassen werde.

LUCRETIA. Ich werde tun, was Ihr wollt.

ALPHONS. Bautista! (*Der Türsteher tritt ein.*) Führt den Gefangenen herein.

LUCRETIA. Ihr seid ein abscheulicher Mensch, Herr!

*

FÜNFTE SZENE

Die Nämlichen. Gennaro. Die Wache.

ALPHONS. Was ich höre, Herr Gennaro? Was Ihr heute morgen getan, geschah aus Leichtsinn und Prahlerei und ohne böse Absicht, die Herzogin verzeiht Euch; Ihr sollt ein tapferer Mann sein. Bei meiner Mutter! wenn es sich so verhält, so könnt Ihr frei und unversehrt nach Venedig zurückkehren. Ich möchte um keinen Preis die hohe Republik Venedig um einen guten Diener und die Christenheit um einen treuen Arm bringen, der ein treues Schwert führt, wenn sich in den Gewässern von Zypern oder Kandia die Heiden oder die Sarazenen zeigen.

GENNARO. Zur guten Stunde, Herr! Ich rechnete nicht, ich gestehe es, auf einen solchen Schluß. Ich danke Eurer Hoheit. Die Milde ist eine königliche Tugend, und Gott wird da oben dem gnädig sein, der hier unten gnädig ist.

ALPHONS. Hauptmann, ist der Dienst der Republik gut, und wieviel gewinnt Ihr dabei Jahr für Jahr?

GENNARO. Ich habe einen Haufen von fünfzig Lanzen,

die ich kleide und freihalte. Die hohe Republik gibt mir zweitausend Goldzechinen jährlich, ohne die Nebengefälle zu rechnen.

ALPHONS. Und wenn ich Euch viertausend anböte, würdet Ihr Dienste bei mir nehmen?

GENNARO. Unmöglich. Ich bin noch für fünf Jahre der Republik verpflichtet. Ich bin gebunden.

ALPHONS. Wie? gebunden!

GENNARO. Durch einen Eid.

ALPHONS (*leise zu Lucretia*). Diese Leute scheinen ihre Eide zu halten. (*Laut:*) Sprechen wir nicht mehr davon, Herr Gennaro.

GENNARO. Ich habe keine Niederträchtigkeit begangen, um mein Leben zu retten; aber weil Eure Hoheit mir es schenkt, so kann ich ihr jetzt folgendes sagen. Eure Hoheit erinnert sich wohl an den Sturm auf Faenza, es sind jetzt zwei Jahre her. Der Herzog Herkules von Este, Euer Vater, geriet dabei in große Gefahr durch zwei Armbrustschützen des Valentinois, die im Begriff waren, ihn zu töten. Ein Soldat rettete ihm das Leben.

ALPHONS. Ja, und man konnte diesen Soldaten nie wiederfinden.

GENNARO. Das war ich.

ALPHONS. Bei Gott, mein Hauptmann, das verdient eine Belohnung.—Würdet Ihr wohl diese Börse mit Goldzechinen annehmen?

GENNARO. Als wir in den Dienst der Republik Venedig traten, schwuren wir, kein Geld von fremden Souveränen anzunehmen. Indes, wenn Eure Hoheit es erlaubt, nehme ich das Geld und verteile es in meinem Namen unter die braven Soldaten da. (*Er deutet auf die Wache.*)

ALPHONS. Tut es. (*Gennaro nimmt die Börse.*) Aber dann werdet Ihr wenigstens nach dem alten Gebrauch unserer Voreltern als guter Freund ein Glas von meinem Syrakusaner mit mir trinken.

GENNARO. Recht gern, Herr!

ALPHONS. Und ich will, daß die Herzogin selbst es Euch einschenke, um Euch als den Retter meines Vaters zu ehren. (*Gennaro neigt sich und geht in den Hintergrund der Bühne,*

um das Gold den Soldaten auszuteilen. Der Herzog ruft: Rustighello! Rustighello tritt mit der Platte herein.)

ALPHONS. Stelle die Platte auf diesen Tisch.—Gut. (*Er nimmt Donna Lucretia bei der Hand.*) Donna, hört, was ich diesem Manne sagen werde.—Rustighello, gehe zurück und stelle dich hinter diese Türe, den bloßen Degen in der Hand. Du kommst herein, wenn du diese Schelle hörst. Geh! (*Rustighello geht, und man sieht ihn sich wieder hinter die Türe stellen.*) Donna, Ihr werdet diesem jungen Manne einschenken und achtgeben, daß Ihr die goldene Flasche da nehmt.

LUCRETIA (*bleich mit schwacher Stimme*). Ja.—Wenn Ihr wüßtet, was Ihr in diesem Augenblicke tut, und wie entsetzlich es ist, Ihr würdet schaudern, so entmenscht Ihr auch seid, Herr!

ALPHONS. Gebt acht, daß Ihr die Flaschen nicht verwechselt.—He, Kapitän!

(*Gennaro, der mit seiner Verteilung zu Ende ist, kommt auf den Vordergrund der Bühne zurück. Der Herzog schenkt sich aus der silbernen Flasche in einen von den Bechern ein und setzt ihn an die Lippen.*)

GENNARO. Ich bin beschämt durch so viel Güte, Herr.

ALPHONS. Donna, schenkt dem Herrn Gennaro ein. Wie alt seid Ihr, Hauptmann?

GENNARO (*nimmt den andern Becher und hält ihn der Herzogin hin*). Zwanzig Jahre.

ALPHONS (*leise zur Herzogin, welche die silberne Flasche zu ergreifen sucht*). Die goldene Flasche, Donna! (*Sie nimmt zitternd die goldene Flasche.*) Ah! Ihr seid wohl verliebt?

GENNARO. Wer ist es nicht ein wenig, mein Herr?

ALPHONS. Wißt Ihr auch, Donna, daß es grausam wäre, diesen Hauptmann dem Leben, der Liebe, der Sonne Italiens, dem schönen Alter von zwanzig Jahren, seinem glorreichen Kriegs- und Abenteurerhandwerk, womit alle königlichen Geschlechter angefangen haben, den Festen, den Maskenbällen, dem lustigen Fasching von Venedig, wo so viele Ehemänner betrogen werden, und den schönen Damen, die er noch lieben kann und die ihn lieben werden, zu entreißen? Nicht wahr, Donna?—Schenkt doch

dem Hauptmann ein. (*Leise:*) Wenn Ihr zaudert, so lasse ich Rustighello hereinkommen. (*Sie schenkt Gennaro ein, ohne ein Wort zu sagen.*)

GENNARO. Ich danke Euch, Herr, daß Ihr mich für meine arme Mutter leben laßt.

LUCRETIA (*beiseite*). O entsetzlich!

ALPHONS (*trinkt*). Auf Eure Gesundheit, Hauptmann Gennaro! Ich wünsche Euch viele Jahre.

GENNARO. Herr, Gott vergelte es Euch! (*Er trinkt.*)

LUCRETIA (*beiseite*). Himmel!

ALPHONS (*beiseite*). Es ist geschehen! (*Laut:*) Ich verlasse Euch jetzt, mein Hauptmann. Ihr könnt nach Venedig abreisen, wenn Ihr wollt. (*Leise zu Lucretia:*) Dankt mir, Donna, ich lasse Euch allein mit ihm. Ihr habt ihm noch Lebewohl zu sagen. Verlebt mit ihm, wenn Ihr Lust habt, seine letzte Viertelstunde. (*Er geht, die Wachen folgen ihm.*)

*

SECHSTE SZENE

Donna Lucretia. Gennaro.

(*Man sieht noch immer Rustighello unbeweglich hinter der verborgenen Türe im Nebenzimmer.*)

LUCRETIA. Gennaro!—Ihr seid vergiftet!

GENNARO. Vergiftet, Donna?

LUCRETIA. Vergiftet!

GENNARO. Das hätte ich denken sollen,—Ihr habt den Wein eingeschenkt.

LUCRETIA. O, macht mir keine Vorwürfe, Gennaro! Entreißt mir nicht den Rest von Kraft, der mir noch bleibt und den ich noch für einige Augenblicke nötig habe.—Hört mich! Der Herzog ist eifersüchtig auf Euch, er hält Euch für meinen Liebhaber. Der Herzog ließ mir keine Wahl, als Euch von Rustighello erdolchen zu sehen, oder Euch selbst das Gift zu geben. Ein furchtbares Gift, Gennaro, ein Gift, woran der Gedanke allein jeden Italiener, der die Geschichte der letzten zwanzig Jahre kennt, erbleichen macht . . .

GENNARO. Ja, das Gift der Borgia!

LUCRETIA. Ihr habt davon getrunken. Niemand unter der Sonne kennt ein Gegengift für diese schreckliche Mischung, niemand als der Papst, Herr von Valentinois und ich. Seht, dies Fläschchen, das ich immer in meinem Gürtel trage, dies Fläschchen, Gennaro, ist Leben, Gesundheit, Rettung. Nur ein Tropfen auf Eure Lippen, und Ihr seid gerettet. (*Sie will das Fläschchen an die Lippen Gennaros bringen, er weicht zurück.*)

GENNARO (*indem er sie scharf ansieht*). Donna, was beweist mir, daß dies nicht das Gift ist?

LUCRETIA (*sinkt vernichtet in einen Sessel*). O mein Gott, mein Gott!

GENNARO. Heißt Ihr nicht Lucretia Borgia?—Meint Ihr, ich erinnerte mich nicht an den Bruder des Bajazet? Ja, ich verstehe ein wenig Geschichte! Man machte ihn auch glauben, er sei von Karl VIII. vergiftet worden, und gab ihm ein Gegengift, woran er starb, und die Hand, die ihm das Gift reichte, da ist sie, sie hält noch das Fläschchen, und der Mund, der ihm sagte: trinke! da ist er und spricht zu mir!

LUCRETIA. O ich elendes Weib!

GENNARO. Hört, Donna, ich lasse mich durch Euren Anstrich von Liebe nicht täuschen. Ihr habt eine unheilvolle Absicht mit mir. Das ist klar. Ihr müßt wissen, wer ich bin. Seht, in dem Augenblick lese ich in Eurem Gesicht, daß Ihr es wißt, und es ist leicht einzusehen, daß ein unüberwindlicher Grund Euch bestimmt, mir es niemals zu sagen. Eure Familie muß die meinige kennen, und zu dieser Stunde würdet Ihr Euch vielleicht durch meine Vergiftung nicht allein an mir rächen, sondern auch, wer weiß? an meiner Mutter.

LUCRETIA. Eure Mutter, Gennaro! Ihr stellt sie Euch vielleicht anders vor, als sie wirklich ist. Was würdet Ihr sagen, wenn sie, wie ich, nichts als ein verbrecherisches Weib wäre?

GENNARO. Lästert sie nicht!—O nein! meine Mutter ist nicht ein Weib wie Ihr, Donna Lucretia. O, mein Herz fühlt sie, meine Seele träumt sie, wie sie ist; ich habe ihr Bild, da, es wurde mit mir geboren; ich würde

sie nicht lieben, wie ich sie liebe, wenn sie meiner nicht würdig wäre. Das Herz eines Sohnes täuscht sich nicht in seiner Mutter. Ich würde sie hassen, wenn sie Euch gleichen könnte. Aber nein, nein! Es ist etwas in mir, was mir laut sagt, daß meine Mutter kein blutschänderischer, üppiger, giftmischender Teufel ist, wie ihr andern schönen Damen von jetzt. O Gott! ich weiß sicher, daß meine Mutter es ist, wenn es unter dem Himmel ein unschuldiges, tugendhaftes, heiliges Weib gibt. O, sie ist so, und nicht anders! Ihr kennt sie ohne Zweifel, Donna Lucretia, und werdet mich nicht Lügen strafen!

LUCRETIA. Nein, dies Weib, Gennaro, diese Mutter kenne ich nicht.

GENNARO. Aber vor wem spreche ich so? Was kümmern Euch, Lucretia Borgia, die Freuden und Schmerzen einer Mutter! Ihr habt niemals Kinder gehabt, wie man sagt. Ihr seid sehr glücklich; denn wißt Ihr auch, Donna, daß Eure Kinder, wenn Ihr welche hättet, Euch verleugnen würden? Welcher Unglückliche wäre so vom Himmel verlassen, daß er eine solche Mutter sich wünschte? Der Sohn der Lucretia Borgia zu sein! "Meine Mutter!" zu Lucretia Borgia zu sagen! Oh!

LUCRETIA. Gennaro, Ihr seid vergiftet; der Herzog, der Euch tot glaubt, kann jeden Augenblick zurückkommen; ich sollte nur an Euer Heil und an Eure Flucht denken; aber Ihr sagt mir da so schreckliche Dinge, daß ich nichts vermag, als sie wie versteinert anzuhören.

GENNARO. Donna . . .

LUCRETIA. Seht! wir müssen damit zu Ende kommen. Erdrückt mich, begrabt mich unter der Last Eurer Verachtung! Aber Ihr seid vergiftet, trinkt das auf der Stelle!

GENNARO. Wem soll ich glauben? Der Herzog ist edel, und ich habe seinem Vater das Leben gerettet. Euch habe ich beleidigt, Ihr habt Euch an mir zu rächen.

LUCRETIA. Mich an dir rächen, Gennaro!—Ich würde mein Leben geben, um das deinige um eine Stunde zu verlängern; ich würde all mein Blut vergießen, um dir eine Träne zu sparen; ich würde mich an den Pranger stellen, um dich auf einen Thron zu setzen; ich würde

mit Höllenqualen jede deiner geringsten Freuden erkaufen; ich würde nicht zaudern, nicht murren, ich wäre glücklich, ich würde deine Füße küssen, mein Gennaro! O, du sollst nie etwas von meinem armen unseligen Herzen erfahren, als daß es voll von dir ist!—Gennaro, die Zeit drängt, das Gift wirkt, du wirst es gleich fühlen, noch ein wenig, und es ist nicht mehr Zeit. Das Leben öffnet in diesem Augenblick zwei dunkle Räume vor dir, aber der eine hat nicht so viel Minuten, als der andere Jahre. Du mußt einen von beiden wählen. Die Wahl ist schrecklich. Laß dich von mir leiten. Habe Erbarmen mit dir und mir, Gennaro! Trinke schnell, im Namen des Himmels!

GENNARO. Meinetwegen. Ist ein Verbrechen darunter, so mag es auf Euer Haupt fallen. Sei, was Ihr sagt, wahr oder falsch, es verlohnt sich nicht der Mühe, so viel Worte um ein Leben zu machen. Gebt! (*Er nimmt das Fläschchen und trinkt.*)

LUCRETIA. Gerettet!—Jetzt nach Venedig, so schnell dich dein Pferd trägt. Du hast Geld?

GENNARO. Ja.

LUCRETIA. Der Herzog hält dich für tot, man kann ihm leicht deine Flucht verbergen. Warte! Behalte das Fläschchen und trage es immer mit dir. In der Zeit, worin wir leben, ist Gift in jeder Mahlzeit; du besonders bist ausgesetzt. Jetzt schnell fort! (*Sie zeigt ihm die verborgene Türe, die sie halb öffnet.*) Steige diese Treppe hinab. Sie führt in einen Hof des Palastes Negroni. Du kannst leicht auf dem Wege entkommen. Warte nicht bis zum Morgen des nächsten Tages, warte nicht bis Sonnenuntergang, warte keine Stunde, keine halbe Stunde! Verlasse Ferrara sogleich, verlasse Ferrara, als wäre es ein brennendes Sodom, und blicke nicht hinter dich!—Lebe wohl! Warte noch einen Augenblick. Ich habe dir mein letztes Wort zu sagen, mein Gennaro.

GENNARO. Sprecht, Donna.

LUCRETIA. Ich sage dir in diesem Augenblick Lebewohl, Gennaro, um dich nie wieder zu sehen. Ich darf nicht mehr daran denken, dich noch manchmal auf mei-

nem Wege zu treffen. Es war das einzige Glück, was ich auf Erden hatte. Aber das hieße dein Leben wagen. Jetzt sind wir also für immer in diesem Leben getrennt. Ach! ich weiß allzu gut, daß wir es auch in dem andern sein werden. Gennaro! wirst du mir nicht ein freundliches Wort sagen, ehe du mich so für die Ewigkeit verläßt?

GENNARO (*schlägt die Augen nieder*). Donna . . .

LUCRETIA. Endlich, ich habe dir das Leben gerettet!

GENNARO. So sagt Ihr. Das alles ist voll Dunkel; ich weiß nicht, was ich denken soll. Seht, Donna, ich kann Euch alles verzeihen, eins ausgenommen.

LUCRETIA. Und was?

GENNARO. Schwört mir bei allem, was Euch teuer ist, bei meinem Haupt, weil Ihr mich liebt, bei dem ewigen Heil meiner Seele, schwört mir, daß Eure Verbrechen nichts mit dem Unglück meiner Mutter zu schaffen haben.

LUCRETIA. Jedes Wort zu dir, Gennaro, ist mir heilig. Ich kann dir das nicht beschwören.

GENNARO. O meine Mutter, meine Mutter! Da ist also das entsetzliche Weib, welches dein Unglück war!

LUCRETIA. Gennaro!

GENNARO. Ihr habt bekannt, Donna! Seid verflucht!

LUCRETIA. Und du, Gennaro, sei gesegnet! (*Er geht, sie sinkt ohnmächtig in den Sessel.*)

ZWEITE ABTEILUNG

Die zweite Dekoration. Der Platz von Ferrara mit dem herzoglichen Balkon auf der einen und dem Hause des Gennaro auf der andern Seite. Nacht.

ERSTE SZENE

Don Alphons, Rustighello (in Mäntel gehüllt).

RUSTIGHELLO. Ja, Herr, das ging so zu. Sie gab ihn, ich weiß nicht durch welchen Trank, dem Leben zurück und ließ ihn durch den Hof des Palastes Negroni entwischen.

ALPHONS. Und du hast es gelitten?

RUSTIGHELLO. Wie es hindern? Sie hatte die Türe verriegelt; ich war eingeschlossen.

ALPHONS. Du hättest die Türe einbrechen sollen.

RUSTIGHELLO. Eine Türe von Eichenholz, ein Riegel von Eisen. Eine Kleinigkeit!

ALPHONS. Was macht das! Du mußtest den Riegel sprengen, sage ich dir, du mußtest einbrechen und ihn töten.

RUSTIGHELLO. Erstens, gesetzt auch, ich hätte die Türe einbrechen können, so würde ihn Donna Lucretia mit ihrem Körper gedeckt haben. Ich hätte auch Donna Lucretia töten müssen.

ALPHONS. Und? nun?

RUSTIGHELLO. Dazu hatte ich keinen Befehl.

ALPHONS. Rustighello! Gute Diener begreifen die Fürsten, indem sie ihnen die Mühe sparen, alles zu sagen.

RUSTIGHELLO. Und dann hätte ich Eure Hoheit mit dem Papste zu entzweien gefürchtet.

ALPHONS. Dummkopf!

RUSTIGHELLO. Das war eine kitzliche Sache, Herr, die Tochter des Heiligen Vaters zu töten!

ALPHONS. Nun, konntest du nicht, ohne sie zu töten, schreien, rufen, mich benachrichtigen, ihren Liebhaber an der Flucht verhindern?

RUSTIGHELLO. Ja, und morgen würde Eure Hoheit sich mit Donna Lucretia versöhnt haben, und übermorgen würde Donna Lucretia mich haben hängen lassen.

ALPHONS. Genug. Du sagtest mir, es sei noch nichts verloren.

RUSTIGHELLO. Nein. Ihr seht ein Licht an diesem Fenster. Der Gennaro ist noch nicht abgereist. Sein Knecht, den die Herzogin bestochen hatte, ist jetzt von mir bestochen und hat mir alles gesagt. In diesem Augenblick wartet er auf seinen Herrn hinter der Zitadelle mit zwei gesattelten Pferden. Der Gennaro wird sogleich ausgehen, um ihn aufzusuchen.

ALPHONS. In dem Fall stellen wir uns hinter die Ecke seines Hauses. Es ist finstere Nacht. Wir töten ihn, wenn er vorbeigeht.

RUSTIGHELLO. Wie es Euch beliebt.
ALPHONS. Dein Degen ist gut?
RUSTIGHELLO. Ja.
ALPHONS. Du hast einen Dolch?
RUSTIGHELLO. Ein Italiener ohne Dolch und eine Italienerin ohne einen Geliebten sind zwei Dinge, die man nicht leicht unter der Sonne findet.
ALPHONS. Gut, du wirst mit beiden Händen zustoßen.
RUSTIGHELLO. Herr Herzog, warum laßt Ihr ihn nicht ganz einfach verhaften und nach einem Ausspruch des Fiskals hängen?
ALPHONS. Er ist ein Untertan von Venedig; das hieße der Republik den Krieg erklären. Nein. Ein Dolchstich kommt, man weiß nicht woher, und bringt niemand in Verlegenheit. Gift taugt noch mehr, aber es hat nicht gewirkt.
RUSTIGHELLO. Wollt Ihr dann, Herr, daß ich vier Sbirren hole, um ihn abzutun, ohne daß Eure Hoheit die Mühe hat, sich hineinzumengen?
ALPHONS. Mein Lieber, der Herr Machiavell hat mir oft gesagt, daß in solchen Fällen die Fürsten am besten selbst ihre Geschäfte besorgen.
RUSTIGHELLO. Herr, ich höre jemand kommen.
ALPHONS. Stellen wir uns da an die Mauer. (*Sie verbergen sich im Schatten unter dem Balkon.*)
(*Maffio, festlich gekleidet, tritt auf; er kommt singend und klopft an die Türe von Gennaro.*)

*

ZWEITE SZENE

Don Alphons und Rustighello (*versteckt*). *Maffio. Gennaro.*
MAFFIO. Gennaro! (*Die Tür öffnet sich, Gennaro tritt auf.*)
GENNARO. Bist du es, Maffio? Willst du hereinkommen?
MAFFIO. Nein. Ich habe dir nur zwei Worte zu sagen. Kommst du bestimmt nicht diesen Abend mit uns zu der Fürstin Negroni?
GENNARO. Ich bin nicht eingeladen.
MAFFIO. Ich werde dich vorstellen.

GENNARO. Ich habe noch einen andern Grund; ich muß dir es sagen. Ich reise ab.

MAFFIO. Wie, du gehst?

GENNARO. In einer Viertelstunde.

MAFFIO. Warum?

GENNARO. Ich werde dir es zu Venedig sagen.

MAFFIO. Liebeshändel?

GENNARO. Ja, Liebeshändel.

MAFFIO. Du handelst nicht recht gegen mich, Gennaro. Wir haben uns geschworen, uns nie zu verlassen, uns nie zu trennen, Brüder zu sein, und nun reisest du ohne mich ab!

GENNARO. Komm mit mir!

MAFFIO. Komm lieber mit mir! Es ist viel angenehmer, die Nacht bei Tische mit schönen Weibern und fröhlichen Gästen hinzubringen, als auf der Landstraße zwischen Banditen und Abstürzen.

GENNARO. Du trautest diesen Morgen deiner Fürstin Negroni nicht viel.

MAFFIO. Ich habe mich erkundigt. Jeppo hatte recht. Sie ist eine liebenswürdige, gut gelaunte Dame, welche Verse und Musik liebt, das ist alles. Fort, komm mit mir!

GENNARO. Ich kann nicht.

MAFFIO. In tiefer Nacht abzureisen! Willst du dich ermorden lassen?

GENNARO. Sei ruhig. Lebe wohl. Viel Vergnügen.

MAFFIO. Bruder Gennaro, mir ahnt nichts Gutes von deiner Reise.

GENNARO. Bruder Maffio, mir ahnt nichts Gutes von deinem Gastmahl.

MAFFIO. Wenn dir irgendwas zustieße, ohne daß ich zugegen wäre!

GENNARO. Wer weiß, ob ich mir morgen nicht vorwerfe, dich diesen Abend verlassen zu haben?

MAFFIO. Bestimmt! trennen wir uns nicht, ein jeder gibt dem andern ein wenig nach. Komm diesen Abend mit mir zur Negroni, und morgen bei Tagesanbruch reisen wir zusammen ab. Soll das ein Wort sein?

GENNARO. Ich muß dir den Grund meiner plötzlichen Abreise erzählen, Maffio. Du magst dann beurteilen, ob ich recht habe. (*Er nimmt Maffio beiseite und spricht ihm ins Ohr.*)

RUSTIGHELLO (*unter dem Balkon leise zu Alphons*). Greifen wir an, Herr!

ALPHONS (*leise*). Warten wir das Ende davon ab.

MAFFIO (*bricht nach Gennaros Erzählung in Lachen aus*). Gennaro, soll ich dir sagen: du bist angeführt! Bei der ganzen Geschichte gab es weder Gift noch Gegengift. Reines Possenspiel. Die Lucretia ist toll in dich verliebt, sie wollte dich glauben machen, daß sie dir das Leben gerettet, um dich ganz sacht aus der Dankbarkeit in die Liebe schlüpfen zu lassen. Der Herzog ist ein guter Mann, unfähig, irgend jemand zu vergiften oder zu ermorden. Du hast außerdem seinem Vater das Leben gerettet, und er weiß es. Die Herzogin verlangt deine Abreise, das ist ganz einfach. Ihr Liebeshandel würde zu Venedig sich leichter fortspinnen, als zu Ferrara. Der Gemahl hindert sie doch immer ein wenig. Was das Gastmahl der Negroni anbelangt, so sage ich dir, es wird köstlich sein. Du kommst hin! Was Teufel, man muß ein wenig überlegen und nichts übertreiben. Du weißt, ich bin vorsichtig und ein guter Ratgeber. Weil es zwei oder drei berüchtigte Abendessen gab, wobei die Borgia mit sehr gutem Wein einige ihrer guten Freunde vergiftet haben, so ist dies doch kein Grund, gar nicht mehr zu Abend zu essen. Das ist kein Grund, in dem köstlichen Syrakusaner immer Gift und hinter allen schönen Fürstinnen Italiens immer Lucretia Borgia zu sehen. Gespenster und Ammenmärchen all das! Wenn man so schließen wollte, könnten nur die Kinder an der Brust unbesorgt trinken und ruhig ihre Nahrung zu sich nehmen. Beim Herkules, Gennaro, sei ein Kind oder ein Mann. Lege dich wieder an deine Amme, oder komm zum Gastmahl.

GENNARO. In der Tat, es ist etwas sonderbar, sich so des Nachts fortzumachen; es sieht aus, als fürchtete ich mich. Außerdem, wenn das Bleiben gefährlich ist, darf ich Maffio nicht allein lassen. Es mag daraus werden, was

da will. Das eine ist so gut wie das andere. So sei es. Du wirst mich der Fürstin Negroni vorstellen. Ich gehe mit dir.

MAFFIO (*nimmt ihn bei der Hand*). Bei Gott! das ist ein Freund! (*Sie gehen ab. Man sieht sie nach dem Hintergrunde des Platzes zugehen. Don Alphons und Rustighello treten aus ihrem Versteck hervor.*)

RUSTIGHELLO (*mit entblößtem Degen*). Ha! was wartet Ihr, Herr? Es sind nur zwei, sucht Euern Mann aus, ich nehme den andern auf mich.

ALPHONS. Nein, Rustighello. Sie werden bei der Fürstin Negroni zu Nacht speisen, wenn ich gut unterrichtet bin ... (*Er unterbricht sich und scheint einen Augenblick nachzudenken, dann bricht er in Lachen aus.*) Wahrhaftig! Das würde meine Sache noch besser abtun, es wäre eine drollige Geschichte. Warten wir bis morgen. (*Sie gehen in den Palast zurück.*)

DRITTE HANDLUNG

BETRUNKEN—TOT

Personen

DONNA LUCRETIA BORGIA	DON APOSTOLO GAZELLA
GENNARO	OLOFERNO VITELLOZZO
GUBETTA	DIE FÜRSTIN NEGRONI
JEPPO LIVERETTO	DAMEN
ASCANIO PETRUCCI	PAGEN
MAFFIO ORSINI	MÖNCHE

Ein prächtiger Saal des Palastes Negroni. Zur Rechten eine blinde Türe. Im Hintergrund eine große und sehr breite Flügeltüre. In der Mitte eine im Geschmack des 15. Jahrhunderts prächtig besetzte Tafel. Kleine, schwarze, in Goldbrokat gekleidete Sklaven warten auf.—Im Augenblick, wo der Vorhang aufgeht, sitzen vierzehn Gäste an der Tafel, Jeppo, Maffio, Ascanio, Oloferno, Apostolo, Gennaro, Gubetta und sieben hübsche, sehr elegant gekleidete Damen.

Alle, Gennaro ausgenommen, der nachdenkend und schweigend aussieht, essen und trinken, oder lachen aus vollem Halse mit ihren Nachbarinnen.

ERSTE SZENE

Jeppo, Maffio, Ascanio, Oloferno, Don Apostolo, Gubetta, Gennaro, Damen, Pagen.

OLOFERNO (*sein Glas in der Hand*). Es lebe der Wein von Xeres! Xeres de la Frontera ist eine Stadt des Paradieses.

MAFFIO (*sein Glas in der Hand*). Der Wein, den wir trinken, ist mehr wert, als die Geschichten, welche du uns erzählst, Jeppo.

ASCANIO. Jeppo hat die Krankheit, Geschichten zu erzählen, wenn er getrunken hat.

APOSTOLO. Ein andermal war es zu Venedig bei dem hohen Dogen Barbarigo; heute ist es zu Ferrara bei der göttlichen Fürstin Negroni.

JEPPO. Ein andermal war es eine schauerliche, heute ist es eine lustige Geschichte.

MAFFIO. Eine lustige Geschichte, Jeppo! Wie es kam, daß Don Siliceo, ein schöner Kavalier von dreißig Jahren, der sein Erbteil im Spiel verloren hatte, die reiche Marquise Calpurnia heiratete, die achtundvierzig Frühlinge zählte. Bei dem Leibe des Bacchus, du findest das lustig!

GUBETTA. Das ist traurig und gewöhnlich. Ein ruinierter Mann heiratet eine Ruine von einem Weibe. Das sieht man alle Tage. (*Er fängt an zu essen. Von Zeit zu Zeit stehen einige von der Tafel auf und plaudern auf dem Vordergrund der Bühne, während das Gelag fortdauert.*)

NEGRONI (*zu Maffio, indem sie auf Gennaro deutet*). Herr Graf Orsini, Ihr habt da einen Freund, der sehr traurig aussieht.

MAFFIO. Er ist immer so, Donna. Ihr müßt mir verzeihen, daß ich ihn hierher brachte, obgleich Ihr ihm die Gnade einer Einladung nicht erwiesen hattet. Er ist mein Waffenbruder. Er hat mir das Leben bei dem Sturm von Rimini gerettet. Ich habe bei dem Angriff auf die Brücke

von Vizenzia einen Degenstich erhalten, der ihm galt. Wir trennen uns nie; wir leben zusammen. Ein Zigeuner hat uns vorausgesagt, daß wir am nämlichen Tage sterben würden.

NEGRONI (*lacht*). Hat er Euch auch gesagt, ob das am Morgen oder am Abend geschehen würde?

MAFFIO. Er sagte uns, es würde am Morgen geschehen.

NEGRONI (*lacht stärker*). Euer Zigeuner wußte nicht, was er sagte.—Und liebt Ihr den jungen Menschen sehr?

MAFFIO. So sehr, als ein Mann den andern lieben kann.

NEGRONI. Nun! Ihr genügt euch einander. Ihr seid glücklich.

MAFFIO. Die Freundschaft füllt nicht allein das Herz aus, Donna.

NEGRONI. Mein Gott, was denn?

MAFFIO. Die Liebe.

NEGRONI. Ihr habt immer die Liebe auf den Lippen.

MAFFIO. Und Ihr die Liebe in den Augen.

NEGRONI. Ihr seid sehr sonderbar!

MAFFIO. Und Ihr sehr schön! (*Er faßt sie um die Hüfte.*)

NEGRONI. Herr Graf Orsini, laßt mich!

MAFFIO. Einen Kuß auf Eure Hand?

NEGRONI. Nein! (*Sie entwischt ihm.*)

GUBETTA (*nähert sich Maffio*). Eure Sachen stehen gut bei der Fürstin.

MAFFIO. Sie sagt immer Nein zu mir.

GUBETTA. In dem Munde eines Weibes ist das Nein der ältere Bruder des Ja.

JEPPO (*gesellt sich zu ihnen, zu Maffio*). Wie findest du die Fürstin Negroni?

MAFFIO. Anbetungswürdig. Unter uns, sie fängt an, mir ganz verzweifelt am Herzen zu nagen.

JEPPO. Und ihr Gastmahl?

MAFFIO. Eine vollständige Orgie.

JEPPO. Die Fürstin ist Witwe.

MAFFIO. Man sieht es an ihrer Munterkeit.

JEPPO. Ich hoffe, du hast keinen Argwohn mehr gegen ihr Gastmahl?

MAFFIO. Ich! Wie sollt ich! Ich war ein Narr.

JEPPO (*zu Gubetta*). Herr von Belverana, Ihr würdet nicht glauben, daß Maffio sich scheute, zum Essen der Fürstin zu kommen?

GUBETTA. Scheute? Warum?

JEPPO. Weil der Palast Negroni an den Palast Borgia stößt.

GUBETTA. Zum Teufel mit der Borgia!—Trinken wir!

JEPPO (*leise zu Maffio*). Was mir an dem Belverana gefällt, ist, daß er die Borgia nicht leiden kann.

MAFFIO (*leise*). In der Tat, er läßt keine Gelegenheit vorbei, ohne sie mit einer ganz besondern Grazie zum Teufel zu schicken. Dennoch, mein lieber Jeppo . . .

JEPPO. Nun!

MAFFIO. Ich beobachte seit dem Anfang des Gastmahls diesen sogenannten Spanier. Er hat bis jetzt nichts als Wasser getrunken.

JEPPO. Da kommt ja dein Verdacht wieder, mein guter Freund Maffio! Der Wein macht dich sonderbar monoton.

MAFFIO. Vielleicht hast du recht. Ich bin ein Narr.

GUBETTA (*kommt zurück und betrachtet Maffio von Kopf bis zu Füßen*). Wißt Ihr auch, Herr Maffio, daß Ihr für ein Leben von neunzig Jahren gebaut seid und daß Ihr meinem Großvater gleicht, der dies Alter erlebte und wie ich Gil—Basilio—Fernan—Frenco—Felipe—Frasco—Fiasquito Graf von Belverana hieß?

JEPPO (*leise zu Maffio*). Ich hoffe, du zweifelst jetzt nicht mehr an seiner spanischen Rasse. Er hat wenigstens zwanzig Taufnamen.—Welche Litanei, Herr Belverana!

GUBETTA. Ach, unsre Eltern sind gewöhnt, uns mehr Namen bei der Taufe als Taler bei der Hochzeit zu geben. Aber was haben sie denn da unten zu lachen? (*Beiseite:*) Die Weiber müssen doch einen Vorwand zum Weggehen haben. Was tun? (*Er geht zurück und setzt sich an die Tafel.*)

OLOFERNO (*trinkt*). Beim Herkules, meine Herren, ich habe nie einen herrlichern Abend verlebt! Meine Damen, versucht diesen Wein. Er ist süßer als Lacrimae Christi und glühender als der Wein von Zypern! Das ist Syrakusaner, meine Herren!

GUBETTA (*ißt*). Oloferno ist betrunken, wie es scheint.
OLOFERNO. Meine Damen, ich muß euch einige Verse hersagen, die ich eben gemacht habe. Ich möchte ein besserer Dichter sein, als ich bin, um so bewundernswürdige Frauen zu feiern.
GUBETTA. Und ich möchte reicher sein, als ich bin, um meinen Freunden solche Weiber zu geben.
OLOFERNO. Nichts ist süßer, als eine schöne Dame und ein gutes Essen zu besingen.
GUBETTA. Als, die eine zu umarmen und das andre zu essen.
OLOFERNO. Ja, ich möchte Dichter sein. Ich möchte mich in den Himmel stürzen können. Ich wollte, ich hätte zwei Flügel . . .
GUBETTA. Von einem Fasan auf meinem Teller.
OLOFERNO. Ich will euch aber doch mein Sonett hersagen.
GUBETTA. Beim Teufel, Herr Marquis Oloferno Vitellozzo! Ich erlaube Euch, uns Euer Sonett nicht herzusagen. Wir wollen trinken!
OLOFERNO. Ihr erlaubt mir, mein Sonett nicht herzusagen?
GUBETTA. Wie ich den Hunden erlaube, mich nicht zu beißen, dem Papst, mich nicht zu segnen, und den Vorübergehenden, mir keine Steine in die Rippen zu werfen.
OLOFERNO. Teufel! Ihr beleidigt mich! Ihr Männlein von einem Spanier.
GUBETTA. Ich beleidige Euch nicht, großer Koloß von einem Italiener. Ich entziehe Eurem Sonett meine Aufmerksamkeit; nichts weiter. Mein Gaumen dürstet mehr nach Zypernwein, als meine Ohren nach Poesie.
OLOFERNO. Ich will Euch Eure Ohren an die Fersen nageln, mein schäbiger Herr Kastilier!
GUBETTA. Ihr seid ein abgeschmackter Schlingel! Pfui! Sah man jemals so einen Tölpel? Sich mit Syrakusaner zu berauschen und auszusehen, als hätte man sich an Bier besoffen!
OLOFERNO. Wißt Ihr auch, daß ich Euch in vier Stücke hauen werde, beim Teufel!

GUBETTA (*während er einen Fasanen zerlegt*). Das sage ich nicht von Euch, ich zerlege nicht so gemeines Geflügel.— Meine Damen, darf ich euch von diesem Fasan anbieten?
OLOFERNO (*wirft sich auf ein Messer*). Bei Gott, ich will dem Buben die Gedärme herausreißen, und wäre er ein besserer Edelmann als der Kaiser!
DIE DAMEN (*erheben sich*). Himmel! sie werden sich schlagen!
DIE MÄNNER. Ruhig, Oloferno! (*Sie entwaffnen Oloferno, der sich auf Gubetta werfen will, unterdessen entfernen sich die Damen durch die Seitentüre.*)
OLOFERNO (*sich wehrend*). Beim Teufel!
GUBETTA. Ihr reimt so reichlich auf Teufel, mein lieber Dichter, daß Ihr diese Damen in die Flucht gejagt habt. Ihr seid sehr empfindlich und sehr ungeschickt.
JEPPO. Das ist wahr. Wo zum Henker sind sie hingekommen?
MAFFIO. Sie hatten Furcht. Beim Messerziehen die Weiber fliehen.
ASCANIO. Doch sie werden wiederkommen.
OLOFERNO (*indem er Gubetta droht*). Ich werde dich morgen finden, mein kleiner Teufel Belverana.
GUBETTA. Morgen, sobald es Euch beliebt!
OLOFERNO (*setzt sich wankend und verdrießlich nieder*).
GUBETTA (*bricht in Lachen aus*). Der Schwachkopf! Die schönsten Weiber aus Ferrara mit einer Messerklinge im Stiel eines Sonetts in die Flucht zu jagen! Sich über Verse zu ärgern! Ich glaube wohl, daß er Flügel hat. Das ist kein Mensch, das ist ein Vogel. Das setzt sich auf die Stange, das muß auf einer Klaue schlafen. Das Oloferno da!
JEPPO. Macht Friede, ihr Herren! Morgen, morgen könnt ihr euch in aller Höflichkeit die Kehlen abschneiden. Beim Jupiter, ihr werdet euch wenigstens wie Edelleute mit dem Degen und nicht mit Messern schlagen.
ASCANIO. Da fällt mir bei, was haben wir mit unsern Degen gemacht?
APOSTOLO. Ihr vergeßt, daß man sie uns im Vorzimmer ablegen ließ.
GUBETTA. Und die Vorsicht war nötig, sonst hätten wir

uns vor den Damen geschlagen. Ein von Tabak berauschter Flamländer würde davor errötet sein.

GENNARO. Eine gute Vorsicht, in der Tat.

MAFFIO. Bei Gott, mein Bruder Gennaro, das ist das erste Wort, was du seit dem Anfang des Gastmahls sprichst; auch trinkst du nicht. Träumst du von Lucretia Borgia? Gennaro! Du hast offenbar so was von einer Liebschaft mit ihr! Sage nicht nein!

GENNARO. Gib mir zu trinken, Maffio! Ich lasse meine Freunde so wenig bei Tische als im Feuer im Stich.

EIN SCHWARZER PAGE (*zwei Flaschen in der Hand*). Meine Herren, Wein von Zypern oder von Syrakus?

MAFFIO. Syrakusaner, der ist besser. (*Der Page füllt alle Gläser.*)

JEPPO. Hole die Pest den Oloferno! Werden die Damen nicht zurückkommen? (*Er geht nacheinander an die beiden Türen.*) Die Türen sind von außen verschlossen, meine Herren!

MAFFIO. Fange jetzt nicht an, deinerseits Furcht zu haben, Jeppo! Sie wollen, daß wir sie nicht verfolgen. Das ist ganz einfach.

GENNARO. Trinken wir, meine Herren! (*Sie stoßen mit ihren Gläsern an.*)

MAFFIO. Auf deine Gesundheit, Gennaro! Mögest du deine Mutter bald wiederfinden!

GENNARO. Möge Gott dich erhören! (*Alle trinken, Gubetta ausgenommen, der seinen Wein über die Schulter schüttet.*)

MAFFIO (*leise zu Jeppo*). Jetzt, Jeppo, hab ich es deutlich gesehen.

JEPPO (*leise*). Was?

MAFFIO. Der Spanier hat nicht getrunken.

JEPPO. Nun?

MAFFIO. Er hat seinen Wein über die Schulter geschüttet.

JEPPO. Er ist betrunken, wie du.

MAFFIO. Das ist möglich.

GUBETTA. Ein Trinklied, meine Herrn! Ich will euch ein Trinklied singen, was so viel wert ist, als das Sonett des Marquis Oloferno. Bei dem guten alten Schädel meines Vaters schwöre ich, daß ich das Lied nicht gemacht

habe, sintemal ich kein Dichter bin und nicht Geist genug habe, um sich zwei Reime am Ende eines Gedankens schnäbeln zu lassen. Da ist mein Lied. Es ist an den heiligen Peter, den Pförtner des Paradieses, gerichtet und hat den feinen Gedanken zugrunde liegen, daß der Himmel des lieben Herrgott dem Trinker gehört.

JEPPO (*leise zu Maffio*). Er ist mehr als betrunken, er ist besoffen.

ALLE (*Gennaro ausgenommen*). Das Lied! das Lied!

GUBETTA. Kommt ein Trinker hinaufgestiegen,
Laß ihn nicht vor der Türe liegen,
Ist seine Stimme hell und klar,
Zu singen in der himmlischen Schar:
domino!

ALLE (*Gennaro ausgenommen*). Gloria domino!

(*Sie stoßen mit den Gläsern an, indem sie laut lachen; plötzlich hört man Stimmen in der Ferne in schauerlichen Tönen singend.*)

STIMMEN VON AUSSEN. Sanctum et terribile nomen ejus. Initium sapientiae timor domini.

JEPPO (*lacht aus vollem Halse*). Hört, meine Herren! Corpo di baco! während wir Trinklieder singen, singt das Echo die Vesper.

ALLE. Hört!

STIMMEN VON AUSSEN (*etwas mehr in der Nähe*). Nisi dominus custodierit civitatem, frustra vigilat, qui custodit eam. (*Alle brechen in Lachen aus.*)

JEPPO. Ganz reiner Kirchengesang.

MAFFIO. Eine Prozession, die vorübergeht.

GENNARO. Um Mitternacht! Das ist etwas spät.

JEPPO. Bah! Fahrt fort, Herr von Belverana.

STIMMEN VON AUSSEN (*indem sie näher und näher kommen*). Oculos habent, et non videbunt. Nares habent, et non odorabunt. Aures habent, et non audient. (*Alle lachen stärker.*)

JEPPO. Wie die Mönche plärren!

MAFFIO. Sieh doch, Gennaro, die Lampen erlöschen. Wir werden gleich im Finstern sitzen.

(*Die Lampen brennen düster, als wenn sie kein Öl mehr hätten.*)

STIMMEN VON AUSSEN (*noch näher*). Manus habent, et non palpabunt; pedes habent, et non ambulabunt; non clamabunt in gutture suo.

GENNARO. Die Stimmen scheinen sich zu nähern.

JEPPO. Es ist mir, als ob die Prozession in diesem Augenblick unter unsern Fenstern wäre.

MAFFIO. Es sind Totengebete.

ASCANIO. Das ist ein Leichenbegängnis.

JEPPO. Trinken wir auf die Gesundheit dessen, den sie begraben.

GUBETTA. Wißt Ihr denn, ob es nicht mehrere sind?

JEPPO. Nun denn, auf die Gesundheit von allen!

APOSTOLO (*zu Gubetta*). Bravo! Fahren wir fort mit unserm Gebet zum heiligen Peter.

GUBETTA. Sprecht doch höflicher. Man sagt zu dem Herrn: Sankt Peter, sehr ehrbarem Türsteher und wohlbestalltem Kerkermeister des Paradieses. (*Er singt:*)

Kommt ein Trinker heraufgestiegen,
Laß ihn nicht vor der Türe liegen,
Ist seine Stimme hell und klar,
Zu singen in der himmlischen Schar:
domino!

ALLE. Gloria domino!

GUBETTA. Sperr auf das Tor, so weit du kannst,
Dem Trinker mit dem dicken Wanst,
Daß man im Himmel schwören sollt,
Es käm ein Faß hereingerollt.

ALLE (*stoßen unter Gelächter mit den Gläsern an*). Gloria domino!

(*Die große Türe im Hintergrund öffnet sich ohne Geräusch in ihrer ganzen Breite. Man erblickt einen weiten, schwarz ausgeschlagenen, durch einige Fackeln erleuchteten Saal mit einem großen silbernen Kreuz im Hintergrund. Schwarze und weiße Büßende, von denen man nichts als die Augen durch die Löcher ihrer Kapuzen sieht, treten in einer langen Reihe, Fackeln in den Händen, durch die große Türe ein, während sie laut und in unheimlichem Ton singen: "De profundis clamavi ad te, domine!"—Dann stellen sie sich schweigend zu beiden Seiten des Saales auf und bleiben da-*

selbst unbeweglich, wie Statuen, stehen, während die jungen Edelleute sie erstaunt betrachten.)

MAFFIO. Was soll das heißen?

JEPPO (*mit gezwungenem Lachen*). Das ist ein Scherz; ich wette mein Pferd gegen ein Ferkel und meinen Namen Liveretto gegen den Namen Borgia, daß dies unsre allerliebsten Damen sind, die sich verkleidet haben, um uns auf die Probe zu stellen, und daß, wenn wir zufällig eine von diesen Kapuzen aufschlagen, wir darunter das frische und boshafte Gesicht eines schönen Weibes finden werden. Seht nur! (*Er hebt lachend eine der Kapuzen auf und bleibt wie versteinert stehen, indem er darunter das gelbe Gesicht eines Mönches erblickt, der unbeweglich, die Fackel in der Hand, mit niedergeschlagenen Augen stehen bleibt. Er läßt die Kapuze fallen und fährt zurück.*) Das fängt an, seltsam zu werden!

MAFFIO. Ich weiß nicht, warum mir das Blut in den Adern stockt. (*Die Mönche singen mit heller Stimme: Conquassabit capita in terra multorum!*)

JEPPO. Welch abscheuliche Falle! Unsre Degen! unsre Degen! Ha, meine Herren, wir sind bei dem Teufel!

*

ZWEITE SZENE

Die Nämlichen. Donna Lucretia.

LUCRETIA (*schwarz gekleidet, erscheint plötzlich auf der Schwelle der Türe*). Ihr seid bei mir!

ALLE (*Gennaro ausgenommen, der in einem Winkel der Bühne zusieht, so daß ihn Lucretia nicht bemerkt*). Lucretia Borgia!

LUCRETIA. Es sind einige Tage her, seit ihr alle, wie ihr hier seid, triumphierend diesen Namen nanntet. Heute nennt ihr ihn mit Schauder. Ja, betrachtet mich nur mit euren schreckenstarren Augen; ich bin es, meine Herrn. Ich komme, um euch was Neues zu sagen, nämlich, daß ihr alle vergiftet seid und daß keiner von euch eine Stunde mehr zu leben hat. Rührt euch nicht! der anstoßende Saal ist voll Piken. Jetzt ist die Reihe an mir, jetzt ist's an mir, laut zu sprechen und euch den Kopf mit der Ferse

einzutreten! Jeppo Liveretto, gehe zu deinem Onkel Vitelli, den ich in den Kellern des Vatikan erdolchen ließ! Ascanio Petrucci, besuche deinen Vetter Pandolfo, den ich ermordet habe, um ihm seine Stadt zu stehlen! Oloferno Vitellozzo, dein Onkel erwartet dich, du weißt, der Jago von Appiani, den ich bei einem Gastmahl vergiftet habe! Maffio Orsini, unterhalte dich von mir in der andern Welt mit deinem Bruder Gravina, den ich erdrosseln ließ, während er schlief! Apostolo Gazella, ich habe deinen Vater Francisco Gazella enthaupten und deinen Vetter Alphons von Aragonien ermorden lassen, wie du sagst; gehe hin zu ihnen! Bei meiner Seele! ihr habt mir einen Ball zu Venedig gegeben, ich gebe euch ein Abendessen zu Ferrara. Fest um Fest, meine Herren!

JEPPO. Das ist ein hartes Erwachen, Maffio!

MAFFIO. Wenden wir uns zu Gott!

LUCRETIA. Ach, meine jungen Freunde vom letzten Karneval! daran dachtet ihr nicht? Wahrhaftig, ich räche mich, wie mir deucht. Was sagt ihr dazu, meine Herren? Wer versteht sich hier auf Rache? Das ist so übel nicht, meine ich! He? was haltet ihr davon? Für ein Weib! (*Zu den Mönchen:*) Meine Väter, führt diese Edelleute in den anstoßenden Saal, laßt sie beichten und benutzt die wenigen Augenblicke, die sie noch übrig haben, um so viel zu retten, als noch bei jedem von ihnen gerettet werden kann.—Meine Herren, die unter euch, welche eine Seele haben, mögen sich darnach richten. Seid unbesorgt, sie sind in guten Händen. Diese würdigen Väter sind die Mönche des heiligen Sixtus, denen unser Heiliger Vater, der Papst, erlaubt hat, mich bei dergleichen Gelegenheiten zu unterstützen.—Und wie für eure Seelensorge, so sorgte ich auch für eure Leiber, seht! (*Zu den Mönchen, die vor der Türe im Hintergrund stehen:*) Tretet ein wenig zurück, damit diese Herren sehen. (*Die Mönche weichen auseinander, so daß man fünf mit schwarzen Tüchern bedeckte Särge vor der Tür erblickt.*) Grade die Zahl. Es sind doch wohl fünf?—Ach, ihr jungen Leute! ihr zerfleischt die Eingeweide eines unglücklichen Weibes, und ihr glaubt, daß sie sich nicht rächen würde. Hier ist der deinige, Jeppo;

hier der deinige, Maffio; Oloferno, Apostolo, Ascanio, hier sind die eurigen!

GENNARO (*den sie bisher nicht sah, tut einen Schritt vorwärts.*) Ihr habt noch einen sechsten nötig, Donna!

LUCRETIA. Himmel, Gennaro!

GENNARO. Er selbst.

LUCRETIA. Geht alle sogleich hinaus.—Laßt uns allein. —Gubetta, laßt niemand herein, was auch geschehen, was man auch von dem, was hier vorgeht, hören mag.

GUBETTA. Gut.

(*Die Mönche ziehen in Prozession hinaus, während sie in ihrer Reihe die fünf wankenden und bestürzten Herren fortführen.*)

*

DRITTE SZENE

Gennaro. Donna Lucretia.

(*Einige erlöschende Lampen brennen im Zimmer. Die Türen sind geschlossen. Donna Lucretia und Gennaro, die allein zurückgeblieben sind, betrachten sich schweigend einige Augenblicke, als wüßten sie nicht, womit anfangen.*)

LUCRETIA (*spricht zu sich selbst*). Es ist Gennaro! (*Gesang der Mönche von außen: Nisi dominus aedificaverit domum, in vanum laborant, qui aedificant eam.*) Immer Ihr, Gennaro, immer Ihr unter all meinen Streichen! Gott im Himmel! wie seid Ihr dahinein gekommen?

GENNARO. Ich ahnte alles.

LUCRETIA. Ihr seid abermals vergiftet, Ihr müßt sterben!

GENNARO. Wenn ich will; ich habe das Gegengift.

LUCRETIA. Ach ja! Gott sei gelobt!

GENNARO. Ein Wort, Donna. Ihr seid erfahren in dergleichen. Ist Elixier genug in diesem Fläschchen, um all die Edelleute zu retten, die Eure Mönche in die Särge schleppen?

LUCRETIA (*untersucht das Fläschchen*). Kaum genug für Euch, Gennaro.

GENNARO. Ihr könnt kein anderes auf der Stelle haben?

LUCRETIA. Ich gab Euch alles, was ich hatte.

GENNARO. Gut.

LUCRETIA. Was macht Ihr, Gennaro? Eilt Euch doch! Spielt nicht mit so entsetzlichen Dingen, man kann ein Gegengift nicht schnell genug nehmen. Trinkt, im Namen des Himmels! Mein Gott, welche Unklugheit begeht Ihr da! Bringt Euer Leben in Sicherheit, ich werde Euch zum Palast durch eine verborgene Türe, die ich kenne, hinauslassen. Alles kann noch gut werden. Es ist Nacht. Die Pferde sind gleich gesattelt. Morgen, morgen seid Ihr weit von Ferrara. Nicht wahr, es geschehen da schaudervolle Dinge? Trinkt, und dann fort! Ihr müßt leben! Ihr müßt Euch retten!

GENNARO (*nimmt ein Messer vom Tisch*). Das heißt: Ihr werdet sterben, Donna!

LUCRETIA. Wie! was sagt Ihr?

GENNARO. Ich sage Euch, daß Ihr verräterischerweise fünf Edelleute vergiftet habt, fünf meiner Freunde, meiner besten Freunde, und unter ihnen Maffio Orsini, meinen Waffenbruder, der mir das Leben zu Vizenzia gerettet hat und mit dem ich jede Beleidigung und jede Rache teile. Ich sage Euch, daß Ihr eine niederträchtige Handlung begangen habt, daß ich Maffio und die andern rächen muß, und daß Ihr sterben werdet.

LUCRETIA. Himmel und Erde!

GENNARO. Sprecht Euer Gebet, Donna, und macht es kurz. Ich bin vergiftet, ich habe nicht Zeit zum Warten.

LUCRETIA. Bah, das ist unmöglich! Gennaro, mich töten! Wäre das möglich?

GENNARO. Das ist die reine Wahrheit, Donna, und ich schwöre Euch bei Gott, daß ich an Eurer Stelle mich schweigend zum Gebet wenden würde, mit gefaltenen Händen und auf beiden Knien.—Seht, da ist ein Sessel, der ist gut dafür.

LUCRETIA. Nein! Ich sage Euch, daß das unmöglich ist. Nein! unter den schrecklichsten Gedanken, die mir durch die Seele gehen, wäre mir dieser niemals gekommen.—Ach! ach! Ihr habt das Messer. Wartet, Gennaro, ich habe Euch etwas zu sagen.

GENNARO. Schnell!

LUCRETIA. Wirf dein Messer weg, Unglücklicher! Wirf

es weg! sage ich dir! Wenn du wüßtest . . . Gennaro! weißt du, wer du bist? Du weißt nicht, wie nahe ich dir stehe. Muß ich dir alles sagen? Das nämliche Blut fließt in unsern Adern, Gennaro! Johann Borgia, Herzog von Gandia, ist dein Vater.

GENNARO. Euer Bruder? Ha, Ihr seid meine Tante! Ach, Donna!

LUCRETIA (*beiseite*). Seine Tante!

GENNARO. Ha! ich bin Euer Neffe! Ach! meine Mutter ist also diese unglückliche Herzogin von Gandia, die alle Borgia so unglücklich gemacht haben! Donna Lucretia, meine Mutter spricht mir von Euch in ihren Briefen; Ihr gehört unter die Zahl ihrer unnatürlichen Verwandten, von denen sie mir mit Schauder spricht, die meinen Vater getötet, die ihr Leben in Tränen und Blut ertränkt haben. Ha! ich habe jetzt auch noch meinen Vater zu rächen und meine Mutter vor Euch zu retten! Ha! Ihr seid meine Tante! Ich bin ein Borgia! O, das macht mich toll!— Hört mich, Donna Lucretia Borgia. Ihr habt lang genug gelebt und tragt eine solche Last von Schandtaten, daß Ihr Euch selbst verhaßt und zum Abscheu sein müßt. Ihr habt das Leben satt, ohne Zweifel, nicht wahr? Nun gut, es muß damit ein Ende werden. In Geschlechtern, wie das unsrige, wo das Verbrechen erblich ist und sich vom Vater auf den Sohn mit dem Namen fortpflanzt, geschieht es immer, daß dies Geschick sich mit einem Morde schließt, der gewöhnlich ein Verwandtenmord ist, als das letzte Verbrechen, das alle übrigen sühnt. Ein Edelmann ist nie getadelt worden, wenn er einen schlechten Ast von dem Stamme seines Hauses abschnitt. Der Spanier Mudarra hat seinen Onkel Rodrigo von Lara um weniger getötet, als Ihr begangen habt. Alle lobten diesen Spanier um den Mord seines Onkels. Versteht Ihr, Donna? Fort! ich habe genug gesagt! Befehlt Gott Eure Seele, wenn Ihr an Gott und Eure Seele glaubt.

LUCRETIA. Gennaro! Aus Erbarmen für dich! Du bist noch unschuldig, begehe nicht dies Verbrechen!

GENNARO. Ein Verbrechen! O, mein Hirn verwirrt sich! Wäre das ein Verbrechen? Und wenn ich ein Verbrechen

beginge? Bei Gott, ich bin ein Borgia! Auf die Kniee! sage ich, meine Tante, auf die Kniee!

LUCRETIA. Sagst du wirklich, was du denkst, mein Gennaro? Vergiltst du mir so meine Liebe?

GENNARO. Liebe! . . .

LUCRETIA. Das ist unmöglich. Ich will dich vor dir selbst retten. Ich werde rufen, ich werde schreien.

GENNARO. Ihr werdet diese Türe nicht öffnen. Keinen Schritt! Euer Schreien kann Euch nicht retten. Habt Ihr nicht selbst befohlen, daß niemand herein solle, man möge außen von dem, was hier vorginge, hören, was man wolle?

LUCRETIA. Aber es ist feig, was du tust, Gennaro. Ein Weib töten, ein wehrloses Weib! O, du trägst einen edleren Sinn in deiner Seele! Höre mich, töte mich dann, wenn du willst; ich hänge nicht am Leben, aber die Brust zerspringt mir, sie ist voll Qualen über die Art, womit du mich bisher behandelt hast. Du bist jung, bist ein Kind, und die Jugend ist immer zu streng. Oh! wenn ich sterben soll, so will ich doch nicht von deiner Hand sterben. Es ist unmöglich, siehst du? daß ich durch deine Hand sterbe. Du weißt nicht, wie entsetzlich das wäre. Übrigens, Gennaro, meine Stunde ist noch nicht gekommen. Es ist wahr, ich habe viele Verbrechen auf mich geladen, ich bin eine große Sünderin, und weil ich eine große Sünderin bin, muß man mir Zeit lassen, mich zu bereiten und zu bereuen. Das ist schlechterdings notwendig, verstehst du, Gennaro?

GENNARO. Ihr seid meine Tante, Ihr seid die Schwester meines Vaters. Was habt Ihr mit meiner Mutter gemacht, Donna Lucretia Borgia?

LUCRETIA. Warte! warte! Mein Gott! ich kann nicht alles sagen. Und dann, wenn ich alles sagte, das würde deinen Abscheu und deine Verachtung nur verdoppeln. Höre mich noch einen Augenblick. O, ich wollte, du sähest mich büßend zu deinen Füßen! Du würdest mir das Leben schenken, nicht wahr? Willst du, daß ich den Schleier nehme? Willst du, daß ich mich in ein Kloster einschließe? Sieh, wenn man dir sagte: dies elende Weib hat sich das Haupt geschoren, sie schläft in der Asche, sie gräbt ihre Grube mit eigenen Händen, sie betet zu Gott Nacht und

Tag, nicht für sich, die es wohl nötig hätte, sondern für dich, der du es nicht nötig hast; sie tut all das, dies Weib, damit du eines Tages auf ihr Haupt einen mitleidigen Blick senkst, damit du eine Träne auf die offnen Wunden ihrer Seele fallen läßt, damit du ihr nicht mehr mit einer Stimme so streng, als wäre sie die des letzten Gerichtes, sagst: Du bist Lucretia Borgia! Wenn man dir das sagte, Gennaro, würdest du es wagen, sie zurückzustoßen? O, Gnade! Töte mich nicht, mein Gennaro! Leben wir beide, du, um mir zu vergelten, ich, um zu bereuen! Habe etwas Mitleid mit mir! Endlich, was hilft es, ein armes, elendes Weib, das nichts als ein wenig Erbarmen will, ohne Erbarmen zu behandeln?—Ein wenig Erbarmen! Gnade!—Und dann, siehst du, mein Gennaro, ich sage dir das für dich, es wäre wahrhaftig feige, was du da tun würdest, es wäre ein abscheuliches Verbrechen, es wäre ein Mord! Ein Mann, der ein Weib tötet! ein Mann, welcher der Stärkere ist! O, du willst das nicht! du willst das nicht!

GENNARO (*erschüttert*). Donna . . .

LUCRETIA. O, ich sehe wohl, ich habe Gnade gefunden! Ich lese es in deinen Augen. O, laß mich zu deinen Füßen weinen!

EINE STIMME (*von außen*). Gennaro!

GENNARO. Wer ruft mir?

DIE STIMME. Mein Bruder Gennaro!

GENNARO. Das ist Maffio!

DIE STIMME. Gennaro! Ich sterbe! räche mich!

GENNARO (*hebt das Messer*). Genug. Ich höre nichts mehr. Versteht Ihr, Donna? Ihr müßt sterben!

LUCRETIA (*sträubt sich und hält ihm den Arm*). Gnade! Gnade! Noch ein Wort!

GENNARO. Nein!

LUCRETIA. Erbarmen! Höre mich!

GENNARO. Nein!

LUCRETIA. Im Namen des Himmels!

GENNARO. Nein! (*Er ersticht sie.*)

LUCRETIA. Ach! . . . du tötest mich!—Gennaro, ich bin deine Mutter!

MARIA TUDOR

EIN DRAMA VON VICTOR HUGO

PERSONEN

MARIA, Königin
JANE
GILBERT
FABIANO FABIANI
SIMON RENARD
JOSHUA FARNABI
EIN JUDE
LORD CLINTON
LORD CHANDOS
LORD MONTAGU
MEISTER ÄNEAS DULVERTON
LORD GARDINER
EIN KERKERMEISTER
Herren. Pagen. Wachen. Der Henker

London 1553

ERSTE HANDLUNG

DER MANN AUS DEM VOLKE

Personen

GILBERT
FABIANO FABIANI
SIMON RENARD
LORD CHANDOS
LORD CLINTON
LORD MONTAGU
JOSHUA FARNABY
JANE
EIN JUDE

Das Ufer der Themse. Eine öde Sandfläche. Ein altes verfallenes Geländer verbirgt den Rand des Wassers. Zur Rechten ein Haus von ärmlichem Aussehen. An seiner Ecke ein kleines Madonnabild, zu dessen Fuß eine Lampe in einem eisernen Gitter brennt. Im Hintergrunde, jenseits der Themse, London. Man unterscheidet zwei hohe Gebäude, den Tower und Westminster.—Der Tag geht zu Ende.

ERSTE SZENE

Mehrere Männer stehen in verschiedenen Gruppen auf dem Ufer, unter ihnen Simon Renard, John Bridges, Baron Chandos, Robert Clinton, Baron Clinton, Anthony Brown, Vicomte von Montagu.

LORD CHANDOS. Ihr habt recht, Mylord. Dieser verdammte Italiener muß die Königin behext haben. Die Königin kann nicht mehr ohne ihn sein. Sie lebt nur in ihm, all ihre Freude ist in ihm, sie hört nur ihn. Wenn ein Tag vergeht, ohne daß sie ihn sieht, so werden ihre Augen so schmachtend wie zur Zeit, wo sie den Kardinal Polus liebte, wißt Ihr noch?

SIMON RENARD. Sehr verliebt, das ist wahr, und folglich sehr eifersüchtig.

LORD CHANDOS. Der Italiener hat sie behext!

LORD MONTAGU. In der Tat, man sagt, in seinem Lande verstünde man sich auf Tränke für dergleichen.

LORD CLINTON. Die Spanier verstehen sich auf Gifte, die einen sterben, und die Italiener auf Gifte, die einen verliebt machen.

LORD CHANDOS. Dann ist der Fabiani zugleich Spanier

und Italiener. Die Königin ist krank und verliebt. Er hat ihr von beiden zu trinken gegeben.

LORD MONTAGU. Aha! in der Tat, ist er Spanier oder Italiener?

LORD CHANDOS. Es scheint ausgemacht, daß er in Italien im Capitanat geboren und in Spanien erzogen worden ist. Er behauptet, er sei mit einem großen spanischen Geschlechte verwandt. Lord Clinton kann das an den Fingern herzählen.

LORD CLINTON. Ein Abenteurer. Weder ein Spanier, noch weniger ein Engländer, Gott sei Dank. Leute, die keinem Lande angehören, haben kein Erbarmen mit einem Lande, wenn sie mächtig sind!

LORD MONTAGU. Sagtet Ihr nicht, die Königin sei krank, Chandos? Das hindert sie nicht, mit ihrem Günstling guter Dinge zu sein.

LORD CLINTON. Guter Dinge! Guter Dinge! Während die Königin lacht, weint das Volk und mästet sich der Günstling. Der Mensch säuft Silber und frißt Gold! Die Königin hat ihm die Güter des Lord Talbot, des großen Lord Talbot, gegeben! Die Königin hat ihn zum Grafen von Clanbrassil und Baron von Dinasmonddy gemacht, den Fabiano Fabiani, den Lügner, der sagt, er stamme aus dem spanischen Geschlechte der Penalver. Er ist Pair von England, wie Ihr, Montagu, wie Ihr, Chandos, wie Stanley, wie Norfolk, wie ich, wie der König! Er trägt das Hosenband, wie der Infant von Portugal, wie der König von Dänemark, wie Thomas Percy, der siebente Graf von Northumberland! Und was für ein Tyrann das ist, der uns von seinem Bette aus Gesetze macht! Nie lag es schwerer über England. Und doch habe ich viel gesehen, ich bin alt! Siebenzig neue Galgen zu Tyburn, die Scheiterhaufen immer Glut und nie Asche, die Axt des Henkers wird jeden Morgen geschliffen und ist schartig jeden Abend. Jeden Tag fällt man einen großen Edlen. Vorgestern Blantyre, gestern Northcurry, heute Sacth-Reppo, morgen Tyrconnel. Die nächste Woche kommt die Reihe an Euch, Chandos, und den nächsten Monat an mich! Mylords! es ist schmachvoll und ruchlos, daß all

diese guten englischen Köpfe so zum Zeitvertreibe eines elenden Abenteurers fallen, der nicht einmal aus diesem Lande ist. Es ist ein abscheulicher und unerträglicher Gedanke, daß ein neapolitanischer Günstling so viel Henkerblöcke, als er Lust hat, unter dem Bette dieser Königin hervorziehen kann. Sie sind guter Dinge, sagt Ihr. Bei dem Himmel, das ist schändlich! Ha! sie sind guter Dinge, die Verliebten, während der Kopfabhacker vor ihrer Türe Witwen und Waisen macht. Oh! in das Klimpern Eurer italienischen Gitarre tönt zu viel Kettengerassel, Frau Königin! Ihr laßt Sänger von der Kapelle zu Avignon kommen, Ihr habt in Eurem Palaste alle Tage Komödien, Schauspiele, Musikanten. Bei Gott, Madame, etwas weniger Lachen bei Euch, wenn's beliebt, und etwas weniger Weinen bei uns. Weniger Gaukler dort, und weniger Henker hier. Weniger Bühnen zu Westminster und weniger Schafotte zu Tyburn.

LORD MONTAGU. Habt acht! Wir sind getreue Untertanen, Mylord Clinton. Nichts auf die Königin, alles auf Fabiani.

SIMON RENARD (*legt die Hand auf die Schulter des Lord Clinton*). Geduld!

LORD CLINTON. Geduld! das könnt Ihr ganz leicht sagen, Herr Simon Renard. Ihr seid Vogt von Amont in der Franche-Comté, Untertan des Kaisers und sein Gesandter zu London. Ihr vertretet hier den Prinzen von Spanien, den zukünftigen Gemahl der Königin. Eure Person ist heilig für den Günstling. Aber wir, das ist was anders.— Seht, für Euch ist Fabiani der Schäfer, für uns der Metzger.

(*Die Nacht ist völlig hereingebrochen.*)

SIMON RENARD. Dieser Mensch ist mir eben so lästig als Euch. Ihr fürchtet nur für Euer Leben, ich fürchte für mein Ansehen, das ist weit mehr. Ich spreche nicht, ich handle. Ich habe weniger Zorn als Ihr, Mylord, ich habe mehr Haß. Ich werde den Günstling vernichten.

LORD MONTAGU. Oh! was tun? Ich brüte alle Tage darüber.

SIMON RENARD. Die Günstlinge der Königinnen steigen und fallen nicht am Tage, sondern des Nachts.

LORD CHANDOS. Diese Nacht ist wenigstens sehr finster und häßlich!

SIMON RENARD. Ich finde sie schön für das, was ich tun will.

LORD CHANDOS. Was habt Ihr vor?

SIMON RENARD. Ihr werdet sehen.—Mylord Chandos, die Laune herrscht, wenn ein Weib herrscht. Die Politik ist dann nicht mehr das Werk der Berechnung, sondern des Zufalls. Man kann auf nichts mehr zählen. Das Heute führt nicht logisch das Morgen herbei. Man spielt nicht mehr Schach, man spielt Karten.

LORD CLINTON. Das ist ganz gut, aber zur Sache. Herr Vogt, wann werdet Ihr uns von dem Günstling befreit haben? Es eilt. Morgen wird Tyrconnel enthauptet.

SIMON RENARD. Tyrconnel wird morgen abend mit Euch speisen, wenn ich diese Nacht den Mann finde, welchen ich suche.

LORD CLINTON. Was wollt Ihr damit sagen? Was wird dann aus Fabiani geworden sein?

SIMON RENARD. Habt Ihr gute Augen, Mylord?

LORD CLINTON. Ja, obgleich ich alt bin und die Nacht finster ist.

SIMON RENARD. Seht Ihr London auf der andern Seite des Wassers?

LORD CLINTON. Ja, warum?

SIMON RENARD. Seht scharf hin. Man sieht von hier aus den Wirbel und die Sohle der Fortuna jedes Günstlings, Westminster und den Turm von London.

LORD CLINTON. Und nun?

SIMON RENARD. Wenn Gott mir beisteht, wird ein Mann, der im Augenblicke, wo wir sprechen, noch dort ist (*er deutet auf Westminster*), morgen zur nämlichen Stunde da sein (*er deutet auf den Tower*).

LORD CLINTON. Möge Gott Euch helfen!

LORD MONTAGU. Das Volk haßt ihn ebensosehr als wir. Welch Fest wird für London der Tag seines Falles sein.

LORD CHANDOS. Wir sind in Euren Händen, Herr Vogt, verfügt über uns. Was sollen wir tun?

SIMON RENARD (*deutet auf das Haus am Wasser*). Ihr seht doch alle dies Haus da? Es gehört dem Gilbert, einem Arbeiter. Verliert es nicht aus dem Gesicht. Zerstreut euch mit euren Leuten, ohne euch jedoch zu sehr zu entfernen. Vor allem tut nichts ohne mich.

LORD CHANDOS. Gut.

(*Alle gehen nach verschiedenen Seiten ab.*)

SIMON RENARD (*allein*). Ein Mann wie der, den ich nötig habe, findet sich nicht leicht. (*Er geht ab.*)

(*Jane und Gilbert treten auf, sie halten sich umschlungen und gehen nach dem Hause zu. Joshua Farnaby begleitet sie, er ist in einen Mantel gehüllt.*)

*

ZWEITE SZENE

Jane. Gilbert. Joshua Farnaby.

JOSHUA. Ich verlasse euch hier, meine guten Freunde. Es ist Nacht, ich muß meinen Dienst als Schließer des Londoner Turms tun. Ach, ich bin nicht so frei wie ihr! Seht, ein Kerkermeister ist nur eine andere Art von einem Gefangenen. Lebe wohl, Jane. Lebe wohl, Gilbert. Du mein Gott, meine Freunde, wie froh bin ich, euch glücklich zu sehen! Aha, Gilbert, wann ist die Hochzeit?

GILBERT. In acht Tagen, nicht wahr, Jane?

JOSHUA. Meiner Treu, übermorgen haben wir Weihnachten; das ist der Tag für Wünschen und Schenken, aber ich weiß nicht, was ich euch wünschen soll. Man kann von der Braut nicht mehr Schönheit und von dem Bräutigam nicht mehr Liebe verlangen. Ihr seid glücklich!

GILBERT. Guter Joshua! und du, bist du nicht glücklich?

JOSHUA. Weder glücklich, noch unglücklich. Ich habe auf alles verzichtet. Siehst du, Gilbert? (*Er schlägt seinen Mantel halb auseinander und zeigt einen Bund Schlüssel, der an seinem Gürtel hängt:*) Gefängnisschlüssel, die einem beständig am Gürtel rasseln, das spricht, das macht einem alle möglichen philosophischen Gedanken. Wie ich jung war, war ich wie ein anderer, verliebt einen ganzen Tag,

ehrgeizig einen ganzen Monat und ein Narr das ganze Jahr. Meine jungen Jahre fielen so unter König Heinrich den Achten. Ein sonderbarer Mann der König Heinrich. Ein Mann, der seine Weiber wechselte, wie ein Weib seine Röcke. Die erste verstieß er, der zweiten ließ er den Kopf abschlagen, der dritten den Leib aufschneiden, die vierte begnadigte er und jagte sie fort, aber dafür ließ er dann der fünften wieder den Kopf abschneiden. Das ist nicht das Märchen vom Blaubart, was ich Euch da erzähle, schöne Jane, das ist die Geschichte König Heinrichs des Achten. Ich gab mich in der Zeit mit den Religionshändeln ab, ich schlug mich für die eine und für die andere Partei. Es war damals das beste, was man tun konnte. Es war übrigens eine kitzliche Sache. Es frug sich, ob man für oder wider den Papst sei. Die Leute des Königs hingen die, welche dafür, und verbrannten die, welche dagegen waren. Die Gleichgültigen, das heißt die, welche weder dafür noch dagegen waren, hing oder verbrannte man, wie's gerade kam. Der Teufel mochte sich da herausziehen. Ja, der Strick—nein, der Scheiterhaufen—weder ja, noch nein, der Strick und der Scheiterhaufen. Ich, der ich mit euch spreche, habe oft genug nach Braten gerochen und weiß nicht genau, ob ich zwei- oder dreimal bin wieder abgeschnitten worden. Das war eine schöne Zeit. Ohngefähr wie jetzt. Ja, ich schlug mich für alles. Hole mich der Teufel, wenn ich noch weiß, für wen und für was ich mich geschlagen habe. Wenn man mir wieder vom Meister Luther und vom Papst Paul dem Dritten spricht, so zucke ich die Achseln. Siehst du, Gilbert, wenn man graue Haare hat, muß man nicht mehr nach den Meinungen sehen, für die man sich geschlagen, und nach den Weibern, denen man den Hof im zwanzigsten Jahre gemacht hat. Weiber und Meinungen sehen dann gar häßlich, gar alt, gar hinfällig, gar zahnlückig, gar runzlig, gar dumm aus. Das ist meine Geschichte! Jetzt habe ich mich von den Geschäften zurückgezogen. Ich bin weder Soldat des Königs, noch Soldat des Papstes, ich bin Schließer des Turmes von London. Ich schlage mich für niemand mehr und schließe hinter jedermann

zu. Ich bin Schließer und bin alt; ich stehe mit dem einen Fuße im Kerker und mit dem andern in der Grube. Ich lese die Scherben alter Minister und alter Günstlinge auf, die bei der Königin zerbrochen werden. Das ist sehr unterhaltend. Und dann habe ich ein kleines Kind, das ich liebe, und dann euch beide, die ich auch liebe, und bin glücklich, wenn ihr glücklich seid.

GILBERT. Dann sei glücklich, Joshua! Nicht wahr, Jane?

JOSHUA. Ich, ich kann nichts für dein Glück tun, aber Jane alles; du liebst sie! Ich werde dir nie in meinem Leben einen Dienst tun. Du bist glücklicherweise kein so vornehmer Herr, daß du jemals den Schlüsselträger des Londoner Turms nötig haben solltest. Jane wird meine Schuld mit der ihrigen abtragen; denn sie und ich verdanken dir alles. Jane war ein armes Kind, eine verlassene Waise; du hast sie aufgenommen und erzogen. Ich, ich war nahe daran, an einem schönen Abend in der Themse zu ertrinken; du hast mich aus dem Wasser gezogen.

GILBERT. Zu was immer davon sprechen, Joshua?

JOSHUA. Nur um dir zu sagen, daß es unsere Pflicht ist, dich zu lieben; ich, wie ein Bruder, Jane . . . . nicht wie eine Schwester.

JANE. Nein, wie ein Weib. Ich verstehe Euch, Joshua. (*Sie verfällt wieder in ihr Träumen.*)

GILBERT (*leise zu Joshua*). Betrachte sie, Joshua! Ist sie nicht schön und reizend? wäre sie nicht eines Königs würdig? Wenn du wüßtest! Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich sie liebe!

JOSHUA. Nimm dich in acht, das ist unklug; ein Weib, das liebt sich nicht so; ein Kind, meinetwegen!

GILBERT. Was willst du sagen?

JOSHUA. Nichts.—Ich werde in acht Tagen bei eurer Hochzeit sein. Ich hoffe, daß mir dann die Staatsgeschäfte ein wenig Ruhe lassen und daß alles vorbei sein wird.

GILBERT. Wie? Was soll vorbei sein?

JOSHUA. Ah, du kümmerst dich um diese Sachen nicht, Gilbert. Du bist verliebt. Du bist aus dem Volke. Was kümmern dich die Ränke da oben, dich, der du unten

glücklich bist? Doch, weil du mich fragst, will ich dir sagen, daß man hofft, in acht Tagen von heute an, in vierundzwanzig Stunden vielleicht, werde Fabiano Fabiani bei der Königin durch einen andern ersetzt sein.

GILBERT. Wer ist der Fabiano Fabiani?

JOSHUA. Er ist der Geliebte der Königin, ein sehr mächtiger und sehr liebenswürdiger Günstling, ein Günstling, der einem Menschen, welcher ihm mißfällt, den Kopf in weniger Zeit abschlagen läßt, als ein holländischer Bürgermeister braucht, um einen Löffel Suppe zu essen; der beste Günstling, den der Henker des Londoner Turms seit zehn Jahren hatte. Denn du weißt, daß der Henker für den Kopf eines großen Herrn zehn Silbergulden und zuweilen das Doppelte erhält, wenn der Kopf recht wichtig ist. Man wünscht sehr den Sturz dieses Fabiani.—Es ist wahr, bei meinem Dienste im Turm höre ich nur Leute von sehr übler Laune, Unzufriedene, denen man in einem Monat den Kopf abschlagen wird, auf seine Kosten Anmerkungen machen.

GILBERT. Mögen die Wölfe sich untereinander zerreißen! Was kümmert uns die Königin und der Günstling der Königin? Nicht wahr, Jane?

JOSHUA. O, es gibt eine gewaltige Verschwörung gegen Fabiani! Er hat von Glück zu sagen, wenn er sich herauszieht. Es sollte mich nicht wundern, wenn heute nacht irgendein Schlag geschähe. Ich sah den Meister Simon Renard ganz in Gedanken da herumschleichen.

GILBERT. Wer ist der Meister Simon Renard?

JOSHUA. Wie, das weißt du nicht? Er ist der rechte Arm des Kaisers zu London. Die Königin soll den Prinzen von Spanien, dessen Gesandter Simon Renard ist, heiraten. Die Königin haßt diesen Simon Renard; aber sie fürchtet ihn und vermag nichts gegen ihn. Er hat schon zwei bis drei Günstlinge vernichtet. Das ist so sein Instinkt. Er säubert den Palast von Zeit zu Zeit. Ein feiner und sehr boshafter Mann, der alles weiß, was vorgeht, und immer zwei oder drei Stockwerke tief unter alle Ereignisse gräbt. Was den Lord Paget betrifft—hast du mich nicht auch gefragt, wer der Lord Paget sei?—das

ist ein pfiffiger Edelmann, der unter Heinrich dem Achten zu tun hatte. Er ist Mitglied des geheimen Rats. Er hat ein Ansehen, daß die andern Minister vor ihm den Atem verlieren, den Kanzler "Mylord Gardiner" ausgenommen, der hat einen Abscheu vor ihm. Ein heftiger Mann, der Gardiner, und von sehr gutem Herkommen. Paget ist nichts. Der Sohn eines Seifensieders. Er soll zum Baron Paget von Beaudesert in Stafford ernannt werden.

GILBERT. Wie er das alles so geläufig herzählt, der Joshua!

JOSHUA. Bei Gott, wenn man so die Staatsgefangenen schwätzen hört. (*Simon Renard erscheint im Hintergrund der Bühne.*) Siehst du, Gilbert, der Mann, welcher am besten die Geschichte dieser Zeit kennt, ist der Kerkermeister vom Londoner Turm.

SIMON RENARD (*welcher die letzten Worte gehört hat, aus dem Hintergrund der Bühne*). Ihr irrt Euch, mein Freund, es ist der Henker.

JOSHUA (*leise zu Gilbert und Jane*). Treten wir ein wenig zurück. (*Simon Renard entfernt sich langsam.—Nachdem Simon Renard verschwunden ist:*) Das ist gerade Meister Simon Renard.

GILBERT. Alle diese Leute, welche um mein Haus herumschleichen, mißfallen mir.

JOSHUA. Zum Teufel, was will er hier? Ich will schnell zurück; ich glaube, er sorgt mir für Arbeit. Lebe wohl, Gilbert. Lebt wohl, schöne Jane.—Und doch kannte ich Euch, wie Ihr nicht größer waret, als so!

GILBERT. Lebe wohl, Joshua.—Doch sprich, was verbirgst du da unter deinem Mantel?

JOSHUA. Ach! Ich habe auch meinen Anschlag.

GILBERT. Welchen Anschlag?

JOSHUA. Wie ihr Verliebten alles vergeßt! Ich sagte euch eben, daß wir übermorgen den Tag der Angebinde und Geschenke haben. Die Herrn denken auf eine Überraschung für Fabiani, ich, ich denke ebenfalls auf eine. Die Königin wird sich vielleicht einen ganz neuen Günstling anschaffen. Ich, ich schaffe meinem Kinde eine Puppe an. (*Er zieht eine Puppe unter seinem Mantel hervor:*) Auch

ganz neu. Wir wollen sehen, wer von beiden sein Spielzeug am schnellsten zerbricht.—Gott behüte euch, meine Kinder!

GILBERT. Auf Wiedersehen, Joshua! (*Joshua entfernt sich. Gilbert nimmt die Hand von Jane und küßt sie leidenschaftlich.*)

JOSHUA (*im Hintergrund der Bühne*). Oh! wie groß die Vorsehung ist! Sie gibt jedem sein Spielzeug, die Puppe dem Kind, das Kind dem Mann, den Mann dem Weib und das Weib dem Teufel! (*Er geht ab.*)

*

DRITTE SZENE

Gilbert. Jane.

GILBERT. Ich muß dich jetzt auch verlassen. Lebe wohl, Jane, gute Nacht!

JANE. Ihr geht heute abend nicht mit mir heim, Gilbert?

GILBERT. Ich kann nicht. Du weißt, ich habe dir es schon gesagt, Jane, ich habe in meiner Werkstatt heute nacht eine Arbeit fertig zu machen. Ich muß einen Dolchgriff, ich weiß nicht für was für einen Lord Clanbrassil ziselieren; ich kenne ihn nicht, er hat es heute morgen bei mir bestellen lassen.

JANE. Gute Nacht dann, Gilbert. Auf Morgen.

GILBERT. Nein, Jane, noch einen Augenblick. O mein Gott! wie schwer es mir fällt, mich nur wenige Stunden von dir zu trennen! Es ist wohl wahr, daß du mein Leben und meine Freude bist; und doch muß ich arbeiten, wir sind so arm! Ich mag nicht hineingehen, denn ich würde bleiben, und doch kann ich nicht weg; wie schwach ich bin! Komm, wir wollen uns ein wenig vor die Türe setzen, da, auf die Bank; ich meine, es müßte mir so leichter fallen wieder wegzugehen, als wenn ich erst in das Haus oder gar in dein Zimmer ginge. Gib mir deine Hand. (*Er setzt sich und nimmt ihre beiden Hände in die seinigen, sie bleibt vor ihm stehen.*) Jane, liebst du mich?

JANE. O, ich verdanke Euch alles! Ich weiß es, obgleich Ihr mir es lange verborgen habt. Ganz klein, fast noch in der Wiege, wurde ich von meinen Eltern verlassen; Ihr

habt mich aufgenommen, seit sechzehn Jahren hat Euer Arm wie der eines Vaters für mich gearbeitet. Eure Augen haben wie die einer Mutter über mich gewacht. Mein Gott, was wäre ich ohne Euch? Ihr habt mir alles gegeben, was ich habe; Ihr habt mich zu allem gemacht, was ich bin.

GILBERT. Jane, liebst du mich?

JANE. Wie Ihr Euch aufopfert, Gilbert! Ihr arbeitet Tag und Nacht für mich, Ihr versengt Euch die Augen, Ihr tötet Euch. Seht, heute bringt Ihr wieder die Nacht so hin. Und nie ein Vorwurf, nie ein hartes Wort. Ihr seid so arm, und doch—selbst meine geringsten Launen schont und befriedigt Ihr. Gilbert, ich denke nur an Euch, die Tränen in den Augen. Ihr hattet manchmal kein Brot, und mir fehlte es nie an Bändern.

GILBERT. Jane, liebst du mich?

JANE. Gilbert, ich möchte Eure Füße küssen.

GILBERT. Liebst du mich? Liebst du mich? Oh! all das sagt mir nicht, daß du mich liebst; dies Wort da habe ich nötig! Dankbarkeit, immer Dankbarkeit! Oh! ich trete die Dankbarkeit mit Füßen! Ich will Liebe, oder nichts!—Sterben!—Jane, seit sechzehn Jahren bist du meine Tochter, du wirst jetzt mein Weib werden. Ich hatte dich angenommen, ich will dich heiraten. In acht Tagen! Du weißt, du hast es mir versprochen, du hast es eingewilligt, du bist meine Braut. Oh! du liebtest mich, als du mir das versprachst. O Jane! es gab eine Zeit, denkst du des noch? wo du deine schönen Augen zum Himmel aufschlugst und zu mir sagtest: ich liebe dich! So möchte ich dich immer haben. Seit einigen Monaten ist es mir, als wäre etwas in dir anders geworden, seit drei Wochen besonders, wo meine Arbeit mich zwingt, manchmal des Nachts abwesend zu sein. O Jane! ich will, daß du mich liebst. Ich bin daran gewöhnt. Du warst sonst so froh, und jetzt bist du immer traurig und zerstreut, nicht kalt, armes Kind, du tust dein möglichstes, um es nicht zu sein; aber ich fühle wohl, daß die Worte der Liebe dir nicht mehr so frei und von selbst kommen, wie sonst. Was hast du? Liebst du mich nicht mehr? Gewiß, ich bin ein braver Mann, ein guter Arbeiter, ja, ja, aber ich möchte ein Dieb und

ein Mörder sein und von dir geliebt werden!—Jane, wenn du wüßtest, wie ich dich liebe!

JANE. Ich weiß es, Gilbert, und weine—

GILBERT. Vor Freude! Nicht wahr? Sage mir, daß du vor Freude weinst. Oh! ich muß es glauben. Es gibt ja sonst nichts auf der Welt, als geliebt zu werden. Ich bin nichts als ein armer Handwerksmann, aber meine Jane muß mich lieben. Was sprichst du mir immer von dem, was ich getan habe? Nur ein Wort der Liebe von dir, Jane, und ich bin dein Schuldner. Ich will verdammt sein und ein Verbrechen begehen, wenn du es wolltest. Du wirst mein Weib, nicht wahr, und du liebst mich? Siehst du, Jane, für einen Blick von dir gäbe ich all meine Arbeit und Mühe, für ein Lächeln mein Leben, für einen Kuß meine Seele!

JANE. Was Ihr ein edles Herz habt, Gilbert!

GILBERT. Höre, Jane! Lache, wenn du willst, ich bin ein Narr, ich bin eifersüchtig! Das ist einmal so. Kränke dich nicht darum. Seit einiger Zeit kommt es mir vor, als sähe ich die jungen Herren da herumstreichen. Weißt du auch, Jane, daß ich vierunddreißig Jahre habe? Welch Unglück für einen armseligen, linkischen und schlecht gekleideten Arbeiter wie ich, ein schönes, reizendes Kind von siebzehn Jahren zu lieben, das die jungen, schönen, vergoldeten und verbrämten Edelleute anzieht, wie ein Licht die Schmetterlinge! O, ich leide! Ich beleidige dich nie in meinen Gedanken, dich, die du so gut, so rein bist, deren Stirne nie, als von meinen Lippen, berührt worden ist! Ich finde nur, daß es dir zu viel Freude macht, die Aufzüge und das Gefolge der Königin vorbeiziehen und alle die schönen Kleider von Seide und Sammet zu sehen, worunter es so wenig Herzen und so wenig Seelen gibt! Verzeihe mir!—Mein Gott! warum kommen doch so viele junge Edelleute hierher? warum bin ich nicht jung, schön, edel und reich? Gilbert, Arbeiter, das ist alles. Sie, Lord Chandos, Lord Gerard, Fitz-Gerard, der Graf von Arundel, der Herzog von Norfolk, o wie ich sie hasse! Ich bringe mein Leben hin, indem ich ihnen Degengriffe meißele, deren Klingen ich ihnen durch den Leib rennen möchte.

JANE. Gilbert! . . .

GILBERT. Vergib, Jane. Nicht wahr, die Liebe macht einen sehr böse.

JANE. Nein, sehr gut.—Ihr seid gut, Gilbert.

GILBERT. O wie ich dich liebe! Jeden Tag mehr. Ich möchte für dich sterben. Liebe mich, oder liebe mich nicht, es ist in deiner Hand. Ich bin ein Narr. Verzeihe mir, was ich gesagt habe. Es ist spät, ich muß dich verlassen. Lebe wohl. Mein Gott, wie traurig es ist, dich zu verlassen! Gehe hinein. Hast du deinen Schlüssel nicht?

JANE. Nein, ich weiß seit einigen Tagen nicht, wo er hingekommen ist.

GILBERT. Da ist der meinige.—Auf morgen, morgen.—Jane, vergiß nicht: noch heute dein Vater, in acht Tagen dein Gemahl. (*Er küßt sie auf die Stirne und geht.*)

JANE (*allein*). Mein Gemahl! O nein, ich werde dies Verbrechen nicht begehen. Armer Gilbert, er liebt mich —und der andere! . . . wenn mich nur die Eitelkeit nicht um die Liebe betrogen hat! Ich Arme, in wessen Händen bin ich jetzt? O, ich bin sehr undankbar und schuldbeladen! Ich höre Tritte; schnell zurück. (*Sie tritt in das Haus.*)

*

VIERTE SZENE

Gilbert. Ein Mann (der in einen Mantel gehüllt ist und eine gelbe Mütze trägt. Der Mann hält Gilbert bei der Hand).

GILBERT. Ja, ich erkenne dich, du bist der Betteljude, welcher seit einigen Tagen um dies Haus schleicht. Was willst du von mir? Warum hast du mich bei der Hand gefaßt und hierher geführt?

DER MANN. Was ich Euch zu sagen habe, kann ich nur hier sagen.

GILBERT. Nun! was ist denn? Sprich, rasch.

DER MANN. Hört, junger Mann.—Es sind jetzt sechzehn Jahre seit der Nacht, wo Lord Talbot, Graf von Waterford, wegen Papismus und Hochverrates bei Fackelschein enthauptet wurde, und die Soldaten des Königs Heinrich

des Achten seine Anhänger in London in Stücke hieben. Man schoß die ganze Nacht in den Straßen aufeinander. In dieser Nacht nun arbeitete in seiner Bude ein junger Arbeiter, der weit mehr mit seiner Arbeit, als mit dem Kampfe beschäftigt war. Es war die erste Bude am Anfang der Londoner Brücke. Eine niedrige Türe zur Rechten, Spuren von alter, roter Malerei auf der Mauer. Es mochte zwei Uhr des Morgens sein. Man schlug sich in der Nähe. Die Kugeln flogen pfeifend über die Themse. Plötzlich wurde an die Türe der Bude geklopft, durch welche die Lampe des Arbeiters einen schwachen Lichtschimmer warf. Der Arbeiter öffnete. Ein Mann, den er nicht kannte, trat ein. Dieser Mann trug in seinen Armen ein Kind, noch in den Windeln, das sehr erschrocken war und weinte. Der Mann legte das Kind auf den Tisch und sagte: da ist ein Geschöpf, das weder Vater noch Mutter mehr hat. Dann ging er langsam weg und schlug die Türe hinter sich zu. Gilbert, der Arbeiter, hatte selbst weder Vater noch Mutter. Der Arbeiter nahm das Kind, die Waise adoptierte die Waise. Er nahm es, er wachte über es, er kleidete, er ernährte, er hütete, er erzog, er liebte es. Er widmete sich ganz diesem armen kleinen Geschöpf, das der Bürgerkrieg in seine Bude geworfen hatte. Er vergaß alles für es, seine Jugend, seine Liebeshändel, sein Vergnügen; er machte aus diesem Kinde den einzigen Gegenstand seiner Arbeit, seiner Neigung, seines Lebens, und jetzt sind es sechzehn Jahre, daß das so fortgeht. Gilbert, der Arbeiter wart Ihr; das Kind . . . . .

GILBERT. War Jane. Alles, was du da sagst, ist wahr; aber was willst du damit?

DER MANN. Ich vergaß dir zu sagen, daß an die Windeln des Kindes ein Papier mit einer Nadel geheftet war, worauf die Worte standen: Habt Erbarmen mit Jane.

GILBERT. Das war mit Blut geschrieben. Ich habe das Papier aufgehoben und trage es immer bei mir. Aber du spannst mich auf die Folter. Was willst du damit? Sprich!

DER MANN. Das.—Ihr seht, ich kenne Eure Geschichten. Gilbert! Wacht diese Nacht über Euer Haus.

GILBERT. Was willst du?

DER MANN. Kein Wort mehr. Geht nicht an Eure Arbeit. Bleibt in der Nähe dieses Hauses. Wacht. Ich bin weder Euer Freund, noch Euer Feind, es ist ein Rat, den ich Euch gebe. Für jetzt verlaßt mich, um Euch nicht selbst zu schaden. Geht nach der Seite da und kommt, wenn Ihr mich um Hilfe rufen hört.

GILBERT. Was bedeutet das? (*Er geht langsam ab.*)

*

FÜNFTE SZENE

Der Mann, allein.

——Die Sache ist so gut angelegt. Ich hatte was Junges und Kräftiges nötig, das mir helfen kann, wenn es nottut. Den Gilbert kann ich gerade brauchen.—Es ist mir, als hörte ich das Geräusch von Rudern und eine Gitarre auf dem Wasser.—Ja.

(*Er geht nach dem Geländer. Man hört eine Gitarre und eine Stimme in der Ferne.*)

—Das ist mein Mann.—Er landet. Gut. Er schickt den Fischer weg. Vortrefflich! (*Er kommt auf den Vordergrund der Bühne zurück.*) Da kommt er.

(*Fabiano Fabiani tritt auf, in seinen Mantel gehüllt. Er geht auf die Türe des Hauses zu.*)

*

SECHSTE SZENE

Der Mann. Fabiano Fabiani.

DER MANN (*hält Fabiani auf*). Ein Wort, wenn es Euch beliebt.

FABIANI. Man spricht mit mir, glaub ich. Wer ist der Spitzbube? Wer bist du?

DER MANN. Alles, wofür es Euch beliebt, mich zu halten.

FABIANI. Diese Laterne leuchtet schlecht. Aber du hast eine gelbe Mütze auf, wie mir deucht, eine Judenmütze! Bist du ein Jude?

DER MANN. Ja, ein Jude. Ich habe Euch etwas zu sagen.

FABIANI. Wie heißt du?

DER MANN. Ich weiß Euren Namen, und Ihr wißt meinen

nicht. Ich habe einen Vorteil über Euch; erlaubt mir, ihn zu behalten.

FABIANI. Du weißt meinen Namen, du? Das ist nicht wahr.

DER MANN. Ich weiß Euren Namen. Zu Neapel hießt Ihr Signor Fabiani, zu Madrid Don Faviano; zu London heißt Ihr Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil.

FABIANI. Hole dich der Teufel!

DER MANN. Behüte Euch Gott!

FABIANI. Ich werde dir Stockschläge geben lassen. Ich will nicht, daß man meinen Namen weiß, wenn ich so des Nachts vor mich hin gehe.

DER MANN. Besonders wenn Ihr dahin geht, wohin Ihr geht.

FABIANI. Was soll das heißen?

DER MANN. Wenn die Königin es wüßte!

FABIANI. Ich gehe nirgends hin.

DER MANN. Doch, Mylord! Ihr geht zu der schönen Jane, der Braut von Gilbert, dem Arbeiter.

FABIANI (*beiseite*). Teufel! das ist ein gefährlicher Mensch.

DER MANN. Wollt Ihr, daß ich Euch noch mehr sage? Ihr habt das Mädchen verführt, und seit einem Monat hat sie Euch zweimal des Nachts zu sich gelassen, heute ist es das drittemal. Die Schöne wartet auf Euch.

FABIANI. Still, still! Soll ich dir das Maul mit Silber stopfen? Wieviel willst du?

DER MANN. Das werden wir gleich sehen. Soll ich Euch jetzt auch sagen, Mylord, warum Ihr das Mädchen verführt habt?

FABIANI. Wahrhaftig, weil ich in sie verliebt war.

DER MANN. Nein. Das wart Ihr nicht.

FABIANI. Ich hätte Jane nicht geliebt?

DER MANN. So wenig, als Ihr die Königin liebt. Liebe, nein; Berechnung, ja.

FABIANI. Kerl, du bist kein Mensch, du bist mein Gewissen, als Jude verkleidet.

DER MANN. Ich will mit Euch reden, wie Euer Gewissen, Mylord. Die ganze Geschichte verhält sich so. Ihr seid der Günstling der Königin. Die Königin hat Euch das

Hosenband gegeben, den Grafen- und den Herrentitel. Taube Nüsse das alles. Das Hosenband ist ein Lumpen, die Grafschaft ein Wort, der Herrentitel verhilft einem zu dem Recht, den Kopf abgeschnitten zu kriegen. Ihr hattet was Besseres nötig. Ihr brauchtet, Mylord, gute Äcker, gute Vogteien, gute Schlösser und gute Einkünfte in guten Pfunden. Heinrich der Achte nun hatte die Güter des vor sechzehn Jahren enthaupteten Lord Talbot konfisziert. Ihr habt Euch von der Königin die Güter des Lord Talbot schenken lassen. Aber um die Schenkung gültig zu machen, hätte Lord Talbot ohne Nachkommen sterben müssen. Wenn es einen Erben oder eine Erbin des Lord Talbot gäbe, so unterläge es keinem Zweifel, daß, da Lord Talbot für die Königin Marie und ihre Mutter Catharina von Aragonien gestorben ist, da Lord Talbot ein Papiste war, und da die Königin Maria eine Papistin ist, daß die Königin Euch, Ihr mögt noch so sehr ihr Günstling sein, Mylord, die Güter abnehmen und sie aus Pflichtgefühl, Dankbarkeit und Religiosität dem Erben oder der Erbin zurückgeben würde. Ihr fühltet Euch von der Seite ziemlich sicher. Lord Talbot hatte nichts als eine kleine Tochter, die zur Zeit, wo ihr Vater enthauptet wurde, aus der Wiege verschwand und von ganz England für tot gehalten wurde. Aber Eure Spione haben neulich entdeckt, daß in der Nacht, wo Lord Talbot und seine Partei durch Heinrich den Achten vernichtet wurde, ein Kind ganz geheimnisvoll bei einem Arbeiter an der Londoner Brücke untergebracht worden wäre, daß es unter dem Namen Jane aufgewachsen und wahrscheinlich Jane Talbot, das kleine verschwundene Mädchen sei. Die schriftlichen Beweise für ihre Geburt fehlten, das ist wahr; aber sie konnten sich alle Tage wiederfinden. Der Zufall war verdrießlich. Sich vielleicht eines Tages genötigt zu sehen, Shrewsbury, Wexford, das eine schöne Stadt ist, und die prächtige Grafschaft Waterford abzutreten, das ist hart. Was tun? Ihr sannt auf ein Mittel, das Mädchen zu vernichten. Ein braver Mann hätte sie vergiften oder ermorden lassen; Ihr, Mylord, habt es besser angefangen, Ihr habt es entehrt.

FABIANI. Unverschämter!

DER MANN. Euer Gewissen spricht mit Euch, Mylord. Ein anderer hätte dem Mädchen das Leben genommen, Ihr habt ihm die Ehre und somit die Zukunft gestohlen. Die Königin Marie ist prüde, trotz ihrer Liebschaften.

FABIANI. Der Mann geht allem auf den Grund.

DER MANN. Die Königin hat keine gute Gesundheit; die Königin kann sterben, und dann würde der Günstling über ihrem Grabe stolpern. Die materiellen Beweise für den Rang des Mädchens können sich wiederfinden, und dann, wenn die Königin tot ist, wird Jane, trotz ihrer Entehrung, als Erbin von Talbot anerkannt werden. Nun, Ihr habt auch den Fall vorausgesehen, Ihr seid ein junger Herr von gutem Aussehen, Ihr habt sie in Euch verliebt gemacht, sie hat sich Euch überlassen; im schlimmsten Falle würdet Ihr sie heiraten. Sträubt Euch nicht gegen diesen Plan, Mylord, ich finde ihn herrlich. Ich möchte Ihr sein, wenn ich nicht Ich wäre.

FABIANI. Danke!

DER MANN. Ihr habt die Sache mit Geschick betrieben. Ihr habt Euren Namen verborgen. Vor der Königin seid Ihr gedeckt. Das arme Ding meint, ein Ritter aus dem Lande Somerset, namens Amyas Pawlet, habe sie verführt.

FABIANI. Alles! Er weiß alles! Zur Sache jetzt. Was willst du von mir?

DER MANN. Mylord, wenn jemand die Papiere in seinen Händen hätte, welche über die Geburt, das Dasein und die Rechte der Erbin Talbots Auskunft geben, so würde Euch das arm machen wie meinen Vorahnen Job, und würde Euch keine andern Schlösser übriglassen, Don Fabiano, als Schlösser in Spanien, was Euch recht unangenehm sein würde.

FABIANI. Ja, aber niemand hat diese Papiere.

DER MAMN. Doch.

FABIANI. Wer?

DER MANN. Ich.

FABIANI. Bah! du Elender! das ist nicht wahr. Jude, der spricht, Zunge, die lügt.

DER MANN. Ich habe diese Papiere.
FABIANI. Du lügst. Wo hast du sie?
DER MANN. In meiner Tasche.
FABIANI. Ich glaube dir nicht. Gut in Ordnung? Es fehlt nichts daran?
DER MANN. Es fehlt nichts.
FABIANI. Dann muß ich sie haben.
DER MANN. Sachte!
FABIANI. Jude, gib mir diese Papiere.
DER MANN. Sehr gut.—Jude, elender Bettler, der in den Straßen herumstreicht, gib mir die Stadt Shrewsbury, gib mir die Stadt Wexford, gib mir die Grafschaft Waterford!—Ein Almosen, wenn es Euch beliebt!
FABIANI. Diese Papiere sind alles für mich, nichts für dich.
DER MANN. Simon Renard und Lord Chandos würden sie mir gut bezahlen.
FABIANI. Simon Renard und Lord Chandos sind die zwei Hunde, zwischen welche ich dich werde hängen lassen.
DER MANN. Ihr habt mir sonst nichts vorzuschlagen? Lebt wohl.
FABIANI. Steh, Jude!—Was soll ich dir für diese Papiere geben?
DER MANN. Etwas, das Ihr bei Euch habt.
FABIANI. Meinen Beutel?
DER MANN. Pfui! Wollt Ihr den meinigen?
FABIANI. Was denn?
DER MANN. Ihr habt ein Pergament, das Euch nie verläßt. Es ist ein Freibrief, den die Königin Euch gegeben hat, indem sie auf ihre katholische Krone schwur, dem, welcher ihr ihn überreichen wird, jede Gnade, die er verlangt, zu erweisen. Gebt mir diesen, und Ihr sollt die Urkunden der Jane Talbot erhalten. Papier um Papier.
FABIANI. Was willst du mit diesem Freibrief anfangen?
DER MANN. Seht die Karten aufgelegt, Mylord. Ich habe Euch Eure Geschichte gesagt; ich will Euch jetzt die meinige erzählen. Ich bin einer der ersten Wechsel-Juden in der Cantersten-Straße zu Brüssel. Ich leihe mein

Geld aus. Das ist mein Geschäft. Ich leihe zehn, und man gibt mir fünfzehn wieder. Ich leihe der ganzen Welt, ich würde dem Teufel leihen, ich würde dem Papste leihen. Es sind jetzt zwei Monate, daß einer meiner Schuldner starb, ohne mich bezahlt zu haben. Er war ein alter verbannter Diener der Familie Talbot. Der arme Teufel hinterließ nichts als einige Lumpen. Ich ließ sie in Beschlag nehmen. In diesen Lumpen fand sich ein Kästchen, und in diesem Kästchen Papiere, die Papiere von Jane Talbot, Mylord, mit ihrer aufs genauste erzählten und für bessere Zeiten mit Beweisen versehenen Geschichte. Die Königin von England gab Euch gerade damals die Güter von Jane Talbot. Nun hatte ich gerade die Königin von England für ein Darlehen von zehntausend Mark Gold nötig. Ich sah ein, daß sich mit Euch etwas würde machen lassen. Ich kam verkleidet nach England, ich spürte Euren Schritten nach, ich spähte Jane Talbot aus, ich selbst, ich tue alles selbst. Auf diese Weise erfuhr ich alles, und da bin ich. Ihr werdet die Papiere von Jane Talbot erhalten, wenn Ihr mir den Freibrief der Königin gebt. Ich werde darauf schreiben, die Königin möge mir zehntausend Mark Gold geben. Man ist mir hier auf der Kanzlei was schuldig; aber ich werde billig sein. Zehntausend Mark Gold, und nichts weiter. Ich fordere die Summe nicht von Euch, weil sie nur ein gekröntes Haupt bezahlen kann. Das heiße ich deutlich sprechen, hoffe ich. Seht, Mylord, zwei so gewandte Leute, wie Ihr und ich, gewinnen nichts dabei, wenn sie einander betrügen. Wenn der Erde die Ehrlichkeit verloren gegangen wäre, so müßte sie sich zwischen zwei Spitzbuben wiederfinden.

FABIANI. Unmöglich. Ich kann dir dies Pergament nicht geben. Zehntausend Mark Gold! Was wird die Königin sagen? Und dann, morgen kann ich in Ungnade fallen; dies Pergament ist mein Asyl, dies Pergament ist mein Kopf.

DER MANN. Was geht mich das an?

FABIANI. Fordere was anderes.

DER MANN. Ich will einmal das.

FABIANI. Jude, gib mir die Papiere von Jane Talbot.

DER MANN. Mylord, gebt mir den Freibrief der Königin.
FABIANI. Nun denn, verfluchter Jude, ich muß dir nachgeben. (*Er zieht ein Papier aus der Tasche.*)
DER MANN. Zeigt mir den Freibrief der Königin.
FABIANI. Zeige mir die Papiere Talbots.
DER MANN. Hernach. (*Sie nähern sich der Laterne. Fabiani steht hinter dem Juden und hält ihm mit der linken Hand das Papier unter die Augen. Der Jude untersucht es.*)
DER MANN (*liest*). "Wir, Marie, Königin . . ."—Gut.—Ihr seht, ich bin wie Ihr, Mylord. Ich habe alles berechnet. Ich habe alles vorhergesehen.
FABIANI (*zieht mit der Rechten seinen Dolch und stößt ihn ihm in die Kehle*). Das ausgenommen.
DER MANN. Oh! Verräter! . . . .—Hilfe! (*Er fällt. Im Falle wirft er, ohne daß Fabiani es bemerkt, ein versiegeltes Paket hinter sich in den Schatten.*)
FABIANI (*bückt sich über den Körper*). Er ist tot, meiner Treu!—Schnell diese Papiere! (*Er durchsucht den Juden.*) Aber was! er hat nichts, nichts bei sich! kein Papier, der alte Hund! Er hat gelogen; er hat mich betrogen! Er hat mich bestohlen. Seht das, verdammter Jude! Oh! er hat nichts, es ist aus. Ich habe ihn umsonst getötet! Sie sind alle so, die Juden. Lügen und Stehlen, das ist der ganze Jude. Weg mit der Leiche, ich kann sie nicht vor dieser Türe lassen. (*Er geht auf den Hintergrund der Bühne.*) Vielleicht ist der Schiffer noch da, er mag mir helfen ihn in die Themse werfen. (*Er steigt hinunter und verschwindet hinter dem Geländer.*)

GILBERT (*tritt auf der entgegengesetzten Seite auf*). Es ist mir, als hätte ich einen Schrei gehört. (*Er erblickt unter der Laterne den auf der Erde ausgestreckten Körper.*) Jemand ermordet!—Der Bettler!
DER MANN (*erhebt sich halb*). Ah! . . . Ihr kommt zu spät, Gilbert. (*Er deutet mit dem Finger auf den Platz, wohin er das Paket geworfen.*) Nehmt das; es sind Papiere, welche beweisen, daß Jane, Eure Braut, die Tochter und Erbin des letzten Lord Talbot ist. Mein Mörder ist Clan-

brassil, der Günstling der Königin.—Ach, ich ersticke!—Gilbert, räche mich und räche dich! . . .—(*Er stirbt.*)

GILBERT. Tot!—Ich soll mich rächen? Was will er sagen? Jane, Tochter des Lord Talbot? Lord Clanbrassil? der Günstling der Königin? O, mir schwindelt! (*Er schüttelt die Leiche.*) Sprich noch ein Wort!—Er ist tot.

*

SIEBENTE SZENE

Gilbert. Fabiani.

FABIANI (*kommt zurück*). Wer da?

GILBERT. Man hat einen Menschen ermordet.

FABIANI. Nein, einen Juden.

GILBERT. Wer hat diesen Mann getötet?

FABIANI. Wahrhaftig, Ihr oder ich!

GILBERT. Herr! . . .

FABIANI. Kein Zeuge. Eine Leiche am Boden, zwei Männer daneben. Wer ist der Mörder? Nichts beweist, daß der eine es eher sei als der andere, ich eher als Ihr.

GILBERT. Elender! Ihr seid der Mörder.

FABIANI. Nun ja, in der Tat, ich bin es!—Und nun?

GILBERT. Ich werde die Wache rufen.

FABIANI. Ihr werdet mir helfen, den Körper ins Wasser werfen.

GILBERT. Ich werde Euch verhaften und bestrafen lassen.

FABIANI. Ihr werdet mir helfen, den Körper ins Wasser werfen.

GILBERT. Ihr seid unverschämt!

FABIANI. Glaubt mir, verwischen wir jede Spur, es geht Euch mehr an als mich.

GILBERT. Das ist stark.

FABIANI. Einer von uns beiden hat den Streich geführt. Ich, ich bin ein großer Herr, ein edler Herr; Ihr, Ihr seid ein Landstreicher, ein Bettler, ein Mann aus dem Volke. Ein Edelmann, der einen Juden tötet, zahlt vier Sous Strafgeld. Ein Mann aus dem Volke, der einen tötet, wird gehenkt.

GILBERT. Ihr würdet wagen?

FABIANI. Ich zeige Euch an, wenn Ihr mich anzeigt.

Man wird mir eher glauben als Euch. Jedenfalls ist die Wette ungleich. Vier Sous Strafe für mich, der Galgen für Euch.

GILBERT. Keine Zeugen! keine Beweise! Oh! mein Kopf wird wirr. Der Schurke hat mich, er hat recht.

FABIANI. Soll ich Euch helfen, den Körper ins Wasser werfen?

GILBERT. Ihr seid der Teufel!

FABIANI. (*Gilbert faßt die Leiche am Kopf, Fabiani an den Füßen; sie tragen sie bis zum Geländer.*) Ja.—Meiner Treu! mein Teurer, ich weiß nicht mehr recht, wer von uns beiden den Mann getötet hat.

(*Sie steigen hinter dem Geländer hinunter.*)

FABIANI (*kommt zurück*). Es ist geschehen.—Gute Nacht, mein Freund, geht Eurer Wege. (*Er geht auf das Haus zu und wendet sich um, indem er bemerkt, daß Gilbert ihm folgt.*) Nun, was wollt Ihr? Etwas Geld für Eure Mühe? Eigentlich bin ich Euch nichts schuldig; doch nehmt. (*Er gibt Gilbert seine Börse, der eine zurückweichende Bewegung macht und sie dann mit der Miene eines Mannes, der sich anders besinnt, annimmt.*) Jetzt fort! Nun, auf was wartet Ihr noch?

GILBERT. Auf nichts.

FABIANI. Meiner Treu! bleibt da, wenn es Euch gefällt. Die schönen Sterne für Euch, das schöne Mädchen für mich. Gott behüte Euch! (*Er geht auf die Türe des Hauses zu und bereitet sich, sie zu öffnen.*)

GILBERT. Wo geht Ihr hin?

FABIANI. Wahrhaftig! nach Hause.

GILBERT. Wie, nach Hause?

FABIANI. Ja.

GILBERT. Wer von uns beiden träumt dann? Ihr sagtet mir eben, ich wäre der Mörder des Juden; Ihr sagt mir jetzt, dieses Haus da wäre Euer.

FABIANI. Oder meiner Geliebten, das kommt auf eins heraus.

GILBERT. Wiederholt mir, was Ihr eben gesagt.

FABIANI. Ich sage Euch, Freund, weil Ihr es wissen

wollt, daß in diesem Haus ein schönes Mädchen, namens Jane, wohnt, das meine Geliebte ist.

GILBERT. Und ich, Mylord, sage dir, daß du lügst! Ich sage dir, daß du ein Lügner und ein Mörder bist, ich sage dir, daß deine Mutter auf offnem Markt von dem Henker ist ausgepeitscht worden, und daß ich deinen Kopf mit meinen Händen packen und dir deine Zunge mit deinen Zähnen abbeißen werde.

FABIANI. Nun! nun! Was ist das für ein Teufelskerl?

GILBERT. Ich bin Gilbert, der Arbeiter. Jane ist meine Braut.

FABIANI. Und ich, ich bin der Ritter Amyas Pawlet. Jane ist meine Geliebte.

GILBERT. Du lügst! sage ich dir, du bist Lord Clanbrassil, der Günstling der Königin. Schwachkopf! der glaubte, ich wüßte das nicht.

FABIANI (*beiseite*). Alle Welt kennt mich doch diese Nacht. Noch ein gefährlicher Mensch, den ich wegschaffen muß.

GILBERT. Sag sogleich, daß du gelogen hast, wie ein Schurke, und daß Jane deine Geliebte nicht ist.

FABIANI. Kennst du ihre Schrift? (*Er zieht ein Billett aus seiner Tasche:*) Lies das! (*Beiseite, während Gilbert konvulsivisch das Papier entfaltet:*) Er muß hinein und mit Jane Händel anfangen; das gibt meinen Leuten Zeit, herbeizukommen.

GILBERT (*liest*). "Ich bin heute nacht allein, Ihr könnt kommen." Verdammt! Mylord, du hast meine Braut entehrt, du bist ein Schurke! Gib mir Rechenschaft.

FABIANI (*nimmt seinen Degen in die Hand*). Ich will wohl, wo ist dein Degen?

GILBERT. O Wut! Aus dem Volke sein! Nichts bei sich haben, weder Degen noch Dolch! Geh, ich werde des Nachts an einer Gassenecke auf dich lauern und dir meine Nägel in den Hals drücken und dich erwürgen, Elender!

FABIANI. Nun! nun! Ihr seid heftig, mein Freund.

GILBERT. O, Mylord! ich werde mich an dir rächen.

FABIANI. Du dich an mir rächen! Du so niedrig, ich so hoch! Du bist toll! Ich lache dich aus.

GILBERT. Du lachst mich aus?
FABIANI. Ja.
GILBERT. Du sollst sehen!
FABIANI (*beiseite*). Die Sonne darf morgen diesen Mann nicht bescheinen. (*Laut:*) Freund, glaube mir, gehe heim. Ich bin ärgerlich, daß du das entdeckt hast; aber ich überlasse dir die Schöne. Es war ohnehin meine Absicht nicht, die Liebschaft weiter zu treiben. Geht heim. (*Er wirft einen Schlüssel zu den Füßen Gilberts.*) Wenn du keinen Schlüssel hast, da ist einer. Oder, wenn du willst, brauchst du nur viermal an den Laden zu klopfen. Jane wird glauben, ich sei es, und dir öffnen. Gute Nacht. (*Er geht.*)

*

ACHTE SZENE

Gilbert, allein.

Er ist fort! Er ist nicht mehr da! Ich habe ihn nicht mit den Füßen zerstampft! Ich mußte ihn gehen lassen! keine Waffen bei mir! (*Er erblickt auf dem Boden den Dolch, womit Lord Clanbrassil den Juden getötet hat; er rafft ihn mit rasender Eile auf.*) Ah! du kommst zu spät! du kannst wahrscheinlich nur mich noch töten! aber das ist gleich, magst du vom Himmel gefallen oder von der Hölle ausgespien sein, ich segne dich! Oh! Jane hat mich verraten! Jane hat sich diesem Schurken überlassen! Jane ist die Erbin des Lord Talbot! Jane ist für mich verloren! O Gott! das sind in einer Stunde mehr schreckliche Dinge, als ein Kopf tragen kann. (*Simon Renard erscheint im Dunkeln im Hintergrunde der Bühne.*)
Oh! mich an diesem Menschen rächen! mich an diesem Lord Clanbrassil rächen! Wenn ich zum Palaste der Königin gehe, werden mich die Knechte mit Fußtritten wegstoßen, wie einen Hund. Oh! ich bin ein Narr; mein Kopf hält's nicht aus. Oh! was liegt mir am Tod, aber ich will gerächt sein! Ich würde mein Blut für die Rache geben! Gibt es niemand unter der Sonne, der diesen Handel mit mir eingehen möchte? Wer will mich an Lord Clanbrassil rächen und mein Leben als Lohn nehmen?

NEUNTE SZENE

Gilbert. Simon Renard.

SIMON RENARD. Ich.

GILBERT. Du! Wer bist du?

SIMON RENARD. Ich bin der Mann, den du forderst.

GILBERT. Weißt du, wer ich bin?

SIMON RENARD. Du bist der Mann, den ich brauche.

GILBERT. Ich habe nur noch einen Gedanken, weißt du das? An Lord Clanbrassil mich rächen und sterben.

SIMON RENARD. Du wirst dich an Lord Clanbrassil rächen und sterben.

GILBERT. Ich danke dir, wer du auch seist!

SIMON RENARD. Ja, du sollst die Rache haben, die du forderst; aber vergiß nicht, unter welcher Bedingung. Ich muß dein Leben haben.

GILBERT. Nimm es.

SIMON RENARD. Sind wir einig?

GILBERT. Ja.

SIMON RENARD. Folge mir.

GILBERT. Wohin?

SIMON RENARD. Du wirst es erfahren.

GILBERT. Denke, daß du mir versprachst, mich zu rächen!

SIMON RENARD. Denke, daß du mir versprachst, zu sterben!

ZWEITE HANDLUNG

DIE KÖNIGIN

Personen

DIE KÖNIGIN	SIMON RENARD
GILBERT	JANE
FABIANO FABIANI	EDELLEUTE. DER HENKER

ZWEITER TAG

Eins von den Zimmern der Königin. Ein Evangelium aufgeschlagen auf einem Betpult. Die königliche Krone auf

einem Schemel. Seitentüren. Eine breite Türe im Hintergrund.—Ein Teil des Hintergrundes wird durch eine große gewirkte Tapete verdeckt.

ERSTE SZENE

Die Königin reich gekleidet auf einem Ruhebette. Fabiano Fabiani sitzt auf einem Schemel zur Seite, prächtiges Kostüm, das Hosenband.

FABIANI (*eine Gitarre in der Hand, singt*).

Träumst du, o holde Traute,
Sanft unter meinem Aug,
So lispelt Liedeslaute
Mir deiner Lippen Hauch.
Entknospt aus Prunk und Schleier
Blüht mir dein süßer Leib.
Mir ewig teuer,
Schlaf' süß, hold Weib!

Hör ich aus deinem Munde:
"Du liebst mich",—dann schon hier
Schließt sich in sel'ger Stunde
Der Himmel auf über mir.
Vom heil'gen, ew'gen Feuer
Der Liebe strahlt dein Blick!
Weib, mir so teuer,
Sei stets mein Glück!

Vier Zauberworte heben,
In Klarheit, ungetrübt,
Empor das ganze Leben,
Beneidet und geliebt.
Das ist des Lebens Sonne,
Mein ewig junges Glück:
"Gesang, Traum, Wonne
Und—Liebesblick!"

(*Er stellt die Gitarre weg.*) Oh! ich liebe Euch mehr, als ich sagen kann, Madame! Aber dieser Simon Renard! dieser Simon Renard! mächtiger hier, als Ihr selbst, ich hasse ihn.

DIE KÖNIGIN. Ihr wißt wohl, daß ich nichts dafür kann, Mylord. Er ist hier der Gesandte des Prinzen von Spanien, meines zukünftigen Gemahls.
FABIANI. Eures zukünftigen Gemahls!
DIE KÖNIGIN. Still, Mylord, sprechen wir nicht mehr davon. Ich liebe Euch, was braucht Ihr mehr? Und dann, es ist jetzt Zeit, daß Ihr geht.
FABIANI. Marie, noch einen Augenblick!
DIE KÖNIGIN. Aber es ist die Stunde, wo der geheime Rat sich versammelt. Bisher war nur das Weib hier, die Königin muß jetzt hereintreten.
FABIANI. Ich will, daß das Weib die Königin vor der Türe warten läßt.
DIE KÖNIGIN. Ihr wollt! Ihr wollt! Ihr! Seht mich an, Mylord. Du hast einen jungen und reizenden Kopf, Fabiano.
FABIANI. O, Ihr seid schön! Ihr würdet nichts nötig haben, als Eure Schönheit, um allmächtig zu sein. Auf Eurem Haupte ist etwas, das sagt, daß Ihr die Königin seid; es steht aber noch viel deutlicher auf Eurer Stirn, als auf Eurer Krone.
DIE KÖNIGIN. Ihr schmeichelt.
FABIANI. Ich liebe dich.
DIE KÖNIGIN. Du liebst mich, nicht wahr? Du liebst nur mich? Sage mir das noch einmal so, mit diesen Augen. Ach! wir armen Weiber, wir wissen niemals genau, was in dem Herzen eines Mannes vorgeht; wir müssen Euren Augen glauben, und die schönsten, Fabiano, lügen zuweilen am häßlichsten. Aber deine, Mylord, sind so treu und rein, daß sie nicht lügen können, nicht wahr? Ja, dein Blick ist offen und ehrlich, mein schöner Page. Oh! Himmelsaugen nehmen und damit betrügen, das wäre höllisch. Du hast deine Augen einem Engel oder dem Teufel gestohlen.
FABIANI. Weder Engel noch Teufel. Ein Mann, der Euch liebt.
DIE KÖNIGIN. Der die Königin liebt?
FABIANI. Der Marie liebt.
DIE KÖNIGIN. Höre, Fabiano, ich liebe dich auch. Du

bist jung, es gibt viel schöne Weiber, die dich gar zärtlich ansehen, ich weiß es. Endlich, man wird eine Königin müde, so gut wie eine andere. Unterbrich mich nicht. Ich will, daß du mir es sagst, wenn du je ein anderes Weib lieben solltest. Ich werde dir vielleicht verzeihen, wenn du mir es sagst. Unterbrich mich doch nicht. Du weißt nicht, wie weit meine Liebe geht, ich weiß es selbst nicht. Es ist wahr, ich habe Augenblicke, wo ich dich lieber tot, als mit einer andern glücklich wissen möchte; aber es kommen mir auch andere, wo ich dich lieber glücklich sähe. Mein Gott! ich weiß nicht, warum man mich in den Ruf eines schlechten Weibes bringen will.

FABIANI. Ich kann nur mit dir glücklich sein, Marie. Ich liebe nur dich.

DIE KÖNIGIN. Gewiß? Sieh mich an. Gewiß? Oh! ich bin manchmal eifersüchtig; ich bilde mir ein,—welches Weib hat nicht solche Gedanken?—ich bilde mir manchmal ein, du täuschtest mich. Ich möchte unsichtbar sein und dir folgen können und immer wissen, was du tust, was du sagst und wo du bist. In den Feenmärchen gibt es einen Ring, der einen unsichtbar macht; ich würde meine Krone für diesen Ring geben. Ich bilde mir immer ein, du gingest zu den schönen Mädchen in der Stadt. Oh! du solltest mich nicht täuschen, siehst du!

FABIANI. Aber verbannt doch diese Gedanken, Madame. Ich Euch täuschen, meine gute Königin, meine gute Herrin! Ich müßte der undankbarste und erbärmlichste Mensch sein! Aber ich gab Euch keine Veranlassung, mich für den undankbarsten und erbärmlichsten Menschen zu halten. Aber ich liebe dich, Marie! aber ich bete dich an! aber ich könnte ein anderes Weib nicht einmal ansehen! Ich liebe dich, sage ich dir; aber siehst du das nicht in meinen Augen? O mein Gott! die Wahrheit hat einen Ton, der dich überzeugen sollte. Sieh, betrachte mich genau, sehe ich aus wie ein Mensch, der dich verrät? Wenn ein Mann ein Weib verrät, so sieht man es gleich. Die Weiber täuschen sich gewöhnlich nicht in dergleichen. Und welchen Augenblick wählest du, mir solche Dinge zu

sagen, Marie? den Augenblick meines Lebens, worin ich dich vielleicht am meisten liebe. Es ist wahr, es ist mir, als hätte ich dich nie so geliebt wie heute. Ich spreche jetzt nicht mit der Königin. Wahrhaftig, ich lache über die Königin. Was kann mir die Königin tun? Sie kann mir den Kopf abschlagen lassen, was macht das? Du, Marie, kannst mir das Herz brechen! Nicht Eure Majestät, nein, Marie, dich liebe ich. Deine schöne weiße und zarte Hand küsse und bete ich an, nicht Euer Zepter, Madame.

DIE KÖNIGIN. Danke, mein Fabiano. Lebe wohl.—Mein Gott, Mylord, wie jung Ihr seid! Die schönen schwarzen Haare und der reizende Kopf da!—Kommt in einer Stunde wieder.

FABIANO. Was Ihr eine Stunde nennt, heiße ich eine Ewigkeit!

(*Er geht. Sobald er weg ist, erhebt die Königin sich rasch, tritt zu einer verborgenen Türe, öffnet sie und führt Simon Renard herein.*)

*

ZWEITE SZENE

Die Königin. Simon Renard.

DIE KÖNIGIN. Kommt herein, Herr Vogt. Nun, seid Ihr da geblieben? Habt Ihr ihn gehört?

SIMON RENARD. Ja, Madame.

DIE KÖNIGIN. Was sagt Ihr dazu? O, er ist der größte Schurke und Heuchler unter der Sonne! Was sagt Ihr dazu?

SIMON RENARD. Ich sage, Madame, man sieht wohl, daß dieser Mensch einen Namen auf i führt.

DIE KÖNIGIN. Und seid Ihr sicher, daß er zu diesem Weibe des Nachts geht? Ihr habt ihn gesehen?

SIMON RENARD. Ich, Chandos, Clinton, Montagu, zehn Zeugen.

DIE KÖNIGIN. Das ist abscheulich!

SIMON RENARD. Außerdem soll die Sache der Königin sogleich noch deutlicher erwiesen werden. Das Mädchen

ist hier, wie ich Eurer Majestät gesagt habe. Ich habe es in seinem Hause heute nacht ergreifen lassen.

DIE KÖNIGIN. Aber, reicht dieses Verbrechen nicht hin, diesem Menschen den Kopf abschlagen zu lassen, mein Herr?

SIMON RENARD. Bei einem hübschen Mädchen des Nachts gewesen zu sein? Nein, Madame. Eure Majestät hat Trogmorton für ein ähnliches Vergehen vor Gericht stellen lassen. Trogmorton wurde freigesprochen.

DIE KÖNIGIN. Ich habe die Richter des Trogmorton gestraft.

SIMON RENARD. Seht zu, daß Ihr die Richter des Fabiani nicht ebenfalls zu bestrafen habt.

DIE KÖNIGIN. Oh! wie mich an diesem Verräter rächen?

SIMON RENARD. Will Eure Majestät die Rache nur auf eine gewisse Weise?

DIE KÖNIGIN. Auf die einzige, welche meiner würdig ist.

SIMON RENARD. Trogmorton wurde freigesprochen. Es gibt nur ein Mittel, ich habe es Eurer Majestät gesagt. Der Mann, welcher da ist . . . .

DIE KÖNIGIN. Wird er alles tun, was ich will?

SIMON RENARD. Ja, wenn Ihr alles tut, was er will.

DIE KÖNIGIN. Wird er sein Leben einsetzen?

SIMON RENARD. Er wird seine Bedingungen machen, aber er wird sein Leben einsetzen.

DIE KÖNIGIN. Was will er? Wißt Ihr es?

SIMON RENARD. Das, was Ihr selbst wollt, sich rächen.

DIE KÖNIGIN. Laßt ihn herein und bleibt in der Nähe, so weit Ihr meine Stimme hören könnt.—Herr Vogt!

SIMON RENARD (*kommt zurück*). Madame!

DIE KÖNIGIN. Sagt dem Mylord Chandos, er möge sich im anstoßenden Zimmer mit sechs meiner Leute bereit halten, herein zu treten. Und das Weib auch, daß sie gleich herein kann.—Geht!

(*Simon Renard geht ab.*)

DIE KÖNIGIN (*allein*). Oh! das wird schrecklich werden!

(*Eine der Seitentüren öffnet sich. Simon Renard und Gilbert treten herein.*)

DRITTE SZENE

Die Königin. Gilbert. Simon Renard.

GILBERT. Vor wem bin ich?

SIMON RENARD. Vor der Königin.

GILBERT. Der Königin!

DIE KÖNIGIN. Ja, der Königin. Ich bin die Königin. Wir haben nicht Zeit, uns zu verwundern. Ihr, Herr, seid Gilbert, ein Arbeiter. Ihr wohnt irgendwo da herum am Ufer des Flusses, mit einer gewissen Jane, mit der Ihr verlobt seid, und die Euch betrügt und zum Liebhaber einen gewissen Fabiano hat, der mich betrügt, mich. Ihr wollt Euch rächen, und ich mich. Dazu muß ich über Euer Leben nach Belieben verfügen können. Ihr müßt sagen, was ich Euch zu sagen befehle, was es auch sei. Es darf für Euch weder Wahrheit noch Lüge, weder Gut noch Bös, weder Recht noch Unrecht mehr geben, nichts als meine Rache und mein Wille. Ihr müßt mich machen und mit Euch machen lassen, was ich will. Willigt Ihr ein?

GILBERT. Madame . . . .

DIE KÖNIGIN. Rache, du sollst sie haben. Aber ich sage dir zum voraus, du mußt sterben. Das ist alles. Mache deine Bedingungen. Hast du eine alte Mutter: soll ich ihren Tisch mit Goldstücken bedecken? Sprich, ich tue es. Verkaufe mir dein Leben so teuer, als du willst.

GILBERT. Ich bin nicht mehr zum Sterben entschlossen, Madame.

KÖNIGIN. Wie!

GILBERT. Seht! Majestät, ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht; es ist mir in dieser Sache noch gar nichts erwiesen. Ich habe einen Mann gesehen, der sich rühmte, der Geliebte von Jane zu sein. Wer beweist mir, daß er nicht gelogen hat? Ich sah einen Schlüssel. Wer beweist mir, daß er nicht gestohlen war? Ich sah einen Brief. Wer beweist mir, daß man sie nicht mit Gewalt ihn hat schreiben machen? Übrigens weiß ich nicht einmal mehr, ob es ihre Hand war. Es war finster. Ich war verwirrt. Ich sah nichts. Ich kann ein Leben nicht weg-

werfen, das so gut wie ihr ist. Ich glaube nichts, ich weiß nichts gewiß, ich habe Jane nicht gesehen.

KÖNIGIN. Man sieht wohl, daß du liebst! Du bist wie ich, du trotzest allen Beweisen. Und wenn du nun diese Jane siehst, wenn du sie ihr Verbrechen gestehen hörst, wirst du dann tun, was ich will?

GILBERT. Ja, doch eine Bedingung.

KÖNIGIN. Du wirst sie mir später sagen. (*Zu Simon Renard:*) Sogleich das Weib hierher. (*Simon Renard geht. Die Königin stellt Gilbert hinter einen Vorhang, der den Hintergrund des Zimmers zum Teil verdeckt:*) Stelle dich dahin. (*Jane tritt bleich und zitternd herein.*)

*

VIERTE SZENE

Die Königin. Jane. Gilbert (*hinter dem Vorhang*).

KÖNIGIN. Näher, junges Mädchen! Du weißt, wer wir sind?

JANE. Ja, Madame.

KÖNIGIN. Du weißt, wer der Mann ist, welcher dich verführt hat?

JANE. Ja, Madame.

KÖNIGIN. Er hat dich betrogen! Er hat sich für einen Edelmann, namens Amyas Pawlet, ausgegeben?

JANE. Ja, Madame.

KÖNIGIN. Du weißt jetzt, daß er Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, ist?

JANE. Ja, Madame.

KÖNIGIN. Diese Nacht, als man dich in deinem Hause ergriff, hattest du ihm eine Zusammenkunft versprochen, du erwartetest ihn?

JANE (*die Hände ringend*). Mein Gott, Madame!

KÖNIGIN. Antworte.

JANE (*mit schwacher Stimme*). Ja.

KÖNIGIN. Du weißt, daß ihr nichts mehr zu hoffen habt, weder du noch er?

JANE. Als den Tod! Das ist eine Hoffnung.

KÖNIGIN. Erzähle mir die ganze Geschichte. Wo hast du diesen Mann zum ersten Male gesprochen?

JANE. Das erste Mal, daß ich ihn sah, es war . . . aber wozu das alles? Ein elendes Mädchen aus dem Volke, arm und eitel, töricht und gefallsüchtig, vernarrt in Putz und ein schönes Äußere, das sich durch den Glanz eines großen Herrn blenden läßt: das ist alles. Ich bin verführt, ich bin entehrt, ich bin verloren. Ich habe nichts mehr zu sagen. Mein Gott, Madame, seht Ihr denn nicht, daß jedes Wort, das ich spreche, mich sterben macht.

KÖNIGIN. Es ist gut.

JANE. O, Euer Zorn ist schrecklich, ich weiß es, Madame. Mein Haupt beugt sich zum voraus unter der Strafe, die Ihr mir bereitet.

KÖNIGIN. Ich eine Strafe für dich! Was kümmere ich mich denn um dich, Närrin! Wer bist du, elendes Geschöpf, daß die Königin sich mit dir beschäftigen sollte? Nein, Fabiano, das ist meine Rache. Was dich betrifft, Weib, so übernimmt es ein anderer als ich, dich zu bestrafen.

JANE. Gut denn, Madame, übertragt es, wem Ihr wollt, straft mich, wie Ihr wollt, ich werde alles dulden, ohne zu klagen, ich werde Euch selbst danken, nur erbarmt Euch meiner Bitte. Es gibt einen Mann, der mich als Waise in der Wiege erhielt, der mich aufnahm, der mich erzog, mich nährte, mich liebte und mich noch liebt; einen Mann, dessen ich sehr unwürdig bin, gegen den ich mich schwer vergangen habe und dessen Bild dennoch angebetet, göttlich und heilig wie das Gottes in der Tiefe meines Herzens ruht; einen Mann, der ohne Zweifel in der Stunde, wo ich mit Euch rede, sein Haus leer, verlassen und wüst findet und nichts davon begreift und sich die Haare aus Verzweiflung ausreißt. Und so bitte ich denn Eure Majestät, möge er nie etwas davon begreifen; möge ich verschwinden, ohne daß er je weiß, was aus mir geworden ist, weder was ich getan habe, noch was Ihr mit mir gemacht habt. Ach mein Gott! ich weiß nicht, ob ich mich deutlich mache; aber Ihr müßt fühlen, daß ich einen Freund habe, einen edlen und großmütigen Freund,—armer Gilbert! o ja, es ist wohl wahr—der mich achtet, mich für rein hält, und von dem ich nicht gehaßt und verachtet

sein will.—Ihr versteht mich, Madame. Seht, die Achtung dieses Mannes ist für mich weit mehr als das Leben! Und dann, das würde ihm schrecklichen Kummer machen! Ein solcher Schlag! Er würde es anfangs nicht glauben! Nein, er würde es nicht glauben! Mein Gott! armer Gilbert! O Madame! habt Mitleid mit ihm und mir. Er hat Euch nichts getan. Daß er nichts davon erfährt, im Namen des Himmels! im Namen des Himmels! Daß er nicht erfährt, daß ich schuldig bin; er würde sich töten. Daß er nicht erfährt, daß ich tot bin; er würde sterben.

KÖNIGIN. Der Mann, von dem Ihr sprecht, ist hier; er hört Euch, er richtet Euch und wird Euch strafen. (*Gilbert zeigt sich.*)

JANE. Himmel! Gilbert!

GILBERT (*zur Königin*). Mein Leben gehört Euch, Madame.

KÖNIGIN. Gut. Habt Ihr einige Bedingungen zu machen?

GILBERT. Ja, Madame.

KÖNIGIN. Welche? Wir geben Euch unser königliches Wort, daß wir sie zum voraus genehmigen.

GILBERT. Seht, Madame.—Es ist sehr einfach. Es ist eine Schuld der Dankbarkeit, deren ich mich gegen einen Herrn Eures Hofes erledige, welcher mir viel Arbeit verschafft hat.

KÖNIGIN. Sprecht.

GILBERT. Dieser Herr hat ein geheimes Verhältnis mit einem Weibe, das er nicht heiraten kann, weil es aus einem geächteten Hause stammt. Dieses Weib, das bis jetzt verborgen gelebt hat, ist die einzige Tochter und Erbin des letzten Lord Talbot, der unter Heinrich dem Achten enthauptet wurde.

KÖNIGIN. Was! Bist du dessen gewiß, was du da sagst? Johann Talbot, der gute katholische Lord, der loyale Verteidiger meiner Mutter von Aragonien, er hat eine Tochter hinterlassen, sagst du? Bei meiner Krone, wenn das wahr ist, so ist das Kind mein Kind; und was Johann Talbot für die Mutter der Marie von England getan hat, wird Marie von England für die Tochter von Johann Talbot tun.

GILBERT. Dann wird es ohne Zweifel Eure Majestät glücklich machen, der Tochter des Lord Talbot die Güter ihres Vaters zurückzugeben? . . .

KÖNIGIN. Ja gewiß, und sie Fabiano wieder zu nehmen! Aber hat man Beweise für das Dasein dieser Erbin?

GILBERT. Man hat sie.

KÖNIGIN. Übrigens, wenn wir keine Beweise haben, so machen wir welche. Wir sind nicht umsonst Königin.

GILBERT. Eure Majestät wird der Tochter des Lord Talbot die Güter, die Titel, den Rang, den Namen, das Wappen und den Wahlspruch ihres Vaters zurückgeben. Eure Majestät wird sie von jeder Ächtung freisprechen und ihr das Leben zusichern. Eure Majestät wird sie mit diesem Herrn vermählen, welcher der einzige Mann ist, den sie heiraten kann. Unter diesen Bedingungen, Madame, könnt Ihr über mich verfügen, über meine Freiheit, mein Leben und meinen Willen, wie Euch beliebt.

KÖNIGIN. Gut. Ich werde tun, was Ihr gesagt habt.

GILBERT. Eure Majestät wird tun, was ich gesagt habe. Die Königin von England schwört es mir, Gilbert, dem Arbeiter, auf ihre Krone hier und auf das offene Evangelienbuch da.

KÖNIGIN. Ich schwöre es dir auf die königliche Krone hier und auf das heilige Evangelium da.

GILBERT. Der Vertrag ist geschlossen, Madame. Laßt ein Grab für mich und ein Hochzeitbett für die Gatten bereiten. Der Herr, von dem ich sprach, ist Fabiani, Graf von Clanbrassil. Die Erbin Talbots,—hier ist sie.

JANE. Was sagt er?

KÖNIGIN. Habe ich mit einem Wahnsinnigen zu tun? Was bedeutet das? Meister, gebt acht, Ihr seid sehr tollkühn, die Königin von England zu necken!—Die königlichen Zimmer sind Orte, wo man die Worte wägen muß, die man spricht; es gibt Fälle, wo der Mund den Kopf fallen macht!

GILBERT. Meinen Kopf, Ihr habt ihn, Madame. Ich, ich habe Euern Eid.

KÖNIGIN. Ihr sprecht nicht im Ernst. Dieser Fabiani! Diese Jane! . . .—Geht doch!

GILBERT. Diese Jane ist die Tochter und Erbin des Lord Talbot.

KÖNIGIN. Bah! Gesichter! Fixe Ideen! Narrheit! Die Beweise, habt Ihr sie?

GILBERT. Vollständig. (*Er zieht ein Paket aus dem Busen:*) Lest diese Papiere.

KÖNIGIN. Habe ich Zeit, Eure Papiere zu lesen? Habe ich Eure Papiere verlangt? Was geht mich das an? Eure Papiere, bei meiner Seele, ich werfe sie ins Feuer, wenn sie etwas beweisen, so daß nichts übrig bleibt.

GILBERT. Als Euer Eid, Madame.

KÖNIGIN. Mein Eid! Mein Eid!

GILBERT. Auf die Krone und auf das Evangelium, Madame! Das heißt auf Euer Haupt und auf Eure Seele, auf Euer Leben in dieser und auf Euer Leben in der anderen Welt.

KÖNIGIN. Aber was willst du denn? Bei meinem Eide, du bist wahnwitzig!

GILBERT. Was ich will? Jane hat ihren Rang verloren; gebt ihr ihn wieder! Jane hat ihre Ehre verloren; gebt ihr sie wieder! Erklärt sie für die Tochter des Lord Talbot und die Gemahlin des Lord Clanbrassil,—und dann nehmt mein Leben!

KÖNIGIN. Dein Leben! Was soll ich dann mit deinem Leben anfangen? Ich wollte es nur, um mich an diesem Menschen, an Fabiano, zu rächen! Du begreifst also nichts? Ich begreife dich ebensowenig. So also rächst du dich? O, diese Leute aus dem Volke sind dumm! Und dann, glaube ich denn an deine lächerliche Geschichte mit deiner Erbin Talbots? Die Papiere? Du zeigst mir die Papiere! Ich will sie nicht ansehen. Ha! ein Weib verrät dich, und du spielst den Großmütigen! Wie du willst. Ich bin nicht großmütig, ich! Ich habe Wut und Haß im Herzen. Ich werde mich rächen, und du wirst mir helfen. Aber dieser Mensch ist ein Narr! "Ein Narr! Ein Narr!" Mein Gott! Warum habe ich ihn nötig? Es ist zum Verzweifeln, wenn man mit solchen Leuten bei ernsthaften Dingen zu tun hat!

GILBERT. Ich habe Euer Wort als katholische Königin. Lord Clanbrassil hat Jane verführt, er soll sie heiraten.

KÖNIGIN. Und wenn er sich weigert?
GILBERT. So werdet Ihr ihn zwingen.
JANE. O nein! Habt Erbarmen, Gilbert!
GILBERT. Nun denn! Wenn er sich weigert, der Schurke, so mag Eure Majestät mit mir und ihm machen, was beliebt.
KÖNIGIN (*freudig*). Ha! das ist alles, was ich will!
GILBERT. Wenn das geschieht, so werde ich alles tun, was die Königin mir aufträgt, im Falle die Krone der Gräfin von Waterford feierlich auf das heilige und unverletzliche Haupt der Jane Talbot hier gesetzt wird.
KÖNIGIN. Alles?
GILBERT. Alles.
KÖNIGIN. Du wirst sagen, was du sagen sollst? Du wirst des Todes sterben, den man will?
GILBERT. Des Todes, den man will.
JANE. O Gott!
KÖNIGIN. Du schwörst es?
GILBERT. Ich schwöre es.
KÖNIGIN. Die Sache kann so gehen. Das genügt. Ich habe dein Wort, du hast das meinige. So sei es. (*Sie scheint einen Augenblick nachzudenken, zu Jane:*) Ihr seid hier überflüssig, geht. Man wird Euch wieder rufen.
JANE. O Gilbert, was habt Ihr getan? O Gilbert! ich bin eine Elende, ich wage die Augen nicht vor Euch aufzuschlagen! O Gilbert! Ihr seid mehr als ein Engel; denn Ihr habt zugleich die Tugenden eines Engels und die Leidenschaften eines Menschen. (*Sie geht.*)

*

FÜNFTE SZENE

Die Königin, Gilbert; dann Simon Renard, Lord Chandos und die Wachen.

KÖNIGIN (*zu Gilbert*). Hast du eine Waffe bei dir? Ein Messer? Einen Dolch? Sonst etwas?
GILBERT (*zieht aus seinem Busen den Dolch des Lord Clanbrassil*). Einen Dolch? Ja, Madame.
KÖNIGIN. Gut. Nimm ihn in die Hand. (*Sie faßt ihn lebhaft beim Arm:*) Herr von Amont! Lord Chandos!

(*Simon Renard, Lord Chandos und die Wachen treten ein:*) Versichert Euch dieses Menschen! Er hat den Dolch auf mich gezückt. Ich faßte ihn beim Arm im Augenblick, wo er mich durchbohren wollte. Er ist ein Mörder.

GILBERT. Madame!

KÖNIGIN (*leise zu Gilbert*). Vergißt du schon jetzt unsere Bedingungen? Läßt du dich so gehen? (*Laut:*) Ihr alle seid Zeugen, daß er den Dolch noch in der Hand hatte! Herr Vogt, wie heißt der Henker des Londoner Turmes?

SIMON RENARD. Er ist ein Irländer, namens Mac-Dermoti.

KÖNIGIN. Man lasse ihn kommen, ich habe mit ihm zu sprechen.

SIMON RENARD. Ihr selbst?

KÖNIGIN. Ich selbst.

SIMON RENARD. Die Königin wird mit dem Henker sprechen!

KÖNIGIN. Ja, die Königin wird mit dem Henker, der Kopf wird mit der Hand sprechen.—Geht doch! (*Einer von der Wache geht ab.*) Mylord Chandos und ihr, meine Herrn, steht mir für diesen Mann. Nehmt ihn in eure Mitte, da hinter euch. Es werden hier Dinge vorgehen, die er sehen muß.—Herr Leutnant von Amont, ist Lord Clanbrassil in dem Palast?

SIMON RENARD. Er ist da, in dem gemalten Zimmer, und wartet, bis es der Königin beliebt, ihn zu sehen.

KÖNIGIN. Er ahnt nichts?

SIMON RENARD. Nichts.

KÖNIGIN (*zu Lord Chandos*). Er mag hereinkommen.

SIMON RENARD. Der ganze Hof wartet ebenfalls. Soll niemand vor Lord Clanbrassil hereinkommen?

KÖNIGIN. Wer von unsern Herrn haßt Fabiani?

SIMON RENARD. Sie hassen ihn alle.

KÖNIGIN. Wer haßt ihn am meisten?

SIMON RENARD. Clinton, Montagu, Somerset, der Grat von Derby, Gerard, Fitz-Gerald, Lord Paget und der Lord-Kanzler.

KÖNIGIN (*zu Lord Chandos*). Führt sie alle herein, den Lord-Kanzler ausgenommen. Geht. (*Chandos geht. Zu*

Simon Renard:) Der würdige Bischof liebt den Fabiani so wenig als die andern; aber der Mann ist etwas genau. (*Sie bemerkt die Papiere, welche Gilbert auf den Tisch gelegt hat:*) Ach! ich muß doch einen Blick in diese Papiere werfen! (*Während sie dieselben untersucht, öffnet sich die Türe im Hintergrund. Die von der Königin bezeichneten Herrn treten unter tiefen Verbeugungen herein.*)

*

SECHSTE SZENE

Die nämlichen, Lord Clinton und die übrigen Herrn.

KÖNIGIN. Guten Tag, meine Herrn. Gott behüte euch, Mylords. (*Zu Lord Montagu:*) Anthony Browe, ich vergesse nie, daß Ihr dem Johann von Montmorency und dem Herrn von Toulouse bei meinen Unterhandlungen mit dem Kaiser, meinem Oheim, würdig standgehalten habt.—Lord Paget, Ihr werdet heute Eure Titel als Baron Paget von Beaudesert in Stafford erhalten.—Seht doch! da ist ja unser alter Freund Lord Clinton! Wir sind immer Eure gute Freundin, Mylord. Ihr habt Thomas Wyatt in der Ebene von St. James vernichtet. Gedenken wir alle daran. An diesem Tage wurde die Krone von England durch eine Brücke gerettet, die meinen Truppen möglich machte, bis zu den Rebellen zu dringen, und durch eine Mauer, welche die Rebellen verhinderte, bis zu mir zu dringen. Diese Brücke war die Brücke von London. Die Mauer war Lord Clinton.

LORD CLINTON (*leise zu Simon Renard*). Es sind jetzt sechs Monate, seit die Königin nicht mehr mit mir gesprochen hat. Wie gut sie heute ist!

SIMON RENARD (*leise zu Lord Clinton*). Geduld, Mylord. Ihr werdet sie gleich noch besser finden.

KÖNIGIN (*zu Lord Chandos*). Mylord Clanbrassil kann hereinkommen. (*Zu Simon Renard:*) Wenn er einige Augenblicke hier ist . . . (*Sie spricht ihm leise ins Ohr und deutet auf die Türe, durch welche Jane hinausgegangen ist.*)

SIMON RENARD. Genug, Madame. (*Fabiani tritt herein.*)

*

SIEBENTE SZENE

Die nämlichen. Fabiani.

KÖNIGIN. Ah! da ist er! . . . (*Sie spricht wieder leise mit Simon Renard.*)

FABIANI (*beiseite, indem er von allen gegrüßt wird und um sich blickt*). Was soll das heißen? Niemand hier diesen Morgen als meine Feinde. Die Königin spricht leise mit Simon Renard. Teufel! sie lacht! böses Zeichen!

KÖNIGIN (*mit Grazie zu Fabiani*). Gott behüte Euch, Mylord!

FABIANI (*ergreift ihre Hand und küßt sie*). Madame . . . (*beiseite:*) Sie hat gelächelt. Die Gefahr droht nicht mir.

KÖNIGIN (*immer mit Grazie*). Ich habe mit Euch zu sprechen. (*Sie geht mit ihm auf den Vordergrund der Bühne.*)

FABIANI. Und ich habe auch mit Euch zu sprechen, Madame. Ich habe Euch Vorwürfe zu machen. Mich auf so lange Zeit zu entfernen, zu verbannen! Ach! es wäre nicht so, wenn Ihr in der Stunde der Trennung so an mich dächtet, wie ich an Euch denke.

KÖNIGIN. Ihr seid ungerecht; seit Ihr mich verlassen habt, beschäftige ich mich nur mit Euch.

FABIANI. Ist das auch wahr? Wäre ich so glücklich? Sagt mir es noch einmal.

KÖNIGIN (*immer lächelnd*). Ich schwöre es Euch.

FABIANI. Ihr liebt mich also, wie ich Euch liebe?

KÖNIGIN. Ja, Mylord.—Gewiß, ich dachte nur an Euch, und das so, daß ich auf eine angenehme Überraschung für Euch sann, wenn Ihr wiederkämet.

FABIANI. Wie! Welche Überraschung?

KÖNIGIN. Eine Zusammenkunft, die Euch Freude machen wird.

FABIANI. Zusammenkunft, mit wem?

KÖNIGIN. Ratet.—Ihr ratet es nicht?

FABIANI. Nein, Madame.

KÖNIGIN. Kehrt Euch um. (*Indem er sich umkehrt, erblickt er Jane auf der Schwelle der kleinen Türe, die halb offen ist.*)

FABIANI (*beiseite*). Jane!

JANE (*beiseite*). Er ist's!
KÖNIGIN (*immer lächelnd*). Mylord, kennt Ihr dies junge Mädchen?
FABIANI. Nein, Madame!
KÖNIGIN. Junges Mädchen, kennt Ihr Mylord?
JANE. Die Wahrheit über das Leben. Ja, Madame.
KÖNIGIN. Mylord, Ihr kennt also dieses Weib nicht?
FABIANI. Madame! man will mich verderben. Ich bin von Feinden umgeben. Dieses Weib ist ohne Zweifel mit ihnen im Bunde. Ich kenne sie nicht, Madame! Ich weiß nicht, wer sie ist, Madame!
KÖNIGIN (*erhebt sich und schlägt ihm mit ihrem Handschuh ins Gesicht*). Ah! du bist eine Memme!—Ah! du verrätst die eine und verleugnest die andere! Ha! du weißt nicht, wer sie ist. Soll ich dir es sagen? Dieses Weib ist Jane Talbot, Tochter des Johann Talbot, des guten katholischen Herrn, der auf dem Schafott für meine Mutter starb. Dieses Weib ist Jane Talbot, meine Base; Jane Talbot, Gräfin von Shrewsbury, Gräfin von Wexford, Gräfin von Waterford, Pairesse von England. Das ist dies Weib!—Lord Paget, Ihr seid Siegelbewahrer, Ihr werdet Euch nach meinem Worte richten. Die Königin von England erkennt feierlich das junge Mädchen hier als Jane, Tochter und einzige Erbin des letzten Grafen von Waterford an. (*Auf die Papiere zeigend:*) Da sind die Papiere und Beweise, Ihr werdet sie mit dem großen Siegel versiegeln. Das ist unser Wille. (*Zu Fabiani:*) Ja, Gräfin von Waterford! und das ist erwiesen! und du wirst die Güter herausgeben, Schurke!—Ha! du kennst dies Weib nicht! Ha! du weißt nicht, wer dies Weib ist. Nun, ich will dir es sagen, ich! Sie ist Jane Talbot! und soll ich dir noch mehr sagen? (*Sie sieht ihn an, leise, zwischen den Zähnen:*) Schurke! sie ist deine Geliebte!
FABIANI. Madame . . .
KÖNIGIN. Das ist sie, jetzt will ich dir sagen, was du bist.—Du bist ein Mensch ohne Seele, ein Mensch ohne Herz, ein Mensch ohne Geist! Du bist ein Schurke und eine Memme! Du bist . . . Bei Gott, meine Herrn, Ihr habt nicht nötig, Euch zu entfernen. Es ist mir sehr gleich-

gültig, ob Ihr hört, was ich diesem Menschen zu sagen habe! Ich dämpfe meine Stimme nicht, wie mir deucht. —Fabiano! du bist ein Schurke, ein Verräter an mir, eine Memme gegen sie, ein heuchlerischer Knecht, der erbärmlichste und letzte unter den Menschen! Und doch ist es wahr, daß ich dich zum Grafen von Clanbrassil, zum Baron von Dynasmonddy und dann noch? zum Baron von Darmouth in Devonshire gemacht habe. Nun, ich war nicht bei Sinnen! Ich bitte euch um Verzeihung, Mylords, daß ich euch den Ellenbogenstößen dieses Menschen aussetzte. Du Ritter! du Edelmann! du Herr! messe dich doch mit denen, die da stehen, Elender! Sieh doch um dich. Das sind Edelleute, da ist Bridges, Baron Chandos. Da Seymour, Herzog von Somerset. Da die Stanleys, die Grafen von Derby sind seit dem Jahre 1485! Hier die Clinton, die Barone von Clinton sind seit dem Jahre 1298! Bildest du dir ein, du gleichest diesen Leuten, du! Du sagst, du seist mit dem spanischen Hause von Penalver verwandt; aber es ist nicht wahr, du bist ein elender Italiener, nichts! weniger als nichts! Sohn eines Schusters vom Dorfe Larino!—Ja, meine Herrn, Sohn eines Schusters! Ich wußte es, und ich sagte es nicht, und verbarg es; ich tat, als glaubte ich diesem Menschen, wenn er von seinem Adel sprach. Denn so sind wir einmal, wir Weiber. O mein Gott! ich wollte, es wären Weiber hier, es wäre eine Lehre für alle, dieser Schurke! dieser Schurke! er betrügt ein Weib und verleugnet das andere! der Elende! Gewiß, du bist sehr erbärmlich! Wie! seit ich spreche, liegt er noch nicht auf den Knien! Auf die Knie, Fabiani! Mylords, bringt diesen Menschen mit Gewalt auf die Knie!

FABIANI. Eure Majestät! . . .

KÖNIGIN. Dieser Elende, den ich mit Wohltaten überhäuft, dieser neapolitanische Lagnai, den ich zum goldnen Ritter und freien Grafen von England gemacht habe! Ha, ich hätte mich darauf gefaßt machen sollen! Man hatte mir wohl gesagt, daß es so ausgehen würde. Aber ich bin immer so, ich bin eigensinnig, und sehe dann, daß ich unrecht hatte. Es ist meine Schuld. Italiener, das heißt Schurke! Neapolitaner, das heißt Memme. Jedesmal hat es meinen

Vater gereut, wenn er sich eines Italieners bediente. Dieser Fabiani! Du siehst, Lady Jane, welchem Menschen du dich überlassen hast, unglückliches Kind!—Ich werde dich rächen!—Oh! ich hätte es zum voraus wissen sollen, man kann in der Tasche eines Italieners nichts finden als einen Dolch, und in der Seele eines Italieners nichts als Verrat.

FABIANI. Madame, ich schwöre Euch . . .

KÖNIGIN. Er wird gleich einen Meineid schwören! Er wird niederträchtig bis ans Ende sein; er wird uns ganz erröten machen vor diesen Männern, uns schwache Weiber, die wir ihn geliebt haben! Er wird nicht einmal das Haupt erheben!

FABIANI. Doch, Madame, ich werde es erheben. Ich bin verloren, ich sehe es wohl. Mein Tod ist beschlossen. Ihr werdet alle Mittel anwenden, den Dolch, das Gift . . . .

KÖNIGIN (*faßt ihn bei den Händen und zieht ihn lebhaft auf den Vordergrund der Bühne*). Das Gift, den Dolch! Was sagst du da, Italiener? Die verräterische Rache, die schmähliche Rache, die Rache von hinten, die Rache, wie in deinem Lande! Nein, Signor Fabiano, weder Dolch noch Gift. Habe ich nötg, mich zu verbergen, mich in die Gassenecken des Nachts zu drücken und mich klein zu machen, wenn ich mich räche? Nein, wahrhaftig, ich will den hellen Tag, verstehst du, Mylord? den hellen Tag, die Sonne, den freien Platz, das Beil, den Block, das Volk in den Gassen, das Volk an den Fenstern, das Volk auf den Dächern, hunderttausend Zeugen! Ich will, daß man Furcht habe, hörst du, Mylord? daß man das prächtig, furchtbar und großartig finde und daß man sage: ein Weib ist beleidigt worden, aber eine Königin rächt sich! Dieser so beneidete Günstling, dieser schöne, stolze junge Mann, den ich mit Seide und Sammet bedeckte, ich will ihn gebrochen, wirr und zitternd auf den Knien, auf einem schwarzen Tuche sehen, die Füße nackt, die Hände gebunden, unter dem Hohn des Volkes, unter den Fäusten des Henkers. Um diesen weißen Hals, um den ich eine goldne Kette hing, will ich einen Strick legen. Ich sah, wie dieser Fabiano sich auf einem Thron ausnahm; ich will sehen, wie er sich auf dem Schafott ausnimmt!

FABIANI. Madame . . . . .

KÖNIGIN. Kein Wort mehr! Ha, kein Wort mehr! Du bist wahrhaftig verloren, siehst du, du wirst das Schafott besteigen, wie Suffolk und Northumberland. Das ist ein Fest, so gut wie ein anderes, welches ich meiner guten Stadt London gebe. Du weißt, wie sie dich haßt, meine gute Stadt. Bei Gott! es ist eine schöne Sache, wenn man sich rächen muß, Marie, Dame und Königin von England, Tochter Heinrich des Achten und Herrin von vier Meeren zu sein. Und wann du auf dem Schafott stehst, Fabiani, kannst du nach deinem Belieben eine lange Rede an das Volk halten, wie Northumberland, oder ein langes Gebet zu Gott schicken, wie Suffolk, um die Gnade nicht zu spät kommen zu lassen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß du ein Verräter bist und daß die Gnade nicht kommen wird. Dieser elende Schurke, der mir von Liebe sprach und diesen Morgen Du! zu mir sagte! Mein Gott, meine Herren! Ihr scheint zu staunen, daß ich so vor Euch spreche; aber ich wiederhole es, was liegt mir daran? (*Zu Lord Somerset:*) Mylord Herzog, Ihr seid der Befehlshaber des Turms, nehmt diesem Menschen seinen Degen ab.

FABIANI. Hier ist er; aber ich protestiere. Gesetzt auch, es sei bewiesen, daß ich ein Weib hintergangen oder verführt habe . . .

DIE KÖNIGIN. O, was liegt mir daran, ob du ein Weib verführt hast!—Kümmere ich mich denn darum? Diese Herren sind Zeugen, daß mir dies sehr gleichgültig ist.

FABIANI. Ein Weib verführen ist keine Todsünde. Eure Majestät hat Trogmorton auf eine solche Anklage hin nicht können verurteilen lassen.

DIE KÖNIGIN. Er trotzt uns noch, glaube ich, der Wurm wird zur Schlange. Und wer sagt dir denn, daß man dich deswegen anklagt?

FABIANI. Wegen was klagt man mich denn an? Ich bin kein Engländer, ich bin kein Untertan Eurer Majestät. Ich bin Untertan des Königs von Neapel und Vasall des Heiligen Vaters. Ich werde seinen Legaten, den Kardinal Polus, auffordern, mich zurück zu verlangen. Ich bin ein Fremder. Ich kann einer Untersuchung nur dann unter-

worfen werden, wenn ich ein Verbrechen begangen habe, ein wahres Verbrechen.—Worin besteht mein Verbrechen?
DIE KÖNIGIN. Du fragst, worin dein Verbrechen besteht?
FABIANI. Ja, Madame.
DIE KÖNIGIN. Mylords, Ihr hört alle die Frage, die an mich gerichtet wird; Ihr sollt die Antwort hören. Gebt acht und hütet Euch alle, so viel Ihr seid; denn Ihr sollt sehen, daß ich nur mit dem Fuße zu stampfen brauche, um aus dem Boden ein Schafott steigen zu lassen.—Chandos! Chandos! öffnet diese Flügeltüre. Der ganze Hof! Alle! Laßt alle herein!

(*Die Türe im Hintergrund wird geöffnet, der ganze Hof tritt herein.*)

*

ACHTE SZENE

Die nämlichen. Der Lord-Kanzler. Der ganze Hof.

DIE KÖNIGIN. Herein, herein, Mylords! Ich bin wahrhaftig erfreut, euch alle heute bei mir zu sehen.—Gut, gut! die Männer der Gerechtigkeit, hierher! näher!—Wo sind die Gerichtsdiener der Lordkammer, Harriot und Clanerillo? Ah, hier! Meine Herrn, seid willkommen! Zieht eure Degen, stellt euch zur Rechten und Linken dieses Menschen, er ist euer Gefangener.
FABIANI. Madame, worin besteht mein Verbrechen?
DIE KÖNIGIN. Mylord Gardiner, mein gelehrter Freund, Ihr seid Kanzler von England, wir lassen Euch wissen, daß Ihr schnell die zwölf Lords der Sternkammer zu versammeln habt. Wir bedauern, sie nicht hier zu sehen. Es geschehen seltsame Dinge in diesem Palast. Hört, Mylords, Madame Elisabeth hat unsrer Krone schon mehr als einen Feind erregt. Wir hatten das Komplott des Pietro Caro, der die Bewegung von Exeter veranlaßte und heimlich mit Madame Elisabeth mittelst einer auf eine Gitarre eingegrabenen Chiffre korrespondierte. Wir hatten den Verrat des Thomas Wyatt, der die Grafschaft Kent in Aufruhr brachte. Wir hatten den Aufstand des Herzogs von Suffolk, der nach der Niederlage der Seinigen in einem hohlen Baume ergriffen wurde. Wir haben

heute einen neuen Versuch. Heute, diesen Morgen, verlangte ein Mann Gehör bei mir. Nach einigen Worten zückte er den Dolch auf mich. Ich fiel ihm zur rechten Zeit in den Arm. Lord Chandos und der Herr Vogt von Amont haben den Mann ergriffen. Er hat erklärt, er sei durch Lord Clanbrassil zu diesem Verbrechen getrieben worden.

FABIANI. Durch mich? Das ist nicht wahr! O, doch das ist eine schändliche Geschichte! Dieser Mann ist nicht vorhanden. Man wird diesen Mann nicht finden. Wer ist er? Wo ist er?

DIE KÖNIGIN. Er ist hier.

GILBERT (*tritt mitten aus den Soldaten hervor, hinter welchen er verborgen stand*). Ich bin es!

DIE KÖNIGIN. Infolge der Erklärungen dieses Menschen klagen wir, Marie, Königin, vor der Sternkammer diesen Menschen, Fabiano Fabiani, Grafen von Clanbrassil, des Hochverrats und eines königsmörderischen Versuches auf unsere königliche und geheiligte Person an.

FABIANI. Königsmörder ich! Das ist ungeheuer! O, mir schwindelt! meine Augen flimmern! Was ist das für eine Falle? Wer du auch seist, Elender, wagst du zu behaupten, daß das, was die Königin gesagt hat, wahr sei?

GILBERT. Ja.

FABIANI. Ich habe dich zum Königsmord getrieben, ich?

GILBERT. Ja.

FABIANI. Ja! immer ja! Verdammnis! Ihr könnt nicht wissen, meine Herren, wie falsch das ist. Dieser Mensch kommt aus der Hölle. Unglücklicher! du willst mich vernichten, aber du weißt nicht, daß du dich zugleich vernichtest. Das Verbrechen, was du auf mich häufst, fällt auch auf dich. Du tötest mich, aber du stirbst. Mit einem Wort, Unsinniger, machst du zwei Köpfe fallen, meinen und deinen. Weißt du das?

GILBERT. Ich weiß es.

FABIANI. Mylords, dieser Mensch ist bezahlt.

GILBERT. Durch Euch! Hier ist die mit Gold gefüllte Börse, die Ihr mir für das Verbrechen gegeben. Euer Wappen ist darauf gestickt.

FABIANI. Gerechter Himmel!—Aber man zeigt den Dolch

nicht vor, womit dieser Mensch, wie man sagt, die Königin töten wollte. Wo ist der Dolch?

LORD CHANDOS. Hier.

GILBERT (*zu Fabiani*). Es ist der Eurige.—Ihr habt mir ihn dazu gegeben. Man wird die Scheide bei Euch finden.

LORD-KANZLER. Graf von Clanbrassil, was habt Ihr zu antworten? Erkennt Ihr diesen Menschen?

FABIANI. Nein.

GILBERT. In der Tat, er hat mich nur des Nachts gesehen.—Laßt mich ihm ein paar Worte ins Ohr sagen, das wird seinem Gedächtnis nachhelfen. (*Er nahet sich Fabiani. Leise:*) Du erkennst also heute niemand, Mylord? den entehrten Mann so wenig als das verführte Weib. Ha! die Königin rächt sich, aber der Mann aus dem Volke rächt sich auch. Du lachtest mich aus, glaube ich. Die Rache packt dich jetzt doppelt. Mylord, was sagst du dazu?—Ich bin Gilbert, der Arbeiter.

FABIANI. Ja, ich erkenne Euch.—Ich erkenne diesen Menschen, Mylords. Seit dem Augenblick, wo ich mit ihm zu tun habe, weiß ich nichts mehr zu sagen.

DIE KÖNIGIN. Er bekennt.

LORD-KANZLER (*zu Gilbert*). Nach dem normännischen Gesetze und dem 25. Artikel Heinrich des Achten rettet in Fällen des Majestätsverbrechens ersten Grades das Geständnis den Mitschuldigen nicht. Vergeßt nicht, daß in einem solchen Falle die Königin das Begnadigungsrecht nicht hat, und daß Ihr auf dem Schafott sterben werdet, wie der, den Ihr anklagt. Besinnt Euch. Beharrt Ihr auf allem, was Ihr gesagt habt?

GILBERT. Ich weiß, daß ich sterben werde, und beharre dabei.

JANE (*beiseite*). O Gott! das ist entsetzlich geträumt, wenn es ein Traum ist.

LORD-KANZLER (*zu Gilbert*). Wollt Ihr Eure Erklärungen, die Hand auf dem Evangelium, wiederholen? (*Er hält Gilbert das Evangelienbuch hin, welcher die Hand darauf legt.*)

GILBERT. Ich schwöre, die Hand auf dem Evangelium und meinen nahen Tod vor Augen, daß dieser Mensch

ein Mörder ist; daß dieser Dolch, welcher ihm gehört, zu dem Verbrechen gedient hat; daß diese Börse, welche sein ist, mir von ihm für das Verbrechen gegeben wurde. So soll mir Gott helfen! das ist die Wahrheit.

LORD-KANZLER (*zu Fabiani*). Mylord, was habt Ihr zu sagen?

FABIANI. Nichts.—Ich bin verloren!

SIMON RENARD (*leise zur Königin*). Eure Majestät hat nach dem Henker geschickt; er ist da.

DIE KÖNIGIN. Gut. Laßt ihn herein.

(*Die Reihen der Edelleute öffnen sich, und der Henker tritt ein. Er ist in Schwarz und Rot gekleidet und trägt auf der Schulter ein langes Schwert in seiner Scheide.*)

*

NEUNTE SZENE

Die nämlichen. Der Henker.

DIE KÖNIGIN. Mylord, Herzog von Somerset, diese beiden Männer in den Turm!—Mylord Gardiner, unser Kanzler, ihr Prozeß mag morgen vor den zwölf Pairs der Sternkammer beginnen, und möge Gott das alte England schützen! Wir wollen, daß diese beiden Menschen verurteilt sind, ehe wir nach Oxford abreisen und nach Windsor, wo wir Ostern halten werden. (*Zum Henker:*) Tritt näher! Ich bin erfreut, dich zu sehen. Du bist ein guter Diener. Du bist alt. Du hast schon drei Herren gesehen. Es ist Herkommen, daß die Herren dieses Reiches bei ihrer Thronbesteigung dir ein Geschenk machen, so kostbar als möglich. Mein Vater, Heinrich der Achte, gab dir die Diamantenspange seines Mantels. Mein Bruder Eduard gab dir einen Humpen von getriebenem Golde. Jetzt ist die Reihe an mir. Ich habe dir noch nichts gegeben, ich muß dir ein Geschenk machen. Komm näher. (*Indem sie auf Fabiani zeigt:*) Du siehst doch diesen Kopf? diesen jungen und reizenden Kopf? diesen Kopf, welcher diesen Morgen noch das Schönste, Teuerste und Köstlichste war, was ich auf der Welt hatte. Nun? diesen Kopf —du siehst ihn doch? sprich! Ich schenke ihn dir!

DRITTE HANDLUNG

WER VON BEIDEN

Personen

DIE KÖNIGIN
GILBERT
JANE
SIMON RENARD
JOSHUA FARNABY
MEISTER Ä. DULVERTON
LORD CLINTON
EIN KERKERMEISTER

ERSTE ABTEILUNG

Ein Saal im Tower. Ein Spitzbogengewölbe, das von dicken Pfeilern getragen wird. Zur Rechten und Linken die niedrigen Türen von zwei Kerkern. Auf der rechten Seite eine Luke, die auf die Themse, zur Linken eine andere, die auf die Straße geht. Auf jeder Seite eine verborgene Türe in der Mauer. Im Hintergrunde eine Galerie mit einem Erker, der mit Glasscheiben geschlossen ist und auf die äußern Höfe des Towers geht.

ERSTE SZENE

Gilbert. Joshua.

GILBERT. Nun?
JOSHUA. Ach!
GILBERT. Keine Hoffnung?
JOSHUA. Keine Hoffnung!
GILBERT (*geht an das Fenster*).
JOSHUA. O, du kannst von dem Fenster aus nichts sehen.
GILBERT. Du hast dich erkundigt, nicht wahr?
JOSHUA. Ich weiß es nur zu sicher!
GILBERT. Es ist für Fabiani!
JOSHUA. Es ist für Fabiani.
GILBERT. Wie glücklich der Mensch ist! Fluch über mich!
JOSHUA. Armer Gilbert! deine Reihe wird kommen. Heute er, morgen du.
GILBERT. Was willst du sagen? Wir verstehen uns nicht. Wovon sprichst du?
JOSHUA. Von dem Schafott, das man eben aufschlägt.
GILBERT. Und ich, ich spreche von Jane!

JOSHUA. Von Jane!

GILBERT. Ja, von Jane! Nur von Jane! Was liegt mir am übrigen? Du hast also alles vergessen? Du weißt also nicht mehr, daß ich, seit einem Monat an die Gitter meines Kerkers geklammert, sie bleich und in Trauer ohne Unterlaß um den Fuß dieses Turmes wanken sehe, der zwei Menschen einschließt, Fabiani und mich? Du weißt also nichts von meiner Qual, meinen Zweifeln, meiner Ungewißheit? Für wen von beiden kommt sie? Ich frage mich das Tag und Nacht, armer Elender! Ich frug dich selbst, Joshua, und du versprachst mir gestern abend, du wolltest versuchen, sie zu sehen und mit ihr zu sprechen. O, sprich! weißt du etwas? Kommt sie für mich oder für Fabiani?

JOSHUA. Ich erfuhr, daß Fabiani bestimmt heute enthauptet werden sollte, und du morgen; und ich gestehe, daß ich seit dem Augenblicke wie verrückt bin, Gilbert. Das Schafott hat mich Jane vergessen machen .... dein Tod ....

GILBERT. Mein Tod! Was meinst du mit dem Wort? Mein Tod! Jane liebt mich nicht mehr, das ist er. Ich war tot seit dem Tag, wo ich nicht mehr geliebt wurde. Oh! wahrlich tot, Joshua. Das, was von mir noch lebt, verlohnt sich nicht der Mühe, die man sich morgen mit mir macht. O sieh! du machst dir keinen Begriff von dem, was ein Mann ist, welcher liebt! Wenn man mir vor zwei Monaten gesagt hätte: Jane, deine fleckenlose, deine reine Jane, dein Stolz, deine Lilie, dein Kleinod, Jane wird sich einem andern überlassen: wollt Ihr sie dann noch?—Ich hätte gesagt: Nein! ich möchte sie dann nicht mehr. Lieber tausendmal den Tod für mich und sie! Und ich hätte den mit Füßen getreten, der so zu mir gesprochen hätte. Nun denn, ja, ich will sie!—Du siehst wohl, heute ist Jane nicht mehr die makellose Jane, die ich anbetete, die Jane, über deren Stirne ich kaum mit meinen Lippen zu hauchen wagte, Jane hat sich einem andern überlassen, einem Elenden, ich weiß es, und doch —was liegt daran? ich liebe sie. Ich würde den Saum ihres Kleides küssen und sie um Vergebung bitten, wenn sie es wollte. Und wenn sie mit dem andern in den

Gossen der Straße läge, ich würde sie aufraffen und an mein Herz drücken, Joshua!—Joshua, ich würde nicht hundert Jahre meines Lebens, denn ich habe nur noch einen Tag, aber ich würde die Ewigkeit geben, die ich morgen haben werde, um sie noch einmal lächeln zu sehen, ein einziges Mal vor meinem Tod, und sie das angebetete Wort sagen zu hören, das sie sonst zu mir sagte: Ich liebe dich!—Joshua! Joshua! so ist das Herz eines Mannes, der liebt. Ihr glaubt, Ihr würdet das Weib töten, das Euch betrügt? Nein, Ihr würdet sie nicht töten, Ihr werdet Euch zu Ihren Füßen setzen nach wie vor, nur werdet Ihr traurig sein.—Du findest mich schwach! Was hätte es mir geholfen, wenn ich Jane getötet hätte? Oh! ich habe das Herz voll unerträglicher Gedanken. O, wenn sie mich noch liebte! was liegt mir an all dem, was sie mir getan hat. Aber sie liebt Fabiani! Aber sie liebt Fabiani! Für Fabiani kommt sie! Nur das ist gewiß, daß ich sterben möchte. Habe Mitleid mit mir, Joshua!

JOSHUA. Fabiani wird heute hingerichtet.

GILBERT. Und ich morgen.

JOSHUA. Gott ist am Ende aller Dinge.

GILBERT. Heute werde ich an ihm, morgen wird er an mir gerächt.

JOSHUA. Mein Bruder, da kommt Äneas Dulverton, der zweite Konstabler des Turmes. Du mußt wieder hinein. Mein Bruder, ich werde dich diesen Abend wiedersehen.

GILBERT. Oh! sterben, ohne geliebt, sterben, ohne beweint zu werden! Jane! . . . Jane! . . . Jane! . . . (*Er geht in den Kerker zurück.*)

JOSHUA. Armer Gilbert! Mein Gott! wer hätte mir je gesagt, daß geschehen würde, was geschieht?

(*Er geht ab. Simon Renard und Meister Äneas treten auf.*)

*

ZWEITE SZENE

Simon Renard. Meister Äneas Dulverton.

SIMON RENARD. Das ist sehr seltsam, wie Ihr sagt; aber was wollt Ihr? Die Königin ist toll, sie weiß nicht, was sie will. Man kann auf nichts rechnen, sie ist ein

Weib. Ich möchte ein wenig wissen, was sie hier tut. Seht, das Herz eines Weibes ist ein Rätsel, dessen Auflösung Franz der Erste auf die Scheiben von Chambord schrieb:

Ein Weib sich ändert jeden Tag,
Ein Narr ist, wer ihm trauen mag.

Hört, Meister Äneas, wir sind alte Freunde. Es muß heute damit ein Ende werden. Alles hängt hier von Euch ab. Wenn man Euch aufträgt . . . (*er spricht leise mit Meister Äneas:*) zieht die Sache in die Länge, laßt sie auf eine geschickte Weise mißglücken. Wenn ich nur zwei Stunden vor mir habe, so geschieht diesen Abend, was ich will, und morgen kein Günstling mehr, ich bin allmächtig, und übermorgen seid Ihr Baronet und Leutnant des Towers. Begriffen?

MEISTER ÄNEAS. Begriffen.

SIMON RENARD. Gut. Ich höre kommen. Man darf uns nicht mehr beisammen sehen. Geht da hinaus. Ich gehe der Königin entgegen. (*Sie trennen sich.*)

*

DRITTE SZENE

Ein Schließer tritt vorsichtig ein, dann führt er Lady Jane herein.

SCHLIESSER. Ihr seid da, wohin Ihr wolltet, Mylady. Hier sind die Türen der beiden Kerker. Jetzt meine Belohnung, wenn es Euch beliebt.

(*Jane macht ihr diamantnes Armband los und gibt es ihm.*)

JANE. Hier ist sie.

SCHLIESSER. Danke. Macht mich nicht verdächtig. (*Er geht.*)

JANE (*allein*). Mein Gott! was tun? Ich war sein Verderben, ich muß ihn retten. O, nie! ich kann nicht. Ein Weib, das vermag nichts. Das Schafott! das ist entsetzlich! Weg! keine Tränen mehr, Taten!—Aber ich kann nicht! ich kann nicht! O mein Gott, erbarme dich meiner! Man kommt. Wer spricht da? Ich kenne diese Stimme. Die Stimme der Königin. Ach, alles ist verloren!

(*Sie verbirgt sich hinter einem Pfeiler.—Die Königin und Simon Renard treten ein.*)

*

VIERTE SZENE

Die Königin. Simon Renard. Jane (versteckt).

KÖNIGIN. Ah! diese Veränderung wundert Euch? Ah! ich gleiche mir nicht mehr. Nun, was geht das Euch an? Das ist einmal so. Jetzt will ich seinen Tod nicht mehr.

SIMON RENARD. Eure Majestät hatte gleichwohl gestern befohlen, daß die Hinrichtung heute abend stattfinden sollte.

KÖNIGIN. So wie ich vorgestern befohlen hatte, daß die Hinrichtung gestern stattfinden sollte. Heute befehle ich, daß die Hinrichtung morgen stattfinden wird.

SIMON RENARD. In der Tat, seit dem zweiten Adventsonntage, wo die Sternkammer ihr Urteil fällte und die beiden Verurteilten zum Turme zurückkamen, den Henker voran, die Axt nach ihrem Gesichte gekehrt, es sind jetzt drei Wochen her, verschiebt Eure Majestät die Sache jeden Tag auf den folgenden.

KÖNIGIN. Nun, begreift Ihr denn nicht, was das bedeutet, mein Herr? Muß ich Euch alles sagen, und muß ein Weib ihr Herz Euch nackt hinlegen, weil sie Königin ist, die Unselige, und weil Ihr hier den Prinzen von Spanien, meinen zukünftigen Gemahl, vertretet? Mein Gott! Ihr wißt das nicht, ihr andern, das Herz eines Weibes ist so gut schamhaft als ihr Leib. Ja denn, weil Ihr es wissen wollt, weil Ihr Euch stellt, als begriffet Ihr nichts, ja, ich verschiebe jeden Tag die Hinrichtung Fabianis auf den folgenden, weil jeden Morgen, seht Ihr, mich die Kraft bei dem Gedanken verläßt, daß die Glocke des Londoner Turms diesen Menschen zu Grabe läuten wird, weil ich ohnmächtig werde bei dem Gedanken, daß man eine Axt für diesen Menschen schleift, weil ich sterbe, wenn ich denke, daß man eine Bahre für diesen Menschen zusammenschlägt, weil ich ein Weib bin, weil ich schwach, weil ich toll bin, weil ich diesen Menschen liebe, wahrhaftig!—Habt Ihr genug? Seid Ihr befriedigt? Begreift Ihr? Oh! ich werde mich schon eines Tages an Euch rächen für alles, was Ihr mich da sagen macht. Geht!

SIMON RENARD. Es wäre aber doch Zeit, mit Fabiani

ein Ende zu machen. Ihr werdet meinen königlichen Herrn, den Prinzen von Spanien, heiraten.

KÖNIGIN. Wenn der Prinz von Spanien nicht zufrieden ist, so mag er es sagen; wir heiraten einen andern. Es fehlt uns nicht an Freiern. Der Sohn des römischen Königs, der Fürst von Piemont, der Infant von Portugal, der Kardinal Polus, der König von Dänemark und Lord Curtnay sind ebenso gute Edelleute als er.

SIMON RENARD. Lord Curtnay! Lord Curtnay!

KÖNIGIN. Ein englischer Baron, Herr, wiegt einen Prinzen auf. Außerdem stammt Lord Curtnay von den Kaisern des Orients ab. Und dann, ärgert Euch, wenn Ihr wollt.

SIMON RENARD. Fabiani ist in London von allem gehaßt, was ein Herz hat.

KÖNIGIN. Mich ausgenommen.

SIMON RENARD. Die Bürger sind mit den Herren einig. Wenn er heute nicht hingerichtet wird, wie Eure Majestät versprochen hat . . . .

KÖNIGIN. Nun?

SIMON RENARD. So wird das Gesindel einen Auflauf machen.

KÖNIGIN. Ich habe meine Lanzknechte.

SIMON RENARD. Es wird eine Verschwörung unter den Herren geben.

KÖNIGIN. Ich habe den Henker.

SIMON RENARD. Eure Majestät hat auf das Gebetbuch Ihrer Mutter geschworen, daß sie ihn nicht begnadigen würde.

KÖNIGIN. Hier ist ein Freibrief, den er mir überschickt, und worin ich ihm auf meine königliche Krone schwöre, daß ich es tun werde. Die Krone meines Vaters ist so viel wert als das Gebetbuch meiner Mutter. Ein Eid hebt den andern. Übrigens, wer sagt Euch denn, daß ich ihn begnadigen werde?

SIMON RENARD. Er hat Euch sehr frech betrogen, Madame.

KÖNIGIN. Was geht das mich an? Alle Männer machen es ebenso. Ich will nicht, daß er stirbt. Seht, Mylord—Herr Vogt, wollte ich sagen—mein Gott! Ihr macht mir

den Kopf so wirr, daß ich in Wahrheit nicht mehr weiß, mit wem ich spreche,—seht, ich weiß alles, was Ihr mir sagen werdet. Daß er ein erbärmlicher Mensch, eine Memme, ein Schurke ist: ich weiß es so gut als Ihr, und ich erröte darüber; aber ich liebe ihn. Was soll ich machen? Einen wackeren Mann würde ich vielleicht weniger lieben. Außerdem, wer seid ihr alle denn, soviel ihr seid? Seid Ihr mehr wert als er? Ihr werdet mir sagen, daß er ein Günstling ist und daß das englische Volk die Günstlinge nicht liebt. Weiß ich denn nicht, daß ihr ihn nur stürzen wollt, um an seinen Platz den Grafen von Kilbare, diesen Geck, diesen Irländer, zu bringen? Und wenn er zwanzig Köpfe täglich fallen macht, was geht das Euch an? Und sprecht mir nur nicht von dem Prinzen von Spanien. Ihr lacht selbst darüber. Sprecht mir nicht von dem Mißvergnügen des Herrn von Noailles, des französischen Gesandten. Herr von Noailles ist ein Dummkopf, und ich werde es ihm selbst sagen. Endlich, ich bin ein Weib, ich will und will nicht, ich bin nicht aus einem Stücke. Das Leben dieses Menschen ist meinem Leben notwendig. Schneidet doch nicht ein so jungfräuliches und aufrichtiges Gesicht, ich bitte Euch. Ich kenne alle Eure Schliche. Unter uns, Ihr wißt so gut als ich, daß er das Verbrechen nicht begangen hat, wofür er verdammt wurde. Das ist abgekartet. Ich will nicht, daß Fabiani stirbt. Bin ich Herrin, oder nicht? Seht, Herr Vogt, sprechen wir von etwas anderem, wollt Ihr?

SIMON RENARD. Ich ziehe mich zurück, Madame. Euer ganzer Adel hat durch meinen Mund gesprochen.

KÖNIGIN. Was kümmert mich der Adel!

SIMON RENARD (*beiseite*). So versuchen wir es mit dem Volke. (*Er geht mit einer tiefen Verbeugung ab.*)

KÖNIGIN (*allein*). Er ist mit einer sonderbaren Miene hinausgegangen. Der Mensch ist imstande, etwas in Bewegung zu bringen. Ich muß schnell nach dem Stadthause. —He, jemand!

(*Meister Äneas und Joshua treten auf.*)

*

FÜNFTE SZENE

Die Königin. Meister Äneas. Joshua.

KÖNIGIN. Seid Ihr es, Meister Äneas? Dieser Mann und Ihr müßt sogleich für die Flucht des Grafen Clanbrassil sorgen.

MEISTER ÄNEAS. Madame . . . .

KÖNIGIN. Halt, ich vertraue mich Euch nicht an. Ich erinnere mich, daß Ihr zu seinen Feinden gehört. Mein Gott! ich bin also nur von Feinden des Mannes umgeben, den ich liebe. Ich wette, der Schließer da, den ich nicht kenne, haßt ihn auch.

JOSHUA. So ist es, Madame.

KÖNIGIN. Mein Gott! mein Gott! dieser Simon Renard ist mehr König, als ich Königin. Wie! Niemand hier, dem ich mich anvertrauen, niemand, dem ich Vollmacht geben könnte, um Fabiani entwischen zu lassen!

JANE (*tritt hinter dem Pfeiler hervor*). Doch, Madame! Ich!

JOSHUA (*beiseite*). Jane!

KÖNIGIN. Du? wer du? Ihr seid es, Jane Talbot? Wie kommt Ihr hierher? Ah! das ist gleichgültig, Ihr seid da. Ihr kommt, Fabiani zu retten. Danke. Ich sollte Euch hassen, Jane, ich sollte eifersüchtig auf Euch sein, ich habe tausend Gründe. Aber nein, ich liebe Euch aus Liebe zu ihm. Dem Schafott gegenüber keine Eifersucht mehr, nichts als Liebe. Ihr seid wie ich. Ihr verzeiht ihm, ich sehe es wohl. Die Männer, sie begreifen das nicht. Lady Jane, verständigen wir uns. Wir sind beide sehr unglücklich, nicht wahr? Man muß Fabiani entwischen lassen. Ich habe nur Euch, ich muß Euch wohl dazu brauchen. Ich bin wenigstens sicher, daß Euer Herz dabei sein wird. Übernehmt es. Meine Herrn, ihr beide gehorcht Lady Jane in allem, was sie Euch vorschreiben wird, und haftet mir mit eurem Kopfe für die Befolgung ihrer Befehle. Umarme mich, mein Kind.

JANE. Die Themse bespült den Fuß des Turmes auf dieser Seite. Es ist da ein geheimer Ausgang, den ich bemerkt habe. Ein Schiff davor, und die Flucht macht sich auf der Themse. Das ist das sicherste.

MEISTER ÄNEAS. Unmöglich, einen Nachen vor einer guten Stunde zu haben.
JANE. Das ist sehr lang.
MEISTER ÄNEAS. Es ist bald vorbei. Außerdem ist es in einer Stunde finster. Es ist besser so, wenn Eure Majestät wünscht, daß die Flucht insgeheim vor sich gehe.
KÖNIGIN. Ihr habt vielleicht recht. Nun, in einer Stunde sei es! Ich verlasse Euch, Lady Jane, ich muß auf das Stadthaus. Rettet Fabiani!
JANE. Seid ruhig, Madame. (*Die Königin geht ab. Jane folgt ihr mit den Augen.*)

JOSHUA (*auf dem Vordergrund der Bühne*). Gilbert hatte recht, ganz für Fabiani.

*

SECHSTE SZENE

Die nämlichen, die Königin ausgenommen.

JANE (*zu Meister Äneas*). Ihr habt den Willen der Königin gehört. Einen Nachen an den Fuß des Turms, die Schlüssel zu den geheimen Gängen, einen Hut und einen Mantel.
MEISTER ÄNEAS. Unmöglich, das alles vor Nacht zu haben. In einer Stunde, Mylady.
JANE. Gut. Geht. Laßt mich mit diesem Manne allein. (*Meister Äneas geht; Jane folgt ihm mit den Augen.*)

JOSHUA (*beiseite auf dem Vordergrund der Bühne*). Diesem Manne! Das ist ganz einfach. Wer Gilbert vergessen hat, erkennt Joshua nicht mehr. (*Er geht nach der Türe von Fabianis Kerker und schickt sich an, sie zu öffnen.*)
JANE. Was macht Ihr da?
JOSHUA. Ich komme Euren Wünschen zuvor, Mylady. Ich öffne diese Türe.
JANE. Was ist das für eine Türe?
JOSHUA. Die Türe des Kerkers von Mylord Fabiani.
JANE. Und diese da?
JOSHUA. Ist die Kerkertüre eines andern.
JANE. Wessen? Dieser andere?

JOSHUA. Ein anderer zum Tode Verurteilter, jemand, den Ihr nicht kennt. Ein Arbeiter, namens Gilbert.

JANE. Öffnet diese Türe!

JOSHUA (*nachdem er die Türe geöffnet*). Gilbert!

*

SIEBENTE SZENE

Jane. Gilbert. Joshua.

GILBERT (*ruft aus dem Kerker*). Wer ruft mir? (*Er tritt auf die Schwelle, erblickt Jane und hält sich wankend an der Mauer.*) Jane!—Lady Jane Talbot!

JANE (*auf den Knien, ohne die Augen aufzuschlagen*). Gilbert, ich komme Euch zu retten.

GILBERT. Mich retten!

JANE. Hört! Habt Erbarmen, zermalmt mich nicht. Ich weiß alles, was Ihr mir sagen werdet. Es ist gerecht; aber sagt es mir nicht. Ich muß Euch retten. Alles ist bereit. Die Flucht ist sicher. Laßt Euch von mir retten, so gut wie von einem andern. Ich verlange sonst nichts. Ihr werdet mich dann nicht mehr kennen. Ihr werdet nicht wissen, wer ich bin. Verzeiht mir nicht, aber laßt mich Euch retten. Wollt Ihr?

GILBERT. Ich danke; es ist unnütz. Zu was mich retten wollen, Lady Jane, wenn Ihr mich nicht mehr liebt?

JANE (*freudig*). O Gilbert! ist es das in Wahrheit, was Ihr verlangt? Gilbert! würdigt Ihr mich noch, Euch mit dem zu beschäftigen, was in dem Herzen des armen Mädchens vorgeht? Gilbert! liegt Euch noch etwas an der Liebe, die ich für irgend jemand haben könnte, und dünkt es Euch der Mühe wert, darnach zu fragen? Oh! ich dachte, daß Euch das sehr gleichgültig wäre, und daß Ihr mich zu sehr verachtetet, um Euch um das zu kümmern, was ich mit meinem Herzen machte. Gilbert! wenn Ihr wüßtet, was mich die Worte fühlen machen, die Ihr mir sagtet! Das ist ein sehr unerwarteter Sonnenstrahl in meiner Nacht. Oh! hört mich doch dann. Wenn ich es noch wagte, mich Euch zu nähern, wenn ich es wagte, Eure Kleider zu berühren, wenn ich es wagte, Eure Hände in die meinigen zu nehmen, wenn ich es noch wagte, die Augen zu Euch

und dem Himmel aufzuschlagen, wie sonst: wißt Ihr, was ich sagen würde, kniend, niedergeworfen, weinend zu Euren Füßen, Seufzer auf den Lippen und die Freude der Engel im Herzen? Ich würde Euch sagen: Gilbert, ich liebe dich!

GILBERT (*faßt sie heftig in seine Arme*). Du liebst mich?

JANE. Ja, ich liebe dich!

GILBERT. Du liebst mich!—Sie liebt mich, mein Gott! Es ist wahr, sie ist es, die mir es sagt, ihr Mund ist es, der sprach, Gott im Himmel!

JANE. Mein Gilbert!

GILBERT. Du hast alles für meine Flucht vorbereitet, sagst du? Schnell! schnell! Das Leben! Ich will leben, Jane liebt mich! Dieses Gewölbe senkt sich auf meinen Kopf und zerdrückt ihn. Ich brauche Luft. Fliehen wir schnell! Fort, Jane! Ich will leben—ich werde geliebt!

JANE. Noch nicht. Wir haben einen Nachen nötig. Wir müssen die Nacht abwarten. Aber sei ruhig, du bist gerettet. Ehe eine Stunde vergeht, sind wir draußen. Die Königin ist auf dem Stadthaus und kommt nicht sobald zurück. Ich bin hier Herrin; ich werde dir alles erklären.

GILBERT. Eine Stunde warten, das ist sehr lang. O, ich bin ungeduldig, Leben und Freude wieder zu fassen! Jane! Jane! du bist da! Ich werde leben, du liebst mich! Ich komme aus der Hölle, halte mich, ich könnte tolles Zeug machen, siehst du. Ich möchte lachen, möchte singen. Du liebst mich also?

JANE. Ja!—Ich liebe dich! Ja, ich liebe dich! Und sieh, Gilbert, glaube mir, ich spreche die Wahrheit, wie auf dem Todesbette,—ich habe immer nur dich geliebt! Selbst in meiner Sünde, selbst in der Tiefe meines Verbrechens liebte ich dich! Kaum war ich in die Arme des Teufels gefallen, der mich verführte, als ich meinen Engel beweinte.

GILBERT. Vergessen! verziehen! Sprich nicht davon, Jane. O, was liegt mir an dem Vergangenen! Wer könnte deiner Stimme widerstehen! Wer würde anders handeln, als ich! O ja! ich verzeihe dir alles, mein geliebtes Kind! Das Wesen der Liebe ist Nachsicht, ist Verzeihung. Jane,

die Eifersucht und die Verzweiflung haben die Tränen in meinen Augen getrocknet. Aber ich verzeihe dir, aber ich danke dir, aber du bist für mich der einzige Lichtstrahl in dieser Welt, aber bei jedem Worte, das du sprichst, fühle ich einen Schmerz in meiner Seele sterben und eine Freude darin geboren werden! Jane! erhebt Euer Haupt, steht gerade so hin und seht mich an.—Ich sage dir, daß du mein Kind bist.

JANE. Immer großmütig! Immer! mein geliebter Gilbert!

GILBERT. Oh! ich möchte schon draußen sein auf der Flucht, weit, weit, frei mit dir! Oh! diese Nacht, die nicht kommen will!—Der Nachen ist nicht da.—Jane! wir verlassen London sogleich, noch diese Nacht. Wir verlassen England. Wir gehen nach Venedig. Mit meinem Handwerk verdient man viel Geld da. Du wirst mir gehören. —Oh! mein Gott! ich bin unsinnig, ich vergaß, welchen Namen du führst! Er ist zu schön, Jane!

JANE. Was willst du sagen?

GILBERT. Tochter des Lord Talbot.

JANE. Ich weiß einen schöneren.

GILBERT. Welchen?

JANE. Weib des Arbeiters Gilbert.

GILBERT. Jane! . . .

JANE. O nein! glaube nicht, daß ich das verlange. Oh! ich weiß wohl, daß ich unwürdig bin. Ich werde meine Augen so hoch nicht erheben; ich werde nicht so weit die Verzeihung mißbrauchen. Der arme Arbeiter Gilbert wird sich nicht zu der Gräfin von Waterford herablassen. Nein, ich werde dir folgen, dich lieben, ich werde dich nie verlassen. Ich will mich des Tags zu deinen Füßen, des Nachts vor deine Türe legen. Ich werde dir zusehen arbeiten, ich werde dir helfen, ich werde dir reichen, was du brauchst. Ich werde dir etwas weniger als eine Schwester und etwas mehr als ein Hund sein. Und wenn du dich verheiratest, Gilbert,—denn es wird Gott gefallen, daß du endlich ein fleckenloses Weib findest, das deiner würdig ist,—wenn du dich verheiratest und wenn dein Weib gut ist, und wenn sie es wohl will, werde ich die Magd deines Weibes sein. Wenn sie mich nicht will, werde

ich gehen und sterben, wo ich kann. Ich werde dich nur in dem Falle verlassen. Wenn du dich nicht verheiratest, werde ich bei dir bleiben, ich will still und ruhig sein, du sollst sehen, und wenn man Böses denkt, mich so bei dir zu sehen, so mag man denken, was man will. Ich brauche nicht mehr rot zu werden, siehst du? Ich bin ein armes Mädchen.

GILBERT (*fällt ihr zu Füßen*). Du bist ein Engel! Du bist mein Weib!

JANE. Dein Weib! Du verzeihest also nur, wie Gott, indem du heiligst? Ah! sei gesegnet, Gilbert, daß du mir diese Krone auf die Stirne drückst. (*Gilbert erhebt sich und preßt sie in die Arme. Während sie sich eng umschlossen halten, nimmt Joshua die Hand von Jane.*)

JOSHUA Es ist Joshua, Lady Jane.

GILBERT. Guter Joshua!

JOSHUA. Es ist kaum ein Augenblick, daß Ihr mich nicht kanntet.

JANE. Ah! denn ich mußte mit ihm den Anfang machen. (*Joshua küßt ihr die Hände.*)

GILBERT (*preßt sie in seine Arme*). Aber welch Glück! Aber ist denn all dies Glück auch wirklich? (*Seit einigen Augenblicken hört man außen ein entferntes Getös, verwirrte Stimmen, einen Auflauf. Der Tag geht zu Ende.*)

JOSHUA. Was ist das für ein Lärm? (*Er tritt an das Fenster, welches auf die Straße geht.*)

JANE. O mein Gott, wenn nur nichts vorfällt!

JOSHUA. Ein großer Haufe da unten; Hacken, Piken, Fackeln. Die Soldaten der Königin zu Pferd und in Schlachtordnung. Alles kommt hierher. Welch Geschrei! Teufel! Man sollte meinen, es sei ein Volksauflauf.

JANE. Wenn es nur nicht Gilbert gilt!

ENTFERNTE STIMMEN. Fabiani! Tod dem Fabiani!

JANE. Hört Ihr?

JOSHUA. Ja.

JANE. Was riefen sie?

JOSHUA. Ich unterscheide nichts.

JANE. O mein Gott, mein Gott! (*Meister Äneas und ein Schiffer treten eilig durch die verborgene Türe herein.*)

*

ACHTE SZENE

Die nämlichen. Meister Äneas, ein Schiffer.

MEISTER ÄNEAS. Mylord Fabiani! Mylord! Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren. Man hat erfahren, daß die Königin Euch retten wollte. Das Volk ist in London im Aufruhr. In einer Viertelstunde seid Ihr zerrissen. Mylord, rettet Euch! Hier ist ein Mantel, ein Hut. Hier die Schlüssel. Hier der Schiffer. Vergeßt nicht, daß Ihr mir das alles verdankt. Mylord, eilt Euch! (*Leise zum Schiffer:*) Du eilst dich nicht.

JANE (*bedeckt Gilbert eilig mit dem Mantel und dem Hut. Leise zu Joshua:*) Himmel, wenn dieser Mann nur nicht . . . .

MEISTER ÄNEAS (*sieht Gilbert ins Gesicht*). Aber wie! das ist nicht Lord Clanbrassil. Ihr befolgt die Befehle der Königin nicht, Mylady! Ihr laßt einen andern entwischen!

JANE. Alles ist verloren! . . . Ich hätte das voraussehen sollen! O Gott! mein Herr, es ist wahr, habt Erbarmen . . .

MEISTER ÄNEAS (*leise zu Jane*). Still! Fort! ich habe nichts gesagt, ich habe nichts gesehen. (*Er zieht sich mit einem Anstrich von Gleichgültigkeit auf den Hintergrund der Bühne zurück.*)

JANE. Was sagt er?—Ah! die Vorsehung ist für uns! Ah! Alles will also Gilbert retten!

JOSHUA. Nein, Lady Jane. Alles will Fabiani verderben. (*Während dieser ganzen Szene nimmt das Getöse zu.*)

JANE. Eilen wir uns, Gilbert! Komm schnell!

JOSHUA. Laßt ihn allein gehn.

JANE. Ihn verlassen!

JOSHUA. Für einen Augenblick. Kein Weib in dem Nachen, wenn er glücklich landen soll. Es ist noch zu hell. Ihr seid weiß gekleidet. Ihr werdet Euch wiederfinden, wenn die Gefahr vorüber ist. Kommt mit mir hierher, und er da hinaus.

JANE. Joshua hat recht. Wo werde ich dich wiederfinden, mein Gilbert?

GILBERT. Unter dem ersten Bogen der Londoner Brücke.

JANE. Gut. Schnell fort! Das Getöse verdoppelt sich. Ich wollte, du wärest weit weg!

JOSHUA. Hier sind die Schlüssel. Ihr habt zwölf Türen von hier bis zum Rande des Wassers zu öffnen und zu schließen. Ihr habt eine gute Viertelstunde damit zu tun.

JANE. Eine Viertelstunde! Zwölf Türen! Das ist entsetzlich!

GILBERT (*umarmt sie*). Lebe wohl, Jane. Noch für wenige Augenblicke getrennt, und dann wieder eins für das Leben.

JANE. Für die Ewigkeit. (*Zum Schiffer:*) Ich empfehle ihn Euch.

MEISTER ÄNEAS (*leise zum Schiffer*). Du eilst dich nicht, es könnte was vorfallen. (*Gilbert geht mit dem Schiffer ab.*)

JOSHUA. Er ist gerettet! Jetzt zu mir! Man muß den Kerker schließen. (*Er schließt Gilberts Kerker.*) Es ist geschehen. Kommt schnell hierher! (*Er geht mit Jane durch die verborgene Türe ab.*)

MEISTER ÄNEAS (*allein*). Der Fabiani ist in der Falle geblieben! Das ist ein sehr geschicktes Weibchen, was Meister Simon Renard sehr gut bezahlt haben würde. Aber wie wird die Königin die Sache aufnehmen? Solange es nicht auf mich fällt! (*Simon Renard und die Königin treten mit großen Schritten durch die Galerie herein. Der Tumult hat fortwährend zugenommen. Die Nacht ist fast völlig hereingebrochen. Geschrei, Fackeln, Lärm der Volkshaufen; Waffengeklirr, Schüsse, Pferdegetrappel. Mehrere Edelleute, das Schwert in der Faust, begleiten die Königin. Unter ihnen Clarence, der Herold von England, das königliche Banner tragend, und Jarretière, der Herold des Hosenbandordens, mit der Ordensfahne.*)

*

NEUNTE SZENE

Königin, Simon Renard, Meister Äneas, Lord Clinton, die beiden Herolde, Herrn, Pagen usw. usw.

KÖNIGIN (*leise zu Meister Äneas*). Ist Fabiani entwischt?

MEISTER ÄNEAS. Noch nicht!

KÖNIGIN. Noch nicht? (*Sie sieht ihn mit einem furchtbaren Blick an.*)

MEISTER ÄNEAS (*beiseite*). Teufel!

GESCHREI DES VOLKES (*von außen*). Tod dem Fabiani!

SIMON RENARD. Eure Majestät muß sogleich ihren Entschluß fassen. Das Volk will den Tod dieses Mannes. London steht in Flammen. Der Turm ist berannt. Der Aufstand ist furchtbar. Die Edlen sind an der Londoner Brücke in Stücke gehauen worden. Die Soldaten Eurer Majestät halten sich noch; aber Eure Majestät ist von Straße zu Straße getrieben worden, von dem Stadthause bis zum Tower. Die Anhänger Elisabeths haben sich unter das Volk gemischt. Man sieht es an der Bösartigkeit des Aufstandes. Das alles ist sehr drohend. Was befiehlt Eure Majestät?

GESCHREI DES VOLKES. Fabiani! Tod dem Fabiani! (*Es wird stärker und nähert sich mehr und mehr.*)

KÖNIGIN. Tod dem Fabiani! Mylords, hört Ihr, wie das Volk heult? Man muß ihm einen Menschen vorwerfen. Das Volk will zu essen.

SIMON RENARD. Was befiehlt Eure Majestät?

KÖNIGIN. Bei Gott, Mylords, mir däucht, ihr zittert alle um mich herum. Bei meiner Seele, muß euch ein Weib euer ritterliches Handwerk lehren! Zu Pferde, Mylords, zu Pferde! Schüchtert das Gesindel euch ein? Fürchten die Degen sich vor den Stöcken?

SIMON RENARD. Laßt die Sache nicht weiter kommen. Gebt nach, Madame, so lange es noch Zeit ist. Ihr könnt jetzt noch sagen "das Gesindel", in einer Stunde könntet Ihr sagen müssen "das Volk". (*Das Geschrei wird stärker, das Getöse nähert sich.*)

KÖNIGIN. In einer Stunde!

SIMON RENARD (*geht auf die Galerie, indem er zurückkommt*). In einer Viertelstunde, Madame. Die erste Ringmauer des Turmes ist genommen. Noch ein Schritt, und das Volk ist hier.

DAS VOLK. Zu dem Turm! Zu dem Turm! Fabiani! Tod dem Fabiani!

KÖNIGIN. Man hat wohl recht, daß es ein furchtbares Ding sei, das Volk! Fabiano!

SIMON RENARD. Wollt Ihr ihn in einem Augenblick vor Euren Augen zerrissen sehen?

KÖNIGIN. Aber wißt ihr auch, daß es schändlich ist, daß keiner von euch sich rührt, meine Herrn! Im Namen des Himmels, verteidigt mich doch!

LORD CLINTON. Euch ja, Madame; Fabiani, nein.

KÖNIGIN. O Himmel! Nun ja denn! Ich sage es ganz laut! Desto schlimmer! Fabiani ist unschuldig! Fabiani hat das Verbrechen nicht begangen, weshalb er verdammt wurde. Ich, und der da und der Arbeiter Gilbert, wir haben alles getan, alles erfunden, alles angelegt. Reine Komödie. Wagt es, mich Lügen zu strafen, Herr Vogt! Jetzt, meine Herrn, werdet ihr ihn jetzt verteidigen? Er ist unschuldig, sage ich Euch! Bei meinem Haupte, bei meiner Krone, bei meinem Gott, bei der Seele meiner Mutter, er ist unschuldig! Das ist so wahr, als es wahr ist, daß ihr hier seid, Lord Clinton! Verteidigt ihn! Vernichtet sie, wie ihr Thomas Wyatt vernichtet habt, mein alter Freund, mein guter Robert! Ich beschwöre euch, es ist falsch, daß Fabiani die Königin wollte ermorden lassen.

LORD CLINTON. Es gibt noch eine Königin, die er ermorden wollte, sie heißt England. (*Das Geschrei währt außen fort.*)

KÖNIGIN. Den Balkon! öffnet den Balkon! Ich will selbst dem Volke beweisen, daß er nicht schuldig ist!

SIMON RENARD. Beweist ihm, daß er kein Italiener ist.

KÖNIGIN. Wenn ich denke, daß es ein Simon Renard ist, eine Kreatur des Kardinals Granvella, der es wagt, so mit mir zu sprechen! Nun denn, öffnet diese Türe! öffnet diesen Kerker! Fabiani ist darin, ich will mit ihm sprechen.

SIMON RENARD (*leise*). Was macht Ihr? Um seines eigenen Besten willen ist es überflüssig, alle Welt wissen zu lassen, wo er sich befindet.

DAS VOLK. Tod dem Fabiani! Es lebe Elisabeth!

KÖNIGIN. Mein Gott! mein Gott!

SIMON RENARD. Wählt, Madame! (*Er deutet mit der einen Hand auf die Türe des Kerkers:*) Entweder diesen Kopf dem Volke, (*er deutet mit der andern Hand auf die Krone, welche die Königin trägt:*) oder diese Krone der Dame Elisabeth.

DAS VOLK. Tod! Tod Fabiani! Elisabeth!

(*Ein Stein zerschlägt die Fensterscheibe neben der Königin.*)

SIMON RENARD. Eure Majestät richtet sich zugrunde, ohne ihn zu retten. Der zweite Hof ist genommen. Was will die Königin?

KÖNIGIN. Ihr alle seid Memmen, und Clinton die größte! Ach! Clinton, ich werde daran denken, mein Freund!

SIMON RENARD. Was will die Königin?

KÖNIGIN. O, von allen verlassen zu sein! Alles gesagt zu haben, ohne etwas zu erhalten! Was sind denn doch diese Edelleute da? Dieses Volk ist schändlich. Ich möchte es unter meinen Füßen zermalmen. Es gibt also Lagen, wo eine Königin nichts ist als ein Weib! Ihr sollt mir es alle teuer bezahlen, meine Herrn!

SIMON RENARD. Was will die Königin?

KÖNIGIN (*niedergebeugt*). Was Ihr wollt! Tut, was Ihr wollt! Ihr seid ein Mörder! (*Beiseite:*) O Fabiano!

SIMON RENARD. Clarence! Jarretière! Her zu mir! Meister Äneas, öffnet den großen Balkon auf der Galerie!

(*Der Balkon im Hintergrunde öffnet sich. Simon Renard geht hin, Clarence zur Rechten, Jarretière zur Linken. Unermeßliches Getöse von außen.*)

DAS VOLK. Fabiani! Fabiani!

SIMON RENARD. (*Auf dem Balkon, nach dem Volke gewendet.*) Im Namen der Königin!

DIE HEROLDE. Im Namen der Königin. (*Tiefe Stille außen.*)

SIMON RENARD. Ihr Männer! Die Königin läßt euch wissen: Heute, diese Nacht noch, eine Stunde nach dem Nachtläuten soll Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, mit einem schwarzen Schleier, von Kopf bis zu Füßen bedeckt, mit einem eisernen Knebel geknebelt, eine Kerze von gelbem Wachs, drei Pfund schwer, in der Hand, unter Fackelschein vom Londoner Turm durch

Charing-Croß auf den alten Stadtmarkt geführt, daselbst öffentlich gestäupt und enthauptet werden, zur Strafe für das Verbrechen des Hochverrats im ersten Grade und des königsmörderischen Angriffes auf die geheiligte Person Ihrer Majestät. (*Ein unermeßliches Händeklatschen erhebt sich außen.*)

DAS VOLK. Es lebe die Königin! Tod dem Fabiani!

SIMON RENARD (*fährt fort*). Und damit es jedermann in der Stadt London wisse, befiehlt die Königin, wie folgt: Solange der Verurteilte den Weg vom Londoner Turm bis zum alten Markt zurücklegt, wird mit der großen Glocke des Turmes geläutet. Im Augenblicke der Hinrichtung werden drei Kanonenschüsse abgefeuert: der erste, wenn er auf das Schafott steigt; der zweite, wenn er sich auf das schwarze Tuch legt; der dritte, wenn sein Kopf fällt. (*Beifall.*)

DAS VOLK. Lichter! Lichter!

SIMON RENARD. Diese Nacht werden der Turm und die Stadt London zum Zeichen der Freude mit Lichtern und Fackeln erleuchtet. Ich habe es gesagt. (*Beifall.*) Gott schütze die alte Charte von England.

DIE HEROLDE. Gott schütze die alte Charte von England!

DAS VOLK. Tod dem Fabiani! Es lebe Marie! Es lebe die Königin! (*Der Balkon wird geschlossen. Simon Renard kommt zur Königin zurück.*)

SIMON RENARD. Was ich eben getan habe, wird mir nie von der Prinzessin Elisabeth verziehen werden.

KÖNIGIN. Noch von der Königin Marie.—Laßt mich, mein Herr. (*Sie verabschiedet mit einer Bewegung alle Anwesende.*)

SIMON RENARD (*leise zu Meister Äneas*). Meister Äneas, wacht über die Hinrichtung!

MEISTER ÄNEAS. Verlaßt Euch auf mich. (*Simon Renard geht ab. Im Augenblick, wo Meister Äneas hinausgehen will, läuft die Königin auf ihn zu, ergreift ihn am Arm und führt ihn heftig auf den Vordergrund der Bühne zurück.*)

*

ZEHNTE SZENE

Die Königin. Meister Äneas.

STIMMEN VON AUSSEN. Tod dem Fabiani! Fabiani! Fabiani!

KÖNIGIN. Welcher Kopf deucht dir in diesem Augenblicke mehr wert zu sein, der von Fabiani oder der deinige?

MEISTER ÄNEAS. Madame ....

KÖNIGIN. Du bist ein Verräter!

MEISTER ÄNEAS. Madame! (*Beiseite:*) Teufel!

KÖNIGIN. Keine Erklärungen. Ich schwöre es bei meiner Mutter: Fabiano tot, du tot.

MEISTER ÄNEAS. Aber Madame ....

KÖNIGIN. Rette Fabiano, und du rettest dich. Nichts anders.

GESCHREI. Tod dem Fabiani! Fabiani!

MEISTER ÄNEAS. Lord Clanbrassil retten! Aber das Volk ist da, das ist unmöglich. Welches Mittel? ...

KÖNIGIN. Suche.

MEISTER ÄNEAS. Was tun, mein Gott!

KÖNIGIN. Tue, als wäre es für dich.

MEISTER ÄNEAS. Aber das Volk bleibt unter den Waffen bis nach der Hinrichtung. Man muß jemand köpfen, um es zu beruhigen.

KÖNIGIN. Wie du willst.

MEISTER ÄNEAS. Wie ich will? Wartet, Madame! ... Die Hinrichtung findet des Nachts statt, bei Fackelschein, der Verdammte, mit einem schwarzen Schleier bedeckt, geknebelt, das Volk wie immer durch die Lanzenknechte weit vom Schafott gehalten, es genügt, wenn es einen Kopf fallen sieht. Die Sache ist möglich.—Wenn der Schiffer noch da ist; ich sagte ihm, er solle sich nicht eilen. (*Er geht an das Fenster, von dem man die Themse sieht:*) Er ist noch da; aber es war Zeit. (*Er hängt sich zum Fenster hinaus, eine Fackel in der Hand, und schwenkt sein Schnupftuch, dann sich zur Königin wendend.*)—Es ist gut.—Ich stehe Euch für das Leben des Mylord Fabiani.

KÖNIGIN. Mit deinem Kopfe?

MEISTER ÄNEAS. Mit meinem Kopfe!

ZWEITE ABTEILUNG

Ein Saal, auf welchen zwei Treppen gehen, wovon die eine auf-, und die andere abwärts führt. Der Ausgang auf jede dieser beiden Treppen nimmt einen Teil des Hintergrundes ein. Die aufwärts führende Treppe verliert sich in den Friesen, die abwärts führende verliert sich nach unten. Man sieht weder, woher diese Treppen kommen, noch wohin sie gehen.—

Der Saal ist auf eine eigene Art ausgeschlagen; die Mauer zur Rechten, die Mauer zur Linken und die Decke sind mit einem schwarzen Tuche bedeckt, das von einem großen weißen Kreuze durchschnitten wird; der Hintergrund, dem Zuschauer gegenüber, ist dagegen mit einem weißen Tuche behängt, worauf sich ein großes schwarzes Kreuz befindet. Dieser schwarze und weiße Überzug erstreckt sich jeder auf seiner Seite bis unter die beiden Treppen. Zur Rechten und zur Linken ein schwarz und weiß gedeckter und für ein Leichenbegängnis geschmückter Altar. Große Wachskerzen, keine Priester. Einige Totenlampen, die hie und da an den Gewölben aufgehängt sind, erleuchten schwach den Saal und die Treppen. Eigentlich wird der Saal durch das große weiße Tuch im Hintergrunde erleuchtet, durch welches ein rötliches Licht fällt, als wäre eine ungeheure, glühende Esse dahinter. Der Saal ist mit Grabsteinen geplattet. Bei dem Aufziehen des Vorhangs sieht man auf dem durchsichtigen Tuch sich den schwarzen und unbeweglichen Schattenriß der Königin zeichnen.

ERSTE SZENE

Jane. Joshua.

(*Sie treten vorsichtig durch eine besondere Türe herein, indem sie einen der schwarzen Umhänge aufheben.*)

JANE. Wo sind wir, Joshua?

JOSHUA. Auf dem großen Absatz der Treppe, welche die Verurteilten hinuntersteigen, wenn sie zum Tode geführt werden. Das ist unter Heinrich dem Achten so ausgeschlagen worden.

JANE. Kein Weg, um aus dem Turm zu kommen?

JOSHUA. Das Volk bewacht alle Ausgänge. Es will diesmal seines Verdammten gewiß sein. Niemand kann vor der Hinrichtung hinaus.

JANE. Die Verkündigung von diesem Balkon herunter tönt mir noch in den Ohren. Habt Ihr es gehört, als wir unten waren? Das alles ist entsetzlich, Joshua.

JOSHUA. Ah, da habe ich schon ganz andere Dinge gesehen!

JANE. Wenn es nur Gilbert zu entkommen gelang! Glaubt Ihr, daß er gerettet ist, Joshua?

JOSHUA. Gerettet? Gewiß!

JANE. Gewiß, guter Joshua?

JOSHUA. Der Turm ist vom Wasser her nicht beunruhigt worden. Und dann war der Aufruhr, als er abfuhr, nicht das, was er seitdem geworden ist. Das war ein schöner Aufruhr!

JANE. Ihr seid gewiß, daß er gerettet ist?

JOSHUA. Und daß er Euch zu dieser Stunde unter dem ersten Bogen der Londoner Brücke erwartet, wo Ihr ihn vor Mitternacht treffen werdet.

JANE. Mein Gott! er wird unruhig sein. (*Indem sie den Schatten der Königin bemerkt:*) Himmel, was ist das, Joshua?

JOSHUA (*leise, indem er sie bei der Hand faßt*). Still!— Es ist die Löwin, die lauert. (*Während Jane mit Schrecken den schwarzen Schattenriß betrachtet, hört man eine entfernte Stimme, die von oben herunter zu kommen scheint, langsam und deutlich folgende Worte sprechen:*) Der, welcher hinter mir geht, mit diesem schwarzen Schleier bedeckt, ist der sehr hohe und sehr mächtige Herr Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, Baron von Dynasmonddy, Baron von Darmouth in Devonshire, welcher auf dem Markt von London als Königsmörder und Hochverräter enthauptet werden wird.—Gott erbarme sich seiner Seele!

EINE ANDERE STIMME. Betet für ihn!

JANE (*zitternd*). Joshua, hört Ihr?

JOSHUA. Ja. Ich höre dergleichen alle Tage.

(*Ein Leichenzug erscheint oben auf der Treppe, auf deren Stufen er sich langsam im Herabsteigen entwickelt. An der*

Spitze ein schwarzgekleideter Mann, der ein weißes Banner mit einem schwarzen Kreuz trägt. Dann Meister Äneas Dulverton im großen schwarzen Mantel, den weißen Konstablerstab in der Hand; dann ein Haufe rotgekleideter Hellebardiere. Dann der Henker, seine Axt auf der Schulter, das Eisen auf den, der ihm folgt, gerichtet. Dann ein Mann ganz in einen großen schwarzen Schleier gehüllt, der ihm nachschleppt. Man sieht von diesem Manne nichts als seinen nackten Arm, der durch eine in das Leichentuch gemachte Öffnung geht und eine brennende Kerze von gelbem Wachse trägt. Zur Seite dieses Mannes ein Priester im Totenkleide. Dann eine Truppe rotgekleideter Hellebardiere. Dann ein weißgekleideter Mann, der ein schwarzes Banner mit einem weißen Kreuze trägt. Zur Rechten und zur Linken zwei Reihen von Hellebardieren, die Fackeln tragen.)

JANE. Joshua, seht Ihr?

JOSHUA. Ja. Ich sehe dergleichen alle Tage.

(*Der Zug hält im Augenblick, wo er auf die Bühne tritt.*)

MEISTER ÄNEAS. Der, welcher hinter mir geht, mit diesem schwarzen Schleier bedeckt, ist der sehr hohe und sehr mächtige Herr Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, Baron von Dynasmonddy, Baron von Darmouth in Devonshire, welcher auf dem Markte von London als Königsmörder und Hochverräter enthauptet werden wird.—Gott erbarme sich seiner Seele!

DIE BEIDEN BANNERTRÄGER. Betet für ihn!

(*Der Zug geht langsam über den Hintergrund der Bühne.*)

JANE. Entsetzlich, was wir da sehen, Joshua. Es macht mir das Blut stocken.

JOSHUA. Dieser elende Fabiani!

JANE. Friede, Joshua! Sehr elend, aber sehr unglücklich!

(*Der Zug gelangt zur andern Treppe. Simon Renard, der seit einigen Augenblicken am Eingange dieser Treppe erschienen ist und alles beobachtet hat, tritt auf die Seite, um ihn vorbeizulassen. Der Zug senkt sich unter das Treppengewölbe, wo er nach und nach verschwindet. Jane sieht ihm voll Schrecken nach.*)

SIMON RENARD (*nachdem der Zug verschwunden ist*). Was bedeutet das? Ist das auch Fabiani? Ich hielt ihn für

weniger groß. Sollte Meister Äneas . . .? Es ist mir, als hätte die Königin ihn einen Augenblick bei sich behalten. Ich will doch sehen! (*Er eilt die Treppe hinunter dem Zuge nach.*)

EINE STIMME (*die sich mehr und mehr entfernt*). Der, welcher hinter mir geht, mit diesem schwarzen Schleier bedeckt, ist der sehr hohe und sehr mächtige Herr Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, Baron von Dynasmonddy, Baron von Darmouth in Devonshire, welcher auf dem Markte von London als Königsmörder und Hochverräter enthauptet werden wird.—Gott erbarme sich seiner Seele!

EINE ANDERE STIMME (*fast unvernehmbar*). Betet für ihn!

JOSHUA. Die große Glocke wird sogleich seinen Austritt aus dem Turme verkündigen. Es wird Euch jetzt vielleicht möglich sein, hinauszukommen. Ich muß sehen, wie es gehen kann. Erwartet mich hier; ich komme gleich wieder.

JANE. Ihr verlaßt mich, Joshua? Ich werde mich fürchten. Allein hier, mein Gott!

JOSHUA. Ihr könntet nicht ohne Gefahr den ganzen Turm mit mir durchlaufen. Ich muß Euch zum Turme hinausschaffen. Bedenkt, daß Gilbert Euch erwartet.

JANE. Gilbert! Alles für Gilbert! Geht! (*Joshua ab.*)

JANE (*allein*). O welch schreckliches Schauspiel! Wenn ich denke, daß das so für Gilbert gewesen wäre! (*Sie kniet auf den Stufen des einen Altares nieder.*) O, Dank! du bist ja wahrlich der rettende Gott, du hast Gilbert gerettet! (*Das Tuch im Hintergrund öffnet sich halb, die Königin erscheint, sie geht mit langsamen Schritten auf den Vordergrund der Bühne, ohne Jane zu sehen.*)

JANE (*sich wegwendend*). Gott! die Königin.

*

ZWEITE SZENE

Jane. Die Königin.

JANE (*klammert sich vor Schrecken an den Altar und heftet auf die Königin einen starren, erschrockenen Blick*).

KÖNIGIN. (*Sie blickt einige Augenblicke auf den Vordergrund der Bühne, das Auge starr, bleich, wie in düsteres Träumen verloren. Endlich stößt sie einen tiefen Seufzer aus.*) O, das Volk! (*Sie sieht unruhig um sich und erblickt Jane:*) Jemand da?—Du bist es, junges Mädchen? Ihr seid es, Lady Jane? Ich erschrecke Euch. Geht doch, fürchtet nichts. Ihr wißt, der Kerkermeister Äneas hat uns verraten. Fürchtet doch nichts, Kind, ich habe dir es schon gesagt, du hast nichts von mir zu fürchten. Was vor einem Monat dein Verderben war, ist heute dein Heil. Du liebst Fabiano. Nur du und ich hatten unter dem Himmel so ein Herz, du und ich liebten ihn. Wir sind Schwestern.

JANE. Madame . . . .

KÖNIGIN. Ja, ja! du und ich, zwei Weiber, das ist alles, was er für sich hat; gegen sich—alles übrige, eine ganze Stadt, ein ganzes Volk, eine ganze Welt! Ungleicher Kampf der Liebe gegen den Haß! Die Liebe für Fabiani ist traurig, zitternd, sinnlos; sie hat deine bleiche Stirne, sie hat meine Augen voll Tränen, sie verbirgt sich bei einem Totenaltar; sie betet durch deinen Mund, sie flucht durch den meinigen. Der Haß gegen Fabiani ist stolz, freudig, triumphierend, ist bewaffnet und siegreich, hat den Hof, hat das Volk, hat Straßen voll Menschenhaufen, brüllt nach Mord und jauchzt vor Freude, er ist stolz und gewaltig und allmächtig; er erleuchtet eine ganze Stadt um ein Schafott. Die Liebe, hier ist sie, zwei Weiber in Trauer in einem Grabe; der Haß, da ist er! (*Sie reißt heftig das Tuch im Hintergrunde weg, so daß man einen Balkon erblickt und weiter hinaus in schwarzer Nacht die Stadt London glänzend erleuchtet. Was man vom Tower sieht, ist ebenfalls erleuchtet. Jane richtet ihre Augen erstaunt auf dies blendende Schauspiel, dessen Widerschein die Bühne erhellt.*) O schändliche Stadt! rebellische Stadt! verfluchte Stadt! Ungeheuer, das sein Festkleid in Blut taucht und dem Henker die Fackel hält! Du entsetzest dich davor, Jane, nicht wahr? Ist es dir nicht wie mir, als ob sie uns feig höhnte und uns mit ihren hunderttausend glühenden Augensternen anstierte, uns schwache, ver-

lassene Weiber, verloren und allein in diesem Grab? Jane, hörst du die entsetzliche Stadt, wie sie lacht und heult? O, England, England dem, der London vernichtet! O, wie möchte ich diese Fackeln in Brände, diese Lichter in Flammen und diese strahlende Stadt in einen Gluthaufen verwandeln können!

(*Ein ungeheures Getöse erhebt sich außen. Beifall. Verwirrtes Geschrei: "Da ist er! da ist er! Tod dem Fabiani!" —Man hört die große Glocke des Londoner Turms läuten; bei diesem Geräusch bricht die Königin in ein schreckliches Lachen aus.*)

JANE. Großer Gott! jetzt geht der Elende hinaus.—Ihr lacht, Madame!

KÖNIGIN. Ja, ich lache! (*Sie lacht.*) Ja, und du mußt auch lachen! Aber zuvor muß ich diesen Vorhang schließen; es ist mir immer, als wären wir nicht allein und als hörte und sähe uns diese entsetzliche Stadt. (*Sie schließt den weißen Vorhang und kommt zu Jane zurück.*) Jetzt, da er hinaus, jetzt, da keine Gefahr mehr ist, kann ich dir es sagen. Aber lache doch; wir wollen über dieses abscheuliche Volk lachen, das Blut säuft. O, das ist entzückend! Jane! du zitterst für Fabiano; sei ruhig und lache mit mir. Jane! der Mann, den sie haben, der Mann, welcher sterben wird, der Mann, den sie für Fabiano halten, der ist nicht Fabiano. (*Sie lacht.*)

JANE. Ist nicht Fabiano?

KÖNIGIN. Nein!

JANE. Wer dann?

KÖNIGIN. Der andere.

JANE. Wer?

KÖNIGIN. Du weißt ja, du kennst ihn, dieser Arbeiter, dieser Mensch . . .—Übrigens was liegt daran?

JANE (*bebt am ganzen Leibe*). Gilbert?

KÖNIGIN. Ja, Gilbert, das ist der Name.

JANE. Madame! o nein, Madame! O, sagt, daß es nicht so ist, Madame! Gilbert—das wäre zu entsetzlich! Er ist entwischt.

KÖNIGIN. Er entwischte in der Tat, als man ihn ergriff. Man hat ihn statt Fabianis unter den schwarzen Schleier

gesteckt. Die Hinrichtung, sie ist nachts, das Volk kann nichts sehen. Sei ruhig.

JANE (*mit einem entsetzlichen Schrei*). Ah, Madame, Gilbert ist der, den ich liebe!

KÖNIGIN. Wie? Was sagst du? Kommst du um deine Sinne? Täuschtest du mich auch, du? Ah, diesen Gilbert liebst du! Nun denn, was liegt mir daran?

JANE (*gebrochen, zu den Füßen der Königin, schluchzend, sich auf den Knien schleppend, die Hände ringend. Die große Glocke läutet während dieser ganzen Szene*). Madame, Erbarmen! Madame, im Namen des Himmels! Madame, bei Eurer Krone, bei Eurer Mutter, bei den Engeln! Gilbert! Gilbert! Das macht mich toll. Madame, rettet Gilbert! Dieser Mann ist mein Leben, dieser Mann ist mein Gemahl, dieser Mann .... ich sage Euch, er hat alles für mich getan, er hat mich erzogen, mich angenommen, er hat an meiner Wiege meinen Vater ersetzt, der für Eure Mutter gestorben ist. Madame, Ihr seht wohl, daß ich ein armes, elendes Geschöpf bin, und daß man nicht streng gegen mich sein darf. Was Ihr eben gesagt, war ein so schrecklicher Schlag, daß ich wahrhaftig nicht weiß, wie ich die Kraft habe, mit Euch zu reden. Seht, ich sage, was ich kann. Aber Ihr müßt die Hinrichtung aufschieben lassen. Sogleich die Hinrichtung aufschieben. Die Sache auf morgen verlegen. Zeit sich zu finden, das ist alles. Dies Volk kann wohl bis morgen warten. Wir wollen sehen, was zu machen ist. Nein, schüttelt den Kopf nicht. Keine Gefahr für Euern Fabiani. Ihr könnt mich statt seiner nehmen. Unter dem schwarzen Schleier, die Nacht,—wer sollte was merken? Aber rettet Gilbert! Was macht Euch das, ich oder er? Endlich, ich will ja sterben, ich!—O mein Gott, diese Glocke, diese entsetzliche Glocke! Jeder dieser Glockenschläge ist ein Schritt zum Schafott, jeder dieser Glockenschläge trifft mein Herz.—Tut das, Madame, habt Erbarmen! Keine Gefahr für Euren Fabiano. Laßt mich Eure Hände küssen. Ich liebe Euch, Madame, ich habe es Euch noch nicht gesagt; aber ich liebe Euch sehr. Ihr seid eine große Königin. Seht, wie ich Eure schönen Hände küsse. O,

ein Befehl zum Aufschub der Hinrichtung! Es ist noch Zeit. Ich versichere Euch, es ist sehr leicht. Sie gehen langsam. Es ist weit vom Turm bis zum alten Markt. Der Mann auf dem Balkon hat gesagt, man würde durch Charing-Croß gehen. Es gibt einen nähern Weg. Ein Mann zu Pferde würde noch beizeit ankommen. Im Namen des Himmels, Madame, habt Erbarmen! Endlich, stellt Euch an meinen Platz, nehmt an, ich sei die Königin und Ihr das arme Mädchen, Ihr würdet weinen, wie ich, und ich würde barmherzig sein. Gnade, Madame! Oh! das fürchtete ich, die Tränen möchten mich am Reden hindern. Oh! sogleich die Hinrichtung aufschieben, das ist nicht schwer, Madame; keine Gefahr für Fabiano, ich schwöre es Euch! Findet Ihr denn wirklich nicht, daß man tun muß, was ich da sage, Madame?

KÖNIGIN (*erweicht, indem sie Jane aufhebt*). Ich möchte es, Unglückliche. Ach! du weinst ja, wie ich weinte; was du empfindest, ich habe es empfunden. Meine Qual läßt mich Mitleid mit der deinigen haben. Sieh, ich weine auch. Das ist sehr unglücklich, armes Kind! Ohne Zweifel, man hätte wohl einen andern nehmen können, Tyrconnel zum Beispiel; aber er ist zu bekannt, man brauchte einen Unbekannten. Man hatte nur den da zur Hand. Ich erkläre dir das, damit du begreifst, siehst du. O, mein Gott! es gibt so Zufälle. Man ist gefangen. Man kann nichts dazu.

JANE. Ja, ich verstehe Euch wohl, Madame. Das ist wie bei mir, ich hätte Euch noch manches zu sagen; aber ich wollte, der Befehl zum Aufschub wäre unterschrieben, und der Mann fortgeschickt. Seht, die Sache ist dann abgetan. Wir sprechen besser darnach. O, diese Glocke! immer diese Glocke!

KÖNIGIN. Unmöglich, Lady Jane.

JANE. Doch, es ist möglich. Ein Mann zu Pferde. Es gibt einen sehr kurzen Weg an dem Staden hin. Ich will gehen, ich. Es ist möglich. Es ist leicht. Ihr seht, ich spreche ganz ruhig.

KÖNIGIN. Aber das Volk würde es nicht leiden, es würde zurückkommen, alles im Turme ermorden, und

Fabiani ist noch da. Begreife denn doch. Du zitterst, armes Kind; ich bin wie du, ich zittere auch. Stelle dich einmal an meinen Platz. Endlich, ich hätte wohl nicht nötig, mir die Mühe zu nehmen, dir das zu erklären. Du siehst, ich tue, was ich kann. Denke nicht mehr an diesen Gilbert, Jane, das ist aus. Fasse dich!

JANE. Aus! Nein, es ist nicht aus! Solange diese schreckliche Glocke läutet, ist es nicht aus! Mich fassen bei dem Tod von Gilbert! Glaubt Ihr, ich würde Gilbert so sterben lassen? Nein, Madame! Ha, ich verliere meine Mühe! Ha, Ihr hört mich nicht! Nun denn, das Volk wird mich hören, wenn die Königin mich nicht hört! Ha, sie sind gut, die Leute vom Volk! Das Volk ist noch in diesem Hofe. Ihr mögt dann mit mir machen, was Ihr wollt. Ich werde ihnen zuschreien, daß man sie betrügt und daß es Gilbert ist, ein Arbeiter, wie sie, und daß es nicht Fabiani ist.

KÖNIGIN. Halt, elendes Kind! (*Sie ergreift sie am Arme und betrachtet sie mit einem furchtbaren Blick.*) Ha! du nimmst es so? Ha! ich bin gut und sanft, und ich weine mit dir, und jetzt wirst du toll und rasend. Ha! meine Liebe ist so groß wie deine, und meine Hand ist stärker als deine. Du rührst dich nicht! Ah, dein Geliebter! Was geht mich dein Geliebter an? Sollen denn alle Mädchen Englands kommen und Rechenschaft von mir wegen ihrer Geliebten fordern? Bei Gott! ich rette den meinigen, so gut ich kann, und auf Unkosten dessen, der mir in den Weg kommt. Wacht ihr über die eurigen?

JANE. Laßt mich!—O, ich fluche Euch, abscheuliches Weib!

KÖNIGIN. Still!

JANE. Nein, ich will nicht schweigen. Und soll ich Euch auch einen Gedanken sagen, der mir eben kommt? Ich glaube nicht, daß der, welcher sterben wird, Gilbert ist.

KÖNIGIN. Was sagst du?

JANE. Ich weiß nicht. Aber ich sah ihn unter dem schwarzen Schleier vorbeigehen. Es ist mir, als müßte sich etwas in mir geregt, sich etwas empört, sich etwas in meinem Herzen erhoben und mir zugerufen haben:

"Gilbert! es ist Gilbert!", wenn es Gilbert gewesen wäre. Ich habe nichts gefühlt, es ist nicht Gilbert!

KÖNIGIN. Was sagst du da? Ah, mein Gott! du bist wahnwitzig; was du sagst, ist toll, und doch erschreckt es mich. Ah! du regst eine der geheimsten Qualen meines Herzens auf. Warum hat mich dieser Aufstand verhindert, selbst über alles zu wachen! Warum habe ich anderen, als mir selbst, Fabianos Rettung anvertraut? Äneas Dulverton ist ein Verräter. Simon Renard war vielleicht da. Wenn ich nicht zum zweitenmal von den Feinden Fabianos verraten worden bin! Wenn es in der Tat Fabiano wäre! . . . Jemand! he! jemand! jemand! (*Zwei Schließer treten auf. Zum ersten:*) Ihr lauft! Hier ist mein königlicher Ring. Sagt, daß man die Hinrichtung aufschiebe. Auf den Alten Markt! den Alten Markt! Es gibt einen kürzeren Weg, sagtest du, Jane?

JANE. An dem Staden hin.

KÖNIGIN (*zum Schließer*). An dem Staden hin. Ein Pferd! schnell! (*Der Schließer ab. Zum zweiten Schließer:*) Ihr lauft sogleich zu dem Turme von Eduard. Es sind dort zwei Kerker für die zum Tode Verdammten. In einem dieser Kerker ist ein Mann. Bringt ihn sogleich her. (*Der Schließer ab.*) Ach, ich zittere! meine Knie brechen; ich hätte nicht Kraft genug, selbst zu gehen. Ach, du machst mich toll, wie du! Ach, elende Dirne, du machst mich unglücklich, wie du! Ich fluche dir, wie du mir fluchst. Mein Gott! wird der Mann noch beizeit ankommen? Welche entsetzliche Angst! Ich sehe nichts mehr. Alles ist wirr in meinem Geist. Diese Glocke, für wen tönt sie? Ist es für Gilbert? ist es für Fabiani?

JANE. Die Glocke schweigt.

KÖNIGIN. Dann ist der Zug auf dem Richtplatz. Der Mann kann nicht mehr ankommen. (*Man hört einen Kanonenschuß.*)

JANE. Himmel!

KÖNIGIN. Er steigt auf das Schafott. (*Zweiter Kanonenschuß.*) Er kniet nieder.

JANE. Das ist entsetzlich! (*Dritter Kanonenschuß.*)

BEIDE. Ach! . . .

KÖNIGIN. Es lebt nur noch einer. In einem Augenblick wissen wir, welcher. Mein Gott! gib, daß es Fabiani ist, der hereintritt.
JANE. Mein Gott! gib, daß es Gilbert ist.

(*Der Vorhang im Hintergrunde öffnet sich. Simon Renard tritt ein, Gilbert an der Hand.*)
JANE. Gilbert! (*Sie fliegen einander in die Arme.*)
KÖNIGIN. Und Fabiano?
SIMON RENARD. Tot.
KÖNIGIN. Tot? . . . Tot! Wer wagte . . .?
SIMON RENARD. Ich. Ich habe England und die Königin gerettet.

BRIEFE

STRASSBURG 1831–1833

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Oktober 1831.
Als sich das Gerücht verbreitete, daß *Romarino* durch Straßburg reisen würde, eröffneten die Studenten sogleich eine Subskription und beschlossen, ihm mit einer schwarzen Fahne entgegenzuziehen. Endlich traf die Nachricht hier ein, daß Romarino den Nachmittag mit den Generälen *Schneider* und *Langermann* ankommen würde. Wir versammelten uns sogleich in der Akademie; als wir aber durch das Tor ziehen wollten, ließ der Offizier, der von der Regierung Befehl erhalten hatte, uns mit der Fahne nicht passieren zu lassen, die Wache unter das Gewehr treten, um uns den Durchgang zu wehren. Doch wir brachen mit Gewalt durch und stellten uns drei- bis vierhundert Mann stark an der großen Rheinbrücke auf. An uns schloß sich die Nationalgarde an. Endlich erschien Romarino, begleitet von einer Menge Reiter. Ein Student hält eine Anrede, die er beantwortet, ebenso ein Nationalgardist. Die Nationalgarden umgeben den Wagen und ziehen ihn; wir stellen uns mit der Fahne an die Spitze des Zugs, dem ein großes Musikkorps vormarschiert. So ziehen wir in die Stadt, begleitet von einer ungeheuren Volksmenge unter Absingung der Marseillaise und der Carmagnole; überall erschallt der Ruf: *Vive la liberté! vive Romarino! à bas les ministres! à bas le juste milieu!* Die Stadt selbst illuminiert, an den Fenstern schwenken die Damen ihre Tücher, und Romarino wird im Triumph bis zum Gasthof gezogen, wo ihm unser Fahnenträger die Fahne mit dem Wunsch überreicht, daß diese Trauerfahne sich bald in Polens Freiheitsfahne verwandeln möge. Darauf erscheint Romarino auf dem Balkon, dankt, man ruft Vivat—und die Komödie ist fertig.

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Dezember 1831.
Es sieht verzweifelt kriegerisch aus; kommt es zum Kriege, dann gibt es in Deutschland vornehmlich eine babylonische Verwirrung, und der Himmel weiß, was das Ende vom Liede sein wird. Es kann alles gewonnen und alles ver-

loren werden; wenn aber die Russen über die Oder gehn, dann nehme ich den Schießprügel, und sollte ich's in Frankreich tun. Gott mag den allerdurchlauchtigsten und gesalbten Schafsköpfen gnädig sein; auf der Erde werden sie hoffentlich keine Gnade mehr finden.

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Februar 1832.
Das einzige Interessante in politischer Beziehung ist, daß die hiesigen republikanischen Zierbengel mit roten Hüten herumlaufen, und daß Herr *Périer* die Cholera hatte, die Cholera aber leider nicht ihn.

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Dezember 1832.
Ich hätte beinahe vergessen zu erzählen, daß der Platz in Belagerungsstand gesetzt wird (wegen der *holländischen Wirren*). Unter meinem Fenster rasseln beständig die Kanonen vorbei, auf den öffentlichen Plätzen exerzieren die Truppen, und das Geschütz wird auf den Wällen aufgefahren. Für eine politische Abhandlung habe ich keine Zeit mehr, es wäre auch nicht der Mühe wert, das Ganze ist doch nur eine Komödie. Der König und die Kammern regieren, und das Volk klatscht und bezahlt.

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Januar 1833.
Auf Weihnachten ging ich morgens um vier Uhr in die Frühmette ins *Münster*. Das düstere Gewölbe mit seinen Säulen, die Rose und die farbigen Scheiben und die kniende Menge waren nur halb vom Lampenschein erleuchtet. Der Gesang des unsichtbaren Chores schien über dem Chor und dem Altare zu schweben und den vollen Tönen der gewaltigen Orgel zu antworten. Ich bin kein Katholik und kümmerte mich wenig um das Schellen und Knien der buntscheckigen Pfaffen, aber der Gesang allein machte mehr Eindruck auf mich als die faden, ewig wiederkehrenden Phrasen unserer meisten Geistlichen, die jahraus, jahrein an jedem Weihnachtstag meist nichts Gescheiteres zu sagen wissen als: der liebe Herrgott sei doch ein gescheiter Mann gewesen, daß er Christus grade um diese Zeit auf die Welt habe kommen lassen

AN DIE FAMILIE Straßburg, den 5. April 1833.

Heute erhielt ich Euren Brief mit den Erzählungen aus *Frankfurt*. Meine Meinung ist die: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Wir wissen, was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben. Alles, was sie bewilligten, wurde ihnen durch die Notwendigkeit abgezwungen. Und selbst das Bewilligte wurde uns hingeworfen wie eine erbettelte Gnade und ein elendes Kinderspielzeug, um dem ewigen Maulaffen Volk seine zu eng geschnürte Wickelschnur vergessen zu machen. Es ist eine blecherne Flinte und ein hölzerner Säbel, womit nur ein Deutscher die Abgeschmacktheit begehen konnte Soldatchens zu spielen. Unsere *Landstände* sind eine Satire auf die gesunde Vernunft, wir können noch ein Säkulum damit herumziehen, und wenn wir die Resultate dann zusammennehmen, so hat das Volk die schönen Reden seiner Vertreter noch immer teurer bezahlt als der römische Kaiser, der seinem Hofpoeten für zwei gebrochene Verse 20 000 Gulden geben ließ. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand? Weil wir im Kerker geboren und großgezogen sind, merken wir nicht mehr, daß wir im Loch stecken mit angeschmiedeten Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Was nennt Ihr denn gesetzlichen Zustand? Ein Gesetz, das die große Masse der Staatsbürger zum fronenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl zu befriedigen? Und dies Gesetz, unterstützt durch eine rohe Militärgewalt und durch die dumme Pfiffigkeit seiner Agenten, dies Gesetz ist eine ewige, rohe Gewalt, angetan dem Recht und der gesunden Vernunft, und ich werde mit Mund und Hand dagegen kämpfen, wo ich kann. Wenn ich an dem, was geschehen, keinen Teil genommen und an dem, was vielleicht geschieht, keinen Teil nehmen werde, so geschieht es weder aus Mißbilligung noch aus Furcht, sondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung derer teile, welche

in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereites Volk sehen. Diese tolle Meinung führte die Frankfurter Vorfälle herbei, und der Irrtum büßte sich schwer. Irren ist übrigens keine Sünde, und die deutsche Indifferenz ist wirklich von der Art, daß sie alle Berechnung zuschanden macht. Ich bedaure die Unglücklichen von Herzen. Sollte keiner von meinen Freunden in die Sache verwickelt sein?

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Mai 1833.

Soeben erhalten wir die Nachricht, daß in *Neustadt* die Soldateska über eine friedliche und unbewaffnete Versammlung hergefallen sei und ohne Unterschied mehrere Personen niedergemacht habe. Ähnliche Dinge sollen sich im übrigen Rheinbayern zugetragen haben. Die *liberale Partei* kann sich darüber grade nicht beklagen; man vergilt Gleiches mit Gleichem, Gewalt mit Gewalt. Es wird sich finden, wer der Stärkere ist.

Wenn Ihr neulich bei hellem Wetter bis auf das Münster hättet sehen können, so hättet Ihr mich bei einem langhaarigen, bärtigen jungen Mann sitzend gefunden. Besagter hatte ein rotes Barett auf dem Kopf, um den Hals einen Kaschmir-Schal, um den Kadaver einen kurzen deutschen Rock, auf die Weste war der Name "Rousseau" gestickt, an den Beinen enge Hosen mit Stegen, in der Hand ein modisches Stöckchen. Ihr seht, die Karikatur ist aus mehreren Jahrhunderten und Weltteilen zusammengesetzt: Asien um den Hals, Deutschland um den Leib, Frankreich an den Beinen, 1400 auf dem Kopf und 1833 in der Hand. Er ist ein Kosmopolit—nein, er ist mehr, er ist *St. Simonist!* Ihr denkt nun, ich hätte mit einem Narren gesprochen, und Ihr irrt. Es ist ein liebenswürdiger junger Mann, viel gereist.—Ohne sein fatales Kostüm hätte ich nie den St. Simonisten verspürt, wenn er nicht von der *femme* in Deutschland gesprochen hätte. Bei den Simonisten sind Mann und Frau gleich, sie haben gleiche politische Rechte. Sie haben nun ihren *père*, der ist *St. Simon*, ihr Stifter; aber billigerweise müßten sie auch eine *mère* haben. Die ist aber noch zu suchen, und da haben sie sich denn auf den Weg gemacht, wie Saul nach seines

Vaters Eseln, mit dem Unterschied, daß—denn im neunzehnten Jahrhundert ist die Welt gar weit vorangeschritten—daß die Esel diesmal den Saul suchen. Rousseau mit noch einem Gefährten (beide verstehen kein Wort deutsch) wollten die *femme* in Deutschland suchen; man beging aber die intolerante Dummheit, sie zurückzuweisen. Ich sagte ihm, er hätte nicht viel an den Weibern, die Weiber aber viel an ihm verloren; bei den einen hätte er sich ennuyiert und über die anderen gelacht. Er bleibt jetzt in Straßburg, steckt die Hände in die Taschen und predigt dem Volke die Arbeit, wird für seine Kapazität gut bezahlt und *marche vers les femmes*, wie er sich ausdrückt. Er ist übrigens beneidenswert, führt das bequemste Leben unter der Sonne, und ich möchte aus purer Faulheit St. Simonist werden, denn man müßte mir meine Kapazität gehörig honorieren.

AN DIE FAMILIE Straßburg, Ende Mai 1833.

Wegen mir könnt Ihr ganz ruhig sein; ich werde nicht nach Freiburg gehen und ebensowenig wie im vorigen Jahre an einer Versammlung teilnehmen.

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Juni 1833.

Ich werde zwar immer meinen Grundsätzen gemäß handeln, habe aber in neuerer Zeit gelernt, daß nur das notwendige Bedürfnis der *großen Masse* Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien der einzelnen vergebliches Torenwerk ist. Sie schreiben—man liest sie nicht; sie schreien—man hört sie nicht; sie handeln—man hilft ihnen nicht. . . . Ihr könnt voraussehen, daß ich mich in die Gießener Winkelpolitik und revolutionären Kinderstreiche nicht einlassen werde.

AN DIE FAMILIE Straßburg, den 8. Juli 1833.

[*Wanderung durch die Vogesen.*]

Bald im Tal, bald auf den Höhen zogen wir durch das liebliche Land. Am zweiten Tage gelangten wir auf einer über 3000 Fuß hohen Fläche zum sogenannten weißen und schwarzen See. Es sind zwei finstere Lachen in tiefer

Schlucht, unter etwa 500 Fuß hohen Felswänden. Der weiße See liegt auf dem Gipfel der Höhe. Zu unseren Füßen lag still das dunkle Wasser. Über die nächsten Höhen hinaus sahen wir im Osten die Rheinebene und den Schwarzwald, nach West und Nordwest das Lothringer Hochland; im Süden hingen düstere Wetterwolken, die Luft war still. Plötzlich trieb der Sturm das Gewölke die Rheinebene herauf; zu unserer Linken zuckten die Blitze, und unter dem zerrissenen Gewölk über dem dunklen Jura glänzten die Alpengletscher in der Abendsonne. Der dritte Tag gewährte uns den nämlichen herrlichen Anblick; wir bestiegen nämlich den höchsten Punkt der Vogesen, den an 5000 Fuß hohen Bölgen. Man übersieht den Rhein von Basel bis Straßburg, die Fläche hinter Lothringen bis zu den Bergen der Champagne, den Anfang der ehemaligen Franche Comté, den Jura und die Schweizergebirge vom Rigi bis zu den entferntesten Savoyischen Alpen. Es war gegen Sonnenuntergang, die Alpen wie blasses Abendrot über der dunkel gewordenen Erde. Die Nacht brachten wir in einer geringen Entfernung vom Gipfel in einer Sennerhütte zu. Die Hirten haben hundert Kühe und bei neunzig Farren und Stiere auf der Höhe. Bis Sonnenaufgang war der Himmel etwas dunstig, die Sonne warf einen roten Schein über die Landschaft. Über den Schwarzwald und den Jura schien das Gewölk wie ein schäumender Wasserfall zu stürzen, nur die Alpen standen hell darüber, wie eine blitzende Milchstraße. Denkt Euch über der dunklen Kette des Jura und über dem Gewölk im Süden, so weit der Blick reicht, eine ungeheure, schimmernde Eiswand, nur noch oben durch die Zacken und Spitzen der einzelnen Berge unterbrochen.—Vom Bölgen stiegen wir rechts herab in das sogenannte Amarinental, das letzte Haupttal der Vogesen. Wir gingen talaufwärts. Das Tal schließt sich mit einem schönen Wiesengrund im wilden Gebirg. Über die Berge führte uns eine gut erhaltene Bergstraße nach Lothringen zu den Quellen der Mosel. Wir folgten eine Zeitlang dem Laufe des Wassers, wandten uns dann nördlich und kehrten über mehrere interessante Punkte nach Straßburg zurück.

Hier ging es seit einigen Tagen etwas unruhig zu. Ein ministerieller Deputierter, Herr *Saglio*, kam vor einigen Tagen aus Paris zurück. Es kümmerte sich niemand um ihn. Eine bankerotte Ehrlichkeit ist heutzutage etwas zu Gemeines, als daß ein Volksvertreter, der seinen Frack wie einen Schandpfahl auf dem Rücken trägt, noch jemand interessieren könnte. Die Polizei war aber entgegengesetzter Meinung und stellte deshalb eine bedeutende Anzahl Soldaten auf dem Paradeplatz und vor dem Hause des Herrn Saglio auf. Dies lockte denn endlich am zweiten oder dritten Tage die Menge herbei, gestern und vorgestern abend wurde etwas vor dem Hause gelärmt. Präfekt und Maire hielten es für die beste Gelegenheit, einen Orden zu erwischen: sie ließen die Truppen ausrücken, die Straßen räumen, Bajonette und Kolbenstöße austeilen, Verhaftungen vornehmen, Proklamationen anschlagen usw.

GIESSEN UND DARMSTADT 1833–1835

AN DIE FAMILIE Gießen, den 1. November 1833. Gestern wurden wieder zwei Studenten verhaftet, der kleine *Stamm* und *Groß*.

AN DIE FAMILIE Gießen, den 19. November 1833. Gestern war ich bei dem Bankett zu Ehren der *zurückgekehrten Deputierten*. An zweihundert Personen, unter ihnen *Balser* und *Vogt*. Einige loyale Toaste, bis man sich Courage getrunken und dann das Polenlied, die Marseillaise gesungen und den in Friedberg Verhafteten ein Vivat gebracht! Die Leute gehen ins Feuer, wenn's von einer brennenden Punschbowle kommt!

AN DIE BRAUT [Gießen, Frühjahr 1834?] Hier ist kein Berg, wo die Aussicht frei sei. Hügel hinter Hügel und breite Täler, eine hohle Mittelmäßigkeit in allem; ich kann mich nicht an diese Natur gewöhnen, und die Stadt ist abscheulich.—Bei uns ist Frühling, ich kann Deinen Veilchenstrauß immer ersetzen, er ist unsterblich

wie der Lama. Lieb Kind, was macht denn die gute Stadt Straßburg? Es geht dort allerlei vor, und Du sagst kein Wort davon. *Je baise les petites mains, en goûtant les souvenirs doux de Strasbourg.*—
"*Prouve-moi que tu m'aimes encore beaucoup en me donnant bientôt des nouvelles.*" Und ich ließ Dich warten! Schon seit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir unmöglich, nur ein Wort zu schreiben. Ich studierte die Geschichte der *Revolution*. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen *Fatalismus der Geschichte*. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, allen und keinem verliehen. Der einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmesser. Das Muß ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Ärgernis kommen, aber wehe dem, durch den es kommt—ist schauderhaft. Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an Deine Brust legen!
B[öckel] wird Dich über mein Befinden beruhigt haben, ich schrieb ihm. Ich verwünsche meine Gesundheit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küssen und umschlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finsternis wogte über mir, mein Herz schwoll in unendlicher Sehnsucht; es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten sich nieder. Und jetzt? Und sonst? Ich habe nicht einmal die Wollust des Schmerzes und des Sehnens. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele ist mir genommen. Ostern ist noch mein einziger Trost; ich habe Verwandte bei Landau,

ihre Einladung und die Erlaubnis, sie zu besuchen. Ich habe die Reise schon tausendmal gemacht und werde nicht müde.—Du frägst mich: sehnst Du Dich nach mir? Nennst Du's Sehnen, wenn man nur in einem Punkt leben kann, und wenn man davon gerissen ist und dann nur noch das Gefühl seines Elendes hat? Gib mir doch Antwort. Sind meine Lippen so kalt? . . . Dieser Brief ist ein Charivari: ich tröste Dich mit einem andern.

AN DIE FAMILIE Gießen, im Februar 1834.

Ich verachte niemanden, am wenigsten wegen seines Verstandes oder seiner Bildung, weil es in niemands Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden—weil wir durch gleiche Umstände wohl alle gleich würden und weil die Umstände außer uns liegen. Der Verstand nun gar ist nur eine sehr geringe Seite unsers geistigen Wesens und die Bildung nur eine sehr zufällige Form desselben. Wer mir eine solche *Verachtung* vorwirft, behauptet, daß ich einen Menschen mit Füßen träte, weil er einen schlechten Rock anhätte. Es heißt dies, eine Roheit, die man einem im Körperlichen nimmer zutrauen würde, ins Geistige übertragen, wo sie noch gemeiner ist. Ich kann jemanden einen Dummkopf nennen, ohne ihn deshalb zu verachten; die Dummheit gehört zu den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Dinge; für ihre Existenz kann ich nichts, es kann mir aber niemand wehren, alles, was existiert, bei seinem Namen zu nennen und dem, was mir unangenehm ist, aus dem Wege zu gehn. Jemanden kränken, ist eine Grausamkeit; ihn aber zu suchen oder zu meiden, bleibt meinem Gutdünken überlassen. Daher erklärt sich mein Betragen gegen alte Bekannte: ich kränkte keinen und sparte mir viel Langeweile; halten sie mich für hochmütig, wenn ich an ihren Vergnügungen oder Beschäftigungen keinen Geschmack finde, so ist es eine Ungerechtigkeit; mir würde es nie einfallen, einem andern aus dem nämlichen Grunde einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Man nennt mich einen Spötter. Es ist wahr, ich lache oft; aber ich lache nicht darüber, wie jemand ein Mensch, sondern nur darüber,

daß er ein Mensch ist, wofür er ohnehin nichts kann, und lache dabei über mich selbst, der ich sein Schicksal teile. Die Leute nennen das *Spott*, sie vertragen es nicht, daß man sich als Narr produziert und sie duzt; sie sind Verächter, Spötter und Hochmütige, weil sie die Narrheit nur außer sich suchen. Ich habe freilich noch eine Art von Spott, es ist aber nicht der der Verachtung, sondern der des Hasses. Der *Haß* ist so gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn im vollsten Maße gegen die, welche verachten. Es ist deren eine große Zahl, die, im Besitze einer lächerlichen Äußerlichkeit, die man Bildung, oder eines toten Krams, den man Gelehrsamkeit heißt, die große Masse ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern. Der Aristokratismus ist die schändlichste Verachtung des heiligen Geistes im Menschen; gegen ihn kehre ich seine eigenen Waffen: Hochmut gegen Hochmut, Spott gegen Spott.—Ihr würdet Euch besser bei meinem Stiefelputzer nach mir umsehn; mein Hochmut und Verachtung Geistesarmer und Ungelehrter fände dort wohl ihr bestes Objekt. Ich bitte, fragt ihn einmal . . . Die Lächerlichkeit des Herablassens werdet Ihr mir doch wohl nicht zutrauen. Ich hoffe noch immer, daß ich leidenden, gedrückten Gestalten mehr mitleidige Blicke zugeworfen, als kalten, vornehmen Herzen bittere Worte gesagt habe.

AN DIE BRAUT [Gießen, Februar 1834.]

Ich dürste nach einem Briefe. Ich bin allein, wie im Grabe; wann erweckt mich Deine Hand? Meine Freunde verlassen mich, wir schreien uns wie Taube einander in die Ohren; ich wollte, wir wären stumm, dann könnten wir uns doch nur ansehen, und in neuen Zeiten kann ich kaum jemand starr anblicken, ohne daß mir die Tränen kämen. Es ist dies eine Augenwassersucht, die auch beim Starrsehen oft vorkommt. Sie sagen, ich sei verrückt, weil ich gesagt habe, in sechs Wochen würde ich *auferstehen*, *zuerst* aber *Himmelfahrt* halten, in der Diligence nämlich. Lebe wohl, liebe Seele, und verlaß mich nicht. Der Gram macht mich Dir streitig, ich lieg ihm den ganzen Tag im Schoß; armes Herz, ich glaube, du vergiltst mit Gleichem.

AN DIE BRAUT [Gießen, März 1834.]

Der erste helle Augenblick seit acht Tagen. Unaufhörliches Kopfweh und Fieber, die Nacht kaum einige Stunden dürftiger Ruhe. Vor zwei Uhr komme ich in kein Bett, und dann ein beständiges Auffahren aus dem Schlaf und ein Meer von Gedanken, in denen mir die Sinne vergehen. Mein Schweigen quält Dich wie mich, doch vermochte ich nichts über mich. Liebe, liebe Seele, vergibst Du?—Eben komme ich von draußen herein. Ein einziger, forthallender Ton aus tausend Lerchenkehlen schlägt durch die brütende Sommerluft, ein schweres Gewölk wandelt über die Erde, der tiefbrausende Wind klingt wie sein melodischer Schritt. Die Frühlingsluft löste mich aus meinem Starrkrampf. Ich erschrak vor mir selbst. Das Gefühl des Gestorbenseins war immer über mir. Alle Menschen machten mir das hippokratische Gesicht, die Augen verglast, die Wangen wie von Wachs, und wenn dann die ganze Maschinerie zu leiern anfing, die Gelenke zuckten, die Stimme herausknarrte und ich das ewige Orgellied herumtrillern hörte und die Wälzchen und Stiftchen im Orgelkasten hüpfen und drehen sah—ich verfluchte das Konzert, den Kasten, die Melodie und—ach, wir armen schreienden Musikanten! das Stöhnen auf unsrer Folter, wäre es nur da, damit es durch die Wolkenritzen dringend und weiter, weiter klingend wie ein melodischer Hauch in himmlischen Ohren stirbt? Wären wir das Opfer im glühenden Bauch des Perryllusstiers, dessen Todesschrei wie das Aufjauchzen des in den Flammen sich aufzehrenden Gottstiers klingt? Ich lästre nicht. Aber die Menschen lästern. Und doch bin ich gestraft, ich fürchte mich vor meiner Stimme und—vor meinem Spiegel. Ich hätte Herrn *Callot-Hoffmann* sitzen können, nicht wahr, meine Liebe? Für das Modellieren hätte ich Reisegeld bekommen. Ich spüre, ich fange an, interessant zu werden.—

Die Ferien fangen morgen in vierzehn Tagen an; verweigert man die Erlaubnis, so gehe ich heimlich, ich bin mir selbst schuldig, einem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Meine geistigen Kräfte sind gänzlich zerrüttet. Arbeiten ist mir unmöglich; ein dumpfes Brüten

hat sich meiner bemeistert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell wird. Alles verzehrt sich in mir selbst; hätte ich einen Weg für mein Inneres—, aber ich habe keinen Schrei für den Schmerz, kein Jauchzen für die Freude, keine Harmonie für die Seligkeit. Dies Stummsein ist meine Verdammnis. Ich habe Dir's schon tausendmal gesagt: Lies meine Briefe nicht—kalte, träge Worte! Könnte ich nur über Dich einen vollen Ton ausgießen—so schleppe ich Dich in meine wüsten Irrgänge. Du sitzest jetzt im dunkeln Zimmer in Deinen Tränen allein, bald trete ich zu Dir. Seit vierzehn Tagen steht Dein Bild beständig vor mir, ich sehe Dich in jedem Traum. Dein Schatten schwebt immer vor mir, wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne gesehen. Ich lechze nach einer seligen Empfindung; die wird mir bald, bald, bei Dir.

AN DIE FAMILIE Gießen, den 19. März 1834.

Wichtiger ist die Untersuchung wegen der *Verbindungen;* die Relegation steht wenigstens dreißig Studenten bevor. Ich wollte die Unschädlichkeit dieser Verschwörer eidlich bekräftigen. Die Regierung muß aber doch etwas zu tun haben! Sie dankt ihrem Himmel, wenn ein paar Kinder schleifen oder Ketten schaukeln!—*Die in Friedberg Verhafteten* sind frei, mit Ausnahme von vieren . . .

AN DIE BRAUT Gießen, März 1834.

Ich wäre untröstlich, mein armes Kind, wüßte ich nicht, was Dich heilte. Ich schreibe jetzt täglich, schon gestern hatte ich einen Brief angefangen. Fast hätte ich Lust, statt nach Darmstadt gleich nach Straßburg zu gehen. Nimmt Dein Unwohlsein eine ernste Wendung—ich bin dann im Augenblick da. Doch was sollen dergleichen Gedanken? Sie sind mir Unbegreiflichkeiten.—Mein Gesicht ist wie ein Osterei, über das die Freude rote Flecken laufen läßt. Doch ich schreibe abscheulich; es greift Deine Augen an, das vermehrt das Fieber. Aber nein, ich glaube nichts, es sind nur die Nachwehen des alten nagenden Schmerzes; die linde Frühlingsluft küßt alte Leute und hektische tot; Dein Schmerz ist alt und abgezehrt, er stirbt,

das ist alles, und Du meinst, Dein Leben ginge mit. Siehst Du denn nicht den neuen lichten Tag? Hörst Du meine Tritte nicht, die sich wieder rückwärts zu Dir wenden? Sieh, ich schicke Dir Küsse, Schneeglöckchen, Schlüsselblumen, Veilchen, der Erde erste schüchterne Blicke ins flammende Auge des Sonnenjünglings. Den halben Tag sitze ich eingeschlossen mit Deinem Bild und spreche mit Dir. Gestern morgen versprach ich Dir Blumen; da sind sie. Was gibst Du mir dafür? Wie gefällt Dir *mein Bedlam*? Will ich etwas Ernstes tun, so komme ich mir vor, wie Larifari in der Komödie: will er das Schwert ziehen, so ist's ein Hasenschwanz . . .

Ich wollte, ich hätte geschwiegen. Es überfällt mich eine unsägliche Angst. Du schreibst gleich; doch um 's Himmels willen nicht, wenn es Dich Anstrengung kostet. Du sprachst mir von einem Heilmittel; lieb Herz, schon lange schwebt es mir auf der Zunge, ich liebte aber so unser stilles Geheimnis—. Doch sage Deinem Vater alles—, doch zwei Bedingungen: Schweigen, selbst bei den nächsten Verwandten; ich mag nicht hinter jedem Kusse die Kochtöpfe rasseln hören und bei den verschiedenen Tanten das Familienvatersgesicht ziehen. Dann: nicht eher an meine Eltern zu schreiben, als bis ich selbst geschrieben. Ich überlasse Dir alles, tue, was Dich beruhigen kann. Was kann ich sagen, als daß ich Dich liebe; was versprechen, als was in dem Worte Liebe schon liegt, Treue? Aber die sogenannte Versorgung? Student noch zwei Jahre; die gewisse Aussicht auf ein stürmisches Leben, vielleicht bald auf fremdem Boden!

Zum Schlusse trete ich zu Dir und singe Dir einen alten Wiegengesang:

War nicht umsonst so still und schwach,
Verlaßne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnerung sog;
An ihrem Brotschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Er immer, immer wiederkam.

Und dann:

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht,
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

AN DIE BRAUT Gießen, März 1834.

Ich werde gleich von hier nach Straßburg gehen, ohne Darmstadt zu berühren; ich hätte dort auf Schwierigkeiten gestoßen, und meine Reise wäre vielleicht bis zu Ende der Vakanzen verschoben worden. Ich schreibe Dir jedoch vorher noch einmal, sonst ertrag ich's nicht vor Ungeduld; dieser Brief ist ohnedies so langweilig wie ein Anmelden in einem vornehmen Hause: Herr Studiosus Büchner. Das ist alles! Wie ich hier zusammenschrumpfe, ich erliege fast unter diesem Bewußtsein. Ja sonst wäre es ziemlich gleichgültig, wie man nun einen Betäubten oder Blödsinnigen beklagen mag: aber Du, was sagst Du zu dem Invaliden? Ich wenigstens kann die Leute auf halbem Sold nicht ausstehen. *Nous ferons un peu de romantique, pour nous tenir à la hauteur du siècle; et puis me faudra-t-il du fer à cheval pour faire de l'impression à un cœur de femme? Aujourd'hui on a le système nerveux un peu robuste. Adieu.*

AN DIE FAMILIE Straßburg, im April 1834.

Ich war [in Gießen] im Äußeren ruhig, doch war ich in tiefe Schwermut verfallen; dabei engten mich *die politischen Verhältnisse* ein, ich schämte mich, ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu Gefallen. Ich kam nach Gießen in die widrigsten Verhältnisse, Kummer und Widerwillen machten mich krank.

AN DIE FAMILIE Gießen, den 25. Mai 1834.
Das Treiben des "Burschen" kümmert mich wenig. Gestern abend hat er von dem Philister Schläge bekommen. Man schrie: "Bursch heraus!" Es kam aber niemand als die Mitglieder zweier *Verbindungen*, die aber den Universitätsrichter rufen mußten, um sich vor den Schuster- und Schneiderbuben zu retten. Der *Universitätsrichter* war betrunken und schimpfte die Bürger; es wundert mich, daß er keine Schläge bekam. Das possierlichste ist, daß die Buben liberal sind und sich daher an die loyal gesinnten Verbindungen machten. Die Sache soll sich heute abend wiederholen, man munkelt sogar von einem Auszug; ich hoffe, daß der Bursche wieder Schläge bekommt; wir halten zu den Bürgern und bleiben in der Stadt.

AN DIE FAMILIE Gießen, den 2. Juli 1834.
Was sagt man zu der Verurteilung von *Schulz*?—Mich wundert es nicht, es riecht nach Kommißbrot.—Apropos, wißt ihr die hübsche Geschichte vom Herrn Kommissär usw. . . .? Der gute Kolumbus sollte in Darmstadt bei einem Schreiner eine *geheime Presse* entdecken. Er besetzt das Haus, dringt ein. "Guter Mann, es ist alles aus, führ Er mich nur an die Presse!"—Der Mann führt ihn an die Kelter.—"Nein, Mann! Die Presse! Die Presse!"—Der Mann versteht ihn nicht, und der Kommissär wagt sich in den Keller. Es ist dunkel. "Ein Licht, Mann!"—"Das müssen Sie kaufen, wenn Sie eins haben wollen."—Aber der Herr Kommissär spart dem Lande überflüssige Ausgaben. Er rennt, wie Münchhausen, an einen Balken, er schlägt Feuer aus seinem Nasenbein, das Blut fließt, er achtet nichts und findet nichts. Unser lieber Großherzog wird ihm aus einem Zivilverdienstorden ein Nasenfutteral machen.

AN DIE FAMILIE Frankfurt, den 3. August 1834.
Ich benutze jeden Vorwand, um mich von meiner Kette loszumachen. Freitag abends ging ich von Gießen weg; ich wählte die Nacht der gewaltigen Hitze wegen, und

so wanderte ich in der lieblichsten Kühle unter hellem Sternenhimmel, an dessen fernstem Horizonte ein beständiges Blitzen leuchtete. Teils zu Fuß, teils fahrend mit Postillonen und sonstigem Gesindel, legte ich während der Nacht den größten Teil des Wegs zurück. Ich ruhte mehrmals unterwegs. Gegen Mittag war ich in *Offenbach*. Den kleinen Umweg machte ich, weil es von dieser Seite leichter ist, in die Stadt zu kommen, ohne angehalten zu werden. Die Zeit erlaubte mir nicht, mich mit den nötigen Papieren zu versehen.

AN DIE FAMILIE Gießen, den 5. August 1834.

Ich meine, ich hätte Euch erzählt, daß *Minnigerode* eine halbe Stunde vor meiner Abreise arretiert wurde; man hat ihn nach Friedberg abgeführt. Ich begreife den Grund seiner Verhaftung nicht. Unserem scharfsinnigen Universitätrichter fiel es ein, in meiner Reise, wie es scheint, einen Zusammenhang mit der Verhaftung Minnigerodes zu finden. Als ich hier ankam, fand ich meinen Schrank versiegelt, und man sagte mir, *meine Papiere* seien *durchsucht* worden. Auf mein Verlangen wurden die Siegel sogleich abgenommen, auch gab man mir meine Papiere (nichts als Briefe von Euch und meinen Freunden) zurück; nur einige französische Briefe von W[ilhelmine?], Muston, L[ucius?] und B[öckel] wurden zurückbehalten, wahrscheinlich weil die Leute sich erst einen Sprachlehrer müssen kommen lassen, um sie zu lesen. Ich bin empört über ein solches Benehmen; es wird mir übel, wenn ich meine heiligsten Geheimnisse in den Händen dieser schmutzigen Menschen denke. Und das alles—wißt Ihr auch warum? Weil ich an dem nämlichen Tag abgereist, an dem Minnigerode verhaftet wurde. Auf einen vagen Verdacht hin verletzte man die heiligsten Rechte und verlangte dann weiter nichts, als daß ich mich über meine Reise ausweisen sollte!!! Das konnte ich natürlich mit der größten Leichtigkeit; ich habe Briefe von B[öckel], die jedes Wort bestätigen, das ich gesprochen, und unter meinen Papieren befindet sich keine Zeile, die mich kompromittieren könnte. Ihr könnt über die Sache ganz unbesorgt

sein. Ich bin auf freiem Fuß, und es ist unmöglich, daß man einen Grund zur Verhaftung finde. Nur im tiefsten bin ich über das Verfahren der Gerichte empört, auf den Verdacht eines möglichen Verdachts in die heiligsten Familiengeheimnisse einzubrechen. Man hat mich auf dem Universitätsgericht bloß gefragt, wo ich mich während der drei letzten Tage aufgehalten, und um sich darüber Aufschluß zu verschaffen, erbricht man schon am zweiten Tag in meiner Abwesenheit meinen Pult und bemächtigt sich meiner Papiere! Ich werde mit einigen Rechtskundigen sprechen und sehen, ob die Gesetze für eine solche Verletzung Genugtuung schaffen!

AN DIE FAMILIE Gießen, den 8. August 1834.

Ich gehe meinen Beschäftigungen wie gewöhnlich nach, vernommen bin ich nicht weiter geworden. Verdächtiges hat man nicht gefunden, nur die französischen Briefe scheinen noch nicht entziffert zu sein; der Herr Universitätsrichter muß sich wohl erst Unterricht im Französischen nehmen. Man hat mir sie noch nicht zurückgegeben... Übrigens habe ich mich bereits an das Disziplinargericht gewendet und es um Schutz gegen die *Willkür des Universitätsrichters* gebeten. Ich bin auf die Antwort begierig. Ich kann mich nicht entschließen, auf die mir gebührende Genugtuung zu verzichten. Das Verletzen meiner heiligsten Rechte und das Einbrechen in alle meine Geheimnisse, das Berühren von Papieren, die mir Heiligtümer sind, empörten mich zu tief, als daß ich nicht jedes Mittel ergreifen sollte, um mich an dem Urheber dieser Gewalttat zu rächen. Den Universitätsrichter habe ich mittelst des höflichsten Spottes fast ums Leben gebracht. Wie ich zurückkam, mein Zimmer mir verboten und mein Pult versiegelt fand, lief ich zu ihm und sagte ihm ganz kaltblütig mit der größten Höflichkeit, in Gegenwart mehrerer Personen: wie ich vernommen, habe er in meiner Abwesenheit mein Zimmer mit seinem Besuche beehrt, ich komme, um ihn um den Grund seines gütigen Besuches zu fragen usw.—Es ist schade, daß ich nicht nach dem Mittagessen gekommen, aber auch so barst er fast

und mußte diese beißende Ironie mit der größten Höflichkeit beantworten. Das Gesetz sagt, nur in Fällen sehr dringenden Verdachts, ja nur eines Verdachtes, der statt halben Beweises gelten könne, dürfe eine Haussuchung vorgenommen werden. Ihr seht, wie man das Gesetz auslegt. Verdacht, am wenigsten ein dringender, kann nicht gegen mich vorliegen, sonst müßte ich verhaftet sein; in der Zeit, wo ich hier bin, könnte ich ja jede Untersuchung durch Verabreden gleichlautender Aussagen und dergleichen unmöglich machen. Es geht hieraus hervor, daß ich durch nichts kompromittiert bin und daß die Haussuchung nur vorgenommen worden, weil ich nicht liederlich und nicht sklavisch genug aussehe, um für keinen Demagogen gehalten zu werden. Eine solche Gewalttat stillschweigend ertragen, hieße die Regierung zur Mitschuldigen machen; hieße aussprechen, daß es keine gesetzliche Garantie mehr gäbe; hieße erklären, daß das verletzte Recht keine Genugtuung mehr erhalte. Ich will unserer Regierung diese grobe Beleidigung nicht antun.

Wir wissen nichts von *Minnigerode*; das Gerücht mit Offenbach ist jedenfalls reine Erfindung; daß ich auch schon dagewesen, kann mich nicht mehr kompromittieren als jeden anderen Reisenden . . . Sollte man, so wie man ohne die gesetzlich notwendige Ursache meine Papiere durchsuchte, mich auch ohne dieselbe festnehmen, in Gottes Namen! ich kann so wenig darüber hinaus, und es ist dies so wenig meine Schuld, als wenn eine Herde Banditen mich anhielte, plünderte oder mordete. Es ist Gewalt, der man sich fügen muß, wenn man nicht stark genug ist, ihr zu widerstehen; aus der Schwäche kann einem kein Vorwurf gemacht werden.

AN DIE FAMILIE Gießen, Ende August 1834.

Es sind jetzt fast drei Wochen seit der Haussuchung verflossen, und man hat mir in bezug darauf noch nicht die mindeste Eröffnung gemacht. Die Vernehmung bei dem Universitätsrichter am ersten Tage kann nicht in Anschlag gebracht werden, sie steht damit in keinem gesetz-

lichen Zusammenhang; der Herr *Georgi* verlangt nur als Universitätsrichter von mir als Studenten: ich solle mich wegen meiner Reise ausweisen, während er die Haussuchung als Regierungskommissär vornahm. Ihr sehet also, wie weit man es in der gesetzlichen Anarchie gebracht hat. Ich vergaß, wenn ich nicht irre, den wichtigen Umstand anzuführen, daß die Haussuchung sogar ohne die drei, durch das Gesetz vorgeschriebenen Urkundspersonen vorgenommen wurde und so um so mehr den Charakter eines Einbruchs an sich trägt. Das Verletzen unserer Familiengeheimnisse ist ohnehin ein bedeutenderer Diebstahl als das Wegnehmen einiger Geldstücke. Das Einbrechen in meiner Abwesenheit ist ebenfalls ungesetzlich; man war nur berechtigt, meine Türe zu versiegeln, und erst dann in meiner Abwesenheit zur Haussuchung zu schreiten, wenn ich mich auf erfolgte Vorladung nicht gestellt hätte. Es sind also drei Verletzungen des Gesetzes vorgefallen: Haussuchung ohne dringenden Verdacht (ich bin, wie gesagt, noch nicht vernommen worden, und es sind drei Wochen verflossen), Haussuchung ohne Urkundspersonen, und endlich Haussuchung am dritten Tage meiner Abwesenheit ohne vorher erfolgte Vorladung.

Die Vorstellung an das *Disziplinargericht* war im Grund genommen überflüssig, weil der Universitätsrichter als Regierungskommissär nicht unter ihm steht. Ich tat diesen Schritt nur vorerst, um nicht mit der Türe ins Haus zu fallen; ich stellte mich unter seinen Schutz, ich überließ ihm meine Klage. Seiner Stellung gemäß mußte es meine Sache zu der seinigen machen, aber die Leute sind etwas furchtsamer Natur; ich bin überzeugt, daß sie mich an eine andere Behörde verweisen. Ich erwarte ihre Resolution . . . Der Vorfall ist so einfach und liegt so klar am Tage, daß man mir entweder volle Genugtuung schaffen oder öffentlich erklären muß, das Gesetz sei aufgehoben und eine Gewalt an seine Stelle getreten, gegen die es keine Appellation als Sturmglocken und Pflastersteine gebe.

AN SAUERLÄNDER

Darmstadt, den 21. Februar 1835.

Geehrtester Herr! Ich gebe mir die Ehre, Ihnen mit diesen Zeilen ein Manuskript zu überschicken. Es ist ein *dramatischer Versuch* und behandelt einen Stoff der neueren Geschichte. Sollten Sie geneigt sein, das Verlag desselben zu übernehmen, so ersuche ich Sie mich so bald als möglich davon zu benachrichtigen, im entgegengesetzten Falle aber das Manuskript an die Heyerische Buchhandlung dahier zurückgehn zu lassen.

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie dem Herrn Carl Gutzkow den beigeschlossenen Brief überschicken und ihm das Drama zur Einsicht mitteilen wollten.

Haben Sie die Güte eine etwaige Antwort in einer Couverte mit der Adresse: an Frau Regierungsrat Reuß zu Darmstadt, an mich gelangen zu lassen. Verschiedene Umstände lassen mich dringend wünschen, daß dies in möglichster Kürze der Fall sei.

Hochachtungsvoll verbleibe ich
Ihr ergebenster Diener
G. Büchner.

AN GUTZKOW Darmstadt, den 21. Februar 1835.

Mein Herr! Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit kurzem erblindeten Hauptmanne von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich totschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die einen verhindern, seinen Leib zum Notanker zu machen, um ihn von dem Wracke dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Türe aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuskript

auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuskript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen *als Kritiker* dies erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen, und sogleich zu antworten.

Über das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urteil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich zu motivieren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der *Geschichte* gegenüber rot zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, *Shakespeare* ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolges können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen, und fast leichter, die Pistole in der Hand: *la bourse ou la vie!* zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn es! zu flüstern.

STRASSBURG 1835–1836

AN DIE FAMILIE Weißenburg, den 9. März 1835. Eben lange ich wohlbehalten hier an. Die Reise ging schnell und bequem vor sich. Ihr könnt, was meine persönliche Sicherheit anlangt, völlig ruhig sein. Sicheren Nachrichten gemäß bezweifle ich auch nicht, daß mir der *Aufenthalt in Straßburg* gestattet werden wird . . . Nur die dringendsten Gründe konnten mich zwingen, Vaterland und Vaterhaus in der Art zu verlassen . . . Ich konnte mich unserer politischen Inquisition stellen; von dem

Resultat einer Untersuchung hatte ich nichts zu befürchten, aber alles von der Untersuchung selbst . . . Ich bin überzeugt, daß nach einem Verlaufe von zwei bis drei Jahren meiner Rückkehr nichts mehr im Wege stehen wird. Diese Zeit hätte ich im Falle des Bleibens in einem Kerker zu Friedberg versessen; körperlich und geistig zerrüttet wäre ich dann entlassen worden. Dies stand mir so deutlich vor Augen, dessen war ich so gewiß, daß ich das große Übel einer freiwilligen Verbannung wählte. Jetzt habe ich Hände und Kopf frei ... Es liegt jetzt alles in meiner Hand. Ich werde das *Studium der medizinisch-philosophischen Wissenschaften* mit der größten Anstrengung betreiben, und auf dem Felde ist noch Raum genug, um etwas Tüchtiges zu leisten, und unsere Zeit ist grade dazu gemacht, dergleichen anzuerkennen. Seit ich über der Grenze bin, habe ich frischen Lebensmut; ich stehe jetzt ganz allein, aber gerade das steigert meine Kräfte. Der beständigen geheimen Angst vor Verhaftung und sonstigen Verfolgungen, die mich in Darmstadt beständig peinigte, enthoben zu sein, ist eine große Wohltat.

AN GUTZKOW Straßburg, März 1835.

Verehrtester! Vielleicht haben Sie durch einen *Steckbrief* im "Frankfurter Journal" meine Abreise von Darmstadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Mein Manuskript wird unter der Hand seinen Kurs gemacht haben.

Meine Zukunft ist so problematisch, daß sie mich selbst zu interessieren anfängt, was viel heißen will. Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können und nehme dann Handgeld entweder von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St. Simonisten für die *femme libre* oder sterbe mit meiner Geliebten. Wir werden sehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal der Münster eine Jakobinermütze aufsetzen sollte. Was sagen Sie dazu? Es ist nur mein Spaß. Aber Sie sollen noch

erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Mißjahr gibt, worin nur der Hanf gerät! Das sollte lustig gehen, wir wollten schon eine Boa Constrictor zusammen flechten. Mein Danton ist vorläufig ein seidenes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson.

AN DIE FAMILIE Straßburg, den 27. März 1835.
Ich fürchte sehr, daß das Resultat der Untersuchung den Schritt, welchen ich getan, hinlänglich rechtfertigen wird; es sind wieder Verhaftungen erfolgt, und man erwartet nächstens deren noch mehr. *Minnigerode* ist *in flagranti crimine* ertappt worden. Man betrachtet ihn als den Weg, der zur Entdeckung aller bisherigen revolutionären Umtriebe führen soll: man sucht ihm um jeden Preis sein Geheimnis zu entreißen; wie sollte seine schwache Konstitution der langsamen Folter, auf die man ihn spannt, widerstehen können? . . . . Ist in den deutschen Zeitungen die Hinrichtung des Leutnant *Koseritz* auf dem Hohenasperg in Württemberg bekanntgemacht worden? Er war Mitwisser um das Frankfurter Komplott und wurde vor einiger Zeit erschossen. Der Buchhändler *Frankh* aus Stuttgart ist mit noch mehreren anderen aus der nämlichen Ursache zum Tode verurteilt worden, und man glaubt, daß das Urteil vollstreckt wird.

AN DIE FAMILIE Straßburg, den 20. April 1835.
Heute morgen erhielt ich eine traurige Nachricht.—Ein Flüchtling aus der Gegend von Gießen ist hier angekommen; er erzählte mir, in der Gegend von Marburg seien mehrere Personen verhaftet und bei einem von ihnen eine Presse gefunden worden, außerdem sind meine Freunde *A. Becker* und *Klemm* eingezogen worden, und Rektor *Weidig* von Butzbach wird verfolgt. Ich begreife unter solchen Umständen die Freilassung von P . . . . . nicht.
Jetzt erst bin ich froh, daß ich weg bin, man würde mich auf keinen Fall verschont haben . . . Ich sehe meiner

Zukunft sehr ruhig entgegen. Jedenfalls könnte ich von meinen schriftstellerischen Arbeiten leben . . . Man hat mich auch aufgefordert, *Kritiken* über die neu erscheinenden französischen Werke *in das Literaturblatt* zu schicken; sie werden gut bezahlt. Ich würde mir noch weit mehr verdienen können, wenn ich mehr Zeit darauf verwenden wollte; aber ich bin entschlossen, meinen Studienplan nicht aufzugeben.

AN DIE FAMILIE Straßburg, den 5. Mai 1835.

Schulz und seine Frau gefallen mir sehr gut; ich habe schon seit längerer Zeit Bekanntschaft mit ihnen gemacht und besuche sie öfters. Schulz namentlich ist nichts weniger als die unruhige Kanzleibürste, die ich mir unter ihm vorstellte; er ist ein ziemlich ruhiger und sehr anspruchsloser Mann. Er beabsichtigt, in aller Nähe mit seiner Frau nach Nancy und in Zeit von einem Jahr ungefähr nach Zürich zu gehen, um dort zu dozieren . . . Die Verhältnisse der politischen Flüchtlinge sind in der Schweiz keineswegs so schlecht, als man sich einbildet; die strengen Maßregeln erstrecken sich nur auf diejenigen, welche durch ihre fortgesetzten Tollheiten die Schweiz in die unangenehmsten Verhältnisse mit dem Auslande gebracht und schon beinahe in einen Krieg mit demselben verwickelt haben . . .

Böckel und *Baum* sind fortwährend meine intimsten Freunde; letzterer will seine Abhandlung über die Methodisten, wofür er einen Preis von 3000 Francs erhalten hat und öffentlich gekrönt worden ist, drucken lassen. Ich habe mich in seinem Namen an *Gutzkow* gewendet, mit dem ich fortwährend in Korrespondenz stehe. Er ist im Augenblick in Berlin, muß aber bald wieder zurückkommen. Er scheint viel auf mich zu halten; ich bin froh darüber, sein Literaturblatt steht in großem Ansehn . . . Im Juni wird er hierher kommen, wie er mir schreibt. Daß mehreres aus meinem *Drama* im "Phönix" erschienen ist, hatte ich durch ihn erfahren; er versicherte mich auch, daß das Blatt viel Ehre damit eingelegt habe. Das Ganze muß bald erscheinen. Im Fall es Euch zu Gesicht kommt,

bitte ich Euch, bei Eurer Beurteilung vorerst zu bedenken, daß ich der Geschichte treu bleiben und die Männer der Revolution geben mußte, wie sie waren: blutig, liederlich, energisch und zynisch. Ich betrachte mein Drama wie ein geschichtliches Gemälde, das seinem Original gleichen muß . . . Gutzkow hat mich um Kritiken wie um eine besondere Gefälligkeit gebeten; ich konnte es nicht abschlagen, ich gebe mich ja doch in meinen freien Stunden mit Lektüre ab, und wenn ich dann manchmal die Feder in die Hand nehme und schreibe über das Gelesene etwas nieder, so ist dies keine so große Mühe und nimmt wenig Zeit weg . . .

Der Geburtstag des Königs ging sehr still vorüber. Niemand fragt nach dergleichen, selbst die Republikaner sind ruhig; sie wollen keine Emeuten mehr, aber ihre Grundsätze finden von Tag zu Tag, namentlich bei der jungen Generation, mehr Anhang, und so wird wohl die Regierung nach und nach, ohne gewaltsame Umwälzung, von selbst zusammenfallen . . .

Sartorius ist verhaftet, sowie auch *Becker*. Heute habe ich auch die Verhaftung des Herrn *Weidig* und des Pfarrers *Flick* zu Petterweil erfahren.

AN DIE FAMILIE

Straßburg, Mittwoch nach Pfingsten 1835.

Was Ihr mir von dem in Darmstadt verbreiteten Gerüchte hinsichtlich einer in Straßburg bestehenden Verbindung sagt, beunruhigt mich sehr. Es sind höchstens acht bis neun *deutsche Flüchtlinge* hier; ich komme fast in keine Berührung mit ihnen, und an eine politische Verbindung ist nicht zu denken. Sie sehen so gut wie ich ein, daß unter den jetzigen Umständen dergleichen im ganzen unnütz und dem, der daran teilnimmt, höchst verderblich ist. Sie haben nur einen Zweck, nämlich durch Arbeiten, Fleiß und gute Sitten das sehr gesunkene Ansehn der deutschen Flüchtlinge wieder zu heben, und ich finde das sehr lobenswert. Straßburg schien übrigens unserer Regierung höchst verdächtig und sehr gefährlich; es wundern mich daher die umgehenden Gerüchte nicht im geringsten,

nur macht es mich besorgt, daß unsere Regierung die Ausweisung der Schuldigen verlangen will. Wir stehen hier unter keinem gesetzlichen Schutz, halten uns eigentlich gegen das Gesetz hier auf, sind nur geduldet und somit ganz der Willkür des Präfekten überlassen. Sollte ein derartiges Verlangen von unserer Regierung gestellt werden, so würde man nicht fragen: existiert eine solche Verbindung oder nicht? sondern man würde ausweisen, was da ist. Ich kann zwar auf Protektion genug zählen, um mich hier halten zu können; aber das geht nur so lange, als die hessische Regierung nicht besonders meine Ausweisung verlangt, denn in diesem Falle spricht das Gesetz zu deutlich, als daß die Behörde ihm nicht nachkommen müßte. Doch hoffe ich, das alles ist übertrieben. Uns berührt auch folgende Tatsache: Dr. Schulz hat nämlich vor einigen Tagen den Befehl erhalten, Straßburg zu verlassen; er hatte hier ganz zurückgezogen gelebt, sich ganz ruhig verhalten—und dennoch! Ich hoffe, daß unsere Regierung mich für zu unbedeutend hält, um auch gegen mich ähnliche Maßregeln zu ergreifen, und daß ich somit ungestört bleiben werde. Sagt, ich sei in die Schweiz gegangen.—
Heumann sprach ich gestern.—Auch sind in der letzten Zeit wieder fünf Flüchtlinge aus Darmstadt und Gießen hier eingetroffen und bereits in die Schweiz weiter gereist. *Rosenstiel*, *Wiener* und *Stamm* sind unter ihnen.

AN WILHELM BÜCHNER Straßburg, im Juli 1835.
Ich würde Dir das nicht sagen, wenn ich im entferntesten jetzt an die Möglichkeit einer *politischen Umwälzung* glauben könnte. Ich habe mich seit einem halben Jahre vollkommen überzeugt, daß nichts zu tun ist und daß jeder, der im Augenblicke sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt. Ich kann Dir nichts Näheres sagen, aber ich kenne die Verhältnisse; ich weiß, wie schwach, wie unbedeutend, wie zerstückelt die liberale Partei ist, ich weiß, daß ein zweckmäßiges, übereinstimmendes Handeln unmöglich ist und daß jeder Versuch auch nicht zum geringsten Resultate führt . . . Eine ge-

naue Bekanntschaft mit dem Treiben der deutschen Revolutionärs im Auslande hat mich überzeugt, daß auch von dieser Seite nicht das geringste zu hoffen ist. Es herrscht unter ihnen eine babylonische Verwirrung, die nie gelöst werden wird. Hoffen wir auf die Zeit!

AN GUTZKOW Straßburg, 1835.

Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten geteilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das *Verhältnis zwischen Armen und Reichen* ist das einzige revolutionäre Element in der Welt; der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin, und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topfe jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden.

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Juli 1835.

Ich habe hier noch mündlich viel Unangenehmes aus Darmstadt erfahren. *Koch*, *Walloth*, *Geilfuß* und einer meiner Gießener Freunde, mit Namen *Becker*, sind vor kurzem hier angekommen, auch ist der junge *Stamm* hier. Es sind sonst noch mehrere angekommen, sie gehen aber sämtlich weiter in die Schweiz oder in das Innere von Frankreich. Ich habe von Glück zu sagen und fühle mich manchmal recht frei und leicht, wenn ich den weiten, freien Raum um mich überblicke und mich dann in das Darmstädter Arresthaus zurückversetze. Die Unglücklichen! *Minnigerode* sitzt jetzt fast ein Jahr; er soll körperlich fast aufgerieben sein, aber zeigt er nicht eine heroische Standhaftigkeit? Es heißt, er sei schon mehrmals geschlagen worden—ich kann und mag es nicht glauben. *A. Becker* wird wohl von Gott und der Welt verlassen sein: seine Mutter starb, während er in Gießen im Gefängnis saß; vierzehn Tage darnach eröffnete man es ihm!!! *Klemm* ist ein Verräter, das ist gewiß; aber es ist mir doch immer, als ob ich träumte, wenn ich daran denke. Wißt Ihr denn, daß seine Schwester und seine

Schwägerin ebenfalls verhaftet und nach Darmstadt gebracht worden sind, und zwar höchstwahrscheinlich auf seine eigne Aussage hin? Übrigens gräbt er sich sein eignes Grab; seinen Zweck, die Heirat mit Fräulein v. . . in Gießen, wird er doch nicht erreichen, und die öffentliche Verachtung, die ihn unfehlbar trifft, wird ihn töten. Ich fürchte nur sehr, daß die bisherigen Verhaftungen nur das Vorspiel sind; es wird noch bunt hergehen. Die Regierung weiß sich nicht zu mäßigen; die Vorteile, welche ihr die Zeitumstände in die Hand geben, wird sie aufs äußerste mißbrauchen, und das ist sehr unklug und für uns sehr vorteilhaft. Auch der junge *v. Biegeleben*, *Weidenbusch*, *Floret* sind in eine Untersuchung verwickelt; das wird noch ins Unendliche gehen. Drei Pfarrer, *Flick*, *Weidig* und *Thudichum*, sind unter den Verhafteten. Ich fürchte nur sehr, daß unsere Regierung uns hier nicht in Ruhe läßt; doch bin ich der Verwendung der Professoren *Lauth*, *Duvernoy* und des Doktor *Böckels* gewiß, die sämtlich mit dem Präfekten gut stehen.—

Mit meiner *Übersetzung* bin ich längst fertig; wie es mit meinem *Drama* geht, weiß ich nicht; es mögen wohl fünf bis sechs Wochen sein, daß mir Gutzkow schrieb, es werde daran gedruckt, seit der Zeit habe ich nichts mehr darüber gehört. Ich denke, es muß erschienen sein, und man schickt es mir erst, wenn die Rezensionen erschienen sind, zugleich mit diesen zu; anders weiß ich mir die Verzögerung nicht zu erklären. Nur fürchte ich zuweilen für *Gutzkow*; er ist ein Preuße und hat sich neuerdings durch eine Vorrede zu einem in Berlin erschienenen Werke das Mißfallen seiner Regierung zugezogen. Die Preußen machen kurzen Prozeß; er sitzt vielleicht jetzt auf einer preußischen Festung; doch wir wollen das Beste hoffen.

AN DIE FAMILIE Straßburg, 16. Juli 1835.

Ich lebe hier ganz unangefochten; es ist zwar vor einiger Zeit ein Reskript von Gießen gekommen, die Polizei scheint aber keine Notiz davon genommen zu haben . . . Es liegt schwer auf mir, wenn ich mir Darmstadt vorstelle; ich sehe unser Haus und den Garten und dann

unwillkürlich das abscheuliche Arresthaus. Die Unglücklichen! Wie wird das enden? Wohl wie in Frankfurt, wo einer nach dem andern stirbt und in der Stille begraben wird. Ein Todesurteil, ein Schafott, was ist das? Man stirbt für seine Sache. Aber so im Gefängnis auf eine langsame Weise aufgerieben zu werden! Das ist entsetzlich! Könntet Ihr mir nicht sagen, wer in Darmstadt sitzt? Ich habe hier vieles untereinander gehört, werde aber nicht klug daraus. *Klemm* scheint eine schändliche Rolle zu spielen. Ich hatte den Jungen sehr gern, er war grenzenlos leidenschaftlich, aber offen, lebhaft, mutig und aufgeweckt. Hört man nichts von *Minnigerode*? Sollte er wirklich Schläge erhalten? Es ist mir undenkbar. Seine heroische Standhaftigkeit sollte auch dem verstocktesten Aristokraten Ehrfurcht einflößen.

AN DIE FAMILIE Straßburg, 28. Juli 1835.

Über mein *Drama* muß ich einige Worte sagen. Erst muß ich bemerken, daß die Erlaubnis, einige Änderungen machen zu dürfen, allzusehr benutzt worden ist. Fast auf jeder Seite weggelassen, zugesetzt, und fast immer auf die dem Ganzen nachteiligste Weise. Manchmal ist der Sinn ganz entstellt oder ganz und gar weg, und fast platter Unsinn steht an der Stelle. Außerdem wimmelt das Buch von den abscheulichsten Druckfehlern. Man hat mir keinen Korrekturbogen zugeschickt. Der Titel ist abgeschmackt, und mein Name steht darauf, was ich ausdrücklich verboten hatte; er steht außerdem nicht auf dem Titel meines Manuskripts. Außerdem hat mir der Korrektor einige Gemeinheiten in den Mund gelegt, die ich in meinem Leben nicht gesagt haben würde. Gutzkows glänzende Kritiken habe ich gelesen und zu meiner Freude dabei bemerkt, daß ich keine Anlagen zur Eitelkeit habe. Was übrigens die sogenannte *Unsittlichkeit* meines Buchs angeht, so habe ich folgendes zu antworten: *der dramatische Dichter* ist in meinen Augen nichts als ein Geschichtschreiber, steht aber über letzterem dadurch, daß er uns die Geschichte zum zweitenmal erschafft und uns gleich unmittelbar, statt eine trockne Erzählung zu geben,

in das Leben einer Zeit hinein versetzt, uns statt Charakteristiken Charaktere und statt Beschreibungen Gestalten gibt. Seine höchste Aufgabe ist, der Geschichte, wie sie sich wirklich begeben, so nahe als möglich zu kommen. Sein Buch darf weder sittlicher noch unsittlicher sein als die *Geschichte selbst*; aber die Geschichte ist vom lieben Herrgott nicht zu einer Lektüre für junge Frauenzimmer geschaffen worden, und da ist es mir auch nicht übel zu nehmen, wenn mein Drama ebensowenig dazu geeignet ist. Ich kann doch aus einem Danton und den Banditen der Revolution nicht Tugendhelden machen! Wenn ich ihre Liederlichkeit schildern wollte, so mußte ich sie eben liederlich sein, wenn ich ihre Gottlosigkeit zeigen wollte, so mußte ich sie eben wie Atheisten sprechen lassen. Wenn einige unanständige Ausdrücke vorkommen, so denke man an die weltbekannte, obszöne Sprache der damaligen Zeit, wovon das, was ich meine Leute sagen lasse, nur ein schwacher Abriß ist. Man könnte mir nun noch vorwerfen, daß ich einen solchen Stoff gewählt hätte. Aber der Einwurf ist längst widerlegt. Wollte man ihn gelten lassen, so müßten die größten Meisterwerke der Poesie verworfen werden. Der Dichter ist kein Lehrer der Moral, er erfindet und schafft Gestalten, er macht vergangene Zeiten wieder aufleben, und die Leute mögen dann daraus lernen, so gut wie aus dem Studium der Geschichte und der Beobachtung dessen, was im menschlichen Leben um sie herum vorgeht. Wenn man so wollte, dürfte man keine Geschichte studieren, weil sehr viele unmoralische Dinge darin erzählt werden, müßte mit verbundenen Augen über die Gasse gehen, weil man sonst Unanständigkeiten sehen könnte, und müßte über einen Gott Zeter schreien, der eine Welt erschaffen, worauf so viele Liederlichkeiten vorfallen. Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen, wie sie ist, sondern wie sie sein solle, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll. Was noch die sogenannten *Idealdichter* anbetrifft, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit him-

melblauen Nasen und affektiertem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfinden macht und deren Tun und Handeln mir Abscheu oder Bewunderung einflößt. Mit einem Wort, ich halte viel auf *Goethe* oder *Shakespeare*, aber sehr wenig auf *Schiller*. Daß übrigens noch die ungünstigsten Kritiken erscheinen werden, versteht sich von selbst; denn die Regierungen müssen doch durch ihre bezahlten Schreiber beweisen lassen, daß ihre Gegner Dummköpfe oder unsittliche Menschen sind. Ich halte übrigens mein Werk keineswegs für vollkommen und werde jede wahrhaft ästhetische Kritik mit Dank annehmen.—

Habt Ihr von dem gewaltigen Blitzstrahl gehört, der vor einigen Tagen das *Münster* getroffen hat? Nie habe ich einen solchen Feuerglanz gesehen und einen solchen Schlag gehört; ich war einige Augenblicke wie betäubt. Der Schade ist der größte seit Wächtersgedenken. Die Steine wurden mit ungeheurer Gewalt zerschmettert und weit weg geschleudert; auf hundert Schritt im Umkreis wurden die Dächer der benachbarten Häuser von den herabfallenden Steinen durchgeschlagen.—

Es sind wieder drei Flüchtlinge hier eingetroffen, *Nievergelder* ist darunter; es sind in Gießen neuerdings zwei Studenten verhaftet worden. Ich bin äußerst vorsichtig. Wir wissen hier von niemand, der auf der Grenze verhaftet worden sei. Die Geschichte muß ein Märchen sein.

AN DIE FAMILIE Straßburg, Anfangs August 1835.

Vor allem muß ich Euch sagen, daß man mir auf besondere Verwendung eine Sicherheitskarte versprochen hat, im Fall ich einen Geburts-(nicht Heimats-)schein vorweisen könnte. Es ist dies nur als eine vom Gesetze vorgeschriebene Förmlichkeit zu betrachten; ich muß ein Papier vorweisen können, so unbedeutend es auch sei... Doch lebe ich ganz unangefochten; es ist nur eine prophylaktische Maßregel, die ich für die Zukunft nehme. Sprengt übrigens immerhin aus, ich sei nach Zürich gegangen; da Ihr seit längerer Zeit keine Briefe von mir durch die Post

erhalten habt, so kann die Polizei unmöglich mit Bestimmtheit wissen, wo ich mich aufhalte, zumal da ich meinen Freunden geschrieben, ich sei nach Zürich gegegangen.

Es sind wieder einige Flüchtlinge hier angekommen, ein Sohn des Professor *Vogt* ist darunter. Sie bringen die Nachricht von neuen Verhaftungen dreier Familienväter! Der eine in Rödelheim, der andere in Frankfurt, der dritte in Offenbach. Auch ist eine Schwester des unglücklichen *Neuhof*, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, wie man sagt, verhaftet worden. Daß ein Frauenzimmer aus Gießen in das Darmstädter Arresthaus gebracht wurde, ist gewiß; man behauptet, sie sei die . . . Die Regierung muß die Sache sehr geheim halten, denn Ihr scheint in Darmstadt sehr schlecht unterrichtet zu sein. Wir erfahren alles durch die Flüchtlinge, welche es am besten wissen, da sie meistens zuvor in die Untersuchung verwickelt waren. Daß *Minnigerode* in Friedberg eine Zeitlang Ketten an den Händen hatte, weiß ich gewiß; ich weiß es von einem, der mit ihm saß. Er soll tödlich krank sein; wolle der Himmel, daß seine Leiden ein Ende hätten! Daß die Gefangenen die Gefängniskost bekommen und weder Licht noch Bücher erhalten, ist ausgemacht. Ich danke dem Himmel, daß ich voraussah, was kommen würde; ich wäre in so einem Loch verrückt geworden. . .

In der Politik fängt es hier wieder an, lebendig zu werden. Die Höllenmaschine in *Paris* und die der Kammer vorgelegten Gesetzentwürfe über die Presse machen viel Aufsehn. Die Regierung zeigt sich sehr unmoralisch, denn obgleich es gerichtlich erwiesen ist, daß der Täter ein verschmitzter Schurke ist, der schon allen Parteien gedient hat und wahrscheinlich durch Geld zu der Tat getrieben wurde, so sucht sie doch das Verbrechen den Republikanern und Carlisten auf den Hals zu laden und durch den momentanen Eindruck die unleidlichsten Beschränkungen der Presse zu erlangen. Man glaubt, daß das Gesetz in der Kammer durchgehen und vielleicht noch geschärft werden wird. Die Regierung ist sehr unklug: in sechs Wochen hat man die Höllenmaschine ver-

gessen, und dann befindet sie sich mit ihrem Gesetz einem Volke gegenüber, das seit mehreren Jahren gewohnt ist, alles, was ihm durch den Kopf kommt, öffentlich zu sagen. Die feinsten Politiker reimen die Höllenmaschine mit der *Revue in Kalisch* zusammen. Ich kann ihnen nicht ganz unrecht geben: die Höllenmaschine unter Bonaparte! der Rastadter Gesandtenmord!! . . . Wenn man sieht, wie die absoluten Mächte alles wieder in die alte Unordnung zu bringen suchen, Polen, Italien, Deutschland wieder unter den Füßen—es fehlt nur noch Frankreich; es hängt ihnen immer wie ein Schwert über dem Kopf. So zum Zeitvertreib wirft man doch die Millionen in Kalisch nicht zum Fenster hinaus. Man hätte die auf den Tod des Königs folgende Verwirrung benutzt und hätte gerade nicht sehr viele Schritte gebraucht, um an den Rhein zu kommen. Ich kann mir das Attentat auf keine andere Weise erklären. Die Republikaner haben erstens kein Geld und sind zweitens in einer so elenden Lage, daß sie nichts hätten versuchen können, selbst wenn der König gefallen wäre. Höchstens könnten einige Legitimisten hinein verwickelt sein. Ich glaube nicht, daß die Justiz die Sache aufklären wird.

AN DIE FAMILIE Straßburg, den 17. August 1835. Von Umtrieben weiß ich nichts. Ich und meine Freunde sind sämtlich der Meinung, daß man für jetzt alles der Zeit überlassen muß; übrigens kann der Mißbrauch, welchen die Fürsten mit ihrer wiedererlangten Gewalt treiben, nur zu unserem Vorteil gereichen. Ihr müßt Euch durch die verschiedenen Gerüchte nicht irremachen lassen; so soll sogar ein Mensch Euch besucht haben, der sich für einen meiner Freunde ausgab. Ich erinnere mich gar nicht, den Menschen je gesehen zu haben; wie mir die anderen jedoch erzählten, ist er ein ausgemachter Schurke, der wahrscheinlich auch das Gerücht von einer hier bestehenden Verbindung ausgesprengt hat. Die Gegenwart des *Prinzen Emil*, der eben hier ist, könnte vielleicht nachteilige Folgen für uns haben, im Fall er von dem Präfekten unsere Ausweisung begehrte; doch halten wir uns für zu

unbedeutend, als daß Seine Hoheit sich mit uns beschäftigen sollte. Übrigens sind fast sämtliche Flüchtlinge in die Schweiz und in das Innere abgereist, und in wenigen Tagen gehen noch mehrere, so daß höchstens fünf bis sechs hier bleiben werden.

AN GUTZKOW Straßburg, Herbst 1835.
Was Sie mir über die *Zusendung aus der Schweiz* sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Notwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein notwendiges Übel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zumut, und ich hatte mich so ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde absolviert. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Türe werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmütig; es wäre mir leichter gefallen, ihn tot zu schlagen als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt einem doch in der Welt teurer zu stehen als die Humanität.

AN DIE FAMILIE Straßburg, den 20. September 1835.
Mir hat sich eine Quelle geöffnet; es handelt sich um ein großes Literaturblatt, "Deutsche Revue" betitelt, das mit Anfang des neuen Jahres in Wochenheften erscheinen soll. *Gutzkow* und *Wienbarg* werden das Unternehmen leiten; man hat mich zu monatlichen Beiträgen aufgefordert. Ob das gleich eine Gelegenheit gewesen wäre, mir vielleicht ein regelmäßiges Einkommen zu sichern, so habe ich doch meiner Studien halber die Verpflichtung zu regelmäßigen Beiträgen abgelehnt. Vielleicht, daß Ende des Jahres noch etwas von mir erscheint.—
Klemm also frei? Er ist mehr ein Unglücklicher als ein Verbrecher, ich bemitleide ihn eher, als ich ihn verachte; man muß doch gar pfiffig die tolle Leidenschaft des armen

Teufels benützt haben. Er hatte sonst Ehrgefühl; ich glaube nicht, daß er seine Schande wird ertragen können. Seine Familie verleugnet ihn, seinen älteren Bruder ausgenommen, der eine Hauptrolle in der Sache gespielt zu haben scheint. Es sind viel Leute dadurch unglücklich geworden. Mit *Minnigerode* soll es besser gehen. Hat denn *Gladbach* noch kein Urteil? Das heiße ich einen doch lebendig begraben. Mich schaudert, wenn ich denke, was vielleicht mein Schicksal gewesen wäre!

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Oktober 1835.
Ich habe mir hier allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethes, einen unglücklichen Poeten namens *Lenz*, verschafft, der sich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufsatz in der deutschen Revue erscheinen zu lassen. Auch sehe ich mich eben nach Stoff zu einer *Abhandlung über einen philosophischen oder naturhistorischen Gegenstand* um. Jetzt noch eine Zeitlang anhaltendes Studium, und der Weg ist gebrochen. Es gibt hier Leute, die mir eine glänzende Zukunft prophezeien. Ich habe nichts dawider.

AN DIE FAMILIE Straßburg, den 2. November 1835.
Ich weiß bestimmt, daß man mir in Darmstadt die abenteuerlichsten Dinge nachsagt; man hat mich bereits dreimal an der Grenze verhaften lassen. Ich finde es natürlich; die außerordentliche Anzahl von Verhaftungen und Steckbriefen muß Aufsehen machen, und da das Publikum jedenfalls nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt, so macht es wunderliche Hypothesen.
Aus der Schweiz habe ich die besten Nachrichten. Es wäre möglich, daß ich noch vor Neujahr von der *Züricher Fakultät* den Doktorhut erhielte, in welchem Fall ich alsdann nächste Ostern anfangen würde, dort zu dozieren. In einem Alter von zweiundzwanzig Jahren wäre das alles, was man fordern kann. . .
Neulich hat mein Name in der "Allgemeinen Zeitung" paradiert. Es handelte sich um eine große literarische

Zeitschrift, *Deutsche Revue*, für die ich Artikel zu liefern versprochen habe. Dies Blatt ist schon vor seinem Erscheinen angegriffen worden, worauf es denn hieß, daß man nur die Herren Heine, Börne, Mundt, Schulz, Büchner usw. zu nennen brauche, um einen Begriff von dem Erfolge zu haben, den diese Zeitschrift haben würde. . .
Über die Art, wie *Minnigerode* mißhandelt wird, ist im "Temps" ein Artikel erschienen. Er scheint mir von Darmstadt aus geschrieben; man muß wahrhaftig weit gehen, um einmal klagen zu dürfen. Meine unglücklichen Freunde!

AN GUTZKOW Straßburg [1835].

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinen Freunden *Stöber*. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Tal, und die alten Sagen sind so originell und heimlich, und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum erstenmal das Gebirg durchstrich. *Adolph* hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach bekannt sein. *August* steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.
Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltenen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterlande nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Teil das Büchlein erstehen ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände, und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.

Ich werde ganz dumm in dem *Studium der Philosophie*; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Löcher in unseren Hosen seien Palastfenster, so könnte man schon wie ein König leben! So aber friert man erbärmlich.

AN DIE FAMILIE Straßburg, den 1. Januar 1836. Das Verbot der *Deutschen Revue* schadet mir nichts. Einige Artikel, die für sie bereit lagen, kann ich an den "Phönix" schicken. Ich muß lachen, wie fromm und moralisch plötzlich unsere Regierungen werden. Der *König von Bayern* läßt unsittliche Bücher verbieten! da darf er seine Biographie nicht erscheinen lassen, denn die wäre das Schmutzigste, was je geschrieben worden! Der *Großherzog von Baden,* erster Ritter vom doppelten Mopsorden, macht sich zum Ritter vom heiligen Geist und läßt *Gutzkow* arretieren, und der liebe deutsche Michel glaubt, es geschähe alles aus Religion und Christentum und klatscht in die Hände. Ich kenne die Bücher nicht, von denen überall die Rede ist; sie sind nicht in den Leihbibliotheken und zu teuer, als daß ich Geld daran wenden sollte. Sollte auch alles sein, wie man sagt, so könnte ich darin nur die Verirrungen eines durch philosophische Sophismen falsch geleiteten Geistes sehen. Es ist der gewöhnlichste Kunstgriff, den großen Haufen auf seine Seite zu bekommen, wenn man mit recht vollen Backen "Unmoralisch!" schreit. Übrigens gehört sehr viel Mut dazu, einen Schriftsteller anzugreifen, der von einem deutschen Gefängnis aus antworten soll. Gutzkow hat bisher einen edlen, kräftigen Charakter gezeigt, er hat Proben von großem Talent abgelegt; woher denn plötzlich das Geschrei? Es kommt mir vor, als stritte man sehr um das Reich von dieser Welt, während man sich stellt, als müsse man der heiligen Dreifaltigkeit das Leben retten. Gutzkow hat in seiner Sphäre mutig für die Freiheit gekämpft; man muß doch die wenigen, welche noch aufrecht stehn und zu sprechen wagen, verstummen machen! Übrigens gehöre ich für meine Person keineswegs zu dem

sogenannten *Jungen Deutschland*, der literarischen Partei Gutzkows und Heines. Nur ein völliges Mißkennen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse konnte die Leute glauben machen, daß durch die Tagesliteratur eine völlige Umgestaltung unserer religiösen und gesellschaftlichen Ideen möglich sei. Auch teile ich keineswegs ihre Meinung über die Ehe und das Christentum; aber ich ärgere mich doch, wenn Leute, die in der Praxis tausendfältig mehr gesündigt als diese in der Theorie, gleich moralische Gesichter ziehn und den Stein auf ein jugendliches, tüchtiges Talent werfen. Ich gehe meinen Weg für mich und bleibe auf dem Felde des *Dramas*, das mit all diesen Streitfragen nichts zu tun hat; ich zeichne meine Charaktere, wie ich sie der Natur und der Geschichte angemessen halte, und lache über die Leute, welche mich für die Moralität oder Immoralität derselben verantwortlich machen wollen. Ich habe darüber meine eignen Gedanken. . .
Ich komme vom Christkindelsmarkt: überall Haufen zerlumpter, frierender Kinder, die mit aufgerissenen Augen und traurigen Gesichtern vor den Herrlichkeiten aus Wasser und Mehl, Dreck und Goldpapier standen. Der Gedanke, daß für die meisten Menschen auch die armseligsten Genüsse und Freuden unerreichbare Kostbarkeiten sind, machte mich sehr bitter.

AN DIE FAMILIE Straßburg, den 15. März 1836.
Ich begreife nicht, daß man gegen *Küchler* etwas in Händen haben soll; ich dachte, er sei mit nichts beschäftigt, als seine Praxis und Kenntnisse zu erweitern. Wenn er auch nur kurze Zeit sitzt, so ist doch wohl seine ganze Zukunft zerstört: man setzt ihn vorläufig in Freiheit, spricht ihn von der Instanz los, läßt ihn versprechen, das Land nicht zu verlassen, und verbietet ihm seine Praxis, was man nach den neusten Verfügungen kann.—Als sicher und gewiß kann ich Euch sagen, daß man vor kurzem in Bayern zwei junge Leute, nachdem sie seit fast vier Jahren in strenger Haft gesessen, als unschuldig in Freiheit gesetzt hat! Außer Küchler und *Groß* sind noch drei Bürger aus Gießen verhaftet worden. Zwei von ihnen

haben ihr Geschäft, und der eine ist obendrein Familienvater. Auch hörten wir, *Max v. Biegeleben* sei verhaftet, aber gleich darauf wieder gegen Kaution in Freiheit gesetzt worden. *Gladbach* soll vor einiger Zeit zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden sein; das Urteil sei aber wieder umgestoßen, und die Untersuchung fange von neuem an. Ihr würdet mir einen Gefallen tun, wenn ihr mir über beides Auskunft gäbet.

Ich will Euch dafür sogleich eine sonderbare Geschichte erzählen, die Herr J. in den englischen Blättern gelesen und die, wie dazu bemerkt, in den deutschen Blättern nicht mitgeteilt werden durfte. Der Direktor des Theaters zu Braunschweig ist der bekannte Komponist *Methfessel.* Er hat eine hübsche Frau, die dem Herzog gefällt, und ein Paar Augen, die er gern zudrückt, und ein Paar Hände, die er gern aufmacht. Der Herzog hat die sonderbare Manie, Madame Methfessel im Kostüm zu bewundern. Er befindet sich daher gewöhnlich vor Anfang des Schauspiels mit ihr allein auf der Bühne. Nun intrigiert Methfessel gegen einen bekannten Schauspieler, dessen Name mir entfallen ist. Der Schauspieler will sich rächen, er gewinnt den Maschinisten; der Maschinist zieht an einem schönen Abend den Vorhang ein Viertelstündchen früher auf, und der Herzog spielt mit Madame Methfessel die erste Szene. Er gerät außer sich, zieht den Degen und ersticht den Maschinisten; der Schauspieler hat sich geflüchtet.—

Ich kann Euch versichern, daß nicht das geringste politische Treiben unter den Flüchtlingen hier herrscht; die vielen und guten Examina, die hier gemacht werden, beweisen hinlänglich das Gegenteil. Übrigens sind wir Flüchtigen und Verhafteten gerade nicht die Unwissendsten, Einfältigsten oder Liederlichsten! Ich sage nicht zuviel, daß bis jetzt die besten Schüler des Gymnasiums und die fleißigsten und unterrichtetsten Studenten dies Schicksal getroffen hat, die mitgerechnet, welche von Examen und Staatsdienst zurückgewiesen sind. Es ist doch im ganzen ein armseliges junges Geschlecht, was eben in Darmstadt herumläuft und sich ein Ämtchen zu erkriechen sucht!

AN GUTZKOW Straßburg [1836].

Lieber Freund! War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängnis und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine *Abhandlung* geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe, Tag und Nacht über der ekelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die *Entwickelung der deutschen Philosophie seit Cartesius* zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben, und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohne Danton den Doktorhut aufzusetzen. Was war da zu machen?

Sie sind in Frankfurt und unangefochten!—Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstöckel angeklopft haben. Über den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt sich in dem Kampfe gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und *Menzels* Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen . . . und das von Leuten—mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen!

Es hat mich im tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

Übrigens, um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformieren? Unmöglich! Unsere Zeit ist *rein materiell*; wären Sie je direkter politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Konzessionen sie auch von der Gewalt

für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältnis zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für sie gibt es nur zwei Hebel: materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brot—und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in sozialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Mai 1836.

Ich bin fest entschlossen, bis zum nächsten Herbste hier zu bleiben. Die letzten *Vorfälle in Zürich* geben mir einen Hauptgrund dazu. Ihr wißt vielleicht, daß man unter dem Vorwande, die deutschen Flüchtlinge beabsichtigten einen Einfall in Deutschland, Verhaftungen unter denselben vorgenommen hat. Das nämliche geschah an anderen Punkten der Schweiz. Selbst hier äußerte die einfältige Geschichte ihre Wirkung, und es war ziemlich ungewiß, ob wir hier bleiben dürften, weil man wissen wollte, daß wir (höchstens noch sieben bis acht an der Zahl) mit bewaffneter Hand über den Rhein gehen sollten! Doch hat sich alles in Güte gemacht, und wir haben keine weiteren Schwierigkeiten zu besorgen. Unsere hessische Regierung scheint unserer zuweilen mit Liebe zu gedenken.

Was an der ganzen Sache eigentlich ist, weiß ich nicht; da ich jedoch weiß, daß die Mehrzahl der Flüchtlinge jeden direkten revolutionären Versuch unter den jetzigen Verhältnissen für Unsinn hält, so konnte höchstens eine ganz unbedeutende, durch keine Erfahrung belehrte Minderzahl an dergleichen gedacht haben. Die Hauptrolle unter den Verschworenen soll ein gewisser Herr *v. Eib* gespielt haben. Daß dieses Individuum ein Agent des

Bundestags sei, ist mehr als wahrscheinlich; die Pässe, welche die Züricher Polizei bei ihm fand, und der Umstand, daß er starke Summen von einem Frankfurter Handelshause bezog, sprechen auf das direkteste dafür. Der Kerl soll ein ehemaliger Schuster sein, und dabei zieht er mit einer liederlichen Person aus Mannheim herum, die er für eine ungarische Gräfin ausgibt. Er scheint wirklich einige Esel unter den Flüchtlingen übertölpelt zu haben. Die ganze Geschichte hatte keinen andern Zweck, als, im Falle die Flüchtlinge sich zu einem öffentlichen Schritt hätten verleiten lassen, dem Bundestag einen gegründeten Vorwand zu geben, um auf die Ausweisung aller Refugiés aus der Schweiz zu dringen. Übrigens war dieser v. Eib schon früher verdächtig, und man war schon mehrmals vor ihm gewarnt worden. Jedenfalls ist der Plan vereitelt, und die Sache wird für die Mehrzahl der Flüchtlinge ohne Folgen bleiben. Nichtsdestoweniger fände ich es nicht rätlich, im Augenblick nach Zürich zu gehen; unter solchen Umständen hält man sich besser fern. Die Züricher Regierung ist natürlich eben etwas ängstlich und mißtrauisch, und so könnte man wohl unter den jetzigen Verhältnissen meinem Aufenthalte Schwierigkeiten machen. In Zeit von zwei bis drei Monaten ist dagegen die ganze Geschichte vergessen.

AN DIE FAMILIE Straßburg, im Juni 1836.

Es ist nicht im entferntesten daran zu denken, daß im Augenblick ein Staat das *Asylrecht* aufgibt, weil ein solches Aufgeben ihn den Staaten gegenüber, auf deren Verlangen es geschieht, politisch annullieren würde. Die Schweiz würde durch einen solchen Schritt sich von den liberalen Staaten, zu denen sie ihrer Verfassung nach natürlich gehört, lossagen und sich an die absoluten anschließen, ein Verhältnis, woran unter den jetzigen politischen Konstellationen nicht zu denken ist. Daß man aber Flüchtlinge, welche die Sicherheit des Staates, der sie aufgenommen, und das Verhältnis desselben zu den Nachbarstaaten kompromittieren, ausweist, ist ganz natürlich und hebt das Asylrecht nicht auf. Auch hat die Tag-

satzung bereits ihren Beschluß erlassen. Es werden nur diejenigen Flüchtlinge ausgewiesen, welche als Teilnehmer an dem Savoyer Zuge schon früher waren ausgewiesen worden, und diejenigen, welche an den letzten Vorfällen teilgenommen haben. Dies ist authentisch. Die Mehrzahl der Flüchtlinge bleibt also ungefährdet, und es bleibt jedem unbenommen, sich in die Schweiz zu begeben. Nur ist man in vielen Kantonen gezwungen, eine Kaution zu stellen, was sich aber schon seit längerer Zeit so verhält. Meiner Reise nach Zürich steht also kein Hindernis im Weg.—Ihr wißt, daß unsere Regierung uns hier schikaniert und daß die Rede davon war, uns auszuweisen, weil wir mit den Narren in der Schweiz in Verbindung ständen. Der Präfekt wollte genaue Auskunft, wie wir uns hier beschäftigten. Ich gab dem Polizeikommissär mein Diplom als Mitglied der *Société d'histoire naturelle* nebst einem von den Professoren mir ausgestellten Zeugnisse. Der Präfekt war damit außerordentlich zufrieden, und man sagte mir, daß ich namentlich ganz ruhig sein könne.

AN WILHELM BÜCHNER[?]

Straßburg, den 2. September 1836.

Ich bin ganz vergnügt in mir selbst, ausgenommen, wenn wir Landregen oder Nordwestwind haben, wo ich freilich einer von denjenigen werde, die abends vor dem Bettgehn, wenn sie den einen Strumpf vom Fuß haben, imstande sind, sich an ihre Stubentür zu hängen, weil es ihnen der Mühe zuviel ist, den andern ebenfalls auszuziehen . . . . . Ich habe mich jetzt ganz auf das Studium der *Naturwissenschaften* und der *Philosophie* gelegt, und werde in kurzem nach Zürich gehen, um in meiner Eigenschaft als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft meinen Mitmenschen Vorlesungen über etwas ebenfalls höchst Überflüssiges, nämlich über die philosophischen Systeme der Deutschen seit *Cartesius* und *Spinoza*, zu halten.—Dabei bin ich gerade daran, sich einige Menschen auf dem Papier totschlagen oder verheiraten zu lassen, und bitte den lieben Gott um einen einfältigen Buchhändler und ein groß Publikum mit so wenig Geschmack als

möglich. Man braucht einmal zu vielerlei Dingen unter der Sonne Mut, sogar, um Privatdozent der Philosophie zu sein.

AN DIE FAMILIE Straßburg, im September 1836.
Ich habe *meine zwei Dramen* noch nicht aus den Händen gegeben; ich bin noch mit manchem unzufrieden und will nicht, daß es mir geht, wie das erstemal. Das sind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer bestimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit seinem Kleid.

ZÜRICH 1836–1837

AN DIE FAMILIE Zürich, den 26. Oktober 1836.
Wie es mit dem Streite der Schweiz mit Frankreich gehen wird, weiß der Himmel. Doch hörte ich neulich jemand sagen: "Die Schweiz wird einen kleinen Knicks machen, und Frankreich wird sagen, es sei ein großer gewesen." Ich glaube, daß er recht hat.

AN DIE FAMILIE Zürich, den 20. November 1836.
Was das politische Treiben anlangt, so könnt Ihr ganz ruhig sein. Laßt Euch nur nicht durch die Ammenmärchen in unseren Zeitungen stören. Die *Schweiz* ist eine Republik, und weil die Leute sich gewöhnlich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie sagen, jede Republik sei unmöglich, so erzählen sie den guten Deutschen jeden Tag von Anarchie, Mord und Totschlag. Ihr werdet überrascht sein, wenn Ihr mich besucht; schon unterwegs überall freundliche Dörfer mit schönen Häusern, und dann, je mehr Ihr Euch *Zürich* nähert und gar am See hin, ein durchgreifender Wohlstand; Dörfer und Städtchen haben ein Aussehen, wovon man bei uns keinen Begriff hat. Die Straßen laufen hier nicht voll Soldaten, Akzessisten und faulen Staatsdienern, man riskiert nicht, von einer adligen Kutsche überfahren zu werden; dafür überall ein gesundes, kräftiges Volk und um wenig Geld eine einfache, gute, rein republikanische Regierung, die sich durch eine Ver-

mögenssteuer erhält, eine Art Steuer, die man bei uns überall als den Gipfel der Anarchie ausschreien würde...
Minnigerode ist tot, wie man mir schreibt, das heißt, er ist drei Jahre lang totgequält worden. Drei Jahre! Die französischen Blutmänner brachten einen doch in ein paar Stunden um, das Urteil und dann die Guillotine! Aber drei Jahre! Wir haben eine gar menschliche Regierung, sie kann kein Blut sehen. Und so sitzen noch an vierzig Menschen, und das ist keine Anarchie, das ist Ordnung und Recht, und die Herren fühlen sich empört, wenn sie an die anarchische Schweiz denken! Bei Gott, die Leute nehmen ein großes Kapital auf, das ihnen einmal mit schweren Zinsen kann abgetragen werden, mit sehr schweren—.

AN WILHELM BÜCHNER
Zürich, Ende November 1836.
Ich sitze am Tage mit dem Skalpell und die Nacht mit den Büchern.

AN DIE BRAUT Zürich, Anfang Januar 1837.
[Ich werde] in längstens acht Tagen "*Leonce und Lena*" mit *noch zwei anderen Dramen* erscheinen lassen.

AN DIE BRAUT Zürich, den 13. Januar 1837.
Mein lieb Kind! . . . Ich zähle die Wochen bis zu Ostern an den Fingern. Es wird immer öder. So im Anfange ging's: neue Umgebungen, Menschen, Verhältnisse, Beschäftigungen—aber jetzt, da ich an alles gewöhnt bin, alles mit Regelmäßigkeit vor sich geht, man vergißt sich nicht mehr. Das beste ist, meine Phantasie ist tätig, und die mechanische Beschäftigung des Präparierens läßt ihr Raum. Ich sehe Dich immer so halbdurch zwischen Fischschwänzen, Froschzehen etc. Ist das nicht rührender als die Geschichte von Abälard, wie sich ihm Héloïse immer zwischen die Lippen und das Gebet drängt? O, ich werde jeden Tag poetischer, alle meine Gedanken schwimmen in Spiritus. Gott sei Dank, ich träume wieder viel nachts, mein Schlaf ist nicht mehr so schwer.

AN DIE BRAUT Zürich, den 20. Januar 1837.

Ich habe mich verkältet und im Bett gelegen. Aber jetzt ist's besser. Wenn man so ein wenig unwohl ist, hat man ein so groß Gelüsten nach Faulheit; aber das Mühlrad dreht sich als fort ohne Rast und Ruh . . . Heute und gestern gönne ich mir jedoch ein wenig Ruhe und lese nicht; morgen geht's wieder im alten Trab, Du glaubst nicht, wie regelmäßig und ordentlich. Ich gehe fast so richtig wie eine Schwarzwälder Uhr. Doch ist's gut: auf all das aufgeregte, geistige Leben Ruhe, und dabei die Freude am Schaffen meiner *poetischen Produkte*. Der arme Shakespeare war Schreiber den Tag über und mußte nachts dichten, und ich, der ich nicht wert bin, ihm die Schuhriemen zu lösen, hab's weit besser . . .

Lernst Du bis Ostern die *Volkslieder* singen, wenn's Dich nicht angreift? Man hört hier keine Stimme; das Volk singt nicht, und Du weißt, wie ich die Frauenzimmer liebhabe, die in einer Soiree oder einem Konzerte einige Töne totschreien oder winseln. Ich komme dem Volk und dem Mittelalter immer näher, jeden Tag wird mir's heller —und gelt, Du singst die Lieder? Ich bekomme halb das Heimweh, wenn ich mir eine Melodie summe . . .

Jeden Abend sitz ich eine oder zwei Stunden im Kasino; Du kennst meine Vorliebe für schöne Säle, Lichter und Menschen um mich.

AN DIE BRAUT Zürich, den 27. Januar 1837.

Mein lieb Kind, Du bist voll zärtlicher Besorgnis und willst krank werden vor Angst; ich glaube gar, Du stirbst —aber ich habe keine Lust zum Sterben und bin gesund wie je. Ich glaube, die Furcht vor der Pflege hier hat mich gesund gemacht; in Straßburg wäre es ganz angenehm gewesen, und ich hätte mich mit dem größten Behagen ins Bett gelegt, vierzehn Tage lang, *Rue St. Guillaume Nr. 66*, links eine Treppe hoch, in einem etwas überzwergen Zimmer, mit grüner Tapete! Hätt ich dort umsonst geklingelt? Es ist mir heut einigermaßen innerlich wohl, ich zehre noch von gestern, die Sonne war groß und warm im reinsten Himmel—und dazu hab ich

meine Laterne gelöscht und einen edlen Menschen an die Brust gedrückt, nämlich einen kleinen Wirt, der aussieht wie ein betrunkenes Kaninchen und mir in seinem prächtigen Hause vor der Stadt ein großes elegantes Zimmer vermietet hat. Edler Mensch! Das Haus steht nicht weit vom See, vor meinen Fenstern die Wasserfläche und von allen Seiten die Alpen wie sonnenglänzendes Gewölk.—

Du kommst bald? Mit dem Jugendmut ist's fort, ich bekomme sonst graue Haare; ich muß mich bald wieder an Deiner inneren Glückseligkeit stärken und Deiner göttlichen Unbefangenheit und Deinem lieben Leichtsinn und all Deinen bösen Eigenschaften, böses Mädchen. *Adio piccola mia!*—

MISZELLEN

POETISCHE ANSÄTZE

[DEM VATER ZUGEDACHT]

. . . Augen von der Brandung verschlungen. Der Kapitän ließ nun die Jölle aussetzen, welche er mit 3 Passagieren, 4 Offizieren, 6 Matrosen und mir bestieg. Trotz der furchtbaren Wogen und der Brandung gelang es uns vom Schiffe zu stoßen, welches, da wir uns kaum eine halbe Seemeile davon entfernt hatten, von einer ungeheuren Welle zertrümmert wurde, und unter einem gräßlichen Schrei, der mir jetzt noch in den Ohren gellt, versanken fast 400 Menschen in den furchtbaren Abgrund. Trotz des wütenden Sturmes erreichten wir glücklich das Ufer. Auf den Knien und mit Freudentränen in den Augen dankten wir Gott für unsre wunderbare Rettung und verfielen hierauf in einen sanften Schlaf, aus dem wir erst spät am Tage erwachten. Beim Erwachen fanden wir uns von einem Trupp neugieriger Chinesen umgeben, welche, gerührt über unser trauriges Schicksal, das wir ihnen erzählten, uns zu unterstützen und nach Kanton zu schaffen versprachen. Wir folgten ihnen hierauf in ein nahgelegnes Dorf, wo sie uns trefflich bewirteten, und traten am folgenden Tage mit zweien von ihnen unsre Reise nach Kanton an, wo wir auch nach einigen Tagen wohlbehalten ankamen. Wir wurden von den Faktoren der Handelskompagnie sehr gut aufgenommen und aufs beste unterstützt. Die Matrosen nahmen auf andern Schiffen Dienste, und der Kapitän, die Offiziere und ich mieteten uns auf einem andern Schiffe ein, um nach England zurückzukehren und der Handelskompagnie Bericht über das traurige Schicksal des Schiffs

abzustatten.

Nimm, o bester der Väter, mit willigem Geist dies Geschenk an,
Zwar ist es klein und gering; doch beweis' dir's die dankbare Liebe,
Welche mein Herz für dich hegt, geliebtester Vater.

Möge Gott noch lang dein teures Leben erhalten
Und dich mit schützender Hand vor allem Unglück behüten.
Mög' er noch lange dich im Kreise der Kinder und Freunde
Feiern lassen den Tag, an dem die Welt du erblicktest,
Und durch die sorgende Hand der treuen Gattin und Kinder
Dir das Leben versüßen, für dessen Erhaltung ich flehe.

[DER MUTTER]

GEBADET in des Meeres blauer Flut
Erhebt aus purpurrotem Osten sich
Das prächtig-strahlende Gestirn des Tags,
Erweckt, gleich einem mächt'gen Zauberwort,
Das Leben der entschlafenen Natur,
Von der der Nebel wie ein Opferrauch
Empor zum unermeßnen Äther steigt.
Der Berge Zinnen brennen in dem ersten Strahl,
Von welchem, wie vom flammenden Altar,
Der Rauch des finstren Waldgebirges wallt—
Und fernhin in des Ozeans Fluten weicht
Die Nacht. So stieg auch uns ein schöner Tag
Vom Äther, der noch oft mit frohem Strahl
Im leichten Tanz der Horen grüßen mag
Den frohen Kreis, der den Allmächt'gen heut
Mit lautem Danke preist, da gnädig er
Uns wieder feiern läßt den schönen Tag,
Der uns die beste aller Mütter gab.
Auch heute wieder in der üppigsten
Gesundheit, Jugendfülle steht sie froh
Im frohen Kreis der Kinder, denen sie
Voll zarter Mutterlieb ihr Leben weiht.
O! stieg' noch oft ihr holder Genius
An diesem schönen Tag zu uns herab,
Ihn schmückend mit dem holden Blumenpaar
Der Kindesliebe und Zufriedenheit!—

Ein kleines Weihnachtsgeschenk von G. Büchner für seine guten Eltern. 1828

DIE NACHT

NIEDERSINKT des Tages goldner Wagen,
Und die stille Nacht schwebt leis' herauf,
Stillt mit sanfter Hand des Herzens Klagen,
Bringt uns Ruh im schweren Lebenslauf.

Ruhe gießt sie in das Herz des Müden,
Der ermattet auf der Pilgerbahn,
Bringt ihm wieder seinen stillen Frieden,
Den des Schicksals rauhe Hand ihm nahm.

Ruhig schlummernd liegen alle Wesen,
Feiernd schließet sich das Heiligtum,
Tiefe Stille herrscht im weiten Reiche,
Alles schweigt im öden Kreis herum.

Und der Mond schwebt hoch am klaren Äther,
Geußt sein sanftes Silberlicht herab;
Und die Sternlein funkeln in der Ferne,
Schau'nd herab auf Leben und auf Grab.

Willkommen Mond, willkommen sanfter Bote
Der Ruhe in dem rauhen Erdental,
Verkündiger von Gottes Lieb und Gnade,
Des Schirmers in Gefahr und Mühesal.

Willkommen Sterne, seid gegrüßt ihr Zeugen
Der Allmacht Gottes, der die Welten lenkt,
Der unter allen Myriaden Wesen
Auch meiner voll von Lieb und Gnade denkt.

Ja, heil'ger Gott, du bist der Herr der Welten,
Du hast den Sonnenball emporgetürmt,
Hast den Planeten ihre Bahn bezeichnet,
Du bist es, der das All mit Allmacht schirmt.

Unendlicher, den keine Räume fassen,
Erhabener, den keines Geist begreift,
Allgütiger, den alle Welten preisen,
Erbarmender, der Sündern Gnade beut!

Erlöse gnädig uns von allem Übel,
Vergib uns liebend jede Missetat,
Laß wandeln uns auf deines Sohnes Wege,
Und siegen über Tod und über Grab.

*

LEISE hinter düstrem Nachtgewölke
Tritt des Mondes Silberbild hervor,
Aus des Wiesentales feuchtem Grunde
Steigt der Abendnebel leicht empor.

Ruhig schlummernd liegen alle Wesen,
Feiernd schweigt des Waldes Sängerchor,
Nur aus stillem Haine, einsam klagend,
Tönet Philomeles Lied hervor.

Schweigend steht des Waldes düstre Fichte,
Süß entströmt der Nachtviole Duft,
Um die Blumen spielt des Westwinds Flügel,
Leis hinstreichend durch die Abendluft.

Doch was dämmert durch der Tannen Dunkel,
Blinkend in Selenens Silberschein?
Hoch auf hebt sich zwischen schroffen Felsen
Einsam ein verwittertes Gestein;

An der alten Mauer dunklen Zinnen
Rankt der Efeu üppig sich empor,
Aus des weiten Burghofs öder Mitte
Ragt ein rings bemoster Turm hervor.

Fest noch trotzen alte Strebepfeiler;
Aufgetürmet wie zur Ewigkeit,
Stehen sie und schaun wie ernste Geister
Nieder auf der Welt Vergänglichkeit.

Still und ruhig ist's im öden Raume,
Wie ein weites Grab streckt er sich hin;
Wo einst kräftige Geschlechter blühten,
Nagt die Zeit jetzt, die Zerstörerin.

Durch der alten Säle düstre Hallen
Flattert jetzt die scheue Fledermaus,

Durch die rings zerfallnen Bogenfenster
Streicht der Nachtwind pfeifend ein und aus.

Auf dem hohen Söller, wo die Laute
Schlagend einst die edle Jungfrau stand,
Krächzt der Uhu seine Totenlieder,
Klebt sein Nest der Rabe an die Wand.

Alles, alles hat die Zeit verändert,
Überall nagt ihr gefräßger Zahn,
Über alles schwingt sie ihre Sense,
Nichts ist, was die schnelle hemmen kann.

SCHULAUFSÄTZE UND SCHULREDEN

ÜBER DIE FREUNDSCHAFT

DIE Fähigkeit zur Freundschaft gehört zu den edelsten, welche unsere Seele überhaupt besitzt; die Freundschaft selbst ist zugleich eine der reinsten und genußreichsten unserer Gemütsstimmungen, und vielleicht die einzige Leidenschaft, deren Übermaß nichts Tadelnswertes hat. Das Gefühl der Freundschaft erwacht vornehmlich in dem Lebensalter, in welchem der Mensch mit seiner Ausbildung und Erziehung beschäftigt ist, in die Welt zu treten beginnt, sich zu Unternehmungen anschickt und überhaupt einen gewissen Lebensplan für seine Zukunft sich ansetzt. Zugleich findet sich in dieser Epoche noch ein anderes Motiv, welches das Aufkeimen der Freundschaft befördert und ihr alle Energie verleiht, deren sie fähig ist. Jene Zeit ist nämlich auch die Zeit des Vertrauens, und des unwillkürlichen Triebes, der unsere Seele anregt, mit einer andern Seele in Eins sich zu verschmelzen und derselben alle Gefühle und Empfindungen mitzuteilen. Um sich zu verstärken und mehr Lebendigkeit zu gewinnen, muß die Freundschaft Hindernisse zu überwinden, Gefahren zu bestehen und durch Erprobungen sich zu bewähren suchen; es muß den Freunden alles gemeinschaftlich sein, Glück und Unglück, sowie aller Wechsel des Schicksals im menschlichen Leben. Man kennt nichts Rührenderes und zugleich nichts, was mehr das wahre Wesen der Freundschaft bezeichnete, als die Worte des sterbenden Doktors Eubreuil. Dieser ebenso kenntnisreiche als mitleidige Arzt war ein wohltätiger Gott für alle diejenigen gewesen, welche sich seiner Sorge anvertraut hatten, und der Anteil, den man allgemein an ihm nahm, hatte eine große Menge Personen jegliches Standes in sein Zimmer geführt, während die Armen in seinem Vorsaale den bevorstehenden Verlust ihres Wohltäters beweinten. "Mein Freund," sagte er zu Techmeja, den er mit der größten Zärtlichkeit liebte, "man muß jedermann

von hier entfernen; meine Krankheit ist ansteckend, und nur du sollst bei mir bleiben." Die wahre Freundschaft ist nur diejenige, welche nichts in ihren großmütigen Ergüssen aufhält, welche den Menschen in allen Lagen und Zuständen, worin ihn ein Schicksal versetzt, begleitet, welche sich durch keine Rücksicht erschüttern läßt und sich unveränderlich auch im Unglücke ausspricht und bewährt.

HELDENTOD DER VIERHUNDERT PFORZHEIMER

Für Tugend, Menschenrecht und Menschen-Freiheit sterben
Ist höchsterhabner Mut, ist Welterlöser-Tod,
Denn nur die Göttlichsten der Helden-Menschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut rot. Bürger

ERHABEN ist es, den Menschen im Kampfe mit der Natur zu sehen, wenn er mit gewaltiger Kraft sich stemmt gegen die Wut der entfesselten Elemente und, vertrauend der Kraft seines Geistes, nach seinem Willen die Kräfte der Natur zügelt.

Aber noch erhabner ist es, den Menschen zu sehen im Kampfe mit seinem Schicksale, wenn er es wagt mit kühner Hand in die Speichen des Zeitrades zu greifen, wenn er an die Erreichung seines Zweckes sein Höchstes und sein Alles setzt. Wer nur einen Zweck und kein Ziel bei der Verfolgung desselben sich gesetzt hat, sondern das Höchste, das Leben daran wagt, gibt den Widerstand nie auf, er siegt oder stirbt. Solche Männer waren es, die, wenn die ganze Welt feige ihren Nacken dem mächtig über sie hinrollenden Zeitrade beugte, kühn in die Speichen desselben griffen und es entweder in seinem Umschwunge mit gewaltiger Hand zurückschnellten oder von seinem Gewichte zermalmt einen ähnlichen Tod fanden, d. h. mit dem kleinen Reste des Lebens sich Unsterblichkeit erkauften. Solche Männer waren es, die ganze Nationen in ihrem Fluge mit sich fortrissen und aus ihrem Schlafe rüttelten, zu deren Füßen die Welt zitterte, vor welchen die Tyrannen bebten. Solche Männer, welche unter den Millionen, die gleich Würmern aus dem Schoß der Erde kriechen, ewig am Staube kleben und wie Staub

vergehn und vergessen werden, sich zu erheben, sich Unvergänglichkeit zu erkämpfen wagten, solche Männer sind es, die wie Meteore in der Geschichte aus dem Dunkel des menschlichen Elends und Verderbens hervorstrahlen. Solche Männer zeugte Sparta, solche Rom. Doch wir haben nicht nötig, die Vorwelt um sie zu beneiden, wir haben nicht nötig, sie wie die Wunder einer längstvergangnen Heldenzeit zu betrachten, nein, auch unsre Zeit kann mit der Vorwelt in die Schranken treten, auch sie zeugte Männer, die mit einem Leonidas, Cocles, Scävola und Brutus um den Lorbeer ringen können. Ich habe nicht nötig, um solche Männer anzuführen, auf die Zeiten Karls des Großen, oder der Hohenstaufen, oder der Freiheitskämpfe der Schweizer zurückzugehen, ich brauche mein Augenmerk nur auf den Kampf zu richten, der noch vor wenig Jahren die Welt erschütterte, der die [Menschheit] in ihrer Entwickelung um mehr denn ein Jahrhundert in gewaltigem Schwunge vorwärtsbrachte, der in blutigem aber gerechtem Vertilgungskampfe die Greuel rächte, die Jahrhunderte hindurch schändliche Despoten an der leidenden Menschheit verübte, der mit dem Sonnenblicke der Freiheit den Nebel erhellte, der schwer über Jugendvölkern lag und ihnen zeigte, daß die Vorsehung sie nicht zum Spiel der Willkür von Despoten bestimmt habe. Ich meine den Freiheitskampf der Franken; Tugenden entwickelten sich in ihm, wie sie Rom und Sparta kaum aufzuweißen haben, und Taten geschahen, die nach Jahrhunderten noch Tausende zur Nachahmung begeistern können. Tausende solcher Helden könnte ich nennen, doch es genügt allein der Name eines L'Atour d'Auvergne, der wie ein Riesenbild in unsrer Zeit dasteht; Hunderte solcher Taten könnte ich anführen, doch nur eine und die Thermopylen hören auf die einzigen Zeugen einer großen Tat zu sein.

Als die Franken unter Dumouriez den größten Teil von Holland mit der Republik vereinigt hatten, lief die vereinigte Flotte der Holländer und Franzosen gegen die Engländer aus, die mit einer bedeutenden Seemacht die Küsten Hollands blockierten. An der Küste von Nordholland treffen die feindlichen Flotten aufeinander, ein

verzweifelter Kampf beginnt, die Franken und die Holländer kämpfen wie Helden, endlich unterliegen sie der Übermacht und der Geschicklichkeit ihrer Feinde. In diesem Augenblick wird der Vainqueur, eins der holländischen Schiffe, von drei feindlichen zugleich angegriffen und zur Übergabe aufgefordert. Stolz weißt die kühne Mannschaft, obgleich das Schiff schon sehr beschädigt ist, den Antrag ab und rüstet sich zum Kampf auf Leben und Tod. Mit erneuter Wut beginnt das Gefecht, das Feuer der Engländer bringt bald das der Franken zum Schweigen. Noch einmal wird der Vainqueur zur Übergabe aufgefordert, doch den Franken ist ein freier Tod lieber als ein sklavisches Leben: sie wollen nicht Leben, sie wollen Unsterblichkeit. Mit letztem Ruck feuern sie auf die Feinde, schwenken noch einmal die Banner der Republik und versenken sich mit dem Ruf: es lebe die Freiheit! in den unvermeßlichen Abgrund des Meeres. Kein Denkmal bezeichnet den Ort, wo sie starben, ihre Gebeine modern auf dem Grunde des Meeres, sie hat kein Dichter besungen, kein Redner gefeiert; doch der Genius der Freiheit weint über ihrem Grabe, und die Nachwelt staunt ob ihrer Größe.

Doch warum greife ich denn nach außen, um solche Männer zu suchen, warum brachte ich denn nur das Entfernte, warum nicht das, was mir am nächsten liegt? Sollte denn mein Vaterland, sollte denn Teutschland allein nicht Helden zeugen? Nein, mein Vaterland, ich habe nicht nötig, mich deiner zu schämen, mit Stolz kann ich rufen: ich bin Teutscher! ich kann mit dem Franken, dem Römer und Sparter in die Schranken treten, mit freudigem Selbstbewußtsein kann ich die Reihe meiner Ahnen überblicken und ihnen zujauchzen: seht, wer ist größer denn sie? Die Griechen kämpften ihren Heldenkampf gegen die Gesamtmacht Asiens, die Römer triumphierten über den Trümmern Karthagos, die Franken erkämpften Europas politische Freiheit; aber die Teutschen kämpften den schönsten Kampf, sie kämpften für Glaubensfreiheit, sie kämpften für das Licht Aufklärung, sie kämpften für das, was dem Menschen das Höchste und Heiligste ist. Dieser

Kampf war der erste Akt des großen Kampfes, den die Menschheit gegen ihre Unterdrücker kämpft, so wie die französische Revolution der zweite war; sowie einmal der Gedanke in keine Fesseln mehr geschlagen war, erkannte die Menschheit ihre Rechte und ihren Wert, und alle Verbesserungen, die wir jetzt genießen, sind die Folgen der Reformation, ohne welche die Welt eine ganz andre Gestalt würde erhalten haben, ohne welche, wo jetzt das Licht der Aufklärung strahlt, ewiges Dunkel herrschen würde, ohne welche das Menschengeschlecht, das sich jetzt zu immer freieren, zu immer erhabneren Gedanken erhebt, dem gleich seiner Menschenwürde verlustig sein würde.

Auf dießen Kampf kann ich mit Stolz blicken, von Teutschland ging durch ihn das Heil der Menschheit aus, er zeugte Helden, von deren Taten eine allein alle Taten des Altertums aufwiegt und der nur ein tausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden.

In den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges, als nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag alle mächtigen teutschen Fürsten, besorgt für ihre Existenz, treulos die Sache der Protestanten verließen, waren es nur noch die kleineren Fürsten Teutschlands, die von einem höheren Gefühle geleitet ihr Leben und ihre Länder opferten, um für Glauben und Freiheit ihr Blut zu versprützen. Unter ihnen ragt als das Muster eines Fürsten Markgraf Friedrich von Baden hervor; gehorsam dem Rufe der Ehre und Pflicht riß er sich aus den Armen der Ruhe, übergab die Regierung seines Landes seinem Sohne und vereinigte sich an der Spitze von 20000 Badensern mit dem Heerhaufen des Grafen von Mansfeld. Ohne zu zaudern rückte das vereinigte Heer den Liguistischen entgegen, die unter Tilly in der Oberpfalz standen. Bei Wimpfen treffen sich die feindlichen Heere, die Badenser werfen sich, obgleich sie in wiederholten Gefechten einige Tage zuvor schon bedeutenden Verlust erlitten haben, mutig auf den ihnen weit überlegnen Feind. Ein blutiges Treffen beginnt; hier kämpft Fanatismus, dort die geläuterte Begeistrung für die heiligsten Rechte der Menschheit, Wut ringt mit Tapferkeit, Taktik mit Heldenmut. Doch

was vermag die Übermacht, was Feldherrnkunst, was vermögen feile Söldner und wahnsinnige Fanatiker gegen Männer, die mit ihren Leibern ihr Vaterland decken, die entschlossen sind zu siegen oder zu sterben? An einem solchen Bollwerk brechen sich Tillys mordgewohnte Banden, ihre Schlachtreihn wanken und sinken unter dem Schwerte ihrer erbitterten Gegner. Schon lächelt der Sieg den kühnen Helden des Glaubens und der Freiheit, schon wähnt sich Friedrich die Heldenschläfe mit dem blutigen dem Sieger von mehr denn zwanzig Schlachten entrissenen Lorbeer schmücken zu können. Doch einem Größeren war dieß Lorbeer aufbehalten, ein Größerer sollte Teutschland befreien, sollte die Menscheit rächen; noch sollte die Furie des Fanatismus Teutschlands blühende Gauen verwüsten, noch einmal sollte Tillys finstrer Dämon siegen. Ein furchtbarer Donnerschlag vernichtet mit einmal die schönsten Hoffnungen, verfinstert wieder den rosigen Schimmer von Freiheit, der über Teutschlands Gefilden aufzublühen schien, und zersplittert in den Händen der Sieger das blutige Rachschwert. Wie vom Blitzstrahl getroffen entzünden sich Friedrichs Pulverwagen, der Himmel verfinstert sich, die Erde bebt, und von der furchtbaren Kraft des entfesselten Elementes zerschmettert brechen sich die Schlachtreihn der Badenser. In die Lücken stürzt sich der ermutigte Feind, er glaubt, der Himmel streite für ihn, er glaubt, ein Strafgericht Gottes zu sehen, und würgt in fanatischer Wut die zerstreuten und fliehenden Haufen der Feinde. Vergebens sucht Friedrich die Seinigen wieder zu sammeln, vergebens erfüllt er zu gleicher Zeit die Pflichten des Feldherren und des Soldaten, vergebens stürzt er sich selbst dem andringenden Feinde entgegen. Von der Übermacht gedrängt, muß er endlich weichen und das blutige Schlachtfeld seinem glücklichen Gegner überlassen. Doch wohin soll er sich wenden? Schon ist er von allen Seiten umringt, schon überwältigt der Feind den letzten schwachen Widerstand, den ihm die Überreste des fliehenden Heeres entgegenstellen, und sein Untergang scheint unvermeidlich. Da werfen sich vierhundert Pforzheimer, an der

Spitze ihren Bürgermeister *Deimling*, dem Feinde entgegen; mit ihren Leibern decken sie, ein unerschütterliches Bollwerk, ihren Fürsten und ihre Landsleute. Vergebens bietet ihnen Tilly, betroffen von solcher Kühnheit und Seelengröße, eine ehrenvolle Kapitulation an. Tausende, stürmt der erbitterte Feind gegen das heldenkühne Häuflein, doch Tausende brechen sich an der ehernen Mauer. Unerschütterlich stehen die Pforzheimer; keine Wut, keine Verzweiflung, nur hohe Begeisterung und Todesverachtung malt sich in ihren Zügen. Unablässig stürmt der Feind seine Schlachthaufen heran: doch das Vaterland steht auf dem Spiele, Freiheit oder Knechtschaft ist die große Wahl, keiner weicht, keiner wankt, wie Löwen streiten sie von ihren Leichenhügeln herab, Mauern sind ihre Reihen, ein Turm jeder Mann, ein Bollwerk von Leichen umgibt sie. Endlich von allen Seiten angegriffen, erdrückt von der Übermacht, sinken sie Mann an Mann unter Hügeln erschlagner Feinde nieder und winden sich sterbend die unvergängliche Lorbeerkrone des Siegers und die unsterbliche Palme des Märtyrers um die Heldenschläfe.

Wollen wir eine solche Tat beurteilen, wollen wir sie gehörig würdigen und auffassen, so dürfen wir nicht die Wirkung allein, nicht die bloße Tat berücksichtigen, sondern wir müssen hauptsächlich unser Augenmerk auf die Motive und die Umstände richten, welche eine solche Tat bewirkten, begleiteten und bestimmten. Sie sind die einzige Richtschnur, nach der man die Handlungen der Menschen messen und wägen kann. Nach der Wirkung aber und nach den Folgen kann man nichts beurteilen, denn jene ist oft die nämliche, dieße sind oft zufällig. Wenn man nun von dießem Gesichtspunkte aus die Aufopferung der Pforzheimer betrachtet, so wird man finden, daß es sehr wenige, vielleicht auch gar keine Tat gibt, welche sich mit der der Pforzheimer messen könnte. Tausende bluteten freilich schon für ihr Vaterland, Tausende opferten schon freudig das Leben für Rechte und Menschenfreiheit, aber keinen wird man unter dießen Tausenden finden, dessen Aufopferung an und für sich selbst so groß,

so erhaben sei als die der Pforzheimer. Sie trieb nicht Wut, nicht Verzweiflung zum Kampf auf Leben [und] Tod (dies sind zwei Motive, die den Menschen, statt ihn zu erheben, zum Tiere erniedrigen); sie wußten, was sie taten, sie kannten das Los, dem sie entgegengingen, und sie nahmen es hin wie Männer und starben kalt und ruhig den Heldentod. Doch dieß ist das geringste, was ihre Tat so sehr von allen übrigen hervorhebt; die vierhundert Römer, die dreihundert Sparter opferten sich ebenso kalt und ruhig. Aber die Römer, die Sparter waren von Helden gezeugt, waren zu Helden erzogen, kannten nur einen Zweck, nur ein Ziel—ihr Vaterland, ihre ganze Erziehung war nur die Vorbereitung zu einer solchen Tat. Doch wer waren die Pforzheimer?

Einfache ruhige Bürger, eilten sie aus den Armen der Ruhe auf das blutige Schlachtfeld, nicht gewohnt, dem Tod in das Auge zu sehen, noch nicht vertraut mit dem hohen Gedanken der Aufopferung für das Vaterland. Ihre Tapferkeit war nicht Gewohnheit, ihre Aufopferung war nicht die Frucht des Gehorsams, sie war die Frucht der höchsten Begeisterung für das, was sie als wahr und heilig erkannt hatten. Ihnen drohte nicht Schmach nicht Schande, wenn sie sich dem Tode entzogen, ihnen traten nicht die strafenden Gesetze des Vaterlandes entgegen. Sie hatten freie Wahl, und sie wählten den Tod.

Dieß ist das Große, dieß das Erhabene an ihrer Tat; dieß zeugt von einem Adel der Gesinnung, der weit erhaben ist über die niedrige Sphäre des Alltagsmenschen, dem sein Selbst das Höchste ist, sein Wohlsein der einzige Zweck; der, jedes höheren Gefühls unfähig und verlustig der wahren Menschenwürde, [seine] Vernunft nur gebraucht, um tierischer als das Tier zu sein. Dieß er schändliche Egoismus ist eins der charakteristischen Kennzeichen der damaligen Zeit. Um so viel mehr sind daher die Pforzheimer zu bewundern, denn sie erhoben sich, indem der Gedanke und die Idee einer solchen Tat ganz eigentümlich aus ihnen selbst entsprang, zugleich über ihre Nation und über ihr Zeitalter. Wie groß, wie erhaben sind aber noch überdieß die Zwecke, für welche sie starben; sie

allein könnten schon, auch ohne die angeführten Umstände, dieß er Tat das Siegel der Unsterblichkeit aufdrücken. Dem Vaterland gaben sie den Vater wieder, mit ihrem Blute erkauften sie sein Leben: dieße Tat war groß, doch nicht beispiellos; sie warfen sich gleich einer ehernen Mauer zwischen den Feind und ihre Landsleute und deckten mit ihren Leibern ihren Rückzug: dieße Tat zeugt von hohem Seelenadel, aber schon Tausende taten dasselbe; sie opferten sich für Glaubensfreiheit, das heiligste Recht der Menschheit, der Himmel war es und, nach ihrer Meinung, die ewige Glückseligkeit, für welche sie willig starben: aber welche irdische Gewalt hätte denn auch in das innere Heiligtum ihres Gemütes eindringen und den Glauben, der ihnen ja einmal aufgegangen war und auf den allein sie ihrer Seligkeit Hoffnung gründeten, darin austilgen können? Also auch ihre Seligkeit war es nicht, für die sie kämpften, dießer waren sie schon versichert. Die Seligkeit ihrer Kinder, ihrer noch ungebornen Enkel und Nachkommen war es: auch dieße sollten auferzogen werden in derselben Lehre, die ihnen als allein heilbringend erschienen war; auch dieße sollten teilhaftig werden des Heils, das für sie angebrochen war. Dieße Hoffnung allein war es, welche durch den Feind bedroht wurde; für sie, für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen sollte, versprützten sie mit Freudigkeit ihr Blut. Bekennen wir auch gerne, daß ihr Glaubensbekenntnis nicht das einzige und ausschließliche Mittel war, des Himmels jenseits des Grabes teilhaftig zu werden, so ist doch dieß ewig wahr, daß mehr Himmel diesseits des Grabes, ein mutigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde und eine freiere Regung des Geistes durch ihre Aufopferung in alles Leben der Folgezeit gekommen ist und die Nachkommen ihrer Gegner sowohl als wir selbst, ihre Nachkommen, die Früchte ihrer Mühen bis auf dießen Tag genießen. So also starben sie nicht einmal für ihren eignen Glauben, nicht für sich selbst, sondern sie bluteten für die Nachwelt. Dieß ist der erhabenste Gedanke, für den man sich opfern kann, dieß ist Welterlöser-Tod. Ja ihr *Deimling*, ihr *Mayer*, ihr

Schober, ihr Helden, ein unvergängliches Denkmal habt ihr euch im Herzen aller Edlen erbaut, ein Denkmal, das über Tod und Verwesung triumphiert, das unbewegt steht im flutenden Strome der Ewigkeit. Eure Gebeine deckt nicht Marmor, nicht Erz, kein Denkmal bezeichnet den Ort, wo ihr starbt, vergessen hat euch euer undankbares Vaterland, die Gegenwart kennt euch nicht, aber die Bewundrung der Nachwelt wird euch rächen. Zu eurem Grabe rufe ich alle Völker des Erdbodens, rufe ich Vorwelt und Gegenwart, herzutreten und [zu] zeigen eine Tat, die größer, die erhabner ist, und sie müssen verstummen, und Teutschland wird es allein sein, das solche Männer zeugte, und einzig, unerreicht prangt eure Tat mit unauslöschlichen Zügen in den Büchern der Weltgeschichte.—
Doch nicht dieß freudige Stolz auf meine Ahnen allein bewegt mich an ihrem Grabe, auch ein tiefer Schmerz erfaßt mich bei ihrem Andenken. Nicht ihnen gilt dieß Schmerz—es wäre ja Torheit, über solchen Tod zu klagen; nur glücklich sind die zu preißen, welchen ein solches Los zuteil ward, denn sie haben sich das Höchste, haben sich Unsterblichkeit erkämpft. Ich kann nicht weinen an ihrem Grabe, ich kann sie nur beneiden. Nicht ihnen gilt mein Schmerz, mein Schmerz gilt meinem Vaterlande.
O über euch Teutsche! In euren Gauen geschah die schönste, die herrlichste Tat, eine Tat, welche die ganze Nation adelt, eine Tat, deren Früchte ihr noch genießt, und vergessen habt ihr die Helden, die solches ausführten, die sich für euch dem Tode weihten. Das Fremde staunt ihr an in kalter Bewundrung, während ihr aus dem Busen eures Vaterlandes glühende Begeisterung für alles Edle saugen könntet. Am toten Buchstaben der Fremden klebt ihr, doch ihr Geist ist ferne von euch; denn sonst würdet ihr wissen, was ihr eurem Vaterlande schuldig seid. Eine Nation seid ihr, an der sich noch Jahrhunderte die Völker bilden könnten, und ihr werft eure Nationalbildung, d. h. eure geistige Selbständigkeit hin, um kindisch zu werden. O Teutschland, Teutschland, den Stab wirfst du von dir, der dich stützen und leiten könnte, für fremden Tand, an den Brüsten der fremden Buhlerin nährst du dich und

ziehst schleichendes Gift in deine Adern, während du frische, kräftige Lebensmilch saugen könntest aus deinem Busen. Du hast nicht mehr gegen außen zu streiten, deine Freiheit ist gegen alle Anforderungen gesichert. Keines von jenen reißenden Raubtieren, die brüllend in der Welt umherirren, um die anerschaffnen Rechtsame eines freien Volkes zu verschlingen, droht dir. Aber, Teutschland, darum bist du doch nicht frei; dein Geist liegt in Fesseln, du verlierst deine Nationalität, und so wie du jetzt Sklavin des Fremden bist, so wirst du auch bald Sklavin der Fremden werden.

Doch ich höre schon antworten: Wie? sieh doch hin, in einer schönen Ordnung stehn alle Staaten, gleichmäßig sind alle Rechte abgewogen, Friede und Wohlstand blüht in unsren Gefilden; sind wir nicht glücklich? O ihr Toren, trägen Herzens den Ruf von vierthalbtausend Jahren zu fassen! Blickt doch in das große Buch der Weltgeschichte, das offen vor euch liegt, blickt doch hin und antwortet noch einmal: sind wir nicht glücklich. Was ist denn das, was die Staaten vom Gipfel ihrer Größe herabwirft? Der Verlust ihrer geistigen Selbständigkeit ist es. Denn so wie ein Volk sich einmal über dem Fremden vergißt, so wie es seinen Nationalcharakter, das Band, das es knüpft und zusammenhält, [aufgibt,] so wie es einmal in geistiger Bildung der Sklav eines andern wird, so geht auch leicht die politische Freiheit unter, auf die ihr stolz jetzt pocht, so trägt es den Keim des Verderbens in sich und wird, ein leeres Schattenbild, die Beute jedes feindlichen Zufalls; versunken und vergessen geht es unter und steht mit Verachtung gebrandmarkt vor den Augen der strengrichtenden Nachwelt. Dieß, Teutsche, dieß wird euer Los sein; wenn ihr euch jetzt [nicht] zu neuem kräftigen Leben wieder erhebt, wenn ihr nicht bald wieder anfangt, Teutsche zu werden, wenn ihr euch [nicht] eure Nationalität, rein und geläutert von allem Fremden, wieder erwerbt, werden eure Nachkommen sich eures gebrandmarkten Namens schämen, und untergehen werdet ihr, ein Spott der Nachwelt und der Gegenwart.—

Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen

eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkauft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme. Sie rufen euch zu: Vertretet und überliefert unser Andenken ebenso ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen und wie ihr euch dessen und der Abstammung von uns gerühmt habt. Auch mischen sich in ihre Stimmen die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreiheit. Rettet auch unsre Ehre, rufen sie euch zu, laßt unsre Kämpfe nicht zu eitlen vorüberrauschenden Possenspielen werden, zeigt, daß das Blut, was wir für euch versprützten, in euern Adern wallt. Es mischen sich in dieße Stimmen die Stimmen eurer noch ungebornen Nachkommen. Wollt ihr die Kette zerreißen lassen, rufen sie euch zu, die euch an eure Ahnen bindet, wollt ihr das Andenken eurer Vorfahren, das ihr rein und makellos erhalten habt, besudelt und befleckt uns überliefern, wollt ihr uns, die Nachkommen freier Männer, zu Sklaven werden lassen? Teutsche! Die Wage hängt, in jener Schale liegt, was eure Vorfahren an dem Römer verachtet und an seinen Cäsaren gehaßt, in dießer das ehrwürdige Kleinod eurer biedern Voreltern, die durch so mancher Helden Blut im Laufe achtzehn stürmischer Jahrhunderte gegründete, behauptete, befestigte Nationalität und Selbständigkeit. Dort liegt Gold neben Fesseln, hier der seltne Ruhm, zugleich die stärkste und beste Nation zu sein. Wählet.—

ÜBER DEN TRAUM EINES ARKADIERS

DURCH die ganze Geschichte finden wir im Leben jedes Volkes die deutlichsten Spuren von einem Wunderglauben, der, noch jetzt nicht erloschen, den gebildeten Europäer und den rohen Wilden befängt. Wollten wir dießes innere Gefühl uns als Aberglauben darstellen, wollten wir es nur als ein leeres Spiel der Phantasie abschütteln, so würden wir frech ein geistiges Band zer-

reißen, das uns gemeinsam mit allen Erdbewohnern umschlingt, ein Gefühl, das uns alle an die Mutterbrust der Natur drückt.

Der rohe Mensch sieht Wunder in den ewigen Phänomen[en] der Natur, er sieht aber auch Wunder in außergewöhnlichen Fällen des Alltaglebens; für beide schafft er sich seine Götter. Der Gebildete sieht in den Wundern erstrer Art nur die Wirkungen der unerforschten, unbegriffnen Naturkräfte; aber auch sie sind ihm Wunder, solange das blöde Auge des Sterblichen nicht hinter den Vorhang blicken kann, der das Geistige vom Körperlichen scheidet, auch sie weisen ihn zurück auf ein Urprinzip, ein[en] Inbegriff alles Bestehenden, auf die Natur.—Von diesem Standpunkte aus will ich jetzt, so weit es in meinen Kräften steht, eine Tatsache zu beurteilen suchen, die vom grauen Altertum an bis jetzt noch niemand ganz erklärt, ganz aufgehellt hat und niemand vielleicht ganz aufhellen wird.

Zwei durch wechselseitige Liebe aufs innigste verbundene Arkadier, so erzählt man, machten eine Reise. Bei ihrer Ankunft [in] Megara kehrte der eine bei einer Herberge, der andre bei einem Gastfreunde ein. Im Traum nun erschien dem letzteren sein Freund, der ihn um Hülfe flehte, weil sein Wirt ihn ermorden wolle. Erschreckt sprang er auf, sammelte sich aber, und da er das Ganze für eine Täuschung des Traumes hielt, schlief er wieder ein. Da erschien ihm sein Freund zum zweiten Male, mit Blut bedeckt machte er ihm Vorwürfe und erzählte ihm, sein Wirt habe ihn ermordet, auf einen mit Mist beladnen Wagen geworfen, um die Leiche auf diese Art aus der Stadt zu schaffen. . . .

[KRITIK AN EINEM AUFSATZ ÜBER DEN SELBSTMORD]

OHNE gleich im Anfange ein entscheidendes Urteil über den Wert und den Inhalt vorliegender Arbeit fällen zu wollen, werde ich mich anfangs darauf einschränken, einige von den in dießer Arbeit ausgesprochnen Gedanken und Meinungen in der von dem Verfasser be-

folgten Reihenfolge zu beleuchten und sie entweder zu verteidigen oder zu widerlegen versuchen. Dießen, vielleicht etwas sonderbar scheinenden, Weg einzuschlagen zwingt mich die eigentümliche Beschaffenheit des Themas selbst, bei welchem von einem allgemein durchgreifenden Grundsatz die Rede nicht sein kann, sondern nur von einer sachgemäßen Zusammenstellung einzelner Gedanken und Ansichten.

Dießer Verfahrungsart gemäß möchte ich behaupten, daß der gleich im Anfang (p. 1) ausgesprochne Grundsatz, daß von einem durchgängig anwendbaren Urteil die Rede nicht sein könne, so richtig er auch an und für sich selbst ist, uns zuerst am Schlusse, als ein Hauptresultat dießer Arbeit, hätte entgegenkommen dürfen.

Im Weitergehen bemerkte ich, daß der Verfasser bei Anführung der Behauptung, der Selbstmörder handle unklug (p. 3), den so oft angeführten Grund, weil derselbe einen sichren Zustand mit einem unsichren vertausche, ganz überging, ich werde deshalb hier einige Worte hierüber anführen. Es kommt mir immer sonderbar vor, wenn man dem Selbstmörder aus dem schon angeführten Grunde den Vorwurf der Unklugheit machen will. Es liegt ganz in der Natur des Menschen, daß er einen ihm unerträglich gewordnen Zustand mit einem andern, wenn auch noch so unsichern, zu vertauschen sucht, es ereignet sich dieß täglich, und niemand nimmt einen Anstoß daran. Wer will nun den, welchem sein irdischer Zustand unerträglich geworden ist, unklug nennen, weil er eine hoffnungslose Sicherheit aufopfert, um zu einem Zustand, von dem er noch hoffen darf und der auf keinen Fall schlechter sein kann als der verlaßne, zu gelangen? Es wäre ja eher Unklugheit, in einer rettungslosen Lage zu verharren, wenn man noch ein, wenn auch unsichres, Mittel übrig hat, sich zu retten. Ich behaupte also, daß man in dießer Hinsicht keineswegs den Selbstmörder unklug nennen könne.

Bei der (p. 6) aufgestellten sehr richtigen Behauptung, daß der Selbstmord gegen unsre Bestimmung handle,

erlaube man mir eine kleine auf den (p. 2) angeführten Einwurf, daß der Selbstmord unnatürlich sei, weil er einen natürlichen Trieb unterdrücke, bezügliche Bemerkung. Ich möchte nämlich eigentlich behaupten, der Selbstmord handle gegen unsre Natur, denn in ihr liegt unsre Bestimmung. Man könnte also in dieser Hinsicht den Selbstmord eine der Natur widerstrebende oder unnatürliche Handlung nennen, jedoch in einem von dem schon angeführten, sehr schwachen Einwurf ganz verschiedenen Sinne.

Die Behauptung, der Selbstmord sei in allen Fällen irreligiös, klingt gar eigen. Das irreligiös bedeutet in unserm Sinn so viel als unchristlich. Dieses unchristlich wird aber als Einwurf gegen den Selbstmord oft gar sehr gemißbraucht, indem man gewöhnlich damit angezogen kommt, wenn man keinen andern mehr machen kann, wie bei *Kato* und *Lukretia*. Ich will mich, um dieß zu beweisen, an vorliegendes Beispiel halten. *Kato* ist, vom wahren Standpunkte aus betrachtet, in jeder Hinsicht zu rechtfertigen; dieß gibt man zu, kommt aber mit dem schalen Anhängsel hinten nach, subjektiv ist dieß wohl wahr, objektiv aber unrichtig. Dieses Subjektive ist aber das einzig Richtige, widerspricht diesem das Objektive, so ist dasselbe falsch. Nun ist, wie schon gesagt, *Kato* nach allen Gesetzen menschlicher Einsicht zu rechtfertigen; widerspricht diesem alsdann wirklich das Christentum, so müssen die Lehren desselben in dieser Hinsicht unrichtig sein, denn unsre Religion kann uns nie verbieten, irgendeine Wahrheit, Größe, Güte und Schönheit anzuerkennen und zu verehren außer ihr und uns nie erlauben, eine anerkannt sittliche Handlung zu mißbilligen, weil sie mit einer ihrer Lehren nicht übereinstimmt. Was sittlich ist, muß von jedem Standpunkte, von jeder Lehre aus betrachtet sittlich bleiben. Ob man aber wirklich beweisen könne, daß ein Selbstmord wie der des *Kato* dem Christentum widerstrebe, ist eine andre Frage. Denn es wäre doch sonderbar, ja es wäre unmöglich, daß eine Religion, welche ganz auf das Prinzip der Sittlichkeit ge-

gründet ist, einer sittlichen Handlung widerstreben sollte. Es trifft also dieser Vorwurf keineswegs das Christentum selbst, sondern nur diejenigen, welche den Sinn desselben falsch auffassen.

Mit dem Seite 10 ausgesprochnen Gedanken kann ich nicht recht übereinstimmen; denn ich glaube, daß der echte Sensualist nie in den beschriebnen Zustand geraten wird. Über *Roland* (p. 11) ist zu hart geurteilt; ihn brachte nicht die Furcht vor dem Blutgerüst zu dem Entschluß, sich selbst zu ermorden, sondern der Schmerz, welcher ihn bei der Nachricht von der Hinrichtung seiner Gattin übermannte. Überhaupt weiß ich nicht, was die letzte Phrase hier bedeuten soll, denn wer sich selbst ermordet, wagt es doch wahrlich, dem Tod in das Auge zu sehen.

Nicht mit Unrecht hat der Verfasser bei seinem Urteile über die Tat des *Kato* (p. 15) *Osiandern* erwähnt. Aber wahrlich, die Vergleichung mit dem Schwan und den Krähen ist noch zu erhaben für einen solchen Menschen, welcher den Kato einen Monolog halten läßt, worin derselbe ungefähr sagt, daß Cäsar doch bös mit ihm umgehen würde, es sei also geratner, sich bei Zeit auf dem kürzesten Wege davon zu machen, zumal da die Narren der Nachwelt wahrscheinlich ein großes Mirakel aus dießer Tat machen würden. Es fehlt nur wenig, daß der Herr Professor in seinem heiligen Eifer über die blinden Heiden eine Sektion des Kato vornähme und bewieße, daß derselbe einige Lot Gehirn zu wenig gehabt hätte. Wahrhaftig, wenn ich ein solches Buch in die Hände bekomme, möchte ich mit *Göthe* über unser tintenklecksendes Säkulum ausrufen: Römerpatriotismus! Davor bewahre uns der Himmel, wie vor einer Riesengestalt. Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, und kein Bett, drinnen zu liegen.

In der wahrhaft vortrefflichen Stelle, wo von dem letzten und erhabensten Motiv zum Selbstmord gesprochen wird (p. 16), fand ich einen Ausdruck, dessen Erläuterung zwar nicht hierher zu gehören scheint, der aber doch bei näherer Beachtung einigen Bezug auf dießes Thema hat. Die Erde wird nämlich hier ein Prüfungsland genannt;

dießer Gedanke war mir immer sehr anstößig, denn ihm gemäß wird das Leben nur als Mittel betrachtet; ich glaube aber, daß das Leben selbst Zweck sei, denn: Entwicklung ist der Zweck des Lebens, das Leben selbst ist Entwicklung, also ist das Leben selbst Zweck. Von dießem Gesichtspunkte aus kann man auch den einzigen, fast allgemein gültigen Vorwurf dem Selbstmord machen, weil derselbe unserm Zwecke und somit der Natur widerspricht, indem er die von der Natur uns gegebene, unserm Zweck angemeßne Form des Lebens vor der Zeit zerstört.

Bei der aus *Göthes Faust* entnommenen Stelle vermißte ich die Worte des verschwindenden Erdgeistes: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir; sie sind es, welche Faust von seiner Höhe in den Abgrund der Verzweiflung hinabstürzen.

Ich kann nicht umhin, den am Schluß ausgesprochnen Gedanken über den Selbstmord aus Patriotismus oder aus physischen und psychischen Leiden einige Worte hinzuzufügen, ob ich gleich wohl sehe, daß dieß eigentlich in die Form einer Rezension nicht paßt. Die Behauptung, daß der, welcher dem Vorteile seines Vaterlandes das Leben aufopfert, kein eigentlicher Selbstmörder sei, ist klar und bestimmt ausgesprochen und deutlich bewiesen, das übrige jedoch ist etwas dunkler ohne bestimmtes Resultat: ich will also das, was ich für das eigentliche Resultat halte, hier zufügen. Der Selbstmörder aus physischen und psychischen Leiden ist kein Selbstmörder, er ist nur ein an Krankheit Gestorbner.

Ich verstehe nämlich darunter einen solchen, welcher durch geistiges oder körperliches unheilbares Leiden allmählig in jene Seelenstimmung verfällt, die man mit dem Namen der Melancholie bezeichnet, und so zum Selbstmord getrieben wird, keineswegs aber den, welcher, um einem Leiden zu entgehen, sich bei freiem Sinn und Verstand selbst tötet. Der erstere ist krank, der andre schwach. Der erstere ist an seiner Krankheit gestorben, denn ob dießes Leiden ihm allmählig das Leben raubt

oder ihn durch den störenden Einfluß auf sein Gemüt zum Selbstmord bringt, ist gleichgültig. Die Form ist nur verschieden, die Wirkung ist die nämliche: sie ist der Tod, seine Ursache lag in einer Krankheit, die eine Neigung zum Selbstmorde zur Folge hatte, was ich aus Beispielen zur Genüge beweisen könnte. So wenig man nun von einem an der Auszehrung Gestorbnen sagen kann: der Narr oder der Sünder, warum ist er gestorben? ebensowenig darf man einem Selbstmörder aus dieser Ursache wegen seiner Tat einen Vorwurf machen wollen; er ist, wie schon gesagt, nicht als Selbstmörder zu betrachten.

Dasselbe läßt sich nun, und zwar in noch viel höherem Grade, auf den anwenden, welcher sich aus psychischen Leiden den Tod gibt. Psychische Leiden sind, so wie physische Krankheit des Körpers, Krankheit des Geistes; letztere kann, wenn sie einmal feste Wurzeln geschlagen hat, noch viel weniger gehoben werden als erstere. Wen also eine solche geistige Krankheit zum Tode treibt, der ist ebensowenig ein Selbstmörder, er ist nur ein an geistiger Krankheit Gestorbner. Das geistige Leiden selbst vermag den Körper nicht unmittelbar zu töten, es tut dieß also mittelbar; dieß ist der ganze Unterschied zwischen dem, welcher am hitzigen Fieber oder in einem Anfall von Wahnsinn stirbt.

Fasse ich hier nun ein allgemeines und bestimmtes Urteil über die ganze Arbeit zusammen.

Die Frage ist trotz der schwierigen Aufgabe zur Genüge gelöst.

Der Verfasser umfaßt in seiner Arbeit bis auf weniges alle Einwürfe und alle Motive, dargestellt in einer bestimmten und sachgemäßen Ordnung; ohne es jedoch bei einer bloßen Zusammenstellung bewenden zu lassen, gibt er uns über jeden Gegenstand eine Menge schätzenswerter, vorurteilsfreier Gedanken, die, wenn sie auch nicht alle gleich richtig sind, doch zeigen, daß der Verfasser sich fern gehalten von aller Einseitigkeit, daß er alles nicht von einem fremden, sondern von einem eignen, selbständigen Standpunkte aus betrachtet und beurteilt und durch eignes Nachdenken schon einen tiefern Blick in die In- und Außen-

welt des Menschen getan habe. Noch anziehender werden dieße Gedanken durch eine klare, schöne und kräftige Sprache. Überdieß wird das Ganze durch ein schönes und edles Gefühl wie durch einen warmen Frühlingshauch belebt und erwärmt; es erhebt uns über den gewöhnlichen Standpunkt durch eine reine, glühende Begeisterung für das Edle und Große, es gibt uns, nicht in abgedroschnen Redensarten von Bruderliebe u. dgl. m., den Begriff echter und wahrer Menschenliebe, indem es uns überall, dem schönen Gedanken gemäß, daß der Selbstmörder nur Verirrter, nicht Verbrecher sei, die Gebrechen und Mängel des armen Sterblichen in der mildesten Form sehen läßt.

Einen würdigen Schluß zu der ganzen Arbeit bildet überdieß der letzte erhabne Gedanke; er ist es, welcher dem Menschen allein im Schlamme des Lebens die wahre Würde bewahren kann.

[KATO VON UTIKA]

GROSS und erhaben ist es, den Menschen im Kampfe mit der Natur zu sehen, wenn er gewaltig sich stemmt gegen die Wut der entfesselten Elemente und, vertrauend der Kraft seines Geistes, nach seinem Willen die rohen Kräfte der Natur zügelt. Aber noch erhabner ist es, den Menschen zu sehen im Kampfe mit seinem Schicksale, wenn er es wagt einzugreifen in den Gang der Weltgeschichte, wenn er an die Erreichung seines Zwecks sein Höchstes, sein Alles setzt. Wer nur einen Zweck und kein Ziel bei der Verfolgung desselben sich vorgesteckt, gibt den Widerstand nie auf, er siegt—oder stirbt. Solche Männer waren es, welche, wenn die ganze Welt feige ihren Nacken dem mächtig über sie hinrollenden Zeitrade beugte, kühn in die Speichen desselben griffen, und es entweder in seinem Umschwunge mit gewaltiger Hand zurückschnellten oder von seinem Gewichte zermalmt einen rühmlichen Tod fanden, d. h. sich mit dem Reste des Lebens Unsterblichkeit erkauften. Solche Männer, die unter den Millionen, welche auch aus dem Schoß

der Erde kriechen, ewig am Staube kleben und wie Staub vergehn und vergessen werden, sich zu erheben, sich Unvergänglichkeit zu erkämpfen wagten, solche Männer sind es, die gleich Meteoren aus dem Dunkel des menschlichen Elends und Verderbens hervorstrahlen. Sie durchkreuzen wie Kometen die Bahn der Jahrhunderte; so wenig die Sternkunde den Einfluß der einen, ebensowenig kann die Politik den der andern berechnen. In ihrem exzentrischen Laufe scheinen sie nur Irrbahnen zu beschreiben, bis die großen Wirkungen dießer Phänomene beweisen, daß ihre Erscheinung lange vorher durch jene Vorsehung angeordnet war, deren Gesetze ebenso unerforschlich als unabänderlich sind.—

Jedes Zeitalter kann uns Beispiele solcher Männer aufweisen, doch alle waren von jeher der verschiedenartigsten Beurteilung unterworfen. Die Ursache hiervon ist, daß jede Zeit ihren Maßstab an die Helden der Gegenwart oder Vergangenheit legt, daß sie nicht richtet nach dem eigentlichen Werte dieser Männer, sondern daß ihre Auffassung und Beurteilung derselben stets bestimmt und unterschieden ist durch die Stufe, auf der sie selbst steht. Wie fehlerhaft eine solche Beurteilung sei, wird niemanden entgehen: für einen Riesen paßt nicht das Maß eines Zwergs; eine kleine Zeit darf nicht einen Mann beurteilen wollen, von dem sie nicht einen Gedanken fassen und ertragen könnte. Wer will dem Adler die Bahn vorschreiben, wenn er die Schwingen entfaltet und stürmischen Flugs sich zu den Sternen erhebt? Wer will die zerknickten Blumen zählen, wenn der Sturm über die Erde braust und die Nebel zerreißt, die dumpfbrütend über dem Leben liegen? Wer will nach den Meinungen und Motiven eines Kindes wägen und verdammen, wenn Ungeheures geschieht, wo es sich um Ungeheures handelt? Die Lehre dieser Beobachtung ist: man darf die Ereignisse und ihre Wirkungen nicht beurteilen, wie sie äußerlich sich darstellen, sondern man muß ihren inneren tiefen Sinn zu ergründen suchen, und dann wird man das Wahre finden.—

Ich glaube erst dießes vorausschicken zu müssen, um bei

der Behandlung eines so schwierigen Themas zu zeigen, von welchem Standpunkte man bei der Beurteilung eines Mannes, man bei der Beurteilung eines alten Römers ausgehen müsse, um zu beweisen, daß man an einem Kato nicht den Maßstab unsrer Zeit anlegen, daß man seine Tat nicht nach neueren Grundsätzen und Ansichten beurteilen könne.

Man hört nämlich so oft behaupten: subjektiv ist Kato zu rechtfertigen, objektiv zu verdammen, d. h. von unserm, vom christlichen Standpunkte aus ist Kato ein Verbrecher, von seinem eigenen aus ein Held. Wie man aber diesen christlichen Standpunkt hier anwenden könne, ist mir immer ein Rätsel geblieben. Es ist ja doch ein ganz eigner Gedanke, einen alten Römer nach dem Katechismus kritisieren zu wollen! Denn da man die Handlungen eines Mannes nur dann zu beurteilen vermag, wenn man sie mit seinem Charakter, seinen Grundsätzen und seiner Zeit zusammenstellt, so ist nur ein Standpunkt, und zwar der subjektive, zu billigen und jeder andre, zumal in diesem Falle der christliche, gänzlich zu verwerfen. So wenig als Kato Christ war, ebensowenig kann man die christlichen Grundsätze auf ihn anwenden wollen; er ist nur als Römer und Stoiker zu betrachten. Dießem Grundsatze gemäß werde ich alle Einwürfe, wie z. B. "Es ist nicht erlaubt, sich das Leben zu nehmen, das man sich nicht selbst gegeben" oder "Der Selbstmord ist ein Eingriff in die Rechte Gottes" ganz und gar nicht berücksichtigen und nur die zu widerlegen suchen, welche man Kato vom Standpunkte des Römers aus machen könnte, wobei es unumgänglich notwendig ist, vorerst eine kurze, aber getreue Schilderung seines Charakters und seiner Grundsätze zu entwerfen.—

Kato war einer der untadelhaftesten Männer, den die Geschichte uns zeigt. Er war streng, aber nicht grausam; er war bereit, andern viel größere Fehler zu verzeihen als sich selbst. Sein Stolz und seine Härte waren mehr die Wirkung seiner Grundsätze als seines Temperaments. Voll unerschütterlicher Tugend, wollte er lieber tugendhaft sein als scheinen. Gerecht gegen Fremde, begeistert

für sein Vaterland, nur das Wohl seiner Mitbürger, nicht ihre Gunst beachtend, erwarb er sich um so größeren Ruhm, je weniger er ihn begehrte. Seine große Seele faßte ganz die großen Gedanken: Vaterland, Ehre und Freiheit. Sein verzweifelter Kampf gegen Cäsar war die Folge seiner reinsten Überzeugung, sein Leben und sein Tod den Grundsätzen der Stoiker gemäß, die da behaupteten: "Die Tugend sei die wahre, von Lohn und Strafe ganz unabhängige Harmonie des Menschen mit sich selbst, die durch die Herrschaft über die Leidenschaften erlangt werde; diese Tugend setze die höchste innre Ruhe und Erhabenheit über die Affektionen sinnlicher Lust und Unlust voraus; sie mache den Weisen nicht gefühllos, aber unverwundbar und gebe ihm eine Herrschaft über sein Leben, die auch den Selbstmord erlaube."

Solche Gefühle und Grundsätze in der Brust, stand Kato da, wie ein Gigant unter Pygmäen, wie der Heros einer untergegangnen Heldenzeit, wie ein ungeheurer, unbegreiflicher Riesenbau, erhaben über seine Zeit, erhaben selbst über menschliche Größe. Nur ein Mann stand ihm gegenüber. Er war *Julius Cäsar*. Beide waren gleich an Geisteskräften, gleich an Macht und Ansehn, aber beide ganz verschiednen Charakters. Kato der letzte Römer, Cäsar nichts mehr als ein glücklicher Katilina; Kato groß durch sich selbst, Cäsar groß durch sein Glück, mit dem größten Verbrechen geadelt durch den Preis seines Verbrechens. Für zwei solcher Männer war der Erdkreis zu eng. Einer mußte fallen, und Kato fiel, nicht als ein Opfer der Überlegenheit Cäsars, sondern seiner verdorbnen Zeit. Anderthalbe hundert Jahre zuvor hätte kein Cäsar gesiegt.—

Nach Cäsars Siege bei *Thapsus* hatte Kato die Hoffnung seines Lebens verloren; nur von wenigen Freunden begleitet, begab er sich nach Utika, wo er noch die letzten Anstrengungen machte, die Bürger für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Doch als er sah, daß in ihnen nur Sklavenseelen wohnten, als Rom von seinem Herzen sich losriß, als er nirgends mehr ein Asyl fand für die Göttin seines Lebens, da hielt er es für das einzig Würdige, durch

einen besonnenen Tod seine freie Seele zu retten. Voll der zärtlichsten Liebe sorgte er für seine Freunde, kalt und ruhig überlegte er seinen Entschluß, und als alle Bande zerrissen, die ihn an das Leben fesselten, gab er sich mit sichrer Hand den Todesstoß und starb, durch seinen Tod einen würdigen Schlußstein auf den Riesenbau seines Lebens setzend. Solch ein Ende konnte allein einer so großen Tugend in einer so heillosen Zeit geziemen!

So verschieden nun die Beurteilungen dieser Handlung sind, ebenso verschieden sind auch die Motive, die man ihr zum Grunde legt. Doch ich denke, ich habe nicht nötig, hier die zurückzuweisen, welche von Eitelkeit, Ruhmsucht, Halsstarrigkeit und dergleichen kleinlichen Gründen mehr reden (solche Gefühle hatten keinen Raum in der Brust eines Kato!) oder gar die zurückzuweisen, welche mit dem Gemeinplatz der Feigheit angezogen kommen. Ihre Widerlegung liegt schon in der bloßen Schilderung seines Charakters, der nach dem einstimmigen Zeugnis aller alten Schriftsteller so groß war, daß selbst *Vellejus Paterculus* von ihm sagt: *homo virtuti simillimus et per omnia ingenio diis, quam hominibus, propior.*

Andre, die der Wahrheit schon etwas näher kamen und auch [die] meisten Anhänger fanden, behaupteten, der Beweggrund zum Selbstmord sei ein unbeugsamer Stolz gewesen, der nur vom Tode sich habe wollen besiegen lassen. Wahrlich, wäre dieß das wahre Motiv, so liegt schon etwas Großes und Erhabnes in dem Gedanken, mit dem Tode die Gerechtigkeit der Sache, für die man streitet, besiegeln zu wollen. Es gehört ein großer Charakter dazu, sich zu einem solchen Entschluß erheben zu können. Aber auch nicht einmal dieser Beweggrund war es—es war ein höherer. Katos große Seele war ganz erfüllt von einem unendlichen Gefühle für Vaterland und Freiheit, das sein ganzes Leben durchglühte. Diese beiden Gedanken waren die Zentralsonne, um die sich alle seine Gedanken und Handlungen drehten. Den Fall seines Vaterlandes hätte Kato überleben können, wenn er ein Asyl für die andre Göttin seines Lebens, für die Freiheit, gefunden

hätte. Er fand es nicht. Der Weltball lag in Roms Banden, alle Völker waren Sklaven, frei allein der Römer. Doch als auch dieser endlich seinem Geschicke erlag, als das Heiligtum der Gesetze zerrissen, als der Altar der Freiheit zerstört war, da war Kato der einzige unter Millionen, der einzige unter den Bewohnern einer Welt, der sich das Schwert in die Brust stieß, um unter Sklaven nicht leben zu müssen; denn Sklaven waren die Römer, sie mochten in goldnen oder ehernen Fesseln liegen —sie waren gefesselt. Der Römer kannte nur eine Freiheit, sie war das Gesetz, dem er sich aus freier Überzeugung als notwendig fügte; diese Freiheit hatte Cäsar zerstört, Kato war Sklave, wenn er sich dem Gesetz der Willkür beugte. Und war auch Rom der Freiheit nicht wert, so war doch die Freiheit selbst wert, daß Kato für sie lebte und starb. Nimmt man diesen Beweggrund an, so ist Kato gerechtfertigt; ich sehe nicht ein, warum man sich so sehr bemüht, einen niedrigern hervorzuheben; ich kann nicht begreifen, warum man einem Manne, dessen Leben und Charakter makellos sind, das Ende seines Lebens schänden will. Der Beweggrund, den ich seiner Handlung zugrunde lege, stimmt mit seinem ganzen Charakter überein, ist seines ganzen Lebens würdig, und also der wahre.—

Diese Tat läßt sich jedoch noch von einem andern Standpunkte aus beurteilen, nämlich von dem der Klugheit und der Pflicht. Man kann nämlich sagen: Handelte Kato auch klug? hätte er nicht versuchen können, die Freiheit, deren Verlust ihn tötete, seinem Volke wieder zu erkämpfen? Und hätte er, wenn auch dieses nicht der Fall gewesen wäre, sich nicht dennoch seinen Mitbürgern, seinen Freunden, seiner Familie erhalten müssen?

Der erste Einwurf läßt sich widerlegen durch die Geschichte. Kato mußte bei einigem Blick in sie wissen und wußte es, daß Rom sich nicht mehr erheben könne, daß es einen Tyrannen nötig habe, und daß für einen despotisch beherrschten Staat nur Rettung in dem Untergang sei. Wäre es ihm auch gelungen, selbst Cäsarn zu besiegen, Rom blieb dennoch Sklavin; aus dem Rumpfe der

Hyder wären nur neue Rachen hervorgewachsen. Die Geschichte bestätigt diese Behauptung. Die Tat eines *Brutus* war nur ein leeres Schattenbild einer untergegangnen Zeit. Was hätte es also Kato genützt, wenn er noch länger die Flamme des Bürgerkrieges entzündet, wenn er auch Roms Schicksal noch um einige Jahre aufgehalten hätte? Er sah, Rom und mit ihm die Freiheit war nicht mehr zu retten.—

Noch leichter läßt sich [der] andre Einwurf, als hätte Kato sich seinem, wenn auch unterjochten Vaterlande dennoch erhalten müssen, beseitigen. Es gibt Menschen, die ihrem größeren Charakter gemäß mehr zu allgemeinen großen Diensten für das Vaterland als zu besondern Hülfsleistungen gegen einzelne Notleidende verpflichtet sind. Ein solcher war Kato. Sein großer Wirkungskreis war ihm genommen, seinen Grundsätzen gemäß konnte er nicht mehr handeln. Kato war zu groß, als daß er die freie Stirne dem Sklavenjoche des Usurpators hätte beugen, als daß er, um seinen Mitbürgern eine Gnade zu erbetteln, vor einem Cäsar hätte kriechen können. Kleineren Seelen überließ er dieß; doch wie wenig durch Nachgeben und Fügsamkeit erreicht wurde, kann *Ciceros* Beispiel lehren. Kato hatte einen andern Weg eingeschlagen, noch den letzten großen Dienst seinem Vaterlande zu erweisen; ja sein Selbstmord war eine Aufopferung für dasselbe! Wäre Kato leben geblieben, hätte er sich mit Verleugnung aller seiner Grundsätze dem Usurpator unterworfen, so hätte dieses Leben die Billigung Cäsars enthalten; hätte er dieß nicht gewollt, so hätte er in offnem Kampf auftreten und unnützes Blut vergießen müssen. Hier gab es nur einen Ausweg, er war der Selbstmord. Er war die Apologie des Kato, war die furchtbarste Anklage des Cäsar. Kato hätte nichts Größres für sein Vaterland tun können denn diese Tat, dieses Beispiel hätte alle Lebensgeister der entschlafnen Roma wecken müssen. Daß sie ihren Zweck verfehlte, daran ist nur Rom, nicht Kato schuld.—

Dasselbe läßt sich auch auf den Einwurf erwidern, als hätte Kato sich seiner Familie erhalten müssen. Kato war

der Mann nicht, der sich im engen Kreise des Familienlebens hätte bewegen können; auch sehe ich nicht ein, warum er es hätte tun sollen: seinen Freunden nützte sein Tod mehr als sein Leben, seine *Porcia* hatte einen *Brutus* gefunden, sein Sohn war erzogen; der Schluß dieser Erziehung war der Selbstmord des Vaters, er war die letzte große Lehre für den Sohn. Daß derselbe sie verstand, lehrte die Schlacht bei *Philippi*.—

Das Resultat dieser Untersuchung liegt in *Ludens* Worten: "*Wer fragen kann, ob Kato durch seine Tugend nicht Rom mehr geschadet habe als genützt, der hat weder Roms Art erkannt noch Katos Seele noch den Sinn des menschlichen Lebens.*"

Nimmt man nun alle diese angeführten Gründe und Umstände zusammen, so wird man leicht einsehen, daß Kato seinem Charakter und seinen Grundsätzen gemäß so handlen konnte und mußte, daß nur dieser eine Ausweg der Würde seines Lebens geziemte und daß jede andre Handlungsart seinem ganzen Leben widersprochen [haben] würde.—

Obgleich hierdurch nun Kato nicht allein entschuldigt, sondern auch gerechtfertigt wird, so hat man doch noch einen andern, keineswegs leicht zu beseitigenden Einwurf gemacht; er heißt nämlich: "Eine Handlung läßt sich nicht dadurch rechtfertigen, daß sie dem besondern Charakter eines Menschen gemäß gewesen ist. Wenn der Charakter selbst fehlerhaft war, so ist es die Handlung auch. Dieß ist bei Kato der Fall. Er hatte nämlich nur eine sehr einseitige Entwicklung der Natur. Die Ursache, warum mit seinem Charakter die Handlung des Selbstmords übereinstimmte, lag nicht in seiner Vollkommenheit, sondern in seinen Fehlern. Es war nicht seine Stärke und sein Mut, sondern sein Unvermögen, sich in einer ungewohnten Lebensweise schicklich zu bewegen, welches ihm das Schwert in die Hand gab."—

So wahr auch diese Behauptung klingt, so hört [sie] bei näherer Betrachtung doch ganz auf, einen Flecken auf Katos Handlung zu werfen. Diesem Einwurf gemäß wird gefordert, daß Kato sich nicht allein in die Rolle des

Republikaners, sondern auch in die des Dieners hätte fügen sollen. Daß er dieß nicht konnte und wollte, schreibt man der Unvollkommenheit seines Charakters zu. Daß aber dieses Schicken in alle Umstände eine Vollkommenheit sei, kann ich nicht einsehen, denn ich glaube, daß das große Erbteil des Mannes sei, nur eine Rolle spielen, nur in einer Gestalt sich zeigen, nur in das, was er als wahr und recht erkannt hat, sich fügen zu können. Ich behaupte also im Gegenteil, daß grade dieses Unvermögen, sich in eine seinen heiligsten Rechten, seinen heiligsten Grundsätzen widersprechende Lage zu finden, von der Größe, nicht von der Einseitigkeit und Unvollkommenheit des Kato zeugt.

Wie groß aber seine Beharrlichkeit bei dem war, was er als wahr und recht erkannt hatte, kann uns sein Tod selbst lehren. Wenig Menschen werden je gefunden worden sein, die den Entschluß zu sterben mit so viel Ruhe haben fassen, mit so viel Beharrlichkeit haben ausführen können. Sagt auch *Herder* verächtlich: "*jener Römer, der im Zorne sich die Wunden aufriß*!", so ist doch dieß ewig und sicher wahr, daß grade der Umstand, daß Kato leben blieb und doch nicht zurückzog, daß grade der Umstand die Tat nur noch großartiger macht.

So handelte, so lebte, so starb Kato. Er selbst der Repräsentant römischer Größe, der Letzte eines untergesunknen Heldenstamms, der Größte seiner Zeit! Sein Tod der Schlußstein für den ersten Gedanken seines Lebens, seine Tat ein Denkmal im Herzen aller Edlen, das über Tod und Verwesung triumphiert, das unbewegt steht im flutenden Strome der Ewigkeit! Rom, die Riesin, stürzte, Jahrhunderte gingen an seinem Grabe vorüber, die Weltgeschichte schüttelte über ihm ihre Lose, und noch steht Katos Namen neben der Tugend und wird neben ihr stehn, solange das große Urgefühl für Vaterland und Freiheit in der Brust des Menschen glüht!—

MÜNDLICHE ÄUSSERUNGEN

IM Sommer 1831 begegnete ich Georg Büchner einmal in der Dämmerung am Jägertor. Er sah sehr ermüdet aus, aber seine Augen glänzten. Auf meine Frage, wo er gewesen, flüsterte er mir ins Ohr: "Ich will's dir verraten: den ganzen Tag am Herzen der Geliebten!"—"Unmöglich!" rief ich.—"Doch," lachte er, "vom Morgen bis zum Abend in Einsiedel und dann in der Fasanerie!"

Erinnerung eines Jugendfreundes (nach Franzos S. XXXV).

Wie fühle ich mich glücklich! Ich darf werden, wozu ich einzig tauge. Ich bin nie, auch nur eine Sekunde lang im Zweifel über meinen Beruf gewesen.

Zu demselben Freunde, der Theologe werden sollte (a. a. O. S. XXXVI).

Ich habe Anlagen zur Schwermut. *Nachgel. Schriften S. 4.*

Einmal apostrophierte er mich lakonisch: "Link, wieviel Götter glaubst du?"—Antwort: "Nur einen."—"Wieviel Staaten müßten wir da in Deutschland haben und wieviel Fürsten?"—Pause des Schweigens von beiden Seiten.

L. W. Link an Franzos, 11. Sept. 1878.

Die Versuche, welche man bis jetzt gemacht hat, um die Verhältnisse Deutschlands umzustoßen, beruhen auf einer durchaus knabenhaften Berechnung, indem man, wenn es wirklich zu einem Kampf, auf den man sich doch gefaßt machen müßte, gekommen wäre, den deutschen Regierungen und ihren zahlreichen Armeen nichts hätte entgegenstellen können als eine Handvoll undisziplinierte Liberale. Soll jemals die Revolution auf eine durchgreifende Art ausgeführt werden, so kann und darf das bloß durch die große Masse des Volkes geschehen, durch deren Überzahl und Gewicht die Soldaten gleichsam erdrückt werden müssen. Es handelt sich also darum, diese große Masse zu gewinnen, was vorderhand nur durch Flugschriften geschehen kann.

Die früheren Flugschriften, welche zu diesem Zweck etwa

erschienen sind, entsprachen demselben nicht. Es war darin die Rede vom Wiener Kongreß, Preßfreiheit, Bundestagsordonnanzen u. dgl., lauter Dinge, um welche sich die Bauern nicht kümmern, solange sie noch mit ihrer materiellen Not beschäftigt sind. Denn diese Leute haben aus sehr nahe liegenden Ursachen durchaus keinen Sinn für die Ehre und Freiheit ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menschen, sie sind gegen all das gleichgültig, und in dieser Gleichgültigkeit allein beruht ihre angebliche Treue gegen die Fürsten und ihre Teilnahmlosigkeit an dem liberalen Treiben der Zeit. Gleichwohl scheinen sie unzufrieden zu sein, und sie haben Ursache dazu, weil man den dürftigen Gewinn, welchen sie aus ihrer sauren Arbeit ziehen und der ihnen zur Verbesserung ihrer Lage so notwendig wäre, als Steuer von ihnen in Anspruch nimmt. So ist es gekommen, daß man bei aller parteiischen Vorliebe für sie doch sagen muß, daß sie eine ziemlich niederträchtige Gesinnung angenommen haben, und daß sie, es ist traurig genug, fast an keiner Seite mehr zugänglich sind als gerade am Geldsack. Dies muß man benutzen, wenn man sie aus ihrer Erniedrigung hervorziehen will; man muß ihnen zeigen und vorrechnen, daß sie einem Staate angehören, dessen Lasten sie größtenteils tragen müssen, während andere den Vorteil davon beziehen; daß man von ihrem Grundeigentum, das ihnen ohnedem so sauer wird, noch den größten Teil der Steuern erhebt, während die Kapitalisten leer ausgehen; daß die Gesetze, welche über ihr Leben und Eigentum verfügen, in den Händen des Adels, der Reichen und der Staatsdiener sich befinden usw. Dieses Mittel, die Masse des Volkes zu gewinnen, muß man benutzen, solange es noch Zeit ist. Sollte es den Fürsten einfallen, den materiellen Zustand des Volkes zu verbessern, sollten sie ihren Hofstaat, der ihnen fast ohnedem unbequem sein muß, sollten sie die kostspieligen, stehenden Heere, die ihnen unter Umständen entbehrlich sein können, vermindern, sollten sie den künstlichen Organismus der Staatsmaschine, deren Unterhaltung so große Summen kostet, auf einfachere Prinzipien zurückführen,

dann ist die Sache der Revolution, wenn sich der Himmel nicht erbarmt, in Deutschland auf immer verloren. Seht die Östreicher, sie sind wohlgenährt und zufrieden! Fürst Metternich, der geschickteste unter allen, hat allen revolutionären Geist, der jemals unter ihnen aufkommen könnte, für immer in ihrem eigenen Fett erstickt.

Nach August Beckers gerichtlichen Angaben (Nöllner S. 420ff.).

Es ist keine Kunst, ein ehrlicher Mann zu sein, wenn man täglich Suppe, Gemüse und Fleisch zu essen hat.

Nach demselben (Nöllner S. 423).

Der materielle Druck, unter welchem ein großer Teil Deutschlands liegt, ist ebenso traurig und schimpflich als der geistige; und es ist in meinen Augen bei weitem nicht so betrübend, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen darf, als daß viele tausend Familien nicht imstande sind, ihre Kartoffel zu schmälzen.

Nach demselben (Nöllner S. 422).

Von den Konstitutionellen sagte er oft: Sollte es diesen Leuten gelingen, die deutschen Regierungen zu stürzen und eine allgemeine Monarchie oder auch Republik einzuführen, so bekommen wir hier einen Geldaristokratismus wie in Frankreich, und lieber soll es bleiben, wie es jetzt ist.

Nach demselben (Nöllner S. 425).

Büchner meinte, in einer gerechten Republik, wie in den meisten nordamerikanischen Staaten, müsse jeder ohne Rücksicht auf Vermögensverhältnisse eine Stimme haben, und behauptete, daß Weidig, welcher glaubte, daß dann eine Pöbelherrschaft wie in Frankreich entstehen werde, die Verhältnisse des deutschen Volks und unserer Zeit verkenne.

Nach demselben (Nöllner S. 425).

Ich schreibe im Fieber, aber das schadet dem Werke nicht —im Gegenteil! Übrigens habe ich keine Wahl, ich kann mir keine Ruhe gönnen, bis ich nicht den Danton unter der Guillotine habe, und obendrein brauche ich Geld, Geld!

Zum Bruder Wilhelm (nach Franzos S. CLVIII).

Mit gräßlich entstellten Zügen trat er in das Stübchen Wilhelms, der eben seinen Koffer packte, weil er am Nachmittage nach Butzbach abreisen sollte, um als Praktikant in die dortige Apotheke einzutreten. "Sieh her," sagte er, "das ist mein Todesurteil!" *Nach Franzos S. CLX.*

So schieden beide am Nachmittag des 27. Februar in düsterster Stimmung. "Wir sehen uns nie wieder," sagte Georg, und die traurige Ahnung hat sich erfüllt.

Nach Franzos S. CLXI.

Seine Mutter und Schwester, die ihn Sommer 1836 in seinem Exil besuchten, fanden ihn zwar gesund, aber doch in einer großen nervösen Aufgeregtheit und ermattet von den anhaltenden geistigen Anstrengungen. Er äußerte damals oft: "Ich werde nicht alt werden."

Nachgelassene Schriften S. 33.

Auch hatte er niemals die Absicht, seine materielle Existenz durch literarische Tätigkeit zu begründen. "Ruhm will ich davon haben, nicht Brot", pflegte er später zu sagen.

Nach Franzos S. CLXII.

ANHANG

BRIEFE AN BÜCHNER

VOM ONKEL REUSS NACH GIESSEN

Darmstadt, den 24. März 1834.

Lieber Georg! Ich war wirklich nicht wenig erstaunt heute morgen, einen Brief von Dir zu erhalten, worin Du noch um Geld bittest. Im größten Regen ging ich sogleich in die Heyrische Buchhandlung und ließ mir eine Anweisung von 17 fl. 30 kr. an die dortige Buchhandlung geben; diese nebst einem Briefe folgt anbei, wogegen Du sogleich das Geld in Empfang nehmen kannst. Wenn Du Dich nun beeilst, so mußt Du bis den Mittwoch abend mit dem Gieser Briefkurier hier eintreffen; dies verlang ich vor allem von Dir: denn der Zustand, worin sich Dein *Vater*, insbesondere Deine leidende *Mutter* befindet über Dein Ausbleiben, ist der Raum zu kurz, es hier zu beschreiben; ich weiß nicht, wie Du Dich hierüber genügend verantworten willst. Dein Vater ist so aufgeregt sowie auch Deine Mutter, daß ich ihnen von Deinem Verlangen nach Geld ohnmöglich etwas sagen konnte; sinne nun auf Deiner Reise darnach, wie wir es dem Vater beibringen wollen und wie Du Dein Ausbleiben entschuldigen kannst. Wärest Du wie andere Menschen, das heißt gäbst Du Dir Mühe, etwas Lebensklugheit Dir anzueignen, so hättest Du in Deinem ersten Brief an mich nur geschrieben, ich habe den Vater um 22 fl. gebeten, ich brauche aber außerdem noch 20 fl., so wärest Du nun schon hier; es ist recht schlimm, wenn man mit viel Kenntnissen als ein Schussel auf der Welt herumgehet. Mündlich ein mehreres. Dein Onkel

George Reuß.

VON GUTZKOW NACH DARMSTADT

Frankfurt, den 25. Februar 1835.

Verehrtester Herr! In aller Eile einige Worte! *Ihr Drama* gefällt mir sehr, und ich werde es Sauer[länder] empfehlen: nur sind theatralische Sachen für Verleger keine lockende Artikel. Deshalb müßten Sie bescheidene Honorarforderungen machen.

Wenn diese vorläufige Anzeige dazu dienen könnte, Ihren Mut wieder etwas aufzurichten, so würde es mich freuen. In einigen Tagen mehr! Ihr ergebenster K. Gutzkow.

VON GUTZKOW NACH DARMSTADT

Frankfurt, den 28. Februar 1835.

Verehrtester; Sie hätten mir schreiben sollen, was *Ihre Forderung in betreff Dantons* ist. Viel (am wenigsten aber das, was Ihre Dichtung wert ist) kann Sauerländer nicht geben. Es ist für ihn ein harter Entschluß, das Manuskript zu drucken; denn wie günstig die Kritik urteilen mag, so ist doch mit dem Absatz dramatischer Sachen bei dem gegenwärtigen Publikum die größte Not. Kaum, daß sich das Papier herausschlägt. Ich weiß das. Es sind keine Redensarten.

Rechnen Sie das Notdürftigste, was Sie im Augenblick brauchen, zusammen, resignieren Sie auf jede glänzende Erwartung und suchen Sie sich durch weitere Arbeiten, etwa für den *Phönix*, zu dem ich Sie einlade, sich einige wiederkehrende Einkünfte zu verschaffen.

Ihrer Angabe seh ich also demnächst entgegen. Ihr ergebenster K. Gutzkow.

VON GUTZKOW NACH DARMSTADT

Frankfurt, den 3. März 1835.

Verehrtester! 10 Friedrichsdor will Ihnen Sauerländer geben unter der Bedingung, daß er mehres *aus dem Drama für den Phönix* brauchen darf, und daß Sie sich bereitwillig finden lassen, die Quecksilberblumen Ihrer Phantasie, und alles, was zu offenbar in die Frankfurter Brunnengasse und die Berlinische Königsmauer ablenkt, halb und halb zu kastrieren. Mir freilich ist das so ganz recht, wie Sie es gegeben haben; aber Sauerländer ist ein Familienvater, der 7 rechtmäßige Kinder im Ehebett gezeugt hat und dem ich schon mit meinen Zweideutigkeiten ein Alp bin: wieviel mehr Sie mit Ihren ganz grellen und nur auf Eines bezüglichen Eindeutigkeiten! Also dies ist sehr notwendig.

Nu schreibt er aber, als hätten Sie große Eile. Wo wol-

len Sie hin? brennt es Ihnen wirklich an den Sohlen? Ich kann alles hören, nur nicht, daß Sie nach Amerika gehen. Sie müßten sich in der Nähe halten (Schweiz, Frankreich), wo Sie Ihre poetischen Gaben in die deutsche Literatur hineinflechten können; denn Ihr Danton verrät einen tiefen Fond, in den viel hineingeht, und viel heraus, und das sollten Sie ernstlich bedenken. Solche versteckte Genies wie Sie wären mir gerade recht; denn ich möchte, daß meine Prophezeiung für die Zukunft nicht ohne Belege bliebe, und Sie haben ganz das Zeug dazu, mitzumachen. Ich hoffe, daß Sie mir hierauf keine Antwort schuldig bleiben.

Wollen Sie Folgendes: Ich komme zu Ihnen hinüber nach Darmstadt, bring Ihnen das Geld und fange mit Ihnen gemeinschaftlich an, aus Ihrem Danton den Venerin herauszutreiben, nicht durch Metall, sondern linde, durch Vegetabilien und etwas sentimentale Tisane. Es ist verflucht, aber es geht nicht anders, und ich vergebe Ihnen nicht, daß Sie mich bei dieser Dolmetscherei und Vermittlerschaft zwingen, die Partie der Prüderie zu führen. Können Sie sich aber noch halten in Darmstadt, so bekommen Sie das Geld und Manuskript durch Heger, worauf Sie aber letzteres unfehlbar einen Tag später wieder abliefern müssen. Ihr Gutzkow.

VON GUTZKOW NACH DARMSTADT

Frankfurt, den 5. März 1835.

Liebster! Sauerländer widerrät mir, nach Darmstadt zu gehen, weil ihm freilich daran gelegen sein muß, daß ich mich so kauscher als möglich erhalte. Doch möcht ich Sie gern sprechen; und ich erwarte deshalb bestimmt von Ihnen (Sie können direkt an mich adressieren: Wolfseck) genauere Angabe Ihrer Lage, ob Sie nicht ausgehen dürfen und es dann nicht möglich wäre, daß wir uns in irgendeinem Gasthofe ein Rendezvous gäben. Um 10 Uhr morgens geht hier ein Postwagen ab: da wär ich zu Mittag drüben, spräche einige Stunden mit Ihnen und wäre abends wieder in meiner Behausung. Was dabei so Gefährliches ist, seh ich nicht: es sei denn, daß Sie als Pech in Darm-

stadt herumwandeln und jeden wieder ins Pech brächten, der einige Worte mit Ihnen spricht. Oder gehen Sie gar nicht aus; dann such ich Sie in Ihrem Versteck. Vor allen Dingen vertilgen Sie meine Briefe!

Daß Sie nach Frankreich gehen, ist gut. So bleiben Sie doch in der Nähe und können für Deutschland etwas tun. Arbeiten Sie ja für den *Phönix*: wenn Sie keine Quellen in Frankreich haben, müssen Sie solche Verbindungen nicht abweisen.—Wenn Sie mir über Ihre Lage einige Aufklärungen geben, komm ich sogleich: ich bin so einer Erholung bedürftig, da ich in einigen Tagen meine Tragödie "Nero" fertig habe. Ihr Gutzkow.

VON GUTZKOW NACH STRASSBURG

Lieber, ich habe vor länger als acht Tagen, beinahe vierzehn Tagen schon 10 fr. an die Darmstädter Adresse gesandt und *von Ihrem Vater* darauf die Anzeige erhalten, Sie wären nach Friedberg, und das Geld würde Ihnen eingehändigt werden. Ihr Vater schien von der Herkunft dieses Geldes nichts zu wissen.

Werden Sie in Straßburg bleiben? Ich halte es für ratsam, da Sie wohl keine Aufhebung durch Dragoner zu fürchten haben. Sie sollten meine Ermunterung, in der Teilnahme an deutscher Literatur fortzufahren, nicht in den französischen Wind schlagen. Was Sie leisten können, zeigt Ihr Danton, den ich heute zu säubern angefangen habe, und der des Vortrefflichsten so viel enthält. Glauben Sie denn, daß sich irgend etwas Positives für Deutschlands Politik tun läßt? Ich glaube, Sie taugen zu mehr als zu einer Erbse, welche die offne Wunde der deutschen Revolution in der Eiterung hält. Treiben Sie wie ich den Schmuggelhandel der Freiheit: Wein verhüllt in *Novellen*-stroh, nicht in seinem natürlichen Gewande: ich glaube, man nützt so mehr, als wenn man blind in Gewehre läuft, die keineswegs blindgeladen sind. Wär es nicht, so hätt ich mich in der Rechnung meines Lebens betrogen und müßte dann selbst meinen Untergang beschleunigen.

Noch drückt Sie Mangel. Hoffentlich haben Sie jetzt das, was Sie zehnmal verdient haben. Das beste Mittel der

Existenz bleibt die Autorschaft, d. h. nicht die geächtete, sondern die noch etwas geachtete, wenigstens honorierte bei den Philistern, welche das Geld haben. Spekulieren Sie auf Ideen, Poesie, was Ihnen der Genius bringt. Ich will Kanal sein, oder Trödler, der Ihnen klingend antwortet. Bessern Rat weiß ich nicht, und ich möchte Ihnen doch welchen geben, und recht altklug Ihnen zurufen: Gehen Sie in sich, werden Sie praktisch, und regeln Sie Ihr Leben. Aber ich tu es zagend, denn unsre Zeit hat eine besondre Art Scham erfunden, nämlich die, nicht unglücklich zu sein.

Vergessen Sie nicht, von sich hören zu lassen. Ihr G.

VON GUTZKOW NACH STRASSBURG

Frankfurt, den 7. April 1835.

Mein nach Darmstadt geschickter Brief enthält nichts Wesentliches. Ich freue mich, daß Sie sich zu arrondieren anfangen und sich wohl fühlen. *Vom Danton hat der Phönix sein Teil schon abgedruckt* und damit viel Ehre eingelegt. Was ich Ihnen über Ihre Fähigkeit schon sagte, muß ich wiederholen. Es ist mir, als hätten Sie eine literarische Prädestination. Ich warte nur den Druck und die Ausgabe Ihres Buches ab, um Sie beim Publikum einzuführen. Aber warten Sie das nicht ab (denn Sauerländers Pressen schwitzen Tag und Nacht, und für Danton könnte sich der Termin auch etwas hinausschieben). Reißen Sie selbst die Flügeltüren auf und stürzen Sie aufs Parkett. Man wird erst spröde sein, dann horchen und zuletzt sich hingeben. Das Selbstgefühl wird schon kommen. Meine Muse bäumte sich auch erst wie ein scheues Pferd vor der Autorschaft; ich hatte sogar schon ein Buch geschrieben, als ich noch immer daran zweifelte, ob ich's könnte; als ich aber Hunger bekam und mir in meiner Heimat, in Preußen, der Brotkorb hochgehangen wurde, da schrieb ich aus Desperation und freue mich nun, daß das Ding flott geht.

Die Übersetzung lassen Sie unterwegs, an Originale machen Sie sich. Sie haben selbst viel Ähnlichkeit mit Ihrem Danton: genial und träge. Mich feuerte vor vier Jahren

ein Brief Menzels zur Schriftstellerei an; wenn ich auch nicht so viel auf Sie vermag, wie der auf mich, so ist doch meine Aufforderung gewiß aus reiner Freude über Sie entstanden. Ich wiege mich in dem Gedanken, Sie entdeckt zu haben und Sie recht als ein schlagendes Beispiel, als Armidaschild der Menge, mit der ich mich zu balgen habe, gegenüberstellen zu können. Soll ich noch mehr loben? Nein, Sie sollen sich Ihren eignen Weg machen. Ich weiß nicht, ob Sie den *Phönix* gelesen haben, d. h. mein Literaturblatt, und noch lesen. Bei Levrault, der ihn für die *Revue germanique* bezieht, können Sie ihn einsehen. Mir wär's willkommen, wenn Sie einige Aufmerksamkeit auf das, was an mir ist und was ich will, verwendeten. Sind Sie überhaupt wegen unsrer laufenden literarischen Verhältnisse au fait? Sie brauchen es nicht zu sein: Sie scheinen ganz positiver Natur. Schreiben Sie mir, was Sie arbeiten wollen. Ich bringe alles unter; aber bald; denn in vierzehn Tagen reis ich auf kurze Zeit nach Berlin; daß ich Sie sehe, könnte sich im Juni ereignen. Ich freue mich sehr darauf: ich stelle mir in Ihnen einen nicht über 5 Fuß hohen Kerl oder Menschen oder Mann, wie Sie wollen, vor, und zwar fröhlicher Laune; doch haben Sie dunkles Haar . . . Ihr G.

Apropos! Wollen Sie mir *Kritiken über neuste franz. Literatur* schicken für mein Blatt, so sind mir die willkommen; aber schneller Entschluß! Eine Zusage, um mir Freude zu machen!

VON GUTZKOW NACH STRASSBURG

Mannheim, den 12. Mai 1835.

Mein Lieber! Statt daß Sie mich um tausend Parasangen weiter von sich denken, bin ich Ihnen um hundert näher gerückt. Meine Paßverhältnisse sind etwas in Unordnung, sonst käm ich schon zu Ihnen. Ich spare das auf. Die Berliner Reise ist mit Gefahren verknüpft. Durch eine Vorrede zu Schleiermachers Briefen über Schlegels "Lucinde" hab ich die Geistlichkeit und den Hof gegen mich empört: ich fürchte ein Autodafé und halte mich am Rheingeländer, das bald übersprungen ist. Adressieren Sie recht

bald eine Nachricht hieher: an mich, wohnhaft bei Herrn Reitz. *Ihre Äußerungen über neure Literatur* vermag ich nicht aufzunehmen, weil mir jetzt die Muße fehlt. Nur glauben Sie nicht, daß ich z. B. durch meine Besorgung einer *Übersetzung Victor Hugos* eine große Verehrung vor der romantischen Konfusion in Paris an den Tag legen will: dies ist nur eine Gefälligkeit für einen Buchhändler, der auf mein Anraten auch Sie ins Interesse gezogen hat. *Danton* wird nun gedruckt.

Ihre Novelle Lenz soll jedenfalls, weil Straßburg dazu anregt, den gestrandeten Poeten zum Vorwurf haben? Ich freue mich, wenn Sie schaffen. Einen Verleger geb ich Ihnen sogleich . . .

Vergelten Sie mir diese Abbreviatur von einem Briefe nicht, sondern seien Sie mitteilsam und vollständig!

Ihr Gutzkow.

VON GUTZKOW NACH STRASSBURG

Wiesbaden, den 23. Juli 1835.

Mein lieber Freund; ich habe länger geschwiegen, als verziehen werden kann. Heidelberg und Mannheim nahmen mich sehr in Anspruch, dann eine Rheinreise, Frankfurt mit all seinen Verbindungen, die wieder aufgefrischt werden mußten, nun gar Wiesbaden, wohin ich gegangen bin um zu schwitzen—das alles hat mich in ewige Unruhe gebracht. Zuletzt noch hab ich in der Hast von drei Wochen (schnelle Arbeiten sind die besten) einen Roman geschrieben: "Wally, die Zweiflerin". Auch jetzt bin ich nur erst in der Stimmung, ein Billett statt eines Briefes zu schreiben, und Ihnen in der Eile zu sagen, daß ich viel und herzlich an Sie denke. Sie haben mehr Zeit als ich. Regen Sie mich durch einen langen Brief zu einem längern auf!

Sauerländer trödelte lange mit dem *Druck Ihres Danton*. Für den Schreckenstitel kann ich nicht: das ist eine der buchhändlerischen Dreistigkeiten, die man sich bei seinem zweiten Buche nicht mehr gefallen läßt. Sie werden jetzt Exemplare haben, und meine von der Zensur verstümmelte Anzeige. Ich trug Sauerländer auf, Ihnen den Korrektur-

abzug zu schicken; denn ich habe ein böses Gewissen. Ich fürchte, daß ich mich nicht erschöpfend genug über Sie ausgedrückt habe, wenigstens viel zu allgemein; und da ist mir jeder verlorne Buchstabe wichtig, wenn Sie ihn nicht sehen sollten.—Geben Sie bald ein zweites Buch: *Ihren Lenz* (für den ich schon einen bessern Verleger habe), dann will ich das Versäumte einholen.
Schreiben Sie nach Frankfurt: der Brief trifft mich sicher.
Mit bestem Gruß Ihr Gutzkow.

VON GUTZKOW NACH STRASSBURG

Stuttgart, den 28. August 1835.

Jetzt werd ich klagen, mein lieber Freund, daß Sie sich in ein nebelhaftes Schweigen hüllen. Wie leben Sie? Ich bin in Ihrer Nähe; aber leider werd ich die Muße nicht haben, Straßburg besuchen zu können. Zwar bin ich jetzt ungebundener als je, weil ich mein Literaturblatt dem "Phönix" preisgegeben habe; aber es drücken mich doch mancherlei Geschäfte, weil ich gesonnen bin, noch vor dem neuen Jahre selbst ein Journal mit meinem Freunde *L. Wienbarg* zu edieren. Der Titel wird sein: *Deutsche Revue*; die Form: wöchentlich ein Heft. Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich bei diesem Unternehmen ernstlich auf Sie verlassen möchte. Schreiben Sie mir, sobald Sie können, nach Frankfurt im Wolfseck, ob ich monatlich wenigstens einen Artikel (spekulativ, poetisch, kritisch, *quidquid fert animus*) von Ihnen erwarten darf? Mit den buchhändlerischen Bedingungen werden Sie zufrieden sein . . .
Über Ihren Danton hör ich sonst noch nichts. Wienbarg hat ihn mit Vergnügen gelesen. Von Grabbe sind zwei Dramen erschienen. Wenn man diese aufgesteifte, forcierte, knöcherne Manier betrachtet, so muß man Ihrer frischen, sprudelnden Naturkraft das günstigste Horoskop stellen.
Haben Sie Freunde in der Schweiz? nämlich Freunde, die Sie dafür halten? Man hat mir von dort anonyme Einsendungen gemacht, um Ihr Talent zu verdächtigen und namentlich mich von der Hingebung, die ich öffentlich gegen Sie gezeigt habe, zurückzubringen. Mehr mag ich

nicht sagen. Es scheinen Knaben zu sein, die mit Ihnen auf der Schulbank saßen, und sich ärgerten, wenn Sie [treffende] Antworten gaben.
Schreiben Sie nach Frankfurt. Ihr Gutzkow.

VON GUTZKOW NACH STRASSBURG

Poststempel: Frankfurt, 28. Sept. 35.

Mein lieber Freund, Sie erbauen weder mich noch meinen Plan durch Ihren jüngsten, doch so willkommnen Brief. Ich hatte sicher auf Sie gerechnet, ich spekulierte auf lauter Jungfernerzeugnisse, Gedankenblitze aus erster Hand, *Lenziana*, subjektiv und objektiv: Sie können auch Ihre abschlägige Antwort nicht so rund gemeint haben und werden schon darauf eingehen, folgenden Kalkül mit sich anzustellen: Du hast ein Buch mit deinem Namen geschrieben. Ein Enthusiast hat es unbedingt gelobt. Ja, du hast dich sogar herabgelassen, zwei wahrscheinlich sehr elende *Dramen von Victor Hugo* zu übersetzen; du stehst nun mitten drinnen und mußt dich entweder behaupten oder avancieren. Die *Deutsche Revue* wird großartig verbreitet, sie zahlt für den 8°bogen 2 Friedrichsdor. Sie hat einige glänzende Aushängeschilde von Namen, welche sogar das alte und besorgliche Publikum . . . In der Tat, lieber Büchner, häuten Sie sich zum zweiten Male: geben Sie uns, wenn weiter nichts im Anfang, *Erinnerungen an Lenz*: da scheinen Sie Tatsachen zu haben, die leicht aufgezeichnet sind. Ihr Name ist einmal heraus, jetzt fangen Sie an, geniale Beweise für denselben zu führen.
Das *Brockhaussche Repertorium* kanzelt Sie mit zwei Worten ab. Die Abendzeitung, wie ich aus einem Briefe von *Th. Hell* an einen Dritten sehe, wird desgleichen tun. Basenhaft genug schreibt dieser . . . genannt Winckler: Wer ist dieser Büchner? Antworten Sie ihm darauf!
W. Schulz hat an mich geschrieben. Er scheint recht gedrückt zu sein; was ich für ihn ausrichten kann, will ich sehen. Er solle sich noch einige Tage gedulden.
Von *Menzels* elendem Angriffe auf meine Person werden Sie gehört haben. Ich mußte ihn für seine Schamlosigkeit fordern; er schlug diesen Weg aus und zwingt mich nun,

ihm öffentlich zu dienen. Menzeln wär es eine Freude gewesen, wenn ich bei ihm noch immer die zweite Violine gespielt hätte und einmal Exekutor seines Testaments geworden wäre. Prinzipien hat er für keine größere Fehde mehr, seine letzten Patronen hat er gegen Göthe verschossen: nun muß die Religion, die Moral und mein Leben herhalten, um mich zu stürzen. In einigen Tagen erscheinen von mir und Wienbarg Broschüren. Ich kann nichts Besseres tun, als aus seiner Infamie eine literarische Streitfrage machen. Zeit ist's, endlich einmal die Menzelsche Stellung zu revidieren und die kritischen Annalen zu kontrollieren, welche er seit beinahe zehn Jahren geschrieben hat.

Am 1. Dezember erscheint das erste Heft der Revue. Benimmt sich Menzel nicht, als woll er sagen: "O Herr Zebaoth, siehe, sie wollen herausgeben ein Blatt, das da heißet: Deutsche Revue und soll erscheinen wöchentlich einmal! spricht der Herr: Sela." Ihr Gutzkow.

VON GUTZKOW NACH STRASSBURG

Mannheim, den 4. Dezember 1835.

Mein Lieber! *Ich sitz im Gefängnis*—wie und wodurch das kam, ein andermal—wenn ich [mich] in mein Schicksal zu finden weiß. Zunächst dies, daß ich des Angriffs auf die Religion beschuldigt bin.

Erst wollt ich fliehen und schrieb an Mr. Boulet in Paris, für mich zu sorgen. Wahrscheinlich ist unter Ihrer Adresse von da ein Brief an mich gekommen. Schicken Sie ihn mir hieher mit besonderm Kuvert an den Dr. Löwenthal.

Wie glücklich sind Sie in der Freiheit! Ich sehe voraus, daß ich lange werde geplagt werden. *Menzel* hat mich so weit gebracht. Ich bin zusammenhängender Ideen nicht fähig. Ein andermal mehr, wenn es sich aus den Eisenstäben schmuggeln läßt. Ihr G.

VON GUTZKOW NACH STRASSBURG

Mannheim, den 6. Februar 1836.

Mein lieber Freund! In kurzer Zeit *drei Briefe von Ihnen*: zwei, die ziemlich gleich lauteten, und einen, der den

Alsabildern beilag. Ihre Ratschläge sind entschieden; aber ich möchte sie noch nicht befolgen. Eine Entfernung aus Deutschland brächte mich um die Voraussetzung eines guten Gewissens, auf das ich mich dreist berufe. Wenn auch von *Menzel* als strikter Republikaner denunziert, so tritt doch die politische Seite meiner Anschuldigungen ziemlich in den Hintergrund, und sogar in Preußen scheint man ein andres und milderes Benehmen einleiten zu wollen. Meine Taktik muß die sein, Preußen (ich bin aus Berlin gebürtig) so lange zu vermeiden, bis ich das entschiedene Wort des Ministeriums hab, daß meiner Freiheit nichts in den Weg tritt. Da *Laube* und *Mundt* frei passieren, würde man vielleicht auch Anstand nehmen, gegen mich persönlich einzuschreiten. Solange ich kann, halt ich mich um Frankfurt herum; denn ich bin daselbst verlobt; aber die elenden Krämer werden mich unsanft empfangen, und das "binnen vierundzwanzig Stunden" hör ich schon, wie natürlich. Diese Menschen wissen nun alle, daß mich nichts nach Frankfurt zieht als meine Braut; und doch sind sie spitzbübisch genug, mir andre Zwecke unterzuschieben. Kurz, ich sehe Not und Plage voraus und werde so viel gehänselt werden, daß ich zuletzt doch im *Rebstöckel* nachfragen könnte. Aber die Freude, Sie zu sehen, müßt ich dann teuer erkaufen, da mir schwerlich der Rückweg dann offen bliebe.

Die gegen mich bereits erhobene Appellation ist zurückgenommen durch die Minister in Karlsruhe. Ich danke Gott, von dieser Ungewißheit befreit zu sein. Am 10. Februar bin ich nun frei: mit der Weisung, Baden zu verlassen. Ich saß dann 2 $^1/_2$ Monate, und zwar, wie Sie richtig annahmen, im Amthause oder Kaufhause, wie der ganze Arkadenwürfel heißt. Behandlung war erst massiv; dann milderte sie sich und endete zuletzt in entschiedene Höflichkeit. Erst wollte man mich steinigen, und jetzt bin ich ziemlich populär. Die Deutschen sind wenigstens gutmütig und können niemanden lange leiden sehen.

Können Sie denn in Straßburg vollkommen *die deutschen Affären* seit einem halben Jahre übersehen? Eine Kette von Nichtswürdigkeiten und Dummheiten: die gänzliche

innre Auflösung Deutschlands charakterisierend. Ich will mich nicht in Schutz nehmen, ich weiß, daß ich outriert habe; aber was erlaubte man sich nicht dagegen! Vieles ist sehr versteckt, und Sie erfahren es noch einmal mündlich.

Ich höre gern von Ihren Beschäftigungen. Eine *Novelle Lenz* war einmal beabsichtigt. Schrieben Sie mir nicht, daß Lenz Göthes Stelle bei Friederiken vertrat? Was Göthe von ihm in Straßburg erzählt, die Art, wie er eine ihm in Kommission gegebene Geliebte zu schützen suchte, ist auch schon ein sehr geeigneter Stoff.

Sie studieren Medizin und sind, wie ich höre, an eine junge Dame in Straßburg gefesselt, von früher her, wo Ihnen die Flucht dorthin sehr willkommen war. So sagte man mir wenigstens in Rödelheim.

Wenn Sie mir schreiben, so adressieren Sie: Generalkonsul Freinsheim in Frankfurt a. M., Wolfseck. Freundlich grüßend Ihr Gutzkow.

VON GUTZKOW NACH STRASSBURG

Frankfurt, den 10. Juni 1836.

Mein lieber Freund! Sie geben mir ein Lebenszeichen und wollen eines haben. Allmählich kehr ich auch wieder unter die Menschen zurück und lerne vor erträglicher Gegenwart die Vergangenheit vergessen. Es geht mir gut, und es würde noch besser gehen, wenn mir in meiner Resignation nicht die Zeit lang würde.

Sie scheinen die Arzneikunst verlassen zu wollen, womit Sie, wie ich höre, Ihrem Vater keine Freude machen. Seien Sie nicht ungerecht gegen dies Studium; denn diesem scheinen Sie mir Ihre hauptsächliche Force zu verdanken, ich meine, Ihre seltene Unbefangenheit, fast möcht ich sagen, Ihre Autopsie, die aus allem spricht, was Sie schreiben. Wenn Sie mit dieser Ungeniertheit unter die deutschen *Philosophen* treten, muß es einen neuen Effekt geben. *Wann werden Sie nach Zürich abgehen?*

Die Flüchtigen in der Schweiz spielen nun auch mit dem jungen Deutschland Komödie. Dadurch wird der Name, hoff ich, von mir und meinen Freunden mit der Zeit ab-

gewälzt, wie fatal es mir auch im Augenblick ist, daß der wunderliche Titel auf diese neue Weise adoptiert wurde. Mit der Zeit wird es ein pappener Begriff werden und sich abnützen, was immer gut ist unter Umständen, wie die heutigen, wo die Massen schwach sind und das Tüchtige nur aus runden und vollkommenen Individualitäten geboren werden kann. So werden auch Sie gewiß die Berührungen vermeiden, welche sich in der Schweiz genug darbieten, und meinem Ihnen schon früher oft genug gegebenen Zurufe folgen, daß Sie Ihre ungeschwächte Kritik der Literatur opfern.

Von Ihren "*Ferkeldramen*" erwarte ich mehr als Ferkelhaftes. Ihr *Danton* zog nicht: vielleicht wissen Sie den Grund nicht? Weil Sie die Geschichte nicht betrogen haben: weil einige der bekannten *heroice Dicta* in Ihre Komödie liefen und von den Leuten drin gesprochen wurden, als käme der Witz von Ihnen. Darüber vergaß man, daß in der Tat doch mehr von Ihnen gekommen ist als von der Geschichte, und machte aus dem Ganzen ein dramatisiertes Kapitel des Thiers. Schicken Sie mir, was Sie haben; ich will sehen, was sich tun läßt . . .

Ihr Gutzkow.

VON DER MUTTER NACH ZÜRICH

Darmstadt, den 30. Oktober [1836].

Lieber Georg! Welche Freude, als Dein Brief vom 28. Oktober, das Postzeichen Zürich darauf, ankam. Ich jubelte laut; denn obgleich wir uns gegenseitig nichts sagten, so hatten wir alle große Angst, und wir glaubten kaum, daß Du glücklich über die Grenze kommen würdest. Die Sache hat mir vielen heimlichen Kummer gemacht—nun gottlob, auch dies ging glücklich vorüber.—

Wir waren die Zeit sehr beschäftiget, Mittwochs legte ich große Wäsche ein, und Montags zuvor kamen Beckers aus Frankfurt und blieben bis Donnerstag; sie erkundigten sich sehr nach Dir und freuten sich recht über Deine guten Aussichten—wir hatten einige sehr vergnügte Tage. Auf Deinen Geburtstag tranken wir alle zusammen Deine Gesundheit.—

Wie Dein Brief ankam den 27., biegelte ich gerade das letzte Stück, *Vater* war im Theater; ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr er sich freute, als er nach Haußе kam. Er stimmt ganz mit Becker überein und ermahnt Dich dringend, ja über vergleichende Anatomie Vorlesungen zu halten; er glaubt sicher, daß Du darin am ersten einen festen Fuß fassen und Dich am ehrenvollsten emporhelfen könntest.—

Willhelm war ohngefähr 14 Tage hier, und nun ist er seit Mittwoch nach Heidelberg mit Schenk abgereist. Mit Giesen war es für diesen Winter nichts. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich über diesen Jungen beunruhige; es ist noch ein gar zu großer Kindskopf, hat gar keinen Begrief vom Schaden, hat einen falschen Ehrgeiz, und ist hinter seinem Receptiertisch gar zu schro[?] geworden. Wie wir Briefe von ihm erhalten, werde ich ihm schreiben, ihm Deine Adresse schicken, damit er auch an Dich schreiben kann. Antworte ihm nur gleich und ermahne ihn recht. *Mathilde* wird selbsten an Dich schreiben. Sonsten ist alles bei uns beim alten. Den 25. Okt. war *Alexanders* Geburtstag, er wurde 9 Jahre alt; heute wird er solenn gefeiert, er hat sich zehn Jungens gebeten, der Chokolade ist bereits gekocht—könnte ich Dir doch auch eine Tasse einschenken. *Onkel Georg* ist bei seinem Leutnant auch noch so ein Stück Stallmeister geworden. Der bekannte Stall-Schenk, zeither Stallmeister bei Prinz Louis, ist am Nervenfieber gestorben, und nun reitet Onkel die Pferde vom Prinzen; er hofft auch die vom Prinzen Karl zu bekommen, und dann trägt es ihm rund 200 fl. ein. Das Reiten ist seine Liebhaberei, er ist sehr vergnügt darüber.—

Wenn Du hörst, daß hier das Nervenfieber grasierte, so ängstige Dich nicht: es ist nicht so arg, als es die Leute machen; es sind zwar schon viele Menschen daran gestorben. Kürzlich starben aus einer Familie drei jungen Leute, zwei Söhne und eine Tochter; sie wurden an einem Tage begraben, und gestern soll auch die Mutter gestorben sein.—Der Vater ist Hoboist. Leider wurde kürzlich ein Mörder hingerichtet. Die Kinder sahen ihm auf dem Markt

den Stab brechen, und Louis ging mit Vater auf die Richtstätte; er hatte vor zwei Jahren einen Förster erschlagen.—

Wie es hier mit den Gefangenen geht, weiß Gott; es ist alles still.—

Der junge Baron von Bechtold ist Leutnant geworden und wurde nach Butzbach versetzt, und heute hörten wir, daß Herr Regierungs[rat] von Bechtold Ministerialrat geworden sei. Dies unsere Neuigkeiten.—

Ich kann nun gar nicht erwarten, bis Dein nächster Brief kommt, lasse uns nur nicht lange warten; gehe nur recht unter Menschen und suche Dich zu zerstreuen. Doch hoffe ich, daß ich Dich nicht mehr zu ermahnen brauche, Dich von allem politischen Treiben entfernt zu halten; Du bist nun mitten darin. Du wirst Dich, denke ich, nicht anstecken lassen; es wird mir doch manchmal himmelangst.—Morgen schreiben ich und Mathilde an *Mina*, sie dauert mich gar zu sehr; ich kann das Früjahr kaum erwarten, dann hoffe ich fest, sie bei uns zu sehen. Mathilde läßt Dich tausendmal grüßen; wie sie endlich anfing zu schreiben, bekam sie Besuch; sie will es also aufsparen, bis ich wieder schreibe.—

Vater schickt Dir hier ein Rezept für Deine Nase; er bittet Dich sehr, es einmal recht ernstlich und anhaltend zu gebrauchen und ihm über den Erfolg zu berichten. Wie hast Du die Straßburger nacheinander verlassen? Hast Du die *Tante Reuß* noch gesprochen, warst Du bis Himmlies? Wenn Du wieder schreibst, so gib mir Nachricht. Deine Kost und Logie finden wir sehr billig; freilich eine Kost wie bei *Fräulein Jäkele* wirst Du nicht leicht wieder finden—nun man muß sich an alles gewöhnen. Schreibe uns nur immer recht ausführlich; ich meine, seit Du von Straßburg weg bist, nun seist Du erst in der Fremde, in Straßburg glaubte ich Dich immer in meiner Nähe. Wirst Du denn mein Geschmier lesen können? Ich schreibe aber in einem solchen Tumult, daß ich gar nicht weiß, wo mir der Kopf steht. *Großmutter* grüßt Dich vielmals; schreibe ihr bald, weil es ihr Freude macht. Sie ist immer sehr niedergeschlagen, denn sie sieht fast gar nichts mehr; es

ist sehr betrübt, und für uns alle traurige Aussichten. Alles grüßt Dich, jung und alt, auch *Ema*, die eben da ist, auch die träge *Mathilde*. Nun lebe wohl und schreibe bald wieder Deiner treuen Mutter L. Büchner.

VOM VATER NACH ZÜRICH

Darmstadt, den 18. Dezember 1836.

Lieber Georg! Es ist schon lange her, daß ich nicht persönlich an Dich geschrieben habe. Um Dich einigermaßen dafür zu entschädigen, soll Dir das Christkindlein diese Zeilen bescheren, und ich zweifele nicht daran, daß sie Dir eine angenehme Erscheinung sein werden. Meine Besorgnis um Dein künftiges Wohl war bisher noch zu groß, und mein Gemüt war noch zu tief erschüttert durch die Unannehmlichkeiten alle, welche Du uns durch Dein unvorsichtiges Verhalten bereitet und gar viele trübe Stunden verursacht hast, als daß ich mich hätte entschließen können, in herzliche Relation mit Dir zu treten; wobei ich jedoch nicht ermangelt habe, Dir pünktlich die nötigen Geldmittel, bis zu der Dir bekannten Summe, welche ich zu Deiner Ausbildung für hinreichend erachtete, zufließen zu lassen.—

Nachdem Du nun aber mir den Beweis geliefert, daß Du diese Mittel nicht mutwillig oder leichtsinnig vergeudet, sondern wirklich zu Deinem wahren Besten angewendet und ein gewisses Ziel erreicht hast, von welchem Standpunkte aus Du weiter vorwärtsschreiten wirst, und ich mit Dir über Dein ferneres Gedeihen der Zukunft beruhigt entgegensehen darf, sollst Du auch sogleich wieder den gütigen und besorgten Vater um das Glück seiner Kinder in mir erkennen.

Um Dir hiervon sogleich einen Beweis zu geben, habe ich Deinem Wunsche, "*v. Frorieps Notizen*" von mir zu erhalten, alsbald entsprochen, welche längstens bis zum 21. d. M. per Kiste und ganz franco bei Dir eintreffen werden. Dieselben sind als eine kleine Bibliothek zu betrachten und werden Dir vielen Nutzen gewähren. Bis jetzt ist der 50ste Band im Erscheinen. Ich besaß nur 26 Bände, welche mich, ohne Einband, 93 fl. 36 kr.

kosteten, und diese mache ich Dir zum Weihnachtsgeschenk. Die Bände 29—46, welche Du ebenfalls jetzt erhältst, habe ich für Deine dereinstige Rechnung mit Deinen Geschwistern um 20 fl. 52 kr. erkauft, und um diesen 3teil Preis sollst Du durch mich die Fortsetzung und ebenso die fehlenden Bände 27 und 28 erhalten. Sollten Dir meine anatomischen Tafeln von *Weber*, welche Dir schon genau bekannt sind und die ich jetzt vollständig habe, nötig sein, so will ich Dir auch diese schicken, oder wenn Du sonst Bücher nötig hast, so mache mir solche namhaft und bemerke mir genau den Ladenpreis, um welchen Du solche in Zürich würdest erhalten können. Auch findest Du in der Kiste unter anderem zwei Exemplare meiner Nadelgeschichte, die mir beim Packen als altes Papier in die Hände fielen. Vielleicht kannst Du Deinen Schülern gelegentlich eine Erzählung davon machen. Sodann legte ich auch eine Beilage zu unsrer Zeitung in die Kiste, worin eine Konkurrenzeröffnung von Zürich aus bekannt gemacht wird. Hättest Du früher meinen so wohlgemeinten Rat befolgt und Dich mehr mit Mathematik beschäftigt, so könntest Du vielleicht jetzt mit konkurrieren. Doch dies sei bloß nebenher bemerkt. *Deine Abhandlung* hat mir recht viel Freude gemacht, und nicht weniger war ich erfreut über *Deine Krëierung zum Doktor der Philosophie*, sowie überhaupt über Deine gute Aufnahme in Zürich. Sei nur recht [vorsichtig] in Deinem Benehmen und in Deinen Äußerungen gegen und über jederman. Bedenke stets, daß man Freunde nötig hat und daß auch der geringste Feind schaden kann. Ich bin recht begierig zu hören, wie es Dir bisher mit *Deinen Vorlesungen* ergangen und worauf besonders Dein weiterer Plan gerichtet ist. Zoologie und vergleichende Anatomie sind Felder, worin noch viel zu lernen ist, und wer Fleiß darauf verwendet, dem kann es nirgends fehlen, merk's tibi. Auch *Kaups* systematische Beschreibung des Tierreichs, wovon das 10. Heft erschienen ist, könnte ich Dir schicken.

Bei uns ist alles wohl, und es werden die nötigen Vorbereitungen zu Weihnachten gemacht. Deine weitere Bescherung findest Du ebenfalls in der Kiste. In Reinheim

ist kürzlich Oheims jüngstes Kind, ein schöner Knabe von 1 1/2 Jahren, gestorben. *Deine Mutter* wollte meinem Brief noch einige Zeilen beilegen, bei dem teuren Porto aber wollen wir es unterlassen, zumal Du per Kiste Briefe erhältst. *Mutter* und *Tante Helene* sitzen oben bei der *Großmutter*, welche jetzt beinahe völlig blind ist. Im Frühling soll das eine Auge operiert werden. *Mathilde* und *Louise* sind in der Oper "Die Stumme". *Louis* ist wahrscheinlich mit Anfertigung von Weihnachtsgeschenken beschäftigt, und *Alexander* liest wie gewöhnlich sehr emsig die Geschichte. Dieser wird ein ruhiger Gelehrter werden in allem Ernste. Endlich ich sitze am Schreibtische und schreibe in diesem Augenblicke am Ende meines Briefes meinen Namen. F. Büchner.

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN UND DOKUMENTE

GEBURTS- UND TAUFPROTOKOLL DER PFARREI GODDELAU

Im Jahre Christi 1813, am 17. Oktober früh um halb 6 Uhr, wurde dem Herrn *Ernst Karl Büchner*, Doctor und Amtschirurgus dahier zu Goddelau, und seiner Ehefrau *Louise Caroline geb. Reuß* das erste Kind, der erste Sohn geboren und am 28. Oktober getauft, wobei er den Namen *Karl Georg* erhielt.

Pate war 1) *Johann Georg Reuß*, Hofrat und Hospitalmeister zu Hofheim, des Kindes Großvater mütterlicherseits,

2) *Jakob Karl Büchner*, Doctor und Amtschirurgus zu Reinheim, des Kindes Großvater väterlicherseits,

3) *Wilhelm Georg Reuß*, der Mutter lediger Bruder. Stellvertreter der Taufpaten zu No 2) und 3) *Johann Heinrich Schober*, Pfarrer zu

Der taufende Pfarrer, *Jakob Wiener* zu Goddelau.

L. W. LINKS MITTEILUNGEN AUS DER SCHUL- UND UNIVERSITÄTSZEIT

In der untersten Abteilung der Prima des Gymnasiums in *Darmstadt* kam im Frühjahr 1828 eine zu schönen Hoffnungen berechtigende Zahl von Schülern aus Stadt und Land von sehr verschiedenartiger Vorbildung und unleugbaren Kontrasten zusammen, die gerade dadurch zu desto interessanterem und anregenderem Geistesverkehr führten . . .

In meiner Ordnung fand ich zwei nur wenig jüngere Zwillingsbrüder [*Friedrich* und *Georg Zimmermann*] von tüchtigen Schulkenntnissen und relativ umfassender und eingehender ästhetischer Vorbildung und großer Empfänglichkeit für alles höhere geistige Leben. Sie wurden meine intimen Freunde. Sie machten mich mit Shakespeare bekannt, in welchem sie in jugendlicher Überschwenglich-

keit eine neue und mehr als bloß poetische Offenbarung begrüßten. Natürlich waren sie nicht frei von Einseitigkeit, aber ihr Streben war ein ernstliches, ganzes und warmes. Ich fing an zu glauben, daß nur in unserm Meister Shakespeare eine neue, wahre und tiefere Weltoffenbarung vor uns trete und den Schlüssel zu den wichtigsten Rätseln des Menschenlebens biete.

Aber der nach seiner ganzen Beanlagung, namentlich hinsichtlich des Charakters vielleicht bedeutendste, selbständigste und tatkräftigste in unserm Kreise war der mir gleichaltrige *Georg Büchner*. Es war jedoch nicht seine Art, sich andern ungeprüft und voreilig hinzugeben, er war vielmehr ein ruhiger, gründlicher, mehr zurückhaltender Beobachter. Wo er aber fand, daß jemand wirklich wahres Leben suchte, da konnte er auch warm, ja enthusiastisch werden.—Ich glaube, daß die erwähnten beiden Brüder ihm sympathischer waren als ich. Sie waren in den ihnen früher als mir entgegentretenden modernen Geistesströmungen mehr au fait und hatten überdies den residenzlichen Kulturboden mit ihm gemeinsam, der ihnen ergötzlichen Stoff zu allerlei kritischem und humoristischem Wetteifer in Beurteilung der Zustände bot, für den ich zu ernst und zu schwer war.

Auch ein junger, geschichtlich wohl begründeter und poetisch beanlagter Altersgenosse, der hernach eine juristisch schriftstellerische Zelebrität geworden [*Karl Neuner*], ebenso ein sehr radikaler, enthusiastischer Freund Büchners, welcher sich sehr an politischen Angelegenheiten beteiligt und noch radikaler erschien als Georg Büchner—er ist frühe gestorben [*Karl Minnigerode*]—gehörten auch diesem Kreise an. Auch Exoteriker wurden von dem darin herrschenden Geiste angeweht und bis zu einem gewissen Grade angezogen. Unter uns allen bestand jedoch—und das war gut—ein solches Verhältnis, wodurch zwar der Kontakt erhalten, jedem aber nach seinem Bedürfnis die Freiheit seiner Richtung gelassen wurde.

Ich glaube, es ist von den erwähnten beiden Brüdern, die uns andern mit ihrer Begeisterung für *Shakespeare* ansteckten, ausgegangen, daß wir uns verabredeten, in dem

schönen Buchwald bei Darmstadt an Sonntagnachmittagen im Sommer die Dramen des großen Briten zu lesen, die uns die anregendsten und teuersten waren, als den "Kaufmann von Venedig", "Othello", "Romeo und Julia", "Hamlet", "König Richard III." usw. Wir hatten Momente innigster und wahrster Hingerissenheit und Erhebung, z. B. beim Lesen der Stelle: "Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft . . ." und "Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst—trau keinem solchen". Diese gemeinsamen wahren Geistesgenüsse bei jugendlicher Empfänglichkeit bewahrten uns allerdings vor Trivialität und Roheit und brachten uns tiefere Offenbarungen und Aufschlüsse über unsere Jahre. Es erstarkte das Bedürfnis, in das Wesen der Dinge einzudringen, uns demgemäß auszubilden und zu handeln. Allerdings, für die Gewissenhaftigkeit der Gymnasiasten war dergleichen nicht förderlich und den Lehrern nichts weniger als angenehm . . .

Georg Büchner ging schon frühe und allezeit gradaus auf das los, was er als das Wesen und den Kern der Dinge erkannte, auch in der Wissenschaft, besonders der Philosophie, sowie hinsichtlich der politischen Volksbedürfnisse, wie er sie ansah, und in allem war sein Prinzip die Freiheit, die er meinte. Er war nicht gewillt, daß die Unwissenheit des Volks benützt werde, es zu betrügen oder zum Werkzeug zu machen, oder gar mit seinem Talent lukrative Spekulationen zu machen.—Es wurde damals schon erzählt, daß er und jener in Exzentrizität mit ihm wetteifernde [*Minnigerode*], dessen ich oben gedacht, sich in der letzten Gymnasialzeit nur mit den Worten zu grüßen pflegten: *Bon jour, citoyen* . . .

In seinem Denken und Tun durch das Streben nach Wesenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit frühe durchaus selbständig, vermochte ihm keine äußerliche Autorität noch nichtiger Schein zu imponieren. Das Bewußtsein des erworbenen geistigen Fonds drängte ihn fortwährend zu einer unerbittlichen Kritik dessen, was in der menschlichen Gesellschaft oder Philosophie und Kunst Alleinberechtigung beanspruchte oder erlistete.—Daher sein vernichtender, manchmal übermütiger Hohn über Taschenspielerkünste

Hegelischer Dialektik und Begriffsformulationen, z. B.: "Alles, was wirklich, ist auch vernünftig, und was vernünftig, auch wirklich". Aufs tiefste verachtete er, die sich und andere mit wesenlosen Formeln abspeisten, anstatt für sich selbst das Lebensbrot der Wahrheit zu erwerben und es andern zu geben . . . Man sah ihm an, an Stirne, Augen und Lippen, daß er auch, wenn er schwieg, diese Kritik in seinem in sich verschloßnen Denken übte. Ich weiß nicht, ob ein gutes Bild von ihm existiert. Aber ich sehe im Geist sein Angesicht, ähnlich einem alten Bilde Shakespeares, von bürgerlich gediegnem, tatkräftigem, aber auch liebenswürdig übermütigem Ausdruck. Es lag darin Zurückhaltung, Entschlossenheit, skeptische Verachtung alles Nichtigen und Niederträchtigen. Die zuckenden Lippen verrieten, wie oft er mit der Welt im Widerspruch und Streit lag . . .

Nachdem Büchner seine zwei ersten akademischen Jahre in Straßburg zugebracht, kehrte er im Herbst 1833 auf die *Landesuniversität Gießen* zurück, um den bestehenden Gesetzen zu genügen. Auch meine beiden Freunde waren, soviel ich weiß, schon früher und ich im Herbst 1833 von Heidelberg dahin zurückgekehrt.

Mein Verkehr mit Georg Büchner war da nur ein gelegentlicher. Er lebte zurückgezogen. Ich glaubte wahrzunehmen, daß sich seiner eine leidenschaftliche Unruhe bemächtigt habe und daß er vieles verschlossen in sich herumwälze. Er klagte über seinen ganzen körperlichen und geistigen Zustand, daß er die Nächte zu Tagen und die Tage zu Nächten mache, und schien mit der Philosophie, mit sich und der Welt zerfallen. Einmal im Zimmer des Freundes [*Friedrich Zimmermann*] apostrophierte er mich lakonisch: "Link, wieviel Götter glaubst du?" Antwort: "Nur einen." —"Wieviel Staaten müßten wir da in Deutschland haben und wieviel Fürsten?"—Pause des Schweigens von beiden Seiten . . .

Ein Gläubiger im kirchlichem Sinn ist Georg Büchner nicht gewesen. Aber selbständig und objektiv in seinem Denken, ist er später, als Reiferer, auch gerechter gegen die geschichtlichen Mächte der Kirche geworden sowie

gegen den Glauben des einzelnen, der auf einem andern Standpunkt stand als er. Namentlich war er von aller Aufdringlichkeit und Propaganda seiner Anschauung, von Ansichts- und Parteifabrikationskünsten für die zu dirigierende Menge weit entfernt.—Das betätigte er schon in früheren Jahren. Trotz des jugendlichen Übermuts, womit er mit andern während des Gymnasialgottesdienstes statt des jedesmal zu singenden Liederverses halblaut die Worte des Totengräbers im Hamlet sang: "Und o eine Grube gar tief und hohl für solchen Gast muß sein", indem er damit gegen den ihm ungenügenden Vortrag des Predigers als Hohlheit demonstrierte—, sagte er über mich zu andern, die mich Mucker oder Mystiker nannten: "Laßt mir den Link gehn, der meint es ernst und ehrlich!" Er hat lebenslang aus wirklichem Durst nach Wahrheit gesucht und gerungen und deshalb, wie ich glaube, nie mit sich abgeschlossen . . .

KARL VOGTS EINDRUCK VON DEM GIESSENER STUDENTEN BÜCHNER

Offen gestanden, dieser *Georg Büchner* war uns nicht sympathisch. Er trug einen hohen Zylinderhut, der ihm immer tief unten im Nacken saß, machte beständig ein Gesicht wie eine Katze, wenn's donnert, hielt sich gänzlich abseits, verkehrte nur mit einem etwas verlotterten und verlumpten Genie, *August Becker*, gewöhnlich nur der "rote August" genannt. Seine Zurückgezogenheit wurde für Hochmut ausgelegt, und da er offenbar mit politischen Umtrieben zu tun hatte, ein- oder zweimal auch revolutionäre Äußerungen hatte fallen lassen, so geschah es nicht selten, daß man abends, von der Kneipe kommend, vor seiner Wohnung still hielt und ihm ein ironisches Vivat brachte: "Der Erhalter des europäischen Gleichgewichtes, der Abschaffer des Sklavenhandels, Georg Büchner, er lebe hoch!"—Er tat, als höre er das Gejohle nicht, obgleich seine Lampe brannte und zeigte, daß er zu Hause sei. In *Wernekincks* Privatissimum war er sehr eifrig, und seine Diskussionen mit dem Professor zeigten uns beiden

andern bald, daß er gründliche Kenntnisse besitze, welche uns Respekt einflößten. Zu einer Annäherung kam es aber nicht; sein schroffes, in sich abgeschlossenes Wesen stieß uns immer wieder ab.

AUS AUGUST BECKERS GERICHTLICHEN ANGABEN

Ob ich mich hier [S. 605 ff.] gleich meistens der Worte Büchners bedient habe, so dürfte es doch schwer sein, sich einen Begriff von der Lebhaftigkeit, mit welcher er seine Meinungen vortrug, zu machen.

Man braucht nur vier Jahre (und halb so viel im Gefängnis) älter zu sein, als ich damals war, da *Büchner* solche Reden führte, um die Sophisterei, die sie enthalten, einzusehen; damals war ich fast blind dagegen, sowie andere, z. B. *Klemm*, *Louis Becker*, *Schütz*, denen allen Büchner imponierte, ohne daß sie es vielleicht selber gestehen mochten, sowohl durch die Neuheit seiner Ideen als durch den Scharfsinn, mit welchem er sie vortrug. Wären solche Meinungen das Rühmlichste von Büchner gewesen, dann würde der Abscheu, den sie vielleicht in den Augen des Gerichts erregen, mit Recht auf diejenigen, welche genaueren Umgang mit ihm gepflogen, zurückfallen; allein er hatte bei all dem das edelste Herz und war für diejenigen, die ihn genau kannten, der liebenswürdigste Mensch . . .

Die Mitglieder unserer Gesellschaft stimmten darin mit *Weidig* überein, daß man gemeinschaftlich handeln müsse, wenn unser politisches Wirken einigen Erfolg haben solle. *Büchner* meinte, daß man Gesellschaften errichten müsse, Weidig glaubte, daß es schon genüge, wenn man die verschiedenen Patrioten der verschiedenen Gegenden miteinander bekannt mache und durch sie Flugschriften verbreiten lasse. Über diesen Punkt wollte man sich auf der *Badenburger Versammlung* besprechen. Büchner hoffte, auf derselben seine Ansichten bei den Marburgern durchzusetzen. Ich weiß nicht, wie weit ihm dies gelungen ist. Als ich ihn nach meiner Rückkehr aus dem Hinterland über die Sache

sprach, sagte er mir, daß auch die *Marburger* Leute seien, welche sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmärchen, hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten usw. Es muß demnach auf dieser Versammlung die Rede davon gewesen sein, in welchem Geist die *Flugschriften* abgefaßt werden müßten, und Büchner, welcher glaubte, daß man sich an die niederen Volksklassen wenden müsse, und der auf die öffentliche Tugend der sogenannten ehrbaren Bürger nicht viel hielt, muß auf der Badenburg seine Ansichten nicht gebilligt gesehen haben, weil er über die Marburger sich so ungehalten äußerte.

Dieser Büchner war mein Freund, der mich lange Zeit zum einzigen Vertrauten seiner teuersten Angelegenheiten machte, von welchen er weder seiner Familie noch einem seiner andern Freunde etwas gesagt hatte. Ein solches Vertrauen mußte ihm mein Herz gewinnen; seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine ausgezeichneten Fähigkeiten, von welchen ich hier freilich keinen Begriff geben kann, mußten mich unbedingt für ihn einnehmen bis zur Verblendung. Die Grundlage seines Patriotismus war wirklich das reinste Mitleid und ein edler Sinn für alles Schöne und Große. Wenn er sprach und seine Stimme sich erhob, dann glänzte sein Auge—ich glaubte es sonst nicht anders—wie die Wahrheit. Ich habe die von ihm verfaßte Flugschrift abgeschrieben. Was hätte ich nicht für ihn getan, wovon hätte er mich nicht überzeugt?!—

Büchner, der bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in Frankreich das deutsche Volk wenig kannte, wollte, wie er mir oft gesagt hat, sich durch diese Flugschrift überzeugen, inwieweit das deutsche Volk geneigt sei, an einer Revolution Anteil zu nehmen. Er sah indessen ein, daß das gemeine Volk eine Auseinandersetzung seiner Verhältnisse zum Deutschen Bund nicht verstehen und einem Aufruf, seine angeborenen Rechte zu erkämpfen, kein Gehör geben werde; im Gegenteil glaubte er, daß es nur dann bewogen werden könne, seine gegenwärtige Lage

zu verändern, wenn man ihm seine naheliegenden Interessen vor Augen lege. Dies hat Büchner in der Flugschrift getan. Er hatte dabei durchaus keinen ausschließlichen Haß gegen die Großherzoglich Hessische Regierung; er meinte im Gegenteil, daß sie eine der besten sei. Er haßte weder die Fürsten noch die Staatsdiener, sondern nur das monarchische Prinzip, welches er für die Ursache alles Elends hielt.—Mit der von ihm geschriebenen Flugschrift wollte er vorderhand nur die Stimmung des Volks und der deutschen Revolutionärs erforschen. Als er später hörte, daß die Bauern die meisten gefundenen Flugschriften auf die Polizei abgeliefert hätten, als er vernahm, daß sich auch die Patrioten gegen seine Flugschrift ausgesprochen, gab er alle seine politischen Hoffnungen in bezug auf ein Anderswerden auf.

WILHELM BÜCHNER AN FRANZOS

Scheveningen, den 9. September 1878.

Allerdings brachte ich *die letzte Zeit vor der Flucht* meines Bruders Georg mit demselben im väterlichen Hause zu, und war ich wohl der, welcher in seine politischen Verwicklungen der damaligen Zeit wie seine Pläne zu flüchten am tiefsten eingeweiht war.

Daß er flüchten müsse, sprach er mir gegenüber wiederholt aus, und alle Einreden halfen nicht; zog ihn doch zugleich sein Verhältnis zu seiner Braut mächtig nach Straßburg. Aber verschiedene Gründe hielten ihn noch immer zurück. Vor allen Dingen das daraus entspringende Zerwürfnis mit dem Vater, die Sorge um die in der Gefangenschaft befindlichen Freunde, denen zur Flucht zu helfen seine stete Sorge war, der Glaube, man könne nicht an ihn heran, und der Mangel an Geld. Was sollte er in Straßburg beginnen, wenn ihm nicht einige Mittel zu Gebot gestellt würden? Letzter Grund war auch vorzugsweise das Motiv, das schon lange im Kopf herumgetragene Drama *"Dantons Tod"* mit kurzen und raschen Zügen zu entwerfen, um sich Geld zu machen. Und was war das für ein kleines, schwer verdientes Geld. Einhundert Gulden!—Die letzten Tage meiner Anwesenheit in Darmstadt

vergingen in furchtbarer Aufregung. Ich hatte das Manuskript für ihn zur Post gebracht, und nun kamen die Augenblicke der Abspannung wie der Erwartung. Damals war es, als er mich um die zwei Geldstücke bat, die hinreichen würden, ihn über die Grenze zu bringen.

Vorladungen nach Offenbach vor den Untersuchungsrichter wich er aus; eine *Vorladung in das Arresthaus* in Darmstadt zur Vernehmung umging er damit, daß er mich an seiner Statt hinschickte; ich war dahin instruiert, mich nicht früher zu erkennen zu geben, als bis das Protokoll angefangen würde, und möge ich beobachten, ob man die Absicht zeige, mich (für ihn) in Haft zu nehmen. Wir hatten schon tagelang eine Leiter in dem Garten an die Mauer gelehnt, mit deren Hülfe er in andere Gärten flüchten wollte, wenn die Häscher kämen.—Meinen Vorstellungen gegenüber, welchen Kummer er den Eltern bereiten würde, wenn er flüchte, erklärte er, es sei sein Tod, wenn er in Gefangenschaft geriete. Da ließ ich ab, ihn zu bitten, und mein Abschied war ein schmerzlicher.

Die Beratungen mit seinen politischen Freunden drehten sich in dieser Zeit nur um die Mittel, wie man die Gefangenen befreien könne. So wurde namentlich bezüglich der Befreiung von *Minnigerode* vieles besprochen, wobei ich die Umsicht meines Bruders wiederholt bewunderte. Sie mißglückte an der körperlichen Schwäche Minnigerodes.

Eine einzige politische Unterhaltung dürfte von allgemeinem Interesse sein. Es wurde darüber debattiert, ob es wünschenswerter sei und erfolgversprechender, gleich eine einheitliche *Republik* zu proklamieren, oder ob man nicht zuerst dahin streben müsse, zugunsten der Krone Preußens die anderen Dynastien zu beseitigen. Mein Bruder meinte damals, "das gäbe doppelte Arbeit", und wollte von dem stationsweisen Vorgehen nichts wissen.—Er würde niemals Nationalliberaler geworden sein, so wenig wie ich es heute bin.

Pfungstadt, den 23. Dezember 1878.

Inwieweit ich Ihren Wünschen nachkommen kann, will ich versuchen, fürchte aber, Sie nicht in allem befriedigen zu können; liegt doch eine so lange Zeit dazwischen und habe

ich auch mit den Schwierigkeiten des Lebens zu kämpfen gehabt, die wohl dazu beigetragen haben mögen, daß mir jene so ernste Zeit nicht mehr ganz vor Augen steht.
Zu Ihren Fragen mich wendend, lege ich *das gewünschte Gedicht* bei.
Ad 2. *Mein Vater*, eine strenge Natur, die alles sich selbst verdankte, was sie erreichte, war im höchsten Grad sparsam für sich, aber gab mit vollen Händen, was zur Ausbildung seiner Kinder nötig war; er selbst, ein Zeitgenosse der großen französischen Revolution, der als Arzt einige Feldzüge bei den holländischen Truppen mitmachte, die damals unter französischem Kommando waren, hatte die größte Sympathie für die Bewegung der Geister, und gehörte es zu seiner liebsten Lektüre, die erlebten Ereignisse in der später erscheinenden Zeitschrift "*Unsere Zeit*" zu repetieren und zu ergänzen. Vielfach wurden diese abends vorgelesen, und nahmen wir alle den lebhaftesten Anteil daran. Wohl möglich, daß bei dem ohnehin freien Geist der Familie die Wirkung dieser Lektüre von besonderm Einfluß insbesondere auf Georg war, und ist wohl diese Lektüre der Entstehungsmoment von "*Dantons Tod*". Bei aller Freisinnigkeit meines Vaters war derselbe aber sehr vorsichtig, und bei seiner großen Lebenserfahrung erkannte er ganz gewiß schon frühe die Gefahr einer politischen Richtung für seine Söhne. Von den Verbindungen und Beziehungen Georgs wußte er absolut nicht früher etwas, bevor die eingeleiteten Untersuchungen Tagesgespräch geworden waren. Ebenso war ihm die Arbeit über Danton völlig unbekannt. Hätte er gewußt, in welcher politischen Situation sich Georg befand, er würde mit äußerster Strenge gegen ihn verfahren sein.—Das persönliche Verhältnis zum Vater war ein sehr gutes im allgemeinen, und war Papa stolz auf die Talente seines Sohnes, von dessen Zukunft er sich viel versprach, weil er von den politischen Verbindungen nichts wußte.—Als nun gar Georg nach Straßburg flüchtete, war derselbe im höchsten Grad erbittert und hat jede pekuniäre Unterstützung positiv abgelehnt. Nur durch die *Mutter* und die *Großmutter* wurden Georg einige Mittel von Zeit zu Zeit zu-

gewiesen, vielleicht nicht ganz ohne Wissen des Vaters, aber nicht mit seiner offiziellen Bewilligung.

Ad 3 glaube ich, daß vorzugsweise die Lektüre "*Unsere Zeit*" Anlaß zur Arbeit über Danton gegeben hat; ob ein weiterer Anstoß durch *Barères Memoiren* gegeben wurde, weiß ich nicht. Sicherlich hat ihn am meisten zur beschleunigten Herausgabe und zur scharfen, markierten Sprache darin seine bedrohte Situation, sein Zorn gegen den Polizeistaat und sein Wunsch, nur einiges Geld in [die] Hand zu bekommen, bewogen. Bei ruhigerer Überlegung würde er das Werk mehr ausgefeilt haben—vielleicht zum Schaden des Entwurfs: grade das Unfertige, die ungeschwächte Sprache, macht den tiefen Eindruck, dem jeder Leser sich nicht entziehen kann.

Ad 4. Allerdings hat Georg die *Gesellschaft der Menschenrechte* in Darmstadt, ich glaube, auch in Gießen, begründet. Ich selbst habe diesen Versammlungen nie beigewohnt, indem Georg nicht auch mich in diese Gefahren hineinziehen wollte, ich auch in dieser Zeit wenig zu Hause war. Die Persönlichkeiten waren *Koch*, *Minnigerode*—die anderen Namen sind mir entfallen. In *Butzbach*, wo eine geheime Gesellschaft bestand, und wohin ich wenige Zeit vor Georgs Flucht mich in Kondition als Apotheker begab, wurde ich als Bruder Georgs mit offnen Armen empfangen. Nachdem man mich kennen gelernt, sollte ich nun auch in den geheimen Bund aufgenommen werden; ich war mehr neugierig als erregt darüber. An einem bestimmten Abend wurde ich abgeholt, an einem Haus wurde vorsichtig Stellung genommen, beobachtet, ob man keinen Lichtschimmer an einem bestimmten Fenster sähe; darauf ging einer der "Verschworenen" ins Haus und kam mit der Nachricht "Alles in Ordnung". Im Dunklen ging's nun eine steile Treppe vorsichtig hinauf; es brannte im Zimmer ein dampfendes Talglicht.—Nun wurde im Flüsterton gesprochen, Bier gebracht, Pfeifen angezündet und—über Mädchen, aber in anständiger Weise, gesprochen. Als das einige Zeit gedauert hatte, gingen die Verschworenen wieder einzeln mit größter Vorsicht fort, und aus war die ganze Geschichte. Hatte ich nun früher über die verwege-

nen Butzbacher so viel gehört, so hatte ich wohl das Recht, etwas Besonderes zu erwarten. Ich fand gute Kameraden, derb und bieder; aber um die Welt zu verbessern, dazu konnten sie kein Material abgeben—,und von dem Augenblick an war ich von dem Wahn befreit, als wenn durch Geheimbündelei etwas Gutes zu erzielen sei. Nur als Handlanger konnten die Leute gebraucht werden.

Ad 7. Bei der *Vernehmung* wußte ich, daß die Fragen nach Vor- und Zunamen, Alter usw. zuerst gestellt würden, um zu Protokoll genommen zu werden. Bei dem Fragen nach dem Vornamen mußte ich, wollte ich nicht als absichtlicher Lügner dastehen, meinen Namen angeben. Bei Nennung meines Namen "Wilhelm" hatte die Sache ein Ende, indem ich erklärte, ich sei nur gekommen, um meinen Bruder zu entschuldigen.

Hier muß ich bemerken, daß der Richter meine Familie genau kannte, indem mein Papa Arzt bei demselben war. Seiner Humanität war es wahrscheinlich ohnehin zu danken, daß Georg nicht gleich arretiert und nur sehr vorsichtig gegen ihn vorgegangen wurde, vielleicht in der Absicht, ihm Zeit zur Flucht zu lassen; denn die Verfolgungssucht eines *Georgi* hatte nicht bei allen Richtern Platz gegriffen, und viele legten den Verirrungen der Jugend die Bedeutung nicht bei, um ganze Familien deshalb ins Unglück zu bringen.—

DER STECKBRIEF

Der hierunter signalisierte Georg Büchner, Student der Medizin aus Darmstadt, hat sich der gerichtlichen Untersuchung seiner indizierten Teilnahme an staatsverräterischen Handlungen durch die Entfernung aus dem Vaterlande entzogen. Man ersucht deshalb die öffentlichen Behörden des In- und Auslandes, denselben im Betretungsfalle festzunehmen und wohlverwahrt an die unterzeichnete Stelle abliefern zu lassen.

Darmstadt, den 13. Juni 1835.

Der von Großh. Hess. Hofgericht der Provinz Oberhessen bestellte Untersuchungsrichter, Hofgerichtsrat Georgi.

Personal-Beschreibung

Alter: 21 Jahre,
Größe: 6 Schuh, 9 Zoll neuen Hessischen Maßes,
Haare: blond,
Stirne: sehr gewölbt,
Augenbraunen: blond,
Augen: grau,
Nase: stark,
Mund: klein,
Bart: blond,
Kinn: rund,
Angesicht: oval,
Gesichtsfarbe: frisch,
Statur: kräftig, schlank,
Besondere Kennzeichen: Kurzsichtigkeit.

ZÜRICHER UNIVERSITÄTSPROTOKOLLE

Protokoll der philosophischen Fakultät, Sitzung vom September 1836.

Da das Gutachten der Herren Professoren *Oken*, *Schinz*, *Löwig* und *Heer* durchaus günstig lautet für die von Herrn G. Büchner in Straßburg zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde eingereichte Schrift: *Sur le système nerveux du barbeau par G. Büchner, Straßbourg 1836*, wird beschlossen, Herrn Büchner auf diese Schrift hin die *philosophische Doktorwürde* zu erteilen.

Protokoll der philosophischen Fakultät, Sitzung vom November 1836.

Da die am heutigen Tage gemäß der Aufforderung des Hohen Erziehungsrates angestellte *Probevorlesung* des Herrn Dr. Büchner nach Form und Inhalt des Vorgetragenen den Forderungen der Fakultät vollkommen entsprochen, wird beschlossen, denselben dem Hohen Erziehungsrate zur *Aufnahme unter die Privatdozenten* der Hochschule zu empfehlen.

DES KANTONALSTABSARZTES DR. LÜNING ERINNERUNGEN AN DEN DOZENTEN BÜCHNER

Meine erste Begegnung mit Büchner fand im Herbst 1836 statt, und zwar auf der Burgruine Manegg im Sihltale bei Zürich, wohin er mit dem politischen Schriftsteller Dr. *W. Schulz* und dessen geistvoller Gemahlin *Caroline* (der Herwegh später seine Gedichte dedizierte) gekommen war. Vor allem fiel er mir auf durch die breite, mächtige Dichter- und Denkerstirn, wie ich sie imposanter nie wieder gesehen habe, und durch eine gewisse, äußerst dezidierte Bestimmtheit in Aufstellung von Behauptungen, die zwar von hoher Selbständigkeit des Urteils zeugte, zuweilen aber doch ein wenig über das Ziel hinausschoß. So erinnere ich mich, daß er an demselben Tage den bekannten Revolutionsmann *Eulogius Schneider* mit dem *Philologen Schneider* identifizieren wollte und mit der größten Hartnäckigkeit, ja fast Heftigkeit, auf seinem Satze bestand, als *Herrmann Sauppe* (damals Professor in Zürich, jetzt in Göttingen) ganz maßvoll widersprach. Daß er—an demselben Tage—kühn genug die landschaftlichen Schönheiten des eben erst verlassenen Elsaß als der Schweiz vollkommen ebenbürtig darstellte, daran mochten wohl zum Teil ein Paar lieber Augen mit beitragen, die das Land, dem sie angehörten, in verklärendem Schimmer erscheinen ließen.

Büchner lebte in Zürich sehr zurückgezogen; sein Umgang beschränkte sich auf das Schulzsche Ehepaar, mit dem auch ich näher befreundet war, und auf einige von früher her bekannte hessische Familien. Wir erfuhren unter anderm von ihm, daß er bis vor kurzem noch ungewiß gewesen war, ob er sich der spekulativen Philosophie (über *Spinoza* hatte er eingehende Studien gemacht) oder der beobachtenden *Naturwissenschaft* zuwenden solle; nun habe er sich aber definitiv der letzteren gewidmet.—Damit übereinstimmend kündigte er mit Beginn des Wintersemesters 1836/37, nachdem er die *venia legendi* erhalten, an der Universität zu Zürich *Vorlesungen über vergleichende Anatomie der Fische und Amphibien* an, die denn auch von mir besucht wurden.

Unter den zirka 20 Zuhörern, von denen die mir bekannten sämtlich gestorben sind, befand sich auch der später als Reisender in Neuseeland berühmt gewordene *Dr. Ernst Diefenbach*, wenn ich mich recht erinnere. Der Vortrag Büchners war nicht geradezu glänzend, aber fließend, klar und bündig, rhetorischen Schmuck schien er fast ängstlich, als nicht zur Sache gehörig, zu vermeiden; was aber diesen Vorlesungen vor allem ihren Wert verlieh und was dieselben für die Zuhörer so fesselnd machte, das waren die fortwährenden Beziehungen auf die Bedeutung der einzelnen Teile der Organe und auf die Vergleichung derselben mit denen der höheren Tierklassen, wobei sich Büchner aber von den damaligen Übertreibungen der sogenannten naturphilosophischen Schule (*Oken*, *Carus* usw.) weislich fernzuhalten wußte; das waren ferner die ungemein sachlichen, anschaulichen Demonstrationen an frischen Präparaten, die Büchner, bei dem völligen Mangel daran an der noch so jungen Universität, sich größtenteils selbst beschaffen mußte. So präparierte er z. B. das gesamte Kopfnervensystem der Fische und der Batrachier auf das sorgfältigste an frischen Exemplaren, um diese Präparate jedesmal zu den Vorlesungen verwenden zu können. Diese beiden Momente, die beständige Hinweisung auf die Bedeutung der Teile und die anschaulichen Demonstrationen an den frischen Präparaten, hatten denn auch wirklich das lebendigste Interesse bei allen Zuhörern zur Folge. Ich habe während meines achtjährigen (juristischen und medizinischen) Studiums manches Kollegium gehört, aber ich wüßte keines, von dem mir eine so lebendige Erinnerung geblieben wäre als von diesem Torso von Büchners Vorlesungen über vergleichende Anatomie der Fische und Amphibien. Es sind nun 41 Jahre, seit ich diese Vorlesungen besuchte, ich habe während meiner praktischen Laufbahn als Militär- und Gerichtsarzt seitdem wenig Gelegenheit gehabt, mich speziell mit der feineren vergleichenden Anatomie zu beschäftigen; aber das weiß ich doch noch so deutlich, als wenn es heute wäre, daß Büchner bei den Fischen (gegenüber den zwölf Kopfnervenpaaren der höheren Tiere) nur sechs Kopf-

nervenpaare (und demnach auch sechs Kopfwirbel) annahm und die den Fischen fehlenden als bloße Zweige der ihnen eigentümlichen Kopfnerven demonstrierte, so namentlich einen Ast des Nervus vagus als Repräsentanten des Nervus glossopharyngeus und den Ramus opercularis des Nervus trigeminus als Repräsentanten des Nervus facialis der höhern Tiere; die Augenmuskelnerven dagegen ließ er aus der bei den Fischen vorhandenen vorderen Wurzel des Nervus opticus entspringen. Bei den Batrachiern nahm er nur fünf Kopfnervenpaare an, weil das sechste (beim Menschen das zwölfte), der Nervus hypoglossus, bei denselben zwischen dem ersten und zweiten Rückenwirbel seinen Ursprung nehme. Wir sehen daraus, daß er kein naturphilosophischer Pedant und Fanatiker war, bei dem alles in das System hineingezwängt werden mußte. So gestand er auch offen, daß ihm bei den Batrachiern der Ursprung der Augenmuskelnerven nicht ganz klar sei; er habe bei seinen Präparationen einigemal geglaubt, dieselben aus dem Nervus trigeminus hervorkommen zu sehen. Ein Naturphilosoph vom reinsten Wasser hätte natürlich die Möglichkeit der Verschiedenheit des Ursprungs dieser Nerven bei Fischen und bei Batrachiern um keinen Preis zugegeben!—

Diese Vorlesungen, deren wissenschaftlicher Wert endlich noch durch die eingehendste Berücksichtigung der in- und ausländischen Literatur erhöht wurde, sollten leider nicht beendigt werden. Nach Beendigung der Vorlesungen über die Anatomie der Fische ging der geniale junge Dozent über zur Anatomie der Amphibien; aber hier sprach leider das unerbittliche Geschick: bis hieher und nicht weiter! Es war dem Vortragenden nur noch vergönnt, über Knochen- und Nervensystem der Batrachier zu lesen; dann warf ihn der damals in Zürich grassierende Typhus auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erstehen sollte, und nach einigen Wochen schon war das junge, vielversprechende Leben für immer entflohen, und jenes Kolleg über die vergleichende Anatomie der Fische und Amphibien blieb das erste und einzige, das Büchner gehalten hat.—

Georg Büchner wohnte im Hause des kürzlich verstorbenen Bürgermeisters Dr. *Zehnder* von Zürich, der ihn in Gemeinschaft mit *Schönlein* behandelte; verpflegt wurde er aufs liebevollste von der *Familie Schulz* und andern deutschen Familien, und wir deutschen Studenten ließen es uns nicht nehmen, einen förmlichen Wachtdienst für Tag und Nacht zu organisieren.—Da war ich denn oft genug Zeuge von jenen Phantasien, wie sie das arme Gehirn des Gemarterten durchtobten und wie sie *Herwegh* 1841 in seinen drei Gedichten auf Büchners Andenken so ergreifend schilderte; denn als ich 1839 in Emmishofen bei Konstanz die Bekanntschaft des damals noch unbekannten "Lebendigen" machte, ließ er nicht nach, mich über alles und jedes, was Büchner betraf, zu befragen, und aus diesen Erzählungen sind großenteils die Schilderungen jener Phantasien des kranken Dichters entstanden.—

Das ist ungefähr alles, was ich von Büchner zu erzählen wüßte; vergessen habe ich ihn nicht: wer mit dieser Feuerseele einmal in Berührung kam, dem schwand sie nicht wieder aus der Erinnerung.

CAROLINE SCHULZ' TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN ÜBER BÜCHNERS LETZTE TAGE

Februar [1837].

2ten fragten wir Büchner, ob er einen weiten Spaziergang mit uns machen wollte; er antwortete, daß er mit seinem Freunde *Schmid* nur einen kurzen Gang machen würde, weil er sich nicht ganz wohl fühle. Als wir gegen Abend nach Hause kamen, klagte er, daß es ihm fieberisch zumute sei. Da er sich aber nicht zu Bette legen wollte, aus Furcht nicht einschlafen zu können, setzte er sich zu uns aufs Sofa. Ich bot ihm Tee an, den er ausschlug; bald bemerkte ich, daß er einschlief, und als er erwachte, bat ich ihn dringend, sich zu Bett zu legen, was er auch endlich tat, nachdem er ein Senffußbad genommen hatte. Wir sagten ihm, daß er an der Wand klopfen solle, die an unsere Schlafstube stieß, wenn er des Nachts etwas bedürfe, und ließen seine Lampe brennen.

3ten hatte Büchner nicht gut geschlafen, klagte aber keinerlei Schmerzen. Da es sehr hell im Zimmer war, gab ich ihm grüne Vorhänge, auch ein Pferdehaarkissen unter den Kopf, was ihm wohl tat. Ich hatte gehofft, daß er den Abend wieder bei uns zubringen könnte, und deswegen unser gewöhnliches Lesekränzchen nicht abgesagt; da er aber nicht dabei sein konnte, ließ er sich von uns erzählen, womit wir uns unterhalten hatten.

4ten war das Fieber etwas stärker, doch gab es zu keiner Besorgnis Raum; er aß etwas Suppe und Obst und versicherte, daß es ihm ganz wohl in seinem Bette sei. Wir erhielten Briefe von den Unsrigen, die ich ihm vorlas und denen er mit Interesse zuhörte.

5ten klagte er über Schlaflosigkeit; ich suchte ihn damit zu trösten, daß ich in meiner kürzlichen Krankheit viele Nächte nicht geschlafen habe und dabei noch Schmerzen habe leiden müssen. Er war sehr geduldig und ruhig; da wir genötigt waren, einige Besuche zu machen, so blieb sein liebster Freund *Schmid* bei ihm; als wir wieder nach Hause kamen, ließ er sich von uns erzählen, doch hatte er es nicht gerne, wenn man laut sprach.

6ten, da ich keine häuslichen Geschäfte hatte, konnte ich mich ganz seiner Pflege widmen, was ich von Herzen gerne tat. Es zeigte sich nach und nach eine große Empfindlichkeit bei ihm; man konnte ihm nicht leicht etwas recht machen, was seine Freunde oft nicht begreifen konnten. Ich, die ich aber aus Erfahrung wußte, wie es einem ist, wenn man an den Nerven leidet, ich tat ihm alles, was er nur haben wollte, worüber ich jetzt doppelt froh bin.

7ten schickte Frau *Sell* Suppe für Büchner, die ihm sehr gut schmeckte; auch die vorgeschriebene Arzenei nahm er gerne, worüber ich ihn oft lobte. Da wir den Fastnachtsabend bei *Sells* zubringen sollten, so blieb Büchners Freund *Braubach* bei ihm, den er auch sehr gerne hatte.

8ten zeigte sich nur sehr wenig Fieber, und er wollte, da Briefe von *seiner Braut* angekommen waren, an dieselbe schreiben; ich bat ihn, dieses zu verschieben, bis er sich wieder ganz wohl fühlte; auch erbot ich mich, statt seiner zu schreiben, was er aber ablehnte. Da die Briefe Minnas sehr fein geschrieben waren, legte er sie weg, um sie später fertig zu lesen.

9ten hatte der Kranke fast gar kein Fieber, doch klagte er fortwährend über Schlaflosigkeit; mein Mann war des Nachts lange bei ihm und bemerkte doch, daß er zuweilen geschlafen hatte. Er war kleinmütig, und wir sprachen ihm alle Mut ein; auch riet man ihm, ein wenig aufzustehen, um dann vielleicht besser schlafen zu können. Es wurde ihm Mandelmilch verordnet, die ich ihm bereitete und die ihn sehr erquickte. Jeden Abend legte man ihm Senf auf die Waden.

10ten stand er nachmittags auf und wollte schreiben; ich holte ihm alles Nötige herbei, da ich sah, daß er sich durchaus nicht wollte abhalten lassen, und da er sagte, daß er sich auf dem Sofa wohler wie im Bett fühle, so freute ich mich sehr und nahm es für ein Zeichen der Besserung. Er ergriff die Feder, erklärte aber sogleich, nicht schreiben zu können; ich bot ihm abermals an, in seinem Namen zu schreiben, was er jetzt geschehen ließ. Damit er seinen Geist nicht anstrengen sollte, schrieb ich den Brief nach meiner Idee, und er sagte mir alsdann, was ich daran ändern solle. Endlich war das Schreiben nach seinem Wunsch ausgefallen; er nahm es mir hastig weg und setzte die Worte: "*Adieu mein Kind*" darunter, ließ mich eine seiner Locken hineinlegen und eilte schnell zu Bett, nach welchem er sehr verlangte. Nachdem der Brief weg war, fiel es mir schwer aufs Herz, daß die gute Minna vielleicht diese Worte für Abschiedsworte nehmen könnte, da doch die Krankheit damals nicht im geringsten gefährlich schien. Dies beunruhigte mich sehr, und ich hatte einen traurigen Abend. *Mein Mann* und seine anderen *Freunde* schliefen diese wie die folgenden Nächte abwechselnd in seinem Zimmer, was ihm lieb war.

11ten. Büchner hatte viel Schleim im Halse und mußte oft auswerfen. Der schwache Tee, den er morgens genoß, und die Suppen, die ich ihm selbst kochte, schmeckten ihm recht gut; doch fiel uns eine Art Unempfindlichkeit (Apathie) an ihm auf. Ich fragte ihn an diesem Morgen, ob es ihm angenehm wäre, wenn ich mit meiner Arbeit mich zu ihm setzte, was er gerne zu haben schien. Da er viel Schleim im Munde hatte, fiel ihm das Sprechen schwer und er drückte sich oft durch Gebärden aus, die mich zu Tränen rührten, auch weil sie mich lebhaft an meinen verstorbenen Vater erinnerten, mit dem ich sogar in der hohen freien Stirne einige Ähnlichkeit bei Büchner zu entdecken glaubte.— An einigen Äußerungen, die er an diesem Tage tat, bemerkte ich, daß sein Geist nicht ganz helle war. Wir beschlossen, noch einen Arzt kommen zu lassen, und zwar *Schönlein*; der Kranke wollte aber nichts davon hören, da er sich nicht so krank fühlte. Es wurde indessen jetzt jede Nacht gewacht, was seine Freunde gerne übernahmen.

12ten, Sonntag, erklärte endlich Büchner, daß er *Schönlein* zu sprechen wünsche; dieser war aber verreist; sein Assistent hatte indessen Büchner schon besucht und sich mit den von Dr. *Zehnder* verordneten Mitteln ganz einverstanden erklärt.

13ten. Die Betäubung dauerte fort; am Tage vorher war es, wo er zum ersten Male sagte, der Kopf sei ihm schwer, und dies war das einzige Mal in seiner ganzen Krankheit, daß er den Kopf klagte. Er war ganz bei sich, sprach aber zuweilen im Schlaf. Wir schrieben an diesem Tage an unsre Geschwister nach Darmstadt.

14ten. Morgens frühe kam *Schönlein* und billigte ganz das bisherige Verfahren des Dr. *Zehnder*, auch behielt er dieselben Arzeneien bei. Büchner sprach sehr vernünftig mit ihm, bekam aber schon während der Anwesenheit der Ärzte starke Hitze. Ich blieb bei ihm, und er nannte mich manchmal Schmid; wenn ich dann sagte, ich sei Frau

Schulz, lächelte er mir zu; auch glaubte er zuweilen, es stände jemand in der Ecke u. dgl. Ich las für mich im Morgenblatt, das er für einen Brief hielt; ich legte es daher weg. Gegen Abend bekam er einen heftigen Anfall von Zittern (Zittern der Hände hatte man schon früher bemerkt), wobei er ganz irre sprach. Ich wurde sehr unruhig und sorgte von nun an dafür, daß außer mir auch immer noch einer seiner Freunde bei ihm war. Er wurde nach und nach wieder ruhiger. Gegen 8 Uhr kam das Delirieren wieder, und sonderbar war es, daß er oft über seine Phantasien sprach, sie selbst beurteilte, wenn man sie ihm ausgeredet hatte. Eine Phantasie, die oft wiederkehrte, war die, daß er wähnte, ausgeliefert zu werden. Die Nacht war unruhig; er sprach viel Französisch und redete mehrere Male seine Braut an.

15ten fand ich ihn morgens früh sehr verändert; doch kannte er mich, verlangte zu seinem Tee, weil die Tasse groß war, auch einen großen Löffel und spülte sich den Mund aus. Er sprach, wenn er bei sich war, etwas schwer, sobald er aber delirierte, sprach er ganz geläufig. Er erzählte mir eine lange zusammenhängende Geschichte: wie man ihn gestern schon vor die Stadt gebracht habe, wie er zuvor eine Rede auf dem Markte gehalten usw. Ich sagte ihm, er sei ja hier in seinem Bette und habe das alles geträumt; da erwiderte er, ich wisse ja, daß Professor *Escher* (einer seiner Schüler) sich für ihn verbürgt habe, und deshalb sei er wieder zurückgebracht worden. Es hatte sich nämlich die Idee bei ihm gebildet, er habe Schulden, was aber in der Wirklichkeit nicht der Fall war. Solche Phantasien ließ er sich leicht ausreden, verfiel aber alsdann in andere. Um 12 Uhr kam *Schönlein*, den Büchner nicht erkannte, und da ich um jeden Preis wissen wollte, wie es um den Kranken stehe, blieb ich im Zimmer, ob es schicklich war oder nicht. Schon als Schönlein eintrat, sagte er: "Welch ein Geruch!", ließ sich den Stuhlgang zeigen, der ganz schwarz war und aus dickem Blut bestand, betrachtete den Kranken und sagte zu mir: "Alles paßt zusammen, es ist das Faulfieber, und die Gefahr ist

sehr groß." Ich erschrak heftig, und da meine Nerven sehr angegriffen waren, empfahl mir der Arzt dringend, das Krankenzimmer zu meiden; auch war männliche Pflege jetzt dringender. Ich konnte jetzt nichts mehr für ihn tun als beten.—Es wurde ein braver Wärter angenommen; doch war bei diesem immer noch einer von Büchners Freunden, besonders *Wilhelm* und *Schmid*. Ich war sehr traurig und schrieb sogleich nach Straßburg.

16ten. Die Nacht war unruhig; der Kranke wollte mehrere Male fort, weil er wähnte, in Gefangenschaft zu geraten, oder schon darin zu sein glaubte und sich ihr entziehen wollte. Den Nachmittag vibrierte der Puls nur, und das Herz schlug 160mal in der Minute; die Ärzte gaben die Hoffnung auf. Mein sonst frommes Gemüte fragte bitter die Vorsehung: "Warum?" Da trat Wilhelm ins Zimmer, und da ich ihm meine verzweiflungsvollen Gedanken mitteilte, sagte er: "Unser Freund gibt dir selbst Antwort, er hat soeben, nachdem ein heftiger Sturm von Phantasien vorüber war, mit ruhiger, erhobener, feierlicher Stimme die Worte gesprochen: '*Wir haben der Schmerzen nicht zu viel, wir haben ihrer zu wenig, denn durch den Schmerz gehen wir zu Gott ein!*'—'*Wir sind Tod, Staub, Asche, wie dürften wir klagen?*'" Mein Jammer löste sich in Wehmut auf, aber ich war sehr traurig und werde es noch lange sein.

17ten. In der Nacht phantasierte der Kranke von seinen Eltern und Geschwistern in den rührendsten Ausdrücken. Er sprach fast immerwährend. *Schönlein* wunderte sich, ihn am Morgen noch lebend zu finden; er kam täglich zweimal und nahm den größten Anteil, so wie alle, die Büchner auch nur entfernt kannten. Jeden Morgen ließ man sich von verschiedenen Seiten nach seinem Befinden erkundigen. Gegen 10 Uhr kam *Frau Pfarrer Schmid* von Straßburg und benachrichtigte uns, daß *Minna* angekommen sei; ich erschrak sehr, denn ich fürchtete für sie, wenn sie den Kranken in so verändertem Zustande sehen würde. Ich eilte zu ihr ins Wirtshaus und bereitete

sie nach und nach auf die große Gefahr vor, in der ihr Teuerstes schwebte. Ich machte mich recht stark bei ihr. Ich holte sie nach Tisch mit ihrer Begleiterin zu uns; die Ärzte hatten ihr erlaubt, den Kranken zu sehen. Er erkannte sie, was eine schmerzliche Freude für sie war; unsere Tränen flossen vereint an diesem Tage, und mein Herz litt viel, denn es verstand das ihrige. Sie und Frau Schmid blieben von nun an bei uns. Die Nacht war für uns alle traurig. Der Kranke delirierte fortwährend.

18ten besuchte *Minna* frühe den Kranken, der sie deutlicher wie am vorigen Tage erkannte; er sprach zu ihr, auch von ihrem Vater, doch konnte man nicht alles verstehen, denn seine Stimme war jetzt schwächer. Er ließ sich den Mund reinigen, nahm aus Minnas Händen ein wenig Wein und Konfitür, aß mittags etwas Suppe, nannte mehrere seiner Freunde mit Namen, auch der Puls hob sich ein wenig; alles dieses war ein Hoffnungsstrahl für uns, trotz den Ärzten, die nichts darauf gaben, aber nur ein Hoffnungsstrahl, denn am Abend traten von neuem üble Symptome ein. Die Nacht war ruhig, da die Schwäche zunahm; doch sprach der Kranke immerfort.

19ten, Sonntag. Der Atem wurde schwerer, die Schwäche größer, der Tod mußte nahe sein. Das starke Mädchen bat meinen Mann, sie zu rufen, wenn der verhängnisvolle Augenblick käme, denn lange konnte und durfte sie nicht im Krankenzimmer verweilen. Es war Sonntag; der Himmel war blau, und die Sonne schien. Die Kinder hatte man weggeschickt, es war stille im Hause und stille auf der Straße. Die Glocken läuteten. Minna und ich saßen allein in meinem traulichen Stübchen. Wir wußten, daß wenige Schritte von uns ein Sterbender lag und welcher! Wir hatten uns aber in den Willen der Vorsehung ergeben, denn was ja in der Menschen Macht lag, den Teuren zu retten, war geschehen. Ich erinnere mich in meinem Leben wenig so feierlicher Stunden, wie diese; eine heilige Ruhe goß sich über uns. Wir lasen einige Gedichte, wir sprachen von ihm, bis *Wilhelm* eintrat, Minna zu rufen,

damit sie dem Geliebten den letzten Liebesdienst erzeige. Sie tat es mit starker Ruhe, aber dann brach ihr Schmerz laut aus. Ich nahm sie in meine Arme und weinte mit ihr. Sie wurde ruhiger und endigte einen angefangenen Brief. Der Abend verging uns in Gesprächen über den Hingeschiedenen; oft gedachten wir mit Schmerz der armen Eltern und Geschwister des Verewigten. Minna brachte die Nacht bei mir zu, und da wir lange nicht geschlafen hatten, behauptete die Natur ihr Recht, und ein sanfter Schlummer stärkte uns. Am Abend war ein Brief aus Darmstadt gekommen, der uns tief bewegte; ich beantwortete ihn am

20ten. Auch Minna schrieb an ihren Vater. Wir lasen in einer *Art Tagebuch*, das sich unter Büchners Papieren gefunden hatte und reiche Geistesschätze enthält. Die Freunde des Verewigten brachten den Abend bei uns zu, und er war wie immer der Gegenstand unsrer Unterhaltung. Da er sich über alles, was uns interessierte, so oft mit uns besprochen hatte, so wußten wir viel von ihm zu erzählen. Fast jeder Gegenstand, der uns umgab, erinnerte uns an diese oder jene geistreiche Bemerkung, die er darüber gemacht. Bald flossen unsre Tränen, und bald mußten wir lachen, wenn wir uns seine treffende Satire, seine witzigen Einfälle und launigen Scherze ins Gedächtnis zurückriefen.

21ten. Der Himmel war helle, und die Sonne schien dem Tage, an dem seine irdische Hülle der Erde wiedergegeben werden sollte. Wir wanden am Morgen einen großen Kranz von lebendigem Grün, Lorbeer und Myrten und weißen Blüten, der nach hiesiger Sitte den ganzen Sarg umgeben sollte. Auch ließ Minna dem Dichter und Bräutigam durch Wilhelm einen Lorbeer- und Myrtenkranz auf die hohe blasse Stirne drücken. Ein Strauß von lebendigen Blumen, den einige Freundinnen schickten, ruhte in seinen Händen. Um 4 Uhr sollte das Begräbnis stattfinden; ich verließ daher gleich nach Tisch mit Minna das Haus, denn einem zerrissenen Herzen können die An-

stalten dazu keinen Trost gewähren. Wir besuchten zuerst den Lieblingsspaziergang unsers Freundes, einen kleinen Platz am See, und dann begaben wir uns zu einer teilnehmenden Freundin, wo wir bis zum Abend blieben. Wilhelm holte uns dort ab und erzählte uns, daß mehrere hundert Personen, die beiden Bürgermeister und andere der angesehensten Einwohner der Stadt an der Spitze, den Verewigten zur Ruhestätte begleitet hatten. Die Teilnahme der ganzen Stadt war groß. Bekannte und Unbekannte waren tief erschüttert durch den Tod eines so geist- und talentvollen jungen Mannes.

Am Abend schickte eine Freundin einen Blumentopf, gefüllt mit der Erde, in der der Vollendete ruht. Das Immergrün, das darin stand und das auch auf seinem Grabe sproßt, sei uns ein Symbol der Hoffnung, der Hoffnung des Wiedersehens. Mit den herzlichsten, teilnehmendsten Worten an Minna war dieses sinnige Geschenk begleitet.

WILHELM SCHULZ' NACHRUF

Im Verlaufe weniger Tage hat der Tod zwei ausgezeichnete deutsche Männer den Reihen ihrer trauernden Landsleute und der Genossen ihres Schicksals entrissen. Am 15. Februar wurde *Ludwig Börne* zu Paris, am 21. Februar *Georg Büchner* zu Zürich beerdigt. Beide ruhen in fremdem Lande, denn beiden hatte sich das Vaterland verschlossen. Wenn Börne im heiligen Kampfe für Licht und Recht ein lang erprobter Streiter war, der mit steter Ausdauer die scharfen Geisteswaffen gegen Unterdrückung und Knechtschaft, gegen Heuchelei und Lüge gerichtet hatte, so begrüßten alle, welche Georg Büchner näher kannten, in diesem die frische Jugendkraft, der eine weite Bahn des Ruhms und der Ehre offen lag. Große Hoffnungen ruhten auf ihm, und so reich war er mit Gaben ausgestattet, daß er selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen haben würde.

Georg Büchner, der Sohn eines angesehenen Arztes zu Darmstadt, wurde am 17. Oktober 1813 zu *Goddelau* bei Darmstadt geboren. Nachdem er das Gymnasium dieser Stadt besucht, widmete er sich zu Straßburg vom Herbste

1831 bis zum August 1832, sodann vom Oktober dieses Jahres bis zur Mitte des Jahres 1833 dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und vergleichenden Anatomie. In dieser Zeit von einer Unpäßlichkeit befallen, fand er sorgsame Pflege im Hause des Pfarrers *Jägle* zu Straßburg. Während dieser Krankheit verlobte er sich mit der Tochter dieses würdigen Geistlichen, welche durch Geist und Herz in jeder Beziehung seiner würdig war. Die Gesetze seines Heimatlandes riefen ihn im Herbst 1833 auf die Universität *Gießen*, wo er sein Studium der Naturwissenschaften fortsetzte und zugleich, nach dem Wunsche seines Vaters, mit der praktischen Medizin sich befaßte. Durch eine Hirnentzündung im Frühjahr 1834 erlitten diese Studien einige Unterbrechung; doch kehrte er nach kurzem Aufenthalte in Darmstadt nach Gießen zurück, wo er bis zum Herbst 1834 verweilte. Von da begab er sich abermals in sein elterliches Haus zu *Darmstadt*, wo er fortwährend mit Naturwissenschaften sowie mit Philosophie sich beschäftigte und zugleich, im Auftrage seines Vaters, anatomische Vorlesungen hielt.

In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Gießen wurde Büchner, mit vielen andern Jünglingen seines Sinnes und Alters, in die politischen Bewegungen jener Zeit verwickelt. Der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung entzog er sich im März 1835 durch seine Abreise nach *Straßburg*. Hier gab er entschieden die praktische Medizin auf und widmete sich mit rastlosem Eifer dem Studium der neueren Philosophie. Besonders tief drang er in die Lehren von *Cartesius* und *Spinoza* ein. Eine gleiche Tätigkeit, die ihn häufig seine Arbeiten bis tief in die Nacht fortsetzen ließ, wendete er auf die Naturwissenschaften. Im Dezember 1835 begann er die Vorarbeiten für seine Abhandlung *Sur le système nerveux du barbeau*, welcher er die Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft zu Straßburg verdankte. Durch Einsendung derselben Abhandlung an die philosophische Fakultät zu *Zürich* erwarb er sich die philosophische *Doktorwürde*. Von den ausgezeichnetsten Kennern der

Naturwissenschaften ist diese Schrift für eine meisterhafte Arbeit erklärt worden, die zu den höchsten Erwartungen berechtige. Gleichbedeutend kündigte er sich durch seine *Probevorlesung* und seine akademischen Vorträge über vergleichende Anatomie an der Hochschule zu Zürich an, wohin er sich am 18. Oktober vorigen Jahres zu bleibendem Aufenthalte begeben hatte.

Aber nicht bloß die Natur, auch das reiche innere Leben der Menschen, ihre Leidenschaften und Neigungen, ihre Schwächen und Tugenden zogen ihn mächtig an, und was er mit scharfem Blicke aufgefaßt, gestaltete sich seinem produktiven Geiste zu poetischen Schöpfungen. Besonders hatte ihn das große Drama der neueren Zeit, die französische Revolution, lebhaft ergriffen. Er studierte gründlich die Geschichte derselben und bemächtigte sich eines ihrer bedeutendsten Stoffe. In politische Untersuchungen verwickelt, unter mannigfachen Störungen und Beschäftigungen verschiedener Art, vollendete er in wenigen Wochen, während seines letzten Aufenthalts zu Darmstadt, sein dramatisches Werk: "*Dantons Tod*; dramatische Bilder aus der Zeit der Schreckensherrschaft". Einer der strengsten und geistvollsten Kritiker Deutschlands bezeichnete dieses Drama als das Werk des Genies, und pries sich glücklich, der Erste zu sein, welcher das deutsche Publikum auf den so hervorragenden Geist aufmerksam mache. In Straßburg gab sodann Büchner sehr gelungene Übersetzungen der beiden Dramen Viktor Hugos, *Lucretia Borgia* und *Maria Tudor*, heraus. In derselben Zeit und später zu Zürich vollendete er ein im Manuskript vorliegendes Lustspiel, *Leonce und Lena*, voll Geist, Witz und kecker Laune. Außerdem findet sich unter seinen hinterlassenen Schriften *ein beinahe vollendetes Drama*, sowie das Fragment einer Novelle, welche die letzten Lebenstage des so bedeutenden als unglücklichen Dichters *Lenz* zum Gegenstande hat. Diese Schriften werden demnächst im Druck erscheinen.

Der so reich begabte junge Mann war mit zu viel Tatkraft ausgerüstet, als daß er bei der jüngsten Bewegung im Völkerleben, die eine bessere Zukunft zu verheißen

schien, in selbstsüchtiger Ruhe hätte verharren sollen. Durch seinen frühe gereiften Geist auf eine heitere Höhe gestellt, blieb er indessen in seinen politischen Ansichten von manchen Täuschungen frei, welchen sich die Jugend willig hinzugeben pflegt. Ein Feind jeder töricht unbesonnenen Handlung, die zu keinem günstigen Erfolge führen konnte, haßte er doch jenen tatenlosen Liberalismus, der sich mit seinem Gewissen und seinem Volke durch leere Phrasen abzufinden sucht, und war zu jedem Schritte bereit, den ihm die Rücksicht auf das Wohl seines Volkes zu gebieten schien. So haben denn in gleicher Weise die Wissenschaft, die Kunst und das Vaterland seinen frühzeitigen Verlust zu beklagen. Dieses Vaterland hatte er verlassen müssen, aber der Genius ist überall zu Hause. In Zürich hätte er eine zweite Heimat gefunden; dafür bürgt die Anerkennung, die ihm seine Talente erwarben, dafür die Teilnahme, die von so vielen der ausgezeichnetsten Bewohner dieser Stadt seinem Andenken am Tage der Beerdigung bezeigt wurde.

Keiner seiner Freunde hatte diesen Tag noch vor wenigen Wochen nahe geglaubt. Außer einigen leichten Unpäßlichkeiten war Büchner während seines Aufenthalts in Zürich stets gesund geblieben. Sein Äußeres schien mit seinem Innern in Harmonie zu stehen, und die breit gewölbte Stirne schien noch lange seinem umfassenden Geiste eine sichere Stätte zu sein. Doch mochte er selbst ein Vorgefühl seines frühen Endes haben. Wenigstens vergleicht er in einem *hinterlassenen Tagebuche* den Zustand seiner Seele mit einem Herbstabende, und schließt seine Bemerkung mit den Worten: "*Ich fühle keinen Ekel, keinen Überdruß; aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!*"

Am 2. Februar mußte er sich zu Bette legen, das er von jetzt an nur für wenige Augenblicke verließ. Trotz der Sorgfalt der Ärzte und der Pflege seiner Freunde machte die Krankheit unaufhaltbare Fortschritte und bildete sich bald zum heftigen Nervenfieber aus. Am 12. Tage fingen die Delirien an. Der Gegenstand seiner Phantasien waren seine Braut, seine Eltern und Geschwister, deren er mit

der rührendsten Anhänglichkeit gedachte, und das Schicksal seiner politischen Jugendgenossen, die seit Jahren in den Kerkern seiner Heimat schmachten. Wie vor seiner Krankheit, so sprach er auch jetzt in bitteren, aber wahren Worten, die im Munde eines Sterbenden ein doppeltes Gewicht haben, über jene Schmach unserer Tage sich aus, über die verwerfliche Behandlung der politischen Schlachtopfer, die nach gesetzlichen Formen und mit dem Anschein der Milde in jahrelanger Untersuchungshaft gehalten werden, bis ihr Geist zum Wahnsinne getrieben und ihr Körper zu Tode gequält ist. "*In jener Französischen Revolution*," so rief er aus, "*die wegen ihrer Grausamkeit so verrufen ist, war man milder als jetzt. Man schlug seinen Gegnern die Köpfe ab. Gut! Aber man ließ sie nicht jahrelang hinschmachten und hinsterben.*" Später jedoch, als ihm der Tod näher gerückt war, schien er sich bereits von allen irdischen Banden losgerissen zu haben, und mit gehobener Sprache, deren Worte die erhabensten Stellen der Bibel ins Gedächtnis riefen, ergoß sich seine Seele in religiöse Phantasien.

Auf die erste Nachricht von seiner Krankheit eilte seine Verlobte an das Krankenbett ihres Bräutigams. Die Nähe der Geliebten leuchtete freundlich in seine Träume hinein, und seine sichtbar freudige Bewegung weckte einen letzten Schimmer der Hoffnung bei denen, die ihm nahestanden. Aber es war nur ein kurzes Aufflackern des verglimmenden Lebens! Von Landsleuten und Freunden umgeben starb er am 19. Februar, nachmittags gegen vier Uhr, und seine treue Braut schloß ihm das gebrochne Auge. Sein Verscheiden war schmerzlos und sanft, denn der Segen der Liebe ruhte auf ihm!

LESARTEN

VORBEMERKUNG

DAS folgende Verzeichnis enthält nur diejenigen Varianten, die auf Büchner selbst zurückgehen oder in dieser Hinsicht fraglich sind. Vor allem sind also die abweichenden Lesarten des handschriftlichen Nachlasses wiedergegeben, bei den Dichtungen auch die gestrichenen Stellen, damit sich der Leser die Arbeitsweise des Dichters möglichst vergegenwärtigen kann. Von der Wiedergabe auch der Orthographie und der Interpunktion der Handschriften wurde, mit Ausnahme besonderer Fälle, abgesehen, um das Verzeichnis nicht durch die Aufnahme bloßer Äußerlichkeiten zu stark zu belasten. Keine Äußerlichkeit, sondern eine dialektische Eigentümlichkeit ist es freilich, wenn Büchner ständig dießer schreibt; trotzdem wurde aus ästhetischen Gründen auch hier die Normalisierung vorgenommen und nur in seinen Entwürfen und Jugendarbeiten die anfangs noch schwankende originale Schreibweise beibehalten. Die Beschreibung der einzelnen Handschriften erfolgt jeweils unten am betreffenden Orte; zu Büchners Hand im allgemeinen aber sei kurz bemerkt, was für die Erkenntnis mancher Lesefehler seiner Herausgeber wichtig ist, daß er, von Fremdworten und Eigennamen abgesehen, Fraktur schrieb, und zwar eine ziemlich kleine und gern fast stenographisch abgekürzte Fraktur, bei der namentlich m, n, e, a, r, s sowie g, z, p und ſſ, ſt, ß oft schwer zu unterscheiden sind. — Die gedruckte Überlieferung ist, wie schon angedeutet, nur insoweit herangezogen, als sie zur Herstellung des echten Textes etwas beitragen kann; die absichtlichen oder irrtümlichen Abweichungen Gutzkows, Dullers, Ludwig Büchners und auch Franzos' sind also nicht berücksichtigt. Wo freilich die gesamte Überlieferung im Stich läßt und der echte Wortlaut erst erschlossen werden mußte, sind auch die textverderbten Stellen zur Begründung der Konjekturen mitgeteilt worden. Im übrigen ward der Rahmen eines bloßen Variantenapparates nicht engherzig innegehalten, um gelegentlich auch Fragen höherer Textkritik Raum zu gewähren oder die Ergänzung lücken-

hafter Stellen in der Überlieferung aus den Quellen möglich zu machen.

Für den Text Büchners ist im Verzeichnis der Lesarten die Antiqua- und Kursivschrift beibehalten, während die editorischen Bemerkungen in Fraktur gesetzt sind. Die Klammer { } bedeutet, daß die betreffende Stelle der Handschrift von Büchner gestrichen ist; was in eckigen Klammern steht, ist Zusatz des Herausgebers. Für nicht entzifferbare Wörter sind ebensoviele Punkte in Mitte der Zeilenhöhe eingesetzt. Die ständig wiederkehrenden Siglen bedeuten:

H = Handschrift Büchners; hs = handschriftlicher Entwurf oder Torso.

N = Nachgelassene Schriften von Georg Büchner. [Herausgegeben von Ludwig Büchner.] Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 1850. [302 S.]

F = Georg Büchners Sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammt-Ausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. Mit Portrait des Dichters und Ansicht des Züricher Grabsteins. Frankfurt am Main, J. D. Sauerländers Verlag. 1879. [CLXXX u. 472 S.]

Die übrigen Siglen werden an Ort und Stelle erklärt. Sonst häufiger gebrauchte Abkürzungen:

a. R. = am Rande
durchstr. = durchstrichen
eingef. = eingefügt
gestr. = gestrichen
nachgetr. = nachgetragen
ursprgl. = ursprünglich
verb. = verbessert
wiederhergest. = wiederhergestellt
zugef. = zugefügt

DICHTUNGEN (S. 5-161).

DIE *zeitliche Folge* der poetischen Werke Büchners steht im allgemeinen fest, nur die Einordnung des 'Lenz' vor das Lustspiel mag kurz begründet werden.

Büchners Interesse für den Dichter Lenz spricht schon aus dem Zitat Lenzischer Verse in dem Brief an die Braut vom März 1833 (S. 535f.). Von der Absicht des Dichters, eine Lenz-Novelle zu schreiben, hören wir zum ersten Mal durch Gutzkows Brief vom Mai 35 (S. 617), und Gutzkow baut auch noch fest auf dies zweite Werk Büchners im Juli 35 (S. 618). Wenn Büchner der Familie gegenüber seinen Plan erst im Oktober 35 erwähnt (S. 557), so wohl deshalb, weil er von seiten der Eltern eine Mahnung, sich nicht wieder von der wissenschaftlichen Laufbahn abbringen zu lassen, zu befürchten hatte. Immerhin mag die Beschränkung des ursprünglichen Planes auf einen bloßen "Aufsatz" keine Verschleierung der Familie gegenüber sein, sondern eine tatsächliche Folge der Inanspruchnahme durch die wissenschaftliche Arbeit, die in jenem Brief an die Angehörigen gleich darauf erwähnt wird. Auch Gutzkow bescheidet sich im September 35 bereits und wünscht, fürs erste wenigstens, nur noch "Erinnerungen an Lenz" (S. 619), und bei der nächsten Erwähnung des Lenz-Planes hat er überhaupt jede Hoffnung auf dessen Ausführung aufgegeben: "Eine Novelle Lenz war einmal beabsichtigt", schreibt er im Februar 36 (S. 622). Danach wird der 'Lenz' in Büchners Briefwechsel überhaupt nicht mehr genannt. Gemeint ist er wohl noch mit den "Artikeln", die Büchner laut Brief an die Familie vom Januar 36 (S. 559) für die verbotene Deutsche Revue bereit hatte und nun an den Phönix schicken will; denn für die Revue hatte ja Gutzkow die "Lenziana" haben wollen (S. 619), und für andere, im Phönix wirklich erschienene Artikel kommt Büchners Verfasserschaft nicht in Frage. Aber in jenem Brief an die Angehörigen vom Januar 36 äußerte der Dichter auch schon kategorisch: "Ich gehe meinen Weg für mich und bleibe auf dem Felde des Dramas" (S. 560). Die Arbeit am 'Lenz', durch Stöber einst angeregt, ist offenbar eingestellt, der Gedanke an eine Novelle ganz aufgegeben.

Hingegen kündet sich nun erst die neue dramatische Betätigung Büchners an. Gutzkow kann erst zwischen Februar und Juni 36 davon erfahren haben, da er sonst schon

in seinem Februarbrief auf solche Mitteilung mit freudiger Anteilnahme eingegangen wäre; in der Antwort vom Juni spricht er dann freilich gleich von mehreren "Ferkeldramen" (S. 623). Doch vor dem Februar 36 kann 'Leonce und Lena' auch gar nicht geschrieben sein, da dies Stück bekanntlich durch Cottas Preisausschreiben auf das beste Lustspiel veranlaßt worden ist. "Die Cottasche Buchhandlung", heißt es in Ludwig Büchners Einleitung (N, S. 37), "hatte bis zum 1. Juli 1836 einen Preis auf das beste Lustspiel ausgesetzt, und Büchner wollte mit seiner Arbeit konkurrieren. Seine Trägheit im Abschreiben des Konzepts ließ ihn leider die Zeit versäumen; er schickte das Manuskript zwei Tage zu spät und erhielt es uneröffnet zurück." Da Cottas "Preisaufgabe" am 3. Februar 36 im ‚Intelligenzblatt' (Nr. 3) veröffentlicht wurde, ist damit die zeitliche Entstehungsmöglichkeit des Lustspiels ziemlich genau umschrieben.

Endlich ist hier noch des *verlorenen* Dramas PIETRO ARETINO Erwähnung zu tun. Daß außer dem Lustspiel 'Leonce und Lena' und dem Trauerspiel 'Woyzeck' noch ein drittes Drama in der letzten Lebenszeit Büchners entstanden sein muß, geht aus den beiden Briefzeilen an die Braut vom Januar 37 (S. 567) klar hervor. An dies dritte Stück müssen wir aber auch schon bei den "Ferkeldramen" denken, von denen Gutzkows Junibrief 36 spricht; denn als solch Ferkeldrama ist wohl noch 'Leonce und Lena', besonders in der Fassung des Telegraf, anzusehen, nicht aber der 'Woyzeck'. Auch Büchners Mitteilung vom 2. Sept. 36, er sei "gerade daran, sich einige Menschen auf dem Papier totschlagen oder verheiraten zu lassen" (S. 565), zielt wohl mit auf dies dritte Drama, da ja 'Leonce und Lena' bereits vollendet war und im 'Woyzeck' niemand verheiratet wird. Merkwürdigerweise wird nun dies dritte Werk des Dramatikers in Schulz' Nachruf (S. 655) überhaupt nicht erwähnt: wünschte die Braut seine Bekanntgabe vielleicht schon damals nicht? Erst in Ludwig Büchners Einleitung zu N erfahren wir etwas Näheres von seinem Inhalt: "Es handelte, wie aus mündlichen Mitteilungen des Dichters an seine Braut hervorzugehen scheint, von dem Florentiner Pietro Aretino." Ein halb Jahrhundert später hören wir dann von Franzos (Deutsche Dichtung, XXIX. Bd., 1901, "Über Georg Büchner"), daß dieses Drama für die Ausgabe von 1850 sogar noch er-

reichbar gewesen wäre: „seine [Büchners] Braut, die das Manuskript besaß, war damals bereit, es veröffentlichen zu lassen. Als ich mich fast vierzig Jahre später an sie wandte, lehnte sie die Auslieferung des Manuskriptes ab. Aus zwei Gründen. Die geistvolle und tatkräftige Dame, die ihrem Verlobten zeitlebens die Treue hielt, hatte Trost in innigem Gottvertrauen gefunden; es ging ihr nun gegen das Gewissen, ein Werk veröffentlichen zu lassen, das atheistische Stellen enthielt. Dieses Hindernis hätte ich vielleicht ... mit Hilfe ihrer Umgebung hinwegräumen können; ein anderes war unbesiegbar. Das war ihre tödliche Verfeindung mit der Familie Büchner ..." Als Franzos das materielle Interesse der Familie Büchner an der neuen Ausgabe Fräulein Jägle gegenüber vorbrachte, um sie zur Auslieferung des kostbaren Manuskriptes zu bewegen, erreichte er das gerade Gegenteil: sie schlug es ihm ab. "Nach ihrem Tode hat auf meine Bitte mein ... Freund Hubert Janitschek, der Kunsthistoriker, damals noch in Straßburg, über ihren Nachlaß sorgliche Erkundigungen eingezogen; er enthielt auch nicht ein Blättchen von Georg Büchners Hand. Die alte Dame muß seine Manuskripte wie seine Briefe verbrannt haben, als sie ihren Tod herannahen fühlte, denn kurz vorher scheint sie sie noch besessen zu haben." Dies die letzte positive Mitteilung über ein Werk Georgs, "von dem in der Familie Büchner die Sage geht, daß es sein bestes gewesen sei" (Franzos).

DANTONS TOD (S. 7—80).

H: vollständige Niederschrift von des Dichters Hand, mit dem Titel auf der ersten Seite "Danton's Tod. Ein Drama". Die Handschrift umfaßt 21 Doppelbogen von je 8 Seiten in Quartformat, die aber nicht paginiert, sondern lagenweis gezählt sind; hinter dem ersten Doppelbogen noch eine vierseitige Einlage (vgl. Lesarten S. 669), während die letzte, 21. Lage nur noch auf vier Seiten Text enthält. Zweifaches Papier wechselt auffallend ab: Lage 1—4, 15—18, 20—21 besteht aus grauem mittelstarkem Papier mit dem Wasserzeichen JJ, Lage 5—14 und 19 aus gelbem, leichtgeripptem, stärkerem Papier mit einem Wappen und C. JLLIG als Wasserzeichen. Es handelt sich ganz offenbar um die erste vollständige Niederschrift, nicht um die Reinschrift des Dramas; denn das Manuskript enthält, wie die Lesarten zeigen, noch viele Streichungen und Änderungen einzelner Ausdrücke und ganzer Sätze infolge neuer, beim Schreiben erst auftauchender Einfälle sowie zahlreiche Einschübe über den Zeilen und am Rande von oft beträchtlichem Umfang. Demzufolge ist H nicht, wie Franzos a. a. O., S. 100 will, als endgültige Druckvorlage oder sogenannte Reinschrift zu werten, der in allem der Vorzug gegenüber den Erstdrucken zu geben wäre; grundlegende Änderungen freilich, z. B. die Akteinteilung betreffend, wird Büchner später nicht mehr vorgenommen haben.

R: die nicht erhaltene unmittelbare Druckvorlage. Wo die Erstdrucke gegenüber H unleugbare Besserungen aufweisen, wird man sie nicht ohne weiteres ablehnen dürfen, sondern in ihnen Korrekturen, die der Dichter selbst noch in R vornahm, zu vermuten haben. Wie weit man freilich mit R operieren soll, bleibt dem Stilgefühl vorbehalten; die nicht allzu häufigen Abweichungen unseres Textes von H zugunsten der Erstdrucke lassen sich aber ohne Not auf R zurückführen.

P: die erste bruchstückartige Veröffentlichung durch Gutzkow unter dem Titel "Dantons Tod. Von Georg Büchner", in der Zeitschrift "Phönix" 1835, und zwar dort in den Nummern 73 (26. März) bis 77 und 79 bis 83 (7. April), die folgende Szenen brachten: S. 9—12, 27—32, 32—35, 49—53, 53—57, 57—63, 64—66$_{27}$, 66$_{30}$—72, 72—77$_{11}$, 77$_{12}$—80. Die Lücken füllte Gutzkow mit schwungvollen Inhaltsangaben

aus, die aber für die Textfrage keine Bedeutung haben und deshalb unten nicht wiedergegeben sind.
D: der durch Duller übel zugerichtete vollständige Erstdruck "Dantons Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft von Georg Büchner. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1835". Trotz der Textverschandelung verdient Dullers Ausgabe insofern ernstliche Beachtung, als ihr neben dem lückenhaften P die vollständige Reinschrift R zugrunde gelegen hat.
N und F (siehe Vorbemerkung) sind mehr historische Vorläufer dieser Ausgabe als von textkritischer Bedeutung, da sie über mehr authentisches Material, als noch heute benutzt werden kann, nicht verfügt zu haben scheinen. Franzos erwähnt zwar a. a. O., S. 100 "einige Blättchen des ersten Entwurfs" (etwa die unter H erwähnte Einlage?), fügt aber hinzu, daß ihm nur das vollständige Manuskript maßgebend war. R kann auch Ludwig Büchner nicht mehr verwertet haben.

S. 8. Das ganze Personenverzeichnis fehlt P | 2 GEORG nachgetr. H | 13 BARRÈRE H, und zwar stets so mit rr; doch schrieb sich der Revolutionär selbst nur mit r, was die Inkonsequenz der Schreibung im Text entschuldigen mag | 16 hinter CHAUMETTE eingef. u. wieder gestr. {genannt Anaxagoras,} H | 21 PARIS, {Greffier des Revolutionstribunals,} H | 24 Gattin verb. aus Frau H.

S. 9. 3 Julie, seine Gattin P—F; wohl Zusatz von P, das kein Personenverzeichnis hat | 4 Füßen Julie's P Juliens D—F | 6 Karten {hält, w[endet]} dreht H | 9 das carreau hin. {Sie hat ungeschickte Beine und fällt leicht, ihr Mann trägt die Beulen dafür auf der Stirn, er hält sie für Witzhöcker und lacht dazu.} Ihr könntet einem H | 19 lieb Georg H | 23, 30, 38 Gedankenstrich fehlt H | 24 (*zu Hérault*) fehlt H | 34 f. Wenn das {so} ist, {so ruh'} lieg' ich H.

S. 10. 6 verstanden. {Aber in Wahrheit,} Ich H | 10 bekam über {erwischte} H | 19 Platz dabei bekommen P—F | 26 klassischen a. R. zugef. | 26 f. Nimm bis dagegen! nachgetr. H | 32 gegeben hätte über {gäbe} H | 34 fürchtete aus fürchte H. 34—1139 urspr gl., aber quer durchstr.:
{CAMILLE. Wir müssen vorwärts, morgen greif ich sie geradezu an, dann einen entschloßnen Angriff im Konvent! Der Gnadenausschuß muß durchgesetzt, die ausgestoßnen Deputierten müssen wieder aufgenommen werden. Die

Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt. Die Revolution muß aufhören und die Republik muß anfangen[1]. In unseren Staatsgrundsätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Notwehr an die der Strafe treten.} Es folgen sechs durch Längs- und Querstriche unleserlich gewordene Zeilen, dann: {Jeder muß sich geltend machen und seine Natur durchsetzen können[2]. Er mag nun vernünftig oder unvernünftig, gut oder böse sein, das geht den Staat[3] nichts an, solang er keinen andern damit[4] stört. Wir sind alle Narren, es hat keiner das Recht, dem andern seine eigentümliche Narrheit aufzudringen. Die Individualität der Mehrzahl muß[5] in der Physiognomie des Staates offenbaren. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln muß sich darin abdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat ein[ma]l das Recht zu sein, wie sie ist, wir sind nicht berechtigt[6], ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneidern. Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sünderin Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen, auf die Finger schlagen. Danton, Du mußt den Angriff im Konvent machen.}

Bevor Büchner diese Rede Camilles durchstrichen, setzte er a. R. von H noch hinzu, und zwar vor Camilles Worte stellend: {HÉRAULT. Sie möchten uns[7] zu Antedeluvianern machen. St. Just säh es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Vieren kröchen, damit uns[8] der Advokat von Arras nach der Mechanik[9] des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände[10].}

Nachdem Camille die obige lange Rede bereits entzogen war, muß Büchner daran gedacht haben, ihm die vorstehenden Worte Héraults in den Mund zu legen, denn in H ist HÉRAULT noch besonders durchstr. und CAMILLE übergeschrieben. Doch die ganze Randeinschaltung wurde dann auch durch einen kräftigen Querstrich ver-

---

[1] anfangen gestr. u. wiederhergest. für {beginnen}.— [2] Die beiden folgenden Sätze a. R. nachgetragen.— [3] den Staat für urspr̈gl. uns.— [4] damit über {in seinen Rechten}.— [5] muß über {wird sich dann}, so daß sich zu ergänzen ist.— [6] sind nicht berechtigt für {haben nicht das Recht}. [7] folgt {wieder}.— [8] folgt {Robespierre nach}.— [9] der Mechanik verb. aus {den Grundsätzen}.— [10] erfände aus {erfinde}.

worfen.—Den endgültigen Text 10$_{35}$—11$_{39}$ schrieb Büchner auf den mit Kreuz bezeichneten Einlegebogen, woraus hervorgeht, daß S. 12 ff. schon geschrieben war, bevor er diese Textrevision vornahm.

S. 11. 4 Särge zur Wiege aus {in Särgen statt in Wiegen} H die Guillotine zur Wiege P—N | 5 Hinter spielen? am Anfang neuer Zeile {HÉRAULT. Die Revolution ist in das} H | 8 {Ja} Die H | 13 f. seinen Naturtrieb durchsetzen P—N | 16-21 Wir alle bis stören darf. a. R. für {Wir alle sind Narren, es hat keiner das Recht, dem andern seine eigentümliche Narrheit aufzudringen. Die Individualität der Mehrzahl muß sich in der Physiognomie des Staates offenbaren} H | 16 f. und keiner hat das Recht P—F | 18 aufzudringen und ihm ein Gesetz daraus zu machen. P—N | 19 daß keiner {den andern} H | 20 in seinem eigentümlichen Genuß für {in seiner Art} H | 32 Bachantinnen {und}, olympische Spiele {, Rosen in den Locken, funkelnden Wein und wallende Busen} und melodische Lippen H | 36 göttliche über {heilige} H | 37 müssen über {sollen} H | 38 Türsteher gestr. u. wiederhergest. für {Schildhalter} H.

S. 12. 7 O, es versteht sich alles von selbst a. R. für {Ich wollte, es verstünde sich alles so von selbst, was du eben gesagt hast} H | 8 denn aber alle die P—F | ins Werk setzen gestr. u. wiederhergest. für {ausführen} H 13 auch! bis {mit} den H | 14 man kann nachgetr. H | 24 euch {noch} prophezeien H | 25 alle nachgetr. H | 28 f. er könne die Finger davon lassen a. R. für {sein Ehrgeiz ließe ihn ruhen} H.

32—27$_{21}$ fehlt P.

S. 13. 13-15 ZWEITER BÜRGER bis SIMON. a. R. nachgetr. H | 15 kahl H | 20 mit über {auf} H | 22 {Erst} Richtig erst H | mit über {auf} H | 27 so über {jetzt} H.

S. 14. 24 uns über {euch} ausgesaugt H | 30 f. laufen wie zuvor auf nackten Beinen aus {haben wie zuvor nackte Beine} H.

S. 15. 2 EINIGE STIMMEN a. R. für {sie schreien} H | 12 de{n} Würm H | 18 f. durch Arbeit, {der Tod} wir H | 25 *tritt auf* über {in Begleitung} H.

S. 16. 3 gibt's über {ist} H | 19 führen über {leiten} H.

S. 17. 2 Die {Lyoner} Brüder von Lyon H | 3 bittren a. R. für {tiefen} H.

S. 18. 11 von allen {Teilen der Republik} Seiten H | 19 tot über {verloren} H | 35 Verbrecher über {Verräter} H.

S. 19. 3 nackt und nachgetr. H | 6 ist die Tugend {. Ist die Triebfeder der Volksregierung im Frieden die Tugend} H

12 gleiche D—F | 14 Satellit der Tyrannen H: wohl schon in R die bessere Einzahl | 15 Beherrsche der Despot D—F: zwar kräftiger als Regiere, doch ist davor und danach von Regierung die Rede 22 das dritte Erbarmen über {Gnade} H | 31 ff. Hinter fliegen. folgt in H: {Erbarmen können nur Leute rufen,} welche nur auf Ausplünderung des Volkes bedacht waren [vgl. 20 21] usw. bis seid nicht grausam!" [20 31]; nachdem der Anfang gestrichen, ist das übrige durch Verweisungszeichen den Worten Keinen Vertrag, keinen Waffenstillstand mit den Menschen [20 20] auf der drittnächsten Manuskriptseite angehängt worden | 34 Angriff auf die Freiheit. {Nur der höllischste Macchiavellismus, doch nein!—ich will nicht sagen, daß ein solcher Plan in dem Gehirn eines Menschen hätte ausgebrütet werden können. Es mag unwillkürlich geschehen, doch die Absicht tut nichts zur Sache, die Wirkung bleibt die nämliche, die Gefahr ist gleich groß.} H | 34 f. Das Laster bis Aristokratismus a. R. nachgetr. H | 36 es über {das Laster} H.

S. 20. 4 {Das Laster ist das Kainszeichen} Ihr werdet H | 6 mit {civedant} ehemaligen H | 7 fragen: {sind} ist H | 16 vor kurzem über {neulich} H | 20-31: vgl. Lesart zu 19 31 ff. | 29 unsrer über {meiner} H.

S. 21. 11 Was macht das? {Es war, als ob eine Champagnerflasche spränge,} er war wieder betrunken. H | 26 die Dezemvirn a. R. für {sie} H | 27 ihnen aus {ihr} H | 36 zerstückelt H: die bessere gemeine Lesart wohl schon in R.

S. 22. 2, 3 usw.: Der Name MARION überall erst später in die durch je einen Strich bezeichneten Lücken eingesetzt H | 6 laß mich einmal so. {Ich bin aus guter Familie.} Meine Mutter H | 7 kluge Frau {, sie gab mir eine sorgfältige Erziehung;} sie sagte H | 11 gewollt hatten, so sagte sie, ich D—F | 14 Belieben, {das w} da war H | 15 ich nicht {gan[z]} begriff H | 20 verschmölze über {versänke} H | 21 eins. {Da kam} H kam zu der Zeit eingefügt H | 22 oft {all[es] Mögliche} tolles Zeug H | 24 recht. {Das ging so fort.} H | 26 beieinander über {nebeneinander} H | 27 durften D—F | 35 merkt H.

S. 23. 20 Sehnen über {Verlangen} H | Fassen über {Genießen} H | 23 hinaus über {heraus} H | 24 hinter Christusbildern a. R. {Weingläsern} H | 25 es ist über 's ist H | 27 kann ich {nicht} H | nicht eingef. H | 31 deines aus deiner H | 32 Leibes über {Glieder} H.

S. 24. 4 {Nun} Das H | 7 einmal {auf} in H | 34 bekommt {keine Wun[de]} H.

S. 25. 3f. a. R. nachgetr. H | 15 bliebe aus bleibe H | 18 schrie ſtatt rief H; wahrſcheinl. ſchon in R verb., weil schrie als Steigerung 27 für den Gegner Collot gebraucht wird | 23 LACROIX über {CHALIER} H | 33f. Miene zu machen a. R. für {Miene zu ziehen} H | 36 Rücksicht{en} H.

S. 26. 11 Doch a. R. zugef. H | 23 wenn {Danton} H | 24 {ist} war H | 28f. lasterhaft {d. h. wie} wie H | 31 macht über {gemacht hat} H | 35 DANTON a. R. nachgetr., ſo daß die folgenden Worte urſprgl. Lacroix zugedacht waren.

S. 27. 4 ohne{hin} mich H | 21 *mit Paris* fehlt H (*Ab mit Paris.*) fehlt D—F.

22 ZWEITER AKT über EIN ZIMMER PD: neuer Akt auf Grund von 27 14f. Morgen geh ich zu Robespierre; aber nach dieſer Ausſprache mit Robespierre iſt ſchon wieder ein Tag zu Ende, und die darauf folgende Szene S. 32 fängt ebenfalls morgens an. Entſcheidend iſt, daß PD zugunſten ihrer Akteinteilung ſinnwidrig 32 4 v. u. *kleidet sich an* geändert haben in kleidet sich um, denn 32 3f. v. u. zeigt, daß es ſich um ein vollſtändiges Anziehen handelt | 24 mir fehlt H.

S. 28. 23 geht es aus geht's H | 26 du es aus du's H | 34 ihm {weh} wohl H.

S. 29. 8 DANTON {(*zu Paris*)} H | 15 schleifen über {schleppen} H | 37 (*Nach einer Pause*) a. R. zugef. H.

S. 30. 1 *Fenster* {, *nach einer Pause*} H | 2 {Die leisesten} Gedanken H | Wünsche nachträgl. eingef. H | 3 geahnt{e Wünsche} H | wirr und gestaltlos a. R. nachgetr. H | scheu nachträgl. zugef. H | 7 strecken a. R. für {regen} H | 12-14 In einer Stunde bis vermag. a. R. nachgetr. H | 38 zerstücken für verstümmeln HF; die ſtiliſtiſche Beſſerung wohl aus R von PD übernommen.

S. 31. 6 Generalleutnant über {Generalfeldmarschall} H 12 ausgewischt a. R. für {ausgestrichen} H | 14 Das dacht ich a. R. zugef. H | 16 {Der alte} Aha H | 18 hier, hier! über da, da! H | 19 (*liest*) nachträgl. zugef. H Glutmessias: lies Blutmessias | 22 Maria aus Maria's H | 23 Magdalena aus Magdalenen H | hinter unten unleſerliches Wort geſtr. H | 24 und über er H | 25 er über und H | 29 (*liest weiter*) a. R. nachgetr. H 35 schon {vier Mä[nner]} H | 36 und sie alle P und die sie [!] D—F | {Doch} Wer H | 38 Gesicht {schon} an H.

S. 32. 16-18 Er hatte bis Henkers a. R. nachgetr. H | 20f. des Menschensohn H des Menschen Sohn P—F.

26 ZWEITER AKT fehlt PD; vgl. Lesart 27 22 | 32 {Ach Camille,} Das ist H.

S. 33. 1 Absehens H; auch R? | 7 kindlichen H, aber 8 kindisch; wohl in R verb. | 12 versammlen H, aber 15 sammeln 25 du es über {du's} H | 30 Das ist P—F | 31 mir's gestr. u. wiederhergest. für {mir es} H.

S. 34. 4 nicht {verloren gehn} ausgestrichen werden H | 9 Es {ist} wurde H | 11 dafür, {aber} wir H; vielleicht in R als unentbehrl. wiederhergest. | werden es aus werden's H | 16 im ewigen H, aber 18 in unlöschbarem; wohl in R verb. | 25 {Du sollt[est]} Desto H | 37 im Ernst a. R. zugef. H.

S. 35. 2 für ein verb. aus zu einem H | 16 ein Adieu a. R. nachgetr.
18—4916 fehlt P, das den Inhalt der fehlenden Szenen wieder kurz zusammenfaßt.

S. 36. 2 (*singt*) fehlt H | 21f. und ein wenig Moos a. R. nachgetr. H | 27 Mein Herr nachgetr. H | 29 geben, {ich} H | 37 hebt {sich gegen}einander H.

S. 37. 2f. und ein wenig Moos a. R. nachgetr. H | 7 {SOLDAT} BETTLER H | 22-27 *Danton und* bis (*Gehn vorbei.*) a. R. nachgetr. H | 35 Sie aus sie H | 36 a. R. nachgetr. H.

S. 38. 14 {Geht das nicht lustig?} Mute H; vgl. Lesart 3722 bis 27 | 19 (*Gehn ab.*) fehlt H.

S. 39. 7 sie gezerrt über {das Ding gezogen} H | 18 Gasse: ach, die H; wohl in R als nicht hinpassend gestr. | 28 bekommen. {Der Unterschied zw[ischen]} H | 29-33 DANTON. Und die bis Bösewichtern. a. R. nachgetr. H.

S. 40. 4 {Sie wollen meinen Kopf.} Der {Sicherheits} Wohlfahrtsausschuß H | 15 mich. {(*er geht.*)} H | 23 Narrheit [statt Unsinn] DN | 34 finster und {allein} einsam. {Ich machte} {Nur} Ich allein H.

S. 41. 5 g{e}rad H | in den Kopf D—F | 7 könnte aus könnt' H | 9f. als {läſge]} hätte ... gelegen H | 13-16 Ich mag bis *nach einer Pause:*) a. R. nachgetr. H | 19 kommt mir {'s} manchmal {vor, als ob er noch kräftiger} die Hoffnung H 24 für mich; {wir sind zwei} mir {ist das} gibt das Grab H | 30 aus der Entfernung H; wohl in R schon Ferne | 32 {Ja in Wahrheit} Eigentlich H | 33ff. sagt: morgen und übermorgen und weiter hinaus D—F.

S. 42. 3 Wird aus Will H | 14 ich sprach nicht {JULIE. Du zitterst, Danton} das dacht ich H | 30 und Europa hat H | 32 vier. {Du} Ich H | 33 siehst du. {Du sagtest} Schrie's H.

S. 43. 6 Unter mir {stöhnte} keuchte H | 9 preßt' aus preßte H | 9f. abwärts gebückt HF; gewandt wohl Korrektur von

R, um die Tautologie zu beseitigen | 11f. und ich erwachte über {das weckte mich} H | 16 stumpf a. R. für {schwach} H.
S. 44. 1 nur zugef. H | 14 {auf} unter den Bett{en}decken H.
S. 45. 3 sollen D—F | 13 wer aus welche H | so aus ich H 20 könnten H; möchten als Desiderativ stärker und wohl aus R von D—F übernommen.
S. 46. 5 daß es sich {heute} H | 8 Grundsätze {so} weit genug H | 16 habe aus hat H | 36 einflößen eingef. H | 37 Gewalt {einflö[ßen]} H.
S. 47. 1 nicht {ihr} eine H | 2 {sei} wäre H | 6 mich schrekken aus mir Schrecken {einflö[ßen]} H | 9f. die Erinnerung über der Gedanke H | 15 alle haben aus haben alle H | 17 keine Schar aus kein {Haufe} H | 20 Versammlung {auch} H | 21 groß, {nur wenige Arme gewann das Verbrechen} H 28 nicht {mehr} wohl H | 29 allgemeine gestr., a. R. wiederholt H | Betrachtungen {über die allgemeinen Verhältnisse der Natur und Geschichte} H | 31 Natur {selbst} und H 33 Veränderung H; wohl schon in R durch Änderung ersetzt, weil Veränderung 39 wiederkehrt | 39 bemerkbare {Modifikation} Veränderung H.
S. 48. 3 die moralische Natur HF; der weitere Begriff geistige an dieser Stelle und in unmittelbarem Gegensatz zu physische ist zweifellos besser und gewiß schon von R eingesetzt | 12 an {der Revolution} einer Seuche H | 19 wo {ihr} der Gang H | der Geschichte a. R. H | 23 Verhältnissen {von der Natur} geschaffen H | 33 wäre eingef. H 36 neuen {We[ndung]} Krümmung H.
S. 49. 1 verdorbne a. R. nachgetr. H | 3 Gesetzgeber! a. R. nachgetr. H | 9 mit urkräftigen Gliedern aus urkräftig H | sich erheben a. R. H | 12 Feinde a. R. für {Freunde} H.
17 DRITTER AKT fehlt NF; vgl. Lesart 68 10 ff.
S. 50. 3 das Wesen verb. aus den Begriff H | 6 daß sie {demnach auch} dem H | 7 sich {haben} oder H | 10 das zweite danke a. R. nachgetr. H | 11f. Schöpfung nun ewig PD | 16 Philosophen P—F | 17 aber Sie müssen mir zugestehen a. R. nachgetr. H | 20 {oder} lebendig H | werden {kann} oder H | 29 ebensowenig über weder H | 30 er es a. R. für er's H.
S. 51. 6f. rühren und schütteln P—F | 10 versenkt aus zu versenken strebt H | 11 sie müsse {über} H | 18 dann allein könnt ihr aus und ihr könnt H | 22 Das über Dies H | 29 aus Gott. {Ein schöner Cirkelsch[l]uß, der sich selbst im Hintern leckt.} H | 31 doch zugef. H | 35 und {wehre} verteidige H | 36 so zugef. H | 38 verachten {oder hassen} zu müssen H.

S. 52. 1 a. R. zugef. H | 5 freilich über {aber} H | 16 *werden hereingeführt* a. R. nachgetr. H | 17 *und umarmt ihn* nachgetr. H | 18 sollte aus sollt' H | 29 LACROIX bis gesagt? a. R. nachgetr. H | 37 hübschen über {allerliebsten} H.

S. 53. 3 kannst über {wirst} H | 4 lecken über {wischen} H | 32 halten über {fallen} H.

S. 54. 6 {Prächtig!} Das muß gehen H | 9 Das ist [für Es ist] P—F | 12 daher a. R. für {er} H | 28 DAS LUXEMBURG H—F; geändert in DIE CONCIERGERIE, weil die Szene nach dem benutzten Thiers hier spielt und auch nur so des Lacroix Erstaunen über so viel Unglückliche in einem so elenden Zustande (54 31 f.) erklärbar ist, denn im Luxemburg ist Lacroix schon S. 52 f. gewesen[1] | 34 Schlachtbank ist P—F.

S. 55. 7 ihre aus die H | 14 jetzt statt grade H; wohl schon in R geändert, weil bereits 13 jetzt vorkommt | 17 die Unschuldigen aus Unschuldige H Unschuldige P—F (Rückkorrektur von R?) 27 mein Namen H | 31 Ludwigs XVII. P—F.

S. 56. 7 Verbrecher: lies Verbrechen | 10 mit welcher aus mittelst der H | 11 oft {die Frei} für die Freiheit H | 19 Stirne aus Stirn H | 22 f. gesessen zu haben P—F | 39 f. ({*Zeiche*[*n*]} *Wiederholte Zeichen von Beifall*) a. R. H.

S. 57. 10 hervorkriechen aus hervorgehn H | 20 (*Lauter Beifall*) a. R. H | 35 *Zeigt* über {*scheint*} H.

S. 58. 4 {Sie zi} Nein, sie zieht H | 7 Da aus Das H | 9 schwanken H; wohl schon in R verb. Schreibfehler | 13 *von Zeit zu Zeit* a. R. für {*zuweilen*} H | 17 lägen aus liegen H liegen P—F | 35 [*beiseite*] fehlt H—D.

S. 59. 1, 8, 19 [*beiseite*] fehlt H—D | 9 Schufterei H; die stärkere allg. Lesart wohl nach R | 10 versuchen über {probieren} H | 16 es über {eine Sache} H.

S. 60. 1 appellieren P—F | 12 die feine Aristokratie H; die bessere allg. Lesart wohl R entnommen | 26 ihre über {unsere} H | 26 f. aber {lassen wir sie} {bleiben die Angeklagten} bleibt Danton am Leben, {wird Danton} so wird er H | 28 die Freiheit {sogar} H | 29 *Just* fehlt H.

S. 61. 8 sterben über {stirbt} H | 9 oder am Krebs fehlt P—N | 10 f. Tarquinius a. R. für {König} H | 13 liegt P—D | 14 Sargdeckel. {Die Antwort ist leicht.} Sie sitzt H | 16 f. [*Schließer ab.*] fehlt H—F | 18 gesagt {, Collot}. Aber Collot H | 20 sich eingef. H | 21 machen hinter {sein} H | 26 Zimmer

---

[1] Vgl. Jobel v. Jabeltitz: G. Büchner. Sein Leben und sein Schaffen. Bonner Forschungen, Bd. VIII, S. 51.

über {Gefängnis} H | 34 habe aus hab H | 35f. die Bestürzung über das Benehmen H.

S. 62. 21 (*mit Pathos*) nachgetr. H | 31 kämpfen {mit} nicht mit H | 34 {Bis} Robespierre H.

S. 63. 11-19 Strahlen bis *Collot ab.*) a. R. nachgetr. H [1] | 13 Nächstens {kann er es aus seinem Futterale ziehen und es als Zöpfchen über den Rücken hängen lassen} werden die niedlichen Finger der H | 22 Zunge über {Lippen} H | 29 setze hinter {dränge} H 30f. nur {etwas} mit etwas H 35f. Komm bis Futter! a. R. nachgetr. H | 36 bi, bi, bi fehlt P—N | 38 gewiß. {Komm, mein Gewissen, wir vertragen uns noch ganz gut} H.

S. 64. 8 einem H | 10 so {ganz} in allen H | 12 gesagt {wird} und wie {er} dann H | 20 CAMILLE. Da liegen H; Und dann wohl Zusatz von R, um die Verbindung mit dem Vorhergehenden herzustellen | 22 Fibern a. R. für {Gliedern} H.

S. 65. 6 {Es lau} Das lautet H | es ist aus 's ist H | 17 organisiertere über {kompliziertere} H 21 einsam über {allein} H | 25 sterben. {Wir sind noch nicht geschlagen,} H | 27 hinter reißen. mit neuer Zeile {LACROIX. Wir müssen auf unserer Forderung bestehn, unsere Ankläger und die Ausschüsse müssen vor dem Tribunal erscheinen. DANTON} H [2] | 31 fordern über {verlangen} H | 36 Nun rasch P—F.

S. 66. 10 *Fouquier {tritt ein}, Amar, Vouland treten ein* H 19f. versucht haben, {befiehlt der Ko} wird das Tribunal {berechtigt} ermächtigt H | 22 Gesetze über {Tribunal} H.

S. 67. 1 welchen über {denen} H | 17 und Samson ein schlechter Bäckerknecht a. R. nachgetr. H | 20 wieder fehlt P—F | 24 die ihn P—F.

S. 68. 2 es gestr. u. wiederhergest. für 's H | 3, 4f. hat es aus hat's H.

10ff. [VIERTER] AKT: In H (Bg. 18, S. 1) steht III Akt, offenbar ein Flüchtigkeitsfehler, da es schon Bg. 12, S. 4 (S. 49 dieser Ausg.) III. Act heißt. Auf neuer Reihe folgt dann in H die Szene EINE STRASSE, darauf erst der Auftritt *Julie, ein Knabe*, dem die Ortsbezeichnung EIN ZIMMER fehlt; aber a. R. steht rechts unterhalb der Zeile EINE STRASSE: —2, auf der nächsten Seite a. R. links unterhalb der Zeile *Julie, ein Knabe*:

[1] Dieser inmitten eines Satzes beginnende Randnachtrag verrät, daß Büchner nicht fortlaufend geschrieben, sondern einzelne Partien zunächst ausgelassen und für sie nach Gutdünken Platz gelassen hat.— [2] Die gestr. Worte sind entbehrlich, da ihr Inhalt 65 31 und 66 5f. wiederkehrt.

1.— zum Zeichen, daß die beiden Szenen umgekehrt folgen sollen. — Die R am nächsten stehenden PD haben keine neue Aktbezeichnung und bringen die beiden Szenen in der ursprüngl. Reihenfolge: erst EINE STRASSE [GASSE bei D] und dann den Julie-Auftritt, nur in D mit der Ortsbezeichnung EIN ZIMMER versehen. Wie 27 22, resp. 32 26 scheint hier die Akteinteilung willkürlich von PD geändert zu sein, wohl weil sich der Anfang des vierten Aktes unmittelbar an die vorhergehenden Szenen anschließt; und weil die Straßen- oder Gassenszene vom dramaturgischen Standpunkt aus sich dem Auftritt vor dem Justizpalast am leichtesten anreihen läßt, wird sie Gutzkow vorangestellt haben, so instinktiv auf die urspr. Szenenfolge von H zurückkommend.— NF endlich haben den Schreibfehler III Act in H ernst genommen und wohl daraufhin den Akteinschnitt S. 49 beseitigt; im übrigen halten sich NF an die endgültige Fassung von H, nur daß sie die Ortsbezeichnung EIN ZIMMER von D übernehmen | 12 *Julie, ein Knabe* unter {*Lucile, ein K*} H | 14 hinter Geh! zwei gestr. unlesbare Worte, vielleicht {mein Junge} H | habe aus {hab'} H | 29 ist es aus ist's H.

S. 69. 4 DUMAS links a. R. H | 6 Vaterlande aus Vaterland H | 15 sich {ordentlich} wirklich H | 17 nießen D—F | 26 es ist aus 's ist H | 35—70 1 die Hände nicht bis unlöschbar {, ist das Vestafeuer in der Natur} a. R. für {das nicht.} Unmöglich! H.

S. 70. 3-6 würde wie Tau bis murmeln a. R. nachgetr. H[1] | 3 funkeln über {hängen} H | 4 f. Quellen {würden} H | 7 so eingef. H | 8 elend über {erbärmlich} H | 18 schiebt über {drängt} H | 19 so eine P—F | 27 uns {ja} sonst H | 37 ist's gestr. u. wiederhergest. für es ist H | 39—71 1 Freilich, wir bis zur Windel a. R. für {Freilich, die Mutter {putzt uns den Hintern und gibt uns einen Schluzzer [Schlupper?] mit Sand} {nimmt uns in ihren} legt uns an ihre Brust und deckt uns zu} H.

S. 71. 1 wird es aus wird's H | 4-7 Camille! bis streifen a. R. nachgetr. H | 6 ihm nicht aus nicht ihm H | 9 gehn, {das ist ein Trost,} ich danke H | hätte ich aus hätt' ich H | 12 Lichtstrahl aus Strahl H | 15 Aug aus Auge H | 16 sie {alle} abträufelten H | 23 Ach du {?}, du, so o halt mich, {schrei} sprich, du! H.

S. 72. 9 mich eingef. H | 31 {Narr,} Wer ist H.

S. 73. 5 {Das} Ja, das H | 11 Karren über Wagen H | 24 andre aus andere H | 25 {Aber} Leise H | 26 Der Mond bis

[1] Wieder ein Beweis, daß B. nicht fortlaufend geschrieben hat.

warten am Fuß der Seite nachgetr. H | 28 Das ist zu arg für den Spaß aus Für den Spaß ist's zu arg H | 34 mir's aus mir es H mir es P—F | 37 (letzte Zeile) a. R. nachgetr. H.

S. 74. 14 lasse aus verlasse H | 19 wäre es aus wär' es H | die vor gesunde Vernunft a. R. zugef. H | 37 f. für {sie findet} unsere Kinnbacken findet H.

S. 75. 5 Ist es aus Ist's H | 6 f. [*Für sich*] fehlt H—D | 15 nichts an. {Du sitzest nicht · am Fenster} H | 23 den {ural} einen uralten H | 25 alle sind aus sind alle H | 32 schneiden über {ziehen} H | 34 Tische aus Tisch H | 35 vor das aus vor's H | 36 wie es aus wie's H.

S. 76. 1 uns {zus} beieinander H | 2 nichts {Dummres} dummer H | 3 {wenn's} wenn H | was nachträgl. zugef. H | 8-10 Es ist nicht so übel bis Schatten wirft a. R. nachgetr. H | 10 Was {brauchen} sollen wir uns zerren über {Da braucht man sich untereinander zu zerren?} Dann folgt: {Die Toga, worin ich mich wickle, ist kein so übles Pflaster. 'S ist wenigstens ebensogut, als wenn ich sie von mir würfe und die nackten Wunden zeigte.} H | 10-13 Ob wir uns nun bis lecken lassen a. R. für vorhergehende gestr. Stelle nachträgl. eingesetzt H | 14 Meine Freunde nachträgl. zugef. H | 16 f. das Augen H | 17 {nur} von einigen H | 17-20 Linien erfüllt bis Harmonien sind a. R. H | 18 haben. {Glaubt mir,} Es gibt H | für {das} welches das H | 19 Strom über Quell H | 22 denn fehlt H; wohl schon in R zugef. | 23 welche über {die} H | nur da nachträgl. zugef. H | 36 f. ewig {über} am H.

S. 77. 4 {legen} ziehen wir H legen wir P—F; legen offenbar schon in R wiedereingesetzt | 5 unter welcher P—F | 14 möchte ich aus möcht' ich H möcht ich P—F | 17 Es ist aus 's ist H | 20 scharf über {grell} H | 31 {*Die Guillotine*} *Die Wagen* H.

S. 78. 9 auf euch {gefallen} oder ihr H | 13 *gibt* über {*zu*} H | *Geld* zugef. H | 30 bittrer über {härter} H.

S. 79. 7 Ernst daran P—F | 11 , der Vogel zugef. H | 11 f. nicht? {Ich meine} Der Strom H | 16 so so, also zweimal, am Ende u. am Anfang je einer Zeile H | 18 mich auf den Boden setzen und a. R. nachgetr. H | 19 f. mehr regt a. R. H | 22 hilft {alles} nichts H | da ist aus das ist H das ist P—F | 23 geht {noch} H | ziehen aus ziehn H.

S. 80. 20 {gesungen hast} sangst H | 25 EIN a. R. H | 26 f. (*sinnend* bis *plötzlich*) fehlt H; wohl in R schon zugef., jedenfalls zur Motivierung unentbehrlich.

LENZ (S. 81—108).

Die Originalhandschrift existiert nicht mehr; vgl. Franzos a. a. O., S. 240.

T: erste Veröffentlichung durch Gutzkow, der das Manuskript aus Büchners Nachlaß durch Minna Jägle erhalten hatte,[1] in dem "Telegraph für Deutschland" 1839, und zwar in den Januar-Nummern 5, 7—11, 13, 14; Gutzkow wählte den Titel "Lenz. Eine Reliquie von Georg Büchner" und gab ein kurzes Geleit- und Schlußwort dazu.

N: nur ein Nachdruck von T, unter dem neuen Titel "Lenz. Ein Novellenfragment". Sinnlose Lese- und Druckfehler von T druckt N getreulich nach, bringt auch noch neue hinzu, korrigiert aber auch wiederholt solche Fehler und füllt vor allem mehrere Lücken aus, die, mögen sie nun schon in Büchners Entwurf gestanden haben oder erst durch T verursacht sein, durchaus nicht vom Stil der Erzählung bedingt, mithin vom Dichter gewollt sind, sondern sinnstörend wirken und also beseitigt werden mußten. In diesen Besserungsfällen folgt der Text unserer Ausgabe N, lehnt aber seine Versuche, auch sonst den Stil zu glätten und zu modernisieren (verhochdeutschen), ab. Auch im Gebrauch der Elision und Apokopierung des e verfährt N, wie eine Vergleichung seines Danton-Textes mit der zugrundegelegten Danton-Handschrift erhärten würde, durchaus willkürlich, so daß seine Varianten in dieser Beziehung weder hier noch anderswo berücksichtigt zu werden brauchten; wo hingegen unser Text bezüglich der Elision und Apokopierung vom Erstdruck abweicht, ist dies durch Angabe seiner betreffenden Variante vermerkt worden.

O: ein tagebuchartiger Bericht des Pfarrers Oberlin über Lenzens Besuch in Waldbach, von August Stöber zuerst in der "Erwinia" 1839, dann nochmals in seiner Monographie "Der Dichter Lenz und Friedericke von Sesenheim", Basel 1842 (S. 11—31) veröffentlicht. Zu diesem zweiten Abdruck merkt Stöber in einer Fußnote an (S. 11): "Dieser ... Aufsatz bildet die Grundlage der leider Fragment gebliebenen Novelle 'Lenz' meines verstorbenen Freundes Georg Büchner. Er trug sich schon in Straßburg lange

[1] Vgl. Gutzkows Briefe an Minna Jaeglé, Euphorion 1897, Ergänzungsheft 3, S. 191.

Zeit mit dem Gedanken, Lenz zum Helden einer Novelle zu machen, und ich gab ihm zu seinem Stoffe alles, was ich an Handschriften besaß." O ist dem Dichter also handschriftlich durch August Stöber benutzbar gewesen und hat ihm in der Tat die stoffliche Grundlage für seine Erzählung geliefert; und da Büchner dieser Quelle in der Wiedergabe direkter Reden und auch sonst oft wortgetreu folgt, so konnte sie an mehreren Stellen, wo der überlieferte Text verderbt ist, zur Revision mit Erfolg herangezogen werden.

Was die Interpunktion und Absatzteilung betrifft, so ist auch hier auf die Wiedergabe der Überlieferung verzichtet worden. Am 'Lenz' ist wohl öfters gerühmt worden, daß selbst die Diktion dem Charakter des Gegenstandes naturalistisch angepaßt sei, aber die abstruse Satzteilung, die der Übersichtlichkeit entbehrt und die logische Gliederung oft vermissen läßt, kann damit nicht erklärt werden. Wenn z. B. die Überlieferung des 'Lenz' bis 8614 überhaupt keinen Absatz bringt, so ist das nicht kunstgewollt, sondern eine Folge der Gewohnheit des Dichters, seine Entwürfe mit kleiner Schrift auf wenigem Papier niederzuschreiben und deshalb möglichst an Raum zu sparen. Ebenso ist die überlieferte Interpunktion nur das flüchtige Hilfsmittel einer ersten Skizze und nicht als sakrosankt anzusehen.

S. 83. 1 Hartung fehlt TN: die Angabe des Monats ist, mag auch der genießende Leser auf die historische Fixierung des Jahres keinen Wert legen, zum Verständnis der Landschaftsstimmung fast unentbehrlich; außerdem setzt die Monatsangabe 9911, 13 voraus, daß der Leser mit der Jahreszeit, in der das Vorhergehende spielt, bekannt gemacht ist. O beginnt seinen Tagebuchbericht von Lenz also: "Den 20. Januar 1778 kam er hierher."

S. 85. 6 Freund von ... TN; O hat Freund K.s | 13f. ruhig durch das N.

S. 86. 9 stand vor ihm fehlt T.

S. 87. 39 unaufhaltsame: vielleicht ein Lesefehler Gutzkows; man erwartet unsichtbare.

S. 88. 6 dies Sein T.

S. 89. 1 oben, als N 4 Gesangbuche T | 27 schloß, da TN | 36 bückten sich über ihm aus TN: sinnlos; Konjektur nieder auf Grund von 53033 f., wahrscheinlich stand "nied" im Manuskript.

S. 90. 4 Mitleid in sich T | 13 Kleide T | 33 fühlte und lebte N.

S. 91. 16 und hinter Träume fehlt N | 27 Auch war es Alles notwendig T.
S. 92. 4 daß Was geschaffen sei TN | 10 wolle T | 24 die beiden und vor das und ein fehlen N.
S. 93. 36 verändert: auch unverändert gäbe Sinn und paßte besser in den Rhythmus | 37 zerstreut N.
S. 94. 6 sprach Lenz N | 7 über den Reden TN: Lesefehler 22 das zweite weg fehlt TN: wegen des folgenden mit den zwei Worten zugefügt | 24 rufen T | 30 Kann er mir geben? TN: Die Antwort Unmöglich! macht solche Frage sinnlos, vielleicht "mir" statt "mehr" gelesen.
S. 95. 10 dessen Abreise N | 14 sich hinter Täler fehlt N 27 finster Abend TN.
S. 97. 8 Rufe T | 19 er spürte fehlt T.
S. 98. 13 Sehen TN | 14 gehn T | 25f. als war ihr T.
S. 99. 3 drängte es in ihn T | 11f. sei gestorben, das Friederike hieß hat O, und dieser Zusatz ist zur Erklärung der "fixen Idee" fast unentbehrlich.
S. 100. 11 lagen fehlt T | 21 Zustande T | 24f. die Sünde und der heilige Geist TN: sinnlos; die Handschrift hatte offenbar "wid", nicht "und" | 25 standen N.
S. 101. 10f. ach sie ist tot! TN: neben der folgd. Frage sinnlos; die hier abgeschriebene Quelle O hat "Ach! ist sie tot? Lebt sie noch?" | 11 Du Engel TN: aus Büchners Handschrift erklärbarer Lesefehler; auch O hat "Der Engel, sie liebte mich —" | 12 o du Engel TN ("o, der Engel" O) | 15 ich bin ein Mörder TN: Lesefehler (auch O hat "euer").
S. 102. 8 wußten TN | 17 alle Figuren TN: sinnlos | auf die Wand N | 38 Tür T.
S. 103. 5 wollte T (O "möcht ich's" — also: wolle er) | 8 Sebastian Scheidecker fehlt TN; die aus O herrührende Ergänzung notwendig, weil hernach der Vorname als bekannt vorausgesetzt wird | in Bellefosse T von Bellesosse[!] N (O: "Sebastian Scheidecker, Schullehrer von Bellefosse") | 18 der auf dem Grabe stehenden Blume T den auf dem Grabe stehenden Blumen N; Konjektur nach O: "der auf dem Grabe stehenden Krone" | 26 Mittel fehlt am Seitenende N | 28 seine Brüder T (O "seinen Bruder Martin") | 30 weiter statt wacker TN: Lesefehler; O hat "wacker" | 31 an dem Dorfe T | 32f. Die Männer setzten ihm nach. fehlt N | 36 der fehlt T | 38 Drängen N.
S. 104. 21 dann statt sodann N | setzen. Siehe die Briefe.*) mit der Fußnote *) Büchner scheint hier echte, nicht gedichtete, zu verstehen. TN: Büchner wird jenen Hinweis auf Len-

zens Briefe nur sich selbst gemacht haben, um vielleicht noch Stellen daraus einzufügen,[1] so daß also dieser Regievermerk aus der Erzählung wegbleiben muß | 28 nicht fehlt TN, wodurch der Sinn ins Gegenteil verkehrt wird.

S. 105. 8 verwirrte sich selbst N | 10 Geist T | 15 das er gerade im Sinn hatte fehlt T | 20 hinunter N | 28 zuvor die noch schreckliche T | 37 rief T.

S. 109. 4 bestände N | 8 etwas N | 15 denn statt dann T | 25 ihm fehlt N | 28 wäre, und ich T | 30 Ruhe und schlafen können T | 36 im Tod T | 39 Augenblicke, wenn T.

S. 107. 6 versetzte T | 9 bewegt fehlt T | 12 empfände T | 17 Bellesosse N | 20 nicht zurück zu gehen TN: sinnlos; emendiert auf Grund von O "Ich bat ihn, nicht weit zu gehen" | 21 Weggehen T | 22 nah T | 27 Seitdem N | 32 hinauf N (O hat auch "herauf") | 35 Falle TN (O "Fall") | 36 zitternd, darunter Schlußstrich und neuer Absatz T zitternd ... mit gleichem Schlußstrich u. Absatz N. Ob die so bezeichnete Lücke schon im Original vorlag oder erst durch Verlust eines Manuskriptteils entstanden ist, läßt sich nicht mehr entscheiden; doch spricht für die zweite Möglichkeit der Umstand, daß die Erzählung mitten im Satze abbricht. — Um dem Leser die Lücke wenigstens inhaltlich auszufüllen, sei hier der betreffende Wortlaut aus Büchners Quelle wiedergegeben:

Die Kindsmagd kam todblaß und am ganzen Leibe zitternd zu meiner Frau: Herr L. hätte sich zum Fenster hinausgestürzt. Meine Frau rief mir mit verwirrter Stimme — ich sprang heraus, und da war Herr L. schon wieder in seinem Zimmer.

Ich hatte nur einen Augenblick Gelegenheit, einer Magd zu sagen: "Vite, chez l'homme juré, qu'il me donne deux hommes", und hierauf zu Herrn Lenz.

Ich führte ihn mit freundlichen Worten auf mein Zimmer; er zitterte vor Frost am ganzen Leibe. Am Oberleib hatte er nichts an als das Hemd, welches zerrissen und samt der Unterkleidung über und über kotig war. Wir wärmten ihm ein Hemd und Schlafrock und trockneten die seinigen. Wir fanden, daß er in der kurzen Zeit, die er ausgegangen war, wieder mußte

---

[1] Auch O überliefert: "Er schrieb einige Briefe, gab mir sie sodann zu, mit Bitte, ich möchte noch selbst einige Zeilen darunter setzen... In dem einen an eine adelige Dame in W. [Frau v. Stein?] schien er sich mit Abbadona zu vergleichen; er redete von Abschied... In dem andern, an die Mutter seiner Geliebten, sagt er, er könne ihr diesmal nicht mehr sagen, als daß ihre Friederike nun ein Engel sei, und sie würde Satisfaktion bekommen." Erhalten hat sich nur ein Brief Lenzens aus Waldersbach an Lavater, vom 22. Jenner 1778.

versucht haben sich zu ertränken, aber Gott hatte auch da wieder gesorgt. Seine Kleidung war durch und durch naß.

Nun, dachte ich, hast du mich genug betrogen, nun mußt du betrogen, nun ist's aus, nun mußt du bewacht sein. Ich wartete mit großer Ungeduld auf die zwei begehrten Mann. Ich schrieb indessen an meiner Predigt fort und hatte Herrn L. am Ofen, einen Schritt weit von mir, sitzen. Keinen Augenblick traute ich [mich] von ihm, ich mußte harren. Meine Frau, die um mich besorgt war, blieb auch. Ich hätte so gerne wieder nach den begehrten Männern geschickt, konnte aber durchaus nicht mit meiner Frau oder sonst jemand davon reden: laut, hätte er's verstanden; heimlich, das wollten wir nicht, weil die geringste Gelegenheit zu Argwohn auf solche Personen allzu heftig Eindruck macht. Um halb neun gingen wir zum Essen; es wurde, wie natürlich, wenig geredet; meine Frau zitterte vor Schrecken und Herr L. vor Frost und Verwirrung.

Nach kaum viertelstündigem Beisammensitzen fragte er mich, ob er nicht hinauf in mein Zimmer dürfte? — "Was wollen Sie machen, mein Lieber?" — "Etwas lesen." — "Gehen Sie in Gottes Namen;" — er ging, und ich, mich stellend, als ob ich genug gegessen, folgte ihm.

Wir saßen; ich schrieb, er durchblätterte meine französische Bibel mit furchtbarer Schnelle und ward endlich stille. Ich ging einen Augenblick in die Stubenkammer, ohne im allergeringsten mich aufzuhalten, nur etwas zu nehmen, was in dem Pult lag. Meine Frau stand inwendig in der Kammer an der Tür und beobachtete Herrn L.; ich faßte den Schritt wieder herauszugehen, da schrie meine Frau mit gräßlicher, hohler Stimme: "Herr Jesus, er will sich erstechen!" In meinem Leben habe ich keinen solchen Ausdruck eines tödlichen, verzweifelten Schreckens gesehen, als in dem Augenblick in den verwilderten, gräßlich verzogenen Gesichtszügen meiner Frau.

Ich war haußen. — "Was wollen Sie doch immer machen, mein Lieber?" — Er legte die Schere hin. — Er hatte mit scheußlich starren Blicken umhergeschaut, und da er niemand in der Verwirrung erblickte, die Schere still an sich gezogen, mit fest zusammengezogener Faust sie gegen das Herz gesetzt, alles dies so schnell, daß nur Gott den Stoß so lange aufhalten konnte, bis das Geschrei meiner Frau ihn erschreckte und etwas zu sich selber brachte. Nach einigen Augenblicken nahm ich die Schere, gleichsam als in Gedanken und wie ohne Absicht auf ihn, hinweg; denn, da er mich feierlich versichern wollte, daß er sich

nicht damit umzubringen gedacht hätte, wollte ich nicht tun, als wenn ich ihm garnicht glaubte.

Weil alle vorherigen Vorstellungen wider seine Entleibungsversuche nichts bei ihm gefruchtet hatten, versuchte ich's auf eine andere Art. Ich sagte ihm: "Sie waren bei uns durchaus ganz fremd, wir kannten Sie ganz und gar nicht; Ihren Namen haben wir ein einzig Mal aussprechen hören, ehe wir Sie gekannt; wir nahmen Sie mit Liebe auf, meine Frau pflegte Ihren kranken Fuß mit so großer Geduld, und Sie erzeigen uns soviel Böses, stürzen uns aus einem Schrecken in den andern."

Er war gerührt, sprang auf, wollte meine Frau um Verzeihung bitten; sie aber fürchtete sich nun noch so viel vor ihm, sprang zur Tür hinaus; er wollte nach, sie aber hielt die Türe zu.— Nun jammerte er, er hätte meine Frau umgebracht, das Kind umgebracht, so sie trage; alles, alles bring' er um, wo er hinkäme.—"Nein, mein Freund, meine Frau lebt noch, und Gott kann die schädlichen Folgen des Schreckens wohl hemmen, auch würde ihr Kind nicht davon sterben noch Schaden leiden."

Er wurde wieder ruhiger. Es schlug bald zehn Uhr. Indessen hatte meine Frau in die Nachbarschaft um schleunige Hilfe geschickt. Man war in den Betten; doch kam der Schulmeister, tat, als ob er mich etwas zu fragen hätte, erzählte mir etwas aus dem Kalender, und Herr L., der indessen wieder munter wurde, nahm auch teil am Diskurs, wie wenn durchaus nichts vorgefallen wäre.

Endlich winkte man mir, daß die zwei begehrten Männer angekommen—o wie war ich so froh! Es war Zeit. Eben begehrte Herr L. zu Bette zu gehen. Ich sagte zu ihm: "Wir lieben Sie, Sie sind davon überzeugt, und Sie lieben uns, das wissen wir ebenso gewiß. Durch Ihre Entleibung würden Sie Ihren Zustand verschlimmern, nicht verbessern, es muß uns also an Ihrer Erhaltung gelegen sein. Nun aber sind Sie, wenn Sie die Melancholie überfällt, Ihrer nicht Meister; ich habe daher zwei Männer gebeten, in ihrem Zimmer zu schlafen (wachen dachte ich), damit Sie Gesellschaft und, wo es nötig, Hilfe hätten." Er ließ sichs gefallen.

Der eine seiner Wächter durchschaute ihn mit starren, erschrokkenen Augen. Um diesen etwas zu beruhigen, sagte ich dem Herrn L. nun vor den zwei Wächtern auf Französisch, was ich ihm schon auf meinem Zimmer gesagt hatte, nämlich, daß ich ihn liebte, so wie er mich; daß ich seine Erhaltung wünschte und wünschen müßte, da er selbst sähe, daß ihm die Anfälle seiner Melancholie fast keine Macht mehr über ihn ließen; ich hätte

daher diese zwei Bürger gebeten, bei ihm zu schlafen, damit er Gesellschaft und, im Fall der Not, Hülfe hätte. Ich beschloß dies mit einigen Küssen, die ich dem unglücklichen Jüngling von ganzem Herzen auf den Mund drückte, und ging mit zerschlagenen zitternden Gliedern zur Ruhe.

Da er im Bett war, sagte er unter anderm zu seinen Wächtern: "Ecoutez, nous ne voulons point faire de bruit, si vous avez un couteau, donnez-le moi tranquillement et sans rien craindre." Nachdem er oft deswegen in sie gesetzt und nichts zu erhalten war, so fing er an, sich den Kopf an die Wand zu stoßen. Während dem Schlaf hörten wir ein öfteres Poltern, das uns bald zu- bald abzunehmen schien und wovon wir endlich erwachten. Wir glaubten, es wäre auf der Bühne, konnten aber keine Ursache davon erraten.—Es schlug drei, und das Poltern währte fort; wir schellten, um ein Licht zu bekommen; unsere Leute waren alle in fürchterlichen Träumen versenkt und hatten Mühe, sich zu ermuntern. Endlich erfuhren wir, daß das Poltern von Herrn L. käme und zum Teil von den Wächtern, die, weil sie ihn nicht aus den Händen lassen durften, durch Stampfen auf den Boden Hilfe begehrten. Ich eilte auf sein Zimmer. Sobald er mich sah, hörte er auf, sich den Wärtern aus den Händen ringen zu wollen. Die Wärter ließen dann auch nach, ihn festzuhalten. Ich winkte ihnen, ihn freizulassen, redete mit ihm, und auf sein Begehren, für ihn zu beten, betete ich mit ihm. Er bewegte sich ein wenig, und einmal schmiß er seinen Kopf mit großer Gewalt an die Wand; die Wächter sprangen zu und hielten ihn wieder.

Ich ging und ließ einen dritten Wächter rufen. Da Herr L. den dritten sah, spottete er ihrer, sie würden alle drei nicht stark genug für ihn sein.

Ich befahl nun insgeheim, mein Wäglein einzurichten, zu dekken, noch zwei Pferde zu suchen zu den meinigen, beschickte Seb. Scheidecker, Schullehrer von Bellefosse, und Johann David Bohy, Schullehrer von Solb, zween verständige entschlossene Männer und beide von Herrn L. geliebt. Johann Georg Claude, Kirchenpfleger von Waldersbach, kam auch; es wurde lebendig im Haus, ob es schon nicht Tag war. Herr L. merkte was, und so sehr er bald List, bald Gewalt angewendet hatte, loszukommen, den Kopf zu zerschmettern, ein Messer zu bekommen, so ruhig schien er auf einmal.

Nachdem ich alles bestellt hatte, ging ich zu Herrn L., sagte ihm, damit er bessere Verpflegung nach seinen Umständen haben könnte, hätte ich einige Männer gebeten, ihn nach Straß-

burg zu begleiten, und mein Wäglein stände ihm dabei zu Diensten.
Er lag ruhig, hatte nur einen einzigen Wächter bei sich sitzen. Auf meinen Vortrag jammerte er, bat mich, nur noch acht Tage mit ihm Geduld zu haben (man mußte weinen, wenn man ihn sah).—Doch sprach er, er wolle es überlegen. Eine Viertelstunde darauf ließ er mir sagen: "Ja, er wolle verreisen, stand auf, kleidete sich an, war ganz vernünftig, packte zusammen, dankte jedem insbesondere auf das Zärtlichste, auch seinen Wächtern, suchte meine Frau und Mägde auf, die sich vor ihm versteckt und stille hielten, weil kurz vorher noch, sobald er nur eine Weiberstimme hörte oder zu hören glaubte, er in größere Wut geriet. Nun fragte er nach allen, dankte allen, bat alle um Vergebung, kurz, nahm von jedem so rührenden Abschied, daß aller Augen in Tränen gebadet stunden.
Und so reiste dieser bedauernswürdige Jüngling von uns ab, mit drei Begleitern und zwei Fuhrleuten. [Bei Oberlin schließt der Bericht dann:] *Auf der Reise wandte er nirgends Gewalt an, da er sich übermannt sah; aber wohl List, besonders zu Ensisheim, wo sie über Nacht blieben. Aber die Schulmeister erwiderten seine listige Höflichkeit mit der ihrigen, und alles ging vortrefflich wohl aus.*
S. 108. 7 Abends N | 9 Gebirges T | 14 Monds T | 18 mehre T | 25 f. Last.— —So ohne Absatz TN | 26 hin. T hin ... N. Ob der letzte Satz von Büchner selber stammt? In T folgt mit neuem Absatz nach drei Sternen das Schlußwort, dessen erster Satz lautet: "Bis hieher reicht Büchners Darstellung". Also hat schon Gutzkow kein Beschluß vorgelegen.

hs: Vom handschriftlichen Original haben sich nur einige Stücke des Entwurfs erhalten, deren Text unten im Zusammenhang wiedergegeben wird. Es sind zwei Bogen von je vier Seiten (hs^1) und ein einzelnes Blatt (hs^2). Das Papier ist hier wie dort gleich: dünn, glatt, vergilbt, ohne Wasserzeichen; Schreibheftformat. Auch ist hs^1 wie hs^2 mit derselben blassen Tinte beschrieben. Dennoch ist das Schriftbild verschieden: hs^1, wohl von Büchner selbst von der zweiten Seite ab mit den arabischen Zahlen 1-7 paginiert, ist trotz einer großen Einschaltung am Rande der ersten Seite des zweiten Bogens eine sorgfältige Niederschrift, mit breitem Rand von der dritten Seite ab; das einzelne Blatt hs^2 dagegen enthält, unpaginiert und ohne Rand, in eiliger, zuweilen unlesbar abgekürzter Schrift Szenenfetzen, wie sie dem Dichter gerade eingefallen sind. Man ist versucht, hs^2 für älter als hs^1 zu halten; dagegen spricht aber, daß der Name für den Prinzen erst dort auftritt, in hs^1 offenbar noch nicht gewählt war.

T: Die erste, für den ersten Akt leider fragmentarische Veröffentlichung durch Gutzkow, der das Manuskript von der Braut des Dichters erhalten hatte,[1] im "Telegraph für Deutschland", 1838, und zwar unter dem Titel "Leonce und Lena. Ein Lustspiel von Georg Büchner", in den Mai-Nummern 76-80. Gutzkow leitet, ähnlich wie für den 'Danton', die Publikation mit ein paar Worten ein und aus und gibt desgleichen den Inhalt des aus dem ersten Akt nicht Mitgeteilten mit eigenen Worten ausführlich wieder; auf den Abdruck dieser Referate konnte, da T von N stark abweicht und jene Inhaltsangaben solche Abweichungen auch für die ausgelassenen Stücke erkennen lassen, nicht verzichtet werden. Die Fassung von T ist zweifellos die burleskere und daher wohl ältere (s. u.); daß ihr Herausgeber, Gutzkow, für romantische Ironie und Laune selbst nur geringes Verständnis besaß, geht nicht nur aus seiner lässigen Redaktion und den Streichungen, sondern auch aus dem Schlußwort hervor, worin er Büchners "bescheidenes Talent allenfalls mit untergeordneten Kräften, etwa mit Achim v. Ar-

[1] Vgl. Gutzkows Briefe an Minna Jaeglé, Euphorion 1897, Ergänzungsheft 3, S. 192.

nim und mit Clemens Brentano" vergleicht, aber nicht "die klassische Höhe eines Angely, eines Nestroy, einer Birchpfeifer" erreichen läßt!

N: vermutlich eine zweite, den burlesken Ton etwas dämpfende Fassung, die aber unter Ludwig Büchners Hand manche Änderung und Verstümmelung hat erfahren müssen.

Die Verschiedenheit der beiden Fassungen T und N erklärt sich wohl so, daß der einen die an Cotta anläßlich seines Preisausschreibens für das beste Lustspiel gesandte und wegen Verspätung unveröffentlicht zurückerhaltene Reinschrift zugrunde liegt, der andern hingegen die Revision, die Büchner für den 1837 beabsichtigten Druck noch einmal vorgenommen zu haben scheint (vgl. S. 566 f.). Ein vollkommen einwandfreier Text läßt sich auf Grund so fraglicher Überlieferung kaum geben. Für unsere Ausgabe ist N zugrundegelegt und T nur herangezogen, wo Ludwig Büchner aus Prüderie oder Unachtsamkeit gefehlt haben könnte: hs kam für die endgültige Textherstellung nur gelegentlich in Betracht, seine Polizeidiener-Szene, die schon T nicht mehr kennt und Franzos nur künstlich mit dem Text von N vernieten konnte,[1] mußte in die Lesarten verwiesen werden.

hs[1]

[1. Seite, Mitte:]

Vorrede.

Alfieri: e la fama?
Gozzi: e la fame?

[2. S.:]

Personen.

[freier Raum;
Mitte d. 2. S.:]

I. Act.

O wär' ich doch ein Narr!
Mein Ehrgeiz geht auf eine bunte Jacke.
Wie es Euch gefällt.

---

[1] Was außerdem zur Wiederholung desselben Motivs (dreimalige Wiederkehr des Ideals von Rindfleisch im Munde Valerios!) und zu der mit Recht beanstandeten Überlänge des ersten Aktes führte.

1. Szene.

Ein Garten.

Der Prinz, *(halb ruhend auf einer Bank)* der Hofmeister.

Prinz. Mein Herr, was wollen Sie von mir? Mich auf meinen Beruf vorbereiten? Ich habe alle Hände voll zu tun, ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen.—Sehen Sie, erst habe ich auf den Stein hier dreihundert fünf und sechzig mal hintereinander zu spucken. Haben Sie das noch [3. S.:] nicht probiert? Tun Sie es, es gewährt eine ganz eigne Unterhaltung. Dann—sehen Sie dieße Hand voll Sand?—*(er nimmt Sand auf, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn mit dem Rücken der Hand wieder auf)*—jezt werf' ich sie in die Höhe. Wollen wir wetten? Wieviel Körnchen hab' ich jetzt auf dem Handrücken? Grad oder ungrad?—Wie? Sie wollen nicht wetten? Sind Sie ein Heide? Glauben Sie an Gott? Ich wette gewöhnlich mit mir selbst und kann es tagelang so treiben. Wenn Sie einen Menschen aufzutreiben wissen, der Lust hätte als mit mir zu wetten, so werden[1] Sie mich sehr verbinden. Dann—habe ich nachzudenken, wie es wohl angehn mag, daß ich mir auf den Kopf sehe.—O wer sich einmal auf den Kopf sehen könnte! Das ist eins von meinen Idealen. Mir wäre geholfen! Und dann—und dann noch unendlich viel der Art.—Bin ich ein Müßiggänger? Habe ich jezt keine Beschäftigung?—Ja es ist traurig...

Hofmeister. Sehr traurig, Euer Hoheit.

Prinz. Daß die Wolken schon seit drei Wochen von Westen nach Osten ziehen. Es macht mich ganz melancholisch.

Hofmeister. Eine sehr gegründete Melancholie.

Prinz. Mensch, warum widersprechen Sie mir nicht? Sie sind pressiert, nicht wahr? Es ist mir leid, daß ich Sie so lange aufgehalten habe. *(Der Hofmeister entfernt sich mit einer tiefen Verbeugung.)* [4. S.:] Mein Herr, ich gratuliere Ihnen zu der schönen Parenthese, die ihre Beine machen, wenn Sie sich verbeugen.

Prinz *(allein, streckt sich auf der Bank aus)*. Die Bienen sitzen so träg an den Blumen, und der Sonnenschein liegt so faul auf dem Boden. Es krassiert ein entsetzlicher Müßiggang.—Müßiggang ist aller Laster Anfang.—Was die Leute nicht alles aus Langeweile treiben; sie studieren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheuraten und vermehren sich aus Langeweile und ster-

---

[1] korrigiert aus würden.

ben endlich an der Langeweile und—und das ist der Humor davon—alles mit den ernsthaftesten Gesichtern, ohne zu merken warum und meinen Gott weiß was dabei. Alle dieße Helden, dieße Genies, dieße Dummköpfe, dieße Sünder, dieße Heiligen, dieße Familienväter sind im Grunde nichts als raffinierte Müßiggänger.—Warum muß ich es grade wissen? Ich bin ein elender Spaßmacher. Warum kann ich meinen Spaß nicht auch mit einem ernsthaften Gesicht vorbringen?—Der Mann, der eben von mir ging, ich beneidete ihn, ich hätte ihn aus Neid prügeln mögen. O, wer einmal jemand anders sein könnte! Nur 'ne Minute lang.

Valerio, *halb trunken, kommt gelaufen.*

Prinz (*faßt ihn am Arm.*) Kerl, du kannst laufen? Mein Gott, wenn ich nur etwas unter der Sonne wüßte, was mich noch könnte laufend machen. [5. S.:]

Valerio (*legt den Finger an die Nase und sieht ihn starr an*). Ja!

Prinz (*eben so*). Richtig!

Valerio. Haben Sie mich begriffen?

Prinz. Vollkommen.

Valerio. Nun so wollen wir von etwas anderm reden[1].—Ich werde mich indessen in das Gras legen und meine Nase oben zwischen den Halmen herausblühen lassen und romantische Empfindungen beziehen, wenn die Bienen und Schmetterlinge sich darauf wiegen, wie auf einer Rose.

Prinz. Aber Bester, schnaufen Sie nicht so stark, oder die Bienen und Schmetterlinge müssen verhungern über den ungeheuren Prisen, die sie aus den Blumen ziehen.

Valerio. Ach, Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe. Das Gras steht so schön, daß man ein Ochs sein möchte, um es fressen zu können, und dann wieder ein Mensch, um den Ochsen zu fressen, der solches Gras gefressen.

Prinz. Unglücklicher, Sie scheinen auch an Idealen zu laborieren.

Valerio. O Gott! ich laufe schon seit acht Tagen einem Ideal von Rindfleisch nach, ohne es irgendwo in der Realität anzutreffen.

---

[1] Das Folgende bis in der Realität anzutreffen ist am Rande nachgetragen; daher erklärt sich, daß die szenar. Bemerkung *Er setzt sich auf den Boden* erst viel später kommt.

(*er singt:*) Frau Wirtin hat 'ne brave Magd,
Sie sitzt im Garten Tag und Nacht.
Sie sitzt in ihrem Garten
Bis daß das Glöcklein zwölfe schlägt
Und paßt auf die Solda-a-ten.

(*Er setzt sich auf den Boden.*) Seht dieße Ameisen, liebe Kinder, es ist bewundernswürdig welcher Instinkt in dießen kleinen Geschöpfen, Ordnung, Fleiß—Herr, es gibt nur drei Arten, sein Geld auf menschliche Weise zu verdienen: es finden, in der Lotterie gewinnen, erben oder in Gottes Namen stehlen, wenn man die Geschicklichkeit hat, keine Gewissensbisse zu bekommen.

Prinz. Du bist mit dießen Prinzipien ziemlich alt geworden, ohne vor Hunger oder am Galgen zu sterben.

Valerio (*ihn immer starr ansehend*). Ja Herr, und das behaupte ich: wer sein Geld auf eine andere Art erwirbt, ist ein Schuft.

Prinz. Denn wer arbeitet, ist ein subtiler Selbstmörder, und ein Selbstmörder ist ein Verbrecher, und ein Verbrecher ist ein Schuft, also, wer arbeitet ist ein Schuft.

Valerio. Ja.—Aber dennoch sind die Ameisen ein sehr [6. S.:] nützliches Ungeziefer; und doch sind sie wieder nicht so nützlich, als wenn sie gar keinen Schaden täten. Nichts destoweniger, wertestes Ungeziefer, kann ich mir nicht das Vergnügen versagen, einigen von Ihnen mit der Ferse auf den Hintern zu schlagen, die Nase zu putzen und die Nägel zu schneiden.

Zwei Polizeidiener treten auf.

1. Poliz. Halt, wo ist der Kerl?

2. Pol. Da sind zwei.

1. P. Sieh einmal, ob keiner davon läuft.

2. P. Ich glaube, es läuft keiner.

1. P. So müssen wir sie beide inquirieren.—Meine Herren, wir suchen Jemand, ein Subjekt, ein Individuum, eine Person, einen Delinquenten, einen Inquisiten, einen Kerl. (*Zu dem andern Pol.*) Sieh einmal, wird keiner rot?

2. P. Es ist keiner rot geworden.

1. P. So müssen wir es anders probieren.—Wo ist der Steckbrief, das Signalement, das Certificat? (*2. Pol. zieht ein Papier aus der Tasche und überreicht es ihm.*) Visiere die Subjekte, ich will lesen: ein Mensch—

2. P. Paßt nicht, es sind zwei.

1. P. Dummkopf! geht auf zwei Füßen, hat zwei Arme, ferner einen Mund, eine Nase, zwei Augen, zwei Ohren. Besondere Kennzeichen: ein höchst gefährliches Individuum.

2. P. Das paßt auf beide. Soll ich sie beide arretieren? [7. S.:]

1. P. Zwei, das ist gefährlich, wir sind auch nur zwei. Aber ich will einen Rapport machen. Es ist ein Fall von sehr kriminalischer Verwicklung oder sehr verwickelter Kriminalität. Denn wenn ich mich betrinke und mich in mein Bett lege, so ist das meine Sache und geht niemand was an. Wenn ich aber mein Bett vertrinke, so ist das die Sache von wem, Schlingel?

2. P. Ja, ich weiß nicht.

1. P. Ja, ich auch nicht, aber das ist der Punkt. (*Sie gehen ab.*)

Valerio. Da leugne einer die Vorsehung. Seht, was man nicht mit einem Floh ausrichten kann! Denn wenn es mich nicht heute Nacht überlaufen hätte, so hätte ich nicht den Morgen mein Bett an die Sonne getragen, und hätte ich es nicht an die Sonne getragen, so wäre ich nicht damit neben das Wirtshaus zum Mond geraten, und wenn Sonne und Mond es nicht beschienen hätten, so hätte ich aus meinem Strohsack keinen Wein keltern und mich daran betrinken können, und wenn das alles nicht geschehen wäre, so wäre ich jetzt nicht in Ihrer Gesellschaft, werteste Ameisen, und würde von Ihnen skelettiert und von der Sonne aufgetrocknet, sondern würde ein Stück Fleisch tranchieren und eine Bouteille Wein austrocknen — im Spital nämlich.

Prinz. Ein erbaulicher Lebenslauf.

Valerio. Ich habe einen läufigen Lebenslauf. Denn nur mein Laufen hat im Lauf dießes [8. S.:] Krieges mein Leben vor einem Lauf gerettet, der ein Loch in dasselbe machen wollte. Ich bekam infolge dießer Rettung eines Menschenlebens einen trocknen Husten, welcher den Doktor annehmen ließ, daß mein Laufen ein Galoppieren geworden sei und ich die galoppierende Auszehrung hätte. Da ich nun zugleich fand, daß ich ohne Zehrung sei, so verfiel ich in oder vielmehr auf ein zehrendes Fieber, worin ich täglich, um dem Vaterland einen Verteidiger zu erhalten, gute Suppe, gutes Rindfleisch, gutes Brot essen und guten Wein trinken mußte.

Prinz. Nun Edelster, dein Handwerk, dein métier, deine Profession, dein Gewerbe, dein Stand, deine Kunst?
Valerio. Herr, ich habe die große Beschäftigung müßig zu gehen, ich habe eine ungemeine Fertigkeit {nichts} im Nichtstun, ich besitze eine ungeheure Ausdauer in der Faulheit.

[Ein Drittel dieser letzten Seite ist unbeschrieben.]

hs²

[Vorderseite; vgl. 125 13ff.:]
Gouvernante (*weint*). Lieber Engel, du bist ein wahres Opferlamm.
Lena. Ja wohl, und der Priester hebt schon das Messer.— O Gott, ist es denn wahr, daß wir uns selbst erlösen müssen mit unserm Schmerz? Ist es denn wahr, die Welt sei ein gekreuzigter Heiland, die Sonne seine Dornenkrone und die Sterne die Nägel und Speere in seinen Füßen und Lenden?
Gouvernante. Mein Kind, mein Kind! ich kann dich nicht so sehen.—Vielleicht, wer weiß. Ich habe so etwas im Kopf. Wir wollen sehen. Komm! (*sie führt die Prinzessin weg.*)

II. Act.

Wie ist mir eine Stimme erklungen im tiefsten Innern,
Und hat

Steh auf in deinem weißen Kleid und {wandl sch} schwebe durch die Nacht und sprich zur Leiche, steh auf und wandle.
Lena. Die heiligen Lippen, {so} die so sprachen, sind längst Staub.
Leonc. O nein, {von 2}

[Fast die Hälfte dieser Seite ist unbeschrieben.]

[Rückseite; vgl. S. 133 30ff.:]
Val. Heiraten?
Prinz. Das heißt Leben und Liebe eins sein lassen, daß die Liebe das Leben ist, und das Leben die Liebe. Weißt du auch, Valerio, daß auch der Geringste so groß ist, daß das menschliche Leben viel zu kurz ist, um ihn lieben zu können?*[1]

[1] Im Manuskript ein Kreuz, zum Zeichen, daß die weiter unten ebenso markierte Einschaltung angefügt werden soll.

Valerio. Ja, nur [?] ich denke, daß der Wein noch lange kein Mensch ist und daß man ihn doch sein ganzes Leben lieben kann. Aber weiß sie auch, wer Sie sind.

Leonce. Sie weiß nur, daß sie micht liebt.

Val. Und wissen Sie auch, wer sie ist?

* Und dann kann ich doch den Leuten das Vergnügen gönnen, die meinen [?], daß [?] nichts so schön und heilig sei, daß sie es nicht noch schöner und heiliger machen müßten. Es liegt ein gewisser Genuß in d. Meinung [?], warum sollt' ich ihn ihnen nicht gönnen.

Leonne[1]. Dummkopf! Sie ist so Blume [?], daß sie kaum getauft sein kann, eine geschlossne Knospe, noch ganz · von Morgentau u. d. Traum d. Nachtzeder [Nachtnebels?].

Val. Gut, meinetwegen [?]. Wie soll das gehn? Prinz, bin ich Minister, wenn {Euer H} Sie heute vor Ihrem Vater mit d. Unaussprechlichen, Namenlosen kopuliert werden?

Leonne. Wie ist das möglich?

Val. Das wird sich finden, bin ich's?

Leonne. Mein Wort.

Val. Danke. Kommen Sie.

Die Überlieferung von TN

S. 110. 2 Po-Po T | 4 vom Reiche Pipi fehlt T.

S. 111[1]—114[16] gibt T also wieder: *Die erste Szene des ersten Aktes stellt einen Garten vor, auf dessen Bänken sich der Kronprinz Leonce mit seinem Hofmeister entsetzlich ennüyiert. Er sagt ihm, daß er alle Hände voll mit seinem Müßiggang zu tun hätte, nachzählen müsse, wie oft er täglich ausspeie, und wie viel Sandkörner er mit zwei Fingern fassen könne*[2]. *Auch forsche er darüber nach, wie er ohne Spiegel sich selber ins Gesicht sehen könne. Der Hofmeister bemitleidet ihn seines Müßiggangs wegen. Der Prinz verabschiedet ihn und setzt in einem Monolog, der folgendermaßen anfängt:* Die Bienen sitzen so träg auf den Blumen und der Sonnenschein liegt so faul auf dem Boden, *die Leiden der Langeweile auseinander, und wünscht nichts sehnlicher, als ein anderer Mensch zu werden.*

---

[1] Der lateinisch geschriebene Name ist nicht gleichmäßig geschrieben, sieht an den folgenden Stellen wie Leonne aus. — [2] Eine Vergleichung mit hs[1] und N zeigt, daß Gutzkow hier wie später nicht genau referiert.

Wenn er den Hofmeister prügeln ließe, so müßte er ihn beneiden; der Mann hätte doch eine Abwechlung davon![1] *Nun tritt der Narr Valerio auf. Er ist betrunken und singt:*

Frau Wirtin hat 'ne brave Magd,
Sie sitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie sitzt in ihrem Garten,
Bis daß das Glöcklein zwölfe schlägt
Und paßt auf die Solda-a-ten.

Darauf philosophiert er über die Ameisen und sagt: Die Ameisen sind ein nützliches Ungeziefer, und doch sind sie wieder nicht so nützlich, als wenn sie gar keinen Schaden täten. *Er bewundert die schöne Natur ringsherum und schlürft so viel Blumenduft ein, daß der Prinz fürchtet, seine Bienen könnten verhungern, weil er ihnen die duftige Nahrung entzieht. Valerio meint auch, das schöne Gras würde andre*[1] *begeistern, daß sie darauf weiden möchten; er aber*[1] *möchte bloß ein Mensch bleiben, um Tiere zu verzehren, die von so herrlichem Grase gemästet wären. Als ihm der Prinz darauf antwortet, er scheine auch an Idealen zu leiden, sagt Valerio: Was man in einer Welt solle, wo es rein unmöglich wäre, von einem Kirchturm zu springen, ohne sich den Hals zu brechen. Valerio spricht mit den Blumen und sagt unter anderm:* Ach lieber Herr Medikus Kantharide, ich bin um einen Erbprinzen verlegen!—*ein Witz, den zu verstehen man Arzt sein muß, was Büchner war. Genug, Valerio und der Kronprinz lieben sich, weil sie beide müßig gehen und schließen ewige Freundschaft.*

Abweichungen unſres Textes von N in dieſer Szene, auf Grund von hs[1]:

S. 111. 24f. daß ich mir einmal auf den Kopf sehe N | 26 eines N | 26f. Mir wäre geholfen. fehlt N | 28 jetzt fehlt N | 36 Eure Hoheit N.—S. 112. 22-25 lang. Wie der Mensch läuft! Wenn ich nur etwas unter der Sonne wüßte, was mich noch könnte laufen machen. (*Valerio, etwas betrunken, tritt auf.*)N.

S. 114. 23 *fast nackt* fehlt N | 26 wo sind meine Schuhe, meine Hosen? N | pfui fehlt N | 27 davorn fehlt N.

S. 115. 6f. Taschentuch T | 7 knöpfen N.

S. 116[1]—120[38] **referiert T alſo:** *Wir lernen eine Freundin des Prinzen kennen, Rosette. Der Prinz ordnet ihren Empfang mit folgenden Befehlen an:*

Sind alle Läden geschlossen? Zündet die Kerzen an! Weg mit dem Tag! Ich will Nacht, tiefe ambrosische Nacht.

---

[1] Vgl. Anmerkung 2, S. 693.

Stellt die Lampen unter Kristallglocken zwischen die Oleander, daß sie wie Mädchenaugen unter den Wimpern der Blätter hervorträumen. Rückt die Rosen näher, daß der Wein wie Tautropfen auf die Kelche sprudle. Musik. Wo sind die Violinen? Wo ist die Rosetta? Fort! Alle hinaus! *Es entspinnt sich ein zartes Gespräch, in welchem Leonce hinlänglich offenbart, daß er nur mit Rosetten spielt, und Rosette, daß sie darüber sehr unglücklich ist. Sie singt ihm folgende zarte Verse:*

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
In bunten Schuhen,
Und möchtet lieber tief, tief
im Boden ruhen.

O meine heißen Wangen, ihr müßt glühen
Im wilden Kosen,
Und möchtet lieber blühen
Zwei weiße Rosen.

O meine armen Augen, ihr müßt blitzen
Im Strahl der Kerzen,
Und lieber schlieft ihr aus im Dunkeln
Von euren Schmerzen.

Leonce fühlt, daß er ein Römer ist, der sich zum Dessert an dem Farbenspiel gequälter Fische ergötzt. Daß Rosetta weint, beneidet er ihr, als einen feinen Epikuräismus. Stelle dich in die Sonne, *sagt er,* daß die köstlichen Tropfen kristallisieren, es muß prächtige Diamanten geben. Du kannst dir ein Halsband daraus machen lassen. *Rosetta, von ihm zu sehr gequält, geht; Leonce verfällt in partielle Geistesabwesenheit, in welche der unter einem Tisch hervorkriechende Valerio einstimmt. So trifft sie der Staatsrat.*

Abweichungen unsres Textes von N in dieser dritten Szene, auf Grund von T:

S. 116. 11 Wo ist Rosetta? N.—S. 117. 25 Im milden Kosen N.—S. 118. 4 daraus fehlt N 22 Meinst du? N: sinnlos, durch T nicht überliefert.

S. 121. 9 einmal ſtatt einst? T | 10 niemand etwas ein, als dem T | 11-24 PRÄSIDENT (*verlegen* bis Rede zurücktritt. fehlt T | 30 von Pipi fehlt T | 31 Ihre N | 38 war kein Grübchen T | 38f. Abzugsgruben T.

S. 122. 5f. an dem ein Braten an der königlichen Tafel verbrennt T | 7 Apropos fehlt T | 17-20 so groß, daß ich sie ja mit den Beinen doch nicht ausmessen kann. Valerio, T | 23f.

Soll ich sie führen bis gingen? fehlt T | 26f. Du hast weder Vater bis erzeugt. fehlt T | 39 *und Valerio* fehlt T.

S. 123. 1-6 LEONCE. Valerio, hast du es gehört? T.

S. 123^{17}—124^{5} referiert T nur: *Leonce findet diese Aussicht, König zu werden, jedoch zu entsetzlich und entschließt sich, namentlich auch, um der beabsichtigten Heirat zu entgehen, zur Flucht nach Italien. Valerio verspricht, ihn zu begleiten. Der Prinz ruft aus:* Fühlst du nicht...

S. 124^{15}—125^{24}. gibt T kurz so wieder: *In der vierten Szene lernen wir die Prinzessin Lena kennen, die mit ihrer Gouvernante in einem Garten auftritt. Ihr ist der Gedanke des Heiratens so schrecklich wie ihrem ihr unbekannten Verlobten. Sie ist über und über mit Steinen besäet und singt doch:*

Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie ein Kindlein in der Wiegen,—

Ihr Unglück ist nicht grade das Heiratenmüssen, sondern daß man einen Nagel durch zwei Hände schlägt, die sich gar nicht gesucht haben. Bin ich denn, *klagt sie*, wie die Quelle, die jedes Bild, das sich in ihr spiegelt, zurückstrahlen muß?[1] *Ihre Gouvernante sinnt etwas aus, was wir im zweiten Akt erfahren werden.*

S. 125. 35 weitläufiges N.

S. 126. 3 stände N | 7 wenigstens ſtatt nächstens T | 12 gröbere materielle T | 14f. wenn man Ihnen denselben scheren und sie Tropfen für Tropfen darauf fallen ließ. T | 15 Ein köstlicher Einfall! fehlt T | 19 Tage T | 28 schön, aber dumm. T | 29 hilflos N | 32 geistigen ſtatt geistlosen TN; wohl ſinnlos, weil der "Kontraſt" fehlt (Verleſen der Frakturhandſchrift Büchners).

S. 127. 5 Stirne N | 7-15 Hätte ich nun nicht bis inwendig anziehen. fehlt T | 16 Gott ſtatt Pack T | 17 Ei ihr lieben verkauften Hosen (denn verkaufen will ich sie) T; dieſe Lesart verbrach Gutzkow, nachdem er 7-15 geſtrichen und 16 verleſen hatte, um einen Zuſammenhang herzuſtellen | 19 ins Maul T | 21 (*kommen*) fehlt T | 29f. keine Eremiten, keine Schäfer T | 38f. Was ein roter Schein über den Wiesen spielt von den Kukuksblumen T.

S. 128. 15 liefern Ihnen die zur Bezahlung gegebenen Hosen T | 20 großen ſtatt greisen N | 30 über dich T | 30f. über den

[1] Dieſe in Anführungszeichen von Gutzkow wiedergegebene Stelle weicht von 125 7ff. ab und wäre zweifellos vorzuziehen, wenn ſie vom Dichter herrührte; es muß aber bezweifelt werden, daß Büchner ſpäter die ſchlechtere Faſſung wählte. Vgl. Anm. 2, S. 693.

Kelch N | 36 nur auf drei Beinen N | und nicht auf zwei, daß man sich die Nase mit Hülfe der Hände putzt und nicht wie die Fliegen mit den Füßen. T.

S. 129. 1 irgend und fürstlichen fehlen N | 3f., die mir erst bis an der Decke zupfe fehlt T | 10 sie macht keine Geburtsschmerzen fehlt T | 30 goldnen T | 33 Langerweile T | 34 der Kartenkönig T.

S. 130. 3f. daß man Ihre Füße T | 4 respektabeln fehlt T | 6 das Maul T | 9 Ihre Nase T | 10 Damaskus T | 18 Und für müde T | 19 müde Lippen T | 20 müde Ohren T | 21 *ins Haus* T | 31 ich hab T | 39 dorthin fehlt N.

S. 131. 10 Wangen, den Winter T | 11 ein Schlafkissen T | 21 Harmonie N | 29f. sie ist aber doch nicht so schön, als wenn T | 33, 34 da außen N | 35 (*Er legt sich auf den Rasen nieder.*) fehlt N.

S. 132. 1-3 LEONCE *tritt auf, bemerkt die Prinzessin und nähert sich ihr leise.* N | 9 dunkeln TN | 10f. Armes Kind, kommen die schwarzen Männer bald dich holen? Wo ist deine Mutter? Will sie dich nicht noch einmal küssen? Ach, es ist traurig, tot und so allein. T | 12 Kleide T | 14 Totenlied T | 31 mir fehlt T | 32 dunkelm T | 34 Sterne. Meine Lippen saugen sich daran: dieser eine Tropfen T.

S. 133. 9 heute N | 12 Betten zu gehn. T | 13 von dem Ungeziefer N | 18 so vor vortrefflich fehlt N | 24 heute N | 25f. warm halten. Wohl bekomm's, Valerio. N | 35 doch fehlt T.

S. 134. 10 Dummkopf! fehlt T [aber nicht hs²!] | 32 an sich ſtatt in sich TN.

S. 135. 4 stehet T | 7 kaum mehr T | 13 nicht mit den Fingern T | 27-29 Wir geben aber auch bis Kokarden an die Köpfe. fehlt T.

S. 136. 3-4 Die zwölf Unschuldigen sehen in T | 8 Haltung. (*Zu einem Diener:*) Sage doch dem Herrn Kandidaten, er möge seine Buben einmal das Wasser abschlagen lassen.— Der arme Herr Hofprediger! Sein Frack läßt den Schweif ganz melancholisch hängen. Ich glaube, er hat Ideale und verwandelt alle Kammerherrn in Kammerstühle. Er ist müde vom Stehen. ZWEITER BEDIENTE. Alles Fleisch verdirbt vom Stehen. Auch der Hofprediger ist ganz abgestanden, seit er heut Morgen aufgestanden. CEREMONIENMEISTER. Die Hofdamen stehen da T | 8f. Gradierbäume T | 10 BEDIENTE TN | machens T | 12 tragen T auch fehlt T | 15 die Dardanellen und fehlt T | 17 kommt T

19 Also fehlt N | 26, 29 BEDIENTE T | 33 DIENER T | 36 noch weniger T | 38 Tag T.

S. 137. 17 Kammernherrn T | 28 allerdings ſtatt eben T | 31 Tröste sich Eure Majestät mit T | 32f. ist ein Ding, ein Ding, das nichts—T | 35 DIE fehlt T | 37 zwölf hinter Glockenschlag fehlt N | 39 ganz fehlt T.

S. 138. 4f. Anstands halber T | 6, 12 BEDIENTE T | 6 sehe etwas N | 9 noch vor zwei fehlt N | 21 dann ſtatt denn N | 24 dann ſtatt alsdann T | 27 wer ſtatt was T | 32 hiemit T.

S. 139. 6f. einen Herr T | 11 funfzig T | 17 stehen T | 19 gehen T | 20 eine fehlt T | 21-25 Sie haben ein bis hinunterzugehen. fehlt T | 34 einzige ſtatt winzige T | 35 *legend* fehlt N.

S. 140. 4 *Leonce und Lena* T | 4f. Das ist der Prinz, das ist die Prinzessin T | 10 fatalen ſtatt vermaledeiten T | 21 vom Reiche Popo fehlt T | 22 vom Reiche Pipi fehlt T | 23 haben fehlt T | 24 sagen T | 27 wäre T | dann N | 28 das Fräulein T | 28f. Tiere im Paradies N | 34 ungiltig N.

S. 141. 3 das Paradies. Ich bin betrogen. T | 5 fehlt T | 6 LEONCE. O Zufall! T | 7 LENA. O Vorsehung! T | 8, ich muß lachen fehlt T | 12 endlich fehlt T | 15f. mich vor Rührung kaum zu lassen T | 18 sogleich ungestört jetzt bloß nur noch T | 23f. Der Mensch hat mich vorhin bis heraushelfen. fehlt T | 32 von vorn T.

S. 142. 5 milchweiße ästhetische T | 12 und die uns T | 13 hinauf destillieren, und wir das T | 14 Lorbeern T | 24f. klassische Gestalten und eine, wo möglich bequeme Religion. T.

WOYZECK (S. 143—161).

Nach Wilhelm Schulz' Nachruf, S. 655, scheint dies Drama "beinahe vollendet" gewesen zu sein, als der Dichter starb. Ein fast fertiges Manuskript ist aber nicht auf uns gekommen; vielmehr enthält der Nachlaß Büchners nur folgende handschriftlichen Fragmente:

h: fünf Foliobogen ursprünglich grauen Konzeptpapiers mittlerer Stärke, das aber durch chemischen Eingriff stark gelitten hat (ungleiche Vergilbung). Beschrieben, und zwar ohne Rand, sind sämtliche Bogen bis auf einen, von dem nur die erste Seite zu einem Drittel noch Text enthält und der also als der letzte Bogen angesehen werden darf. Die stark geblaßte Tinte ist auf allen Bogen dieselbe; partienweis sehr ungleich hingegen sind die Schriftzüge, die dadurch ein häufiges Unterbrechen und Wiederaufnehmen der Arbeit erkennen lassen. Daß es sich um Entwürfe handelt, geht schon aus der flüchtigen, oft bis zur Unleserlichkeit abgekürzten, anderwärts zum bloßen Gekritzel sich verkleinernden Schrift hervor; spielerische Zeichnungen mit der Feder begleiten zuweilen den Text, zwei kleine Rechnungen machen ihm auch einmal den Platz streitig.— Leider sind die Bogen nicht paginiert, und aus dem Inhalt kann nicht ohne weiteres auf die Folge bei dichterischen Entwürfen Büchners geschlossen werden, da er nicht immer der Reihe nach konzipiert. Indessen gibt es doch einige Kriterien, die aushelfen: 1. Da bei vier Bogen eine Szene von der zweiten auf die dritte Seite überläuft, steht fest, daß diese Foliobogen nicht paarig oder mehrfach ineinandergelegt waren, sondern einzeln nacheinander beschrieben wurden. 2. Von einem Bogen zum andern läuft nur einmal eine Szene über, und zwar läuft diese zu dem letzten, nur auf der ersten Seite noch beschriebenen Bogen über, so daß der den Anfang dieser Szene enthaltende Bogen als der vorletzte anzusehen ist. 3. Auf zwei Bogen heißt der Held und seine Geliebte Louis und Margreth, auf den anderen Franz und Louise: trennen wir dementsprechend die Bogen in zwei Gruppen h^1 und h^2, so ergibt sich innerhalb jeder Gruppe von Szenen ein gewisser Zusammenhang fortlaufender Entwicklung, was die Vermutung rechtfertigt, daß wir es mit zwei verschiedenen Entwurfstücken zu tun haben; da die endgültige Fassung den Namen Franz beibehält, wird als h^1 der Entwurf mit

den Namen Louis-Margreth zu gelten haben, obwohl er überwiegend den Schlußteil des Dramas enthält, während h^2 der Entwurf mit den Namen Franz-Louise wäre, der den ersten Teil des Stückes behandelt.[1]

hH: ein Quartblatt ursprünglich weißen, fast glatten Papiers von ziemlicher Stärke, das ebenfalls infolge chemischer Einwirkung unregelmäßig vergilbt ist. Das Blatt ist auf beiden Seiten voll beschrieben, und zwar ohne Rand, die Tinte wie bei h verblaßt, die Schrift etwas sorgfältiger. Keine Paginierung deutet eine Zugehörigkeit zu einem anderen Manuskript an; es mag von vornherein ein einzelnes Entwurfblatt gewesen sein, wie etwa h^2 bei 'Leonce und Lena' (S. 686). Von H unterscheidet es sich schon durch die Papierbeschaffenheit und das etwas größere Format; auch ist die Folge der beiden auf dem Blatt enthaltenen Szenen nur eine zufällige, nicht, wie bei H, der Entwicklung der Handlung entsprechende.

H: sechs Quartbogen ursprünglich weißen Papiers ohne Wasserzeichen, glätter und dünner als h und hH, aber gleichfalls durch chemischen Eingriff stark in Mitleidenschaft gezogen. Beschrieben sind sämtliche Bogen, doch so, daß sie, mit Ausnahme von fünf Seiten[2], einen breiten freien Rand behalten haben und inmitten eines Bogens anderthalb Seiten für die Ausführung einer nur durch Überschrift bezeichneten Szene (BUDEN; LICHTER) leergeblieben sind; auch wo eine Szene unter der Mitte einer Seite endet, ist der restliche Teil dieser Seite frei gelassen, auf einer Seite sogar mehr als die Hälfte derselben, doch ist es fraglich, ob die davor stehende Szene (*Hauptmann. Doktor.*) als abgeschlossen zu gelten hat. Neben den überwiegenden Strecken mit blasser Tinte finden sich auch solche frischerer Farbe, was aber nicht auf eine verschiedene Abfassungszeit, sondern auf die ungleiche Wirkung des chemischen Eingriffs zurückzuführ-

---

[1] Wenn am Anfang von h^2 ausnahmsweise gerade die letzte uns erhaltene Szene, nämlich die Gerichtsszene, steht, so läßt sich dies zwiefach erklären: entweder gehört sie noch zu h^1, was nur ein Beweis dafür wäre, daß h^2 tatsächlich nach h^1 geschrieben wurde, oder diese Szenenskizze ist nur als letztes programmatisches Ziel des Dichters aufzufassen, und dazu würde die folgende ebenfalls programmatische Charakteristik des Helden passen.—[2] I 6—II 6 nach unserer Zählung (s. Lesarten unter H) sind ohne Rand.

ren sein wird, denn der Wechsel findet sogar inmitten einzelner Sätze, ja Wörter statt. Indessen fällt auch in dem Duktus der Schrift wiederholt ein Wechsel auf, so daß man mit einem Abbrechen und Wiederaufnehmen der Arbeit auch bei diesen Blättern rechnen muß. Im übrigen sind wohl die Schriftzüge sorgfältiger als in h, aber noch weit entfernt davon, für einen Setzer lesbar zu sein; um ein Druckmanuskript kann es sich jedenfalls auch bei H nicht handeln.—Die Reihenfolge der Szenen ist nicht leicht erkennbar, da auch diese Quartblätter nicht paginiert sind und aus dem Inhalt allein nichts Sicheres geschlossen werden kann. Dadurch aber, daß zweimal eine Szene von der zweiten Seite eines Bogens auf die erste Seite eines andern Bogens überläuft und von der vierten Seite dieses andern Bogens wiederum eine Szene auf der dritten Seite jenes ersten Bogens endigt, liegen zwei Lagen von je zwei Bogen fest: sie umfassen den Text S. 145 1—150 39 und S. 155 12—159 37. Die Frage ist nun, wie sich die beiden anderen Bogen einordnen. Der eine davon enthält auf seiner ersten Seite die Fortsetzung von S. 150 39, schließt sich also unmittelbar jener ersten Bogenlage an und ist mit seinem ersten Blatt an sie gebunden. Da auf der Rückseite dieses Blattes eine ganze Szene (S. 151) steht, kann man vielleicht im Zweifel sein, was auf dies erste Blatt zu folgen hat. Nun gibt aber das Äußere einen Fingerzeig: am oberen Rande jenes Blattes ist eine schlecht beschnittene Stelle, steht nämlich nach innen gefalzt ein unregelmäßiger schmaler Streifen Papier über, der von einem schlecht abgetrennten Blatte herrühren muß. Dieses abgetrennte Blatt ist das erste Blatt des noch übrigen Bogens, dessen oberer Rand an der entsprechenden Stelle allein eine Ausbuchtung hat, in die jener überstehende Streifen genau hineinpaßt; die beiden Bogen haben also ursprünglich, wie alle Doppelbogenlagen in Büchners Handschriften, einen Foliobogen gebildet, der erst von dem Dichter halbiert und dann zu Quartblättern zusammengelegt worden ist. Und so ergibt sich denn auch für die beiden letzten Bogen eine Doppellage, deren innerer Bogen die beiden Szenen S. 152 ff. enthält, während das hintere Außenblatt die Szene S. 154 f. folgen läßt. Die Einordnung dieser Doppellage zwischen den beiden anderen ist durch den bereits erwähnten unmittelbaren Anschluß ihrer ersten Seite an die letzte jener ersten Doppellage bedingt.

So äußerlich diese Bestimmungsweise auch erscheinen mag, so gibt sie doch den einzig sicheren Ausgangspunkt, von dem aus man die ursprüngliche Anordnung der Handschrift entdecken kann. Nun bringt jedoch Witkowski in seiner Woyzeck-Ausgabe, Leipzig 1920 (W), eine andere Szenenfolge nach H.[1] Man erhält sie, indem man die mittlere Doppelbogenlage auseinandernimmt, das zweite Blatt jenes Bogens, der mit seinem ersten Blatt bereits inhaltlich an die erste Doppellage gebunden ist, um diese herumschlägt, so daß eine Lage von drei Bogen entsteht, und dann den noch übrigen Bogen, dessen innere Seiten nicht getrennt werden dürfen, weil sie eine gemeinsame Szene haben, in die Mitte der anderen Doppellage legt, so daß auch diese zu einer Lage von drei Bogen wird. Man hat also nunmehr bloß zwei Lagen von je drei Bogen[2] vor sich und in dieser Gruppierung nachstehende Szenenfolge: *Hauptmann. Doktor* (S. 154f.), anschließend die Szenen S. 145—151[37], dann DIE WACHTSTUBE bis zu der Szene *Nacht. Andres und Woyzeck in einem Bett* (S. 155—157), nunmehr *Marie. Woyzeck* und *Woyzeck. Der Doktor* (S. 152—154), zum Schluß wieder gleichlaufend die Szenen WIRTSHAUS bis KASERNE (S. 157 ff.). Gewiß hat diese Anordnung etwas Bestechendes: Die mitten im Stücke den Ablauf der Handlung störende Szene *Hauptmann. Doktor* steht jetzt am Anfang, wo sie nichts verderben kann, und die Eifersuchtsszene *Marie. Woyzeck* mit dem entscheidenden Aus-

---

[1] Die Entwürfe von h sind nach Witkowski "ohne jede Absicht geregelter Folge" geschrieben; sie stehen daher in W in zufälliger Anordnung: als I der zweite Foliobogen, als II der dritte, dann als III der erste, endlich als IV und V die beiden letzten. hH steht am Schluß, also hinter H in W; doch wird im Nachwort bemerkt, daß diese beiden Szenen ihrem Charakter nach zwischen den "Entwürfen" und der "Ausführung" stehen.—[2] Eine an sich schon für Büchner ganz ungewöhnliche Lagenart. In dem gesamten handschriftlichen Nachlaß kommt nicht eine einzige Lage von drei Bogen vor; die vier umfangreichsten Handschriften, der Danton und die drei philosophischen Schriften, zählen zusammen 100 Quartlagen: diese enthalten sämtlich je zwei Bogen, und bei rund 60 Bogen (vom Danton 13) ist noch jetzt durch ähnliche Schnittverhältnisse am obern Rand zu erkennen, daß auch ihre Lagen ursprünglich einen Foliobogen gebildet, also von jeher zusammengehört haben.

ruf "Mußt sterben!" rückt mehr dem Ausgang des Dramas, der Katastrophe zu. Die Lesart "Mußt sterben" ist nun aber schon graphisch, als Entzifferung des überlieferten Schriftbildes, außerordentlich zweifelhaft, inhaltlich angesichts der kecken Antwort Mariens geradezu unmöglich und wohl aus beiden Gründen auch in W mit einem Fragezeichen versehen. Zieht man die ursprüngliche Fassung dieser Szene in h^2 (S. 727) zu Rate, so findet man dort nichts von jener Drohung, im Gegenteil wird Woyzeck durch Mariens Keckheit von neuem schwankend, und in H ist kein neues Motiv hinzugekommen, das die alte Fassung in so grundlegender Weise hätte ändern müssen. Gegen die Verlegung der Szene zum Schluß hin sprechen aber auch Mariens Worte "Der Franz ist nit gekommen, gestern nit, heut nit" (S. 159 10 f.); denn eine solche Zeitspanne ist zwischen der letzten Begegnung des Paares, eben jener Eifersuchtsszene, und Mariens Bibellektüre nach der Anordnung von W nicht anzunehmen. Muß nun aus diesem Grunde die Eifersuchtsszene früher angesetzt werden, so kann sie dem Handschriftengefüge nach nur unmittelbar hinter der Szene *Marie. Tambourmajor* (S. 151 f.) zu stehen kommen. Und inhaltlich ist diese Einordnung sehr wohl zu begründen: 1. Die vorhergehende Szene *Marie. Tambourmajor* steht erst in H und ist wohl eigens für die Eifersuchtsszene geschaffen; Woyzeck begegnete seinem Nebenbuhler offenbar in der Nähe von Mariens Wohnung, und der schon früher durch die Ohrringe erregte Verdacht gegen sie steigert sich nunmehr bei ihm zur Eifersucht, ohne daß er jedoch schon Gewißheit erlangte. 2. erklärt sich nur so die Verstümmelung der Szene *Hauptmann. Doktor* (S. 154 f.). War nämlich für die Erregung der Eifersucht in jener Begegnung Woyzecks mit dem Tambourmajor auf der Straße ein neues Motiv gefunden, so bedurfte der Dichter jener Szene von h^2 nun nicht mehr, in der der Hauptmann mit dem Doktor auf der Straße Woyzeck trifft und durch seine Andeutungen in ihm den Verdacht gegen Marie erweckt oder bestärkt (S. 724 ff.); darum hat Büchner diesen an sich sehr wirkungsvollen Auftritt in H nicht mehr mit aufgenommen; unterm Einfluß von h^3 jedoch, wo auch auf die Szene *Woyzeck. Doktor* die Begegnung zwischen *Hauptmann. Doktor* auf der Straße folgt, hat Büchner auf die Gegenüberstellung der beiden Quälgeister Woyzecks im Anschluß an die Szene *Woyzeck. Dok-*

tor nicht ganz verzichten mögen und so den ersten Teil jenes Straßenauftritts in etwas veränderter Form beibehalten, sehr zum Schaden der dramatischen Entwicklung freilich, da die Szene ohne das Eifersuchtsmotiv an dieser Stelle in der Luft schwebt.[1]—Mit einem Indizienbeweis sei diese Erörterung abgeschlossen. In Büchners Nachlaß befindet sich eine lückenhafte Abschrift von H, die offenbar den ersten Versuch einer Entzifferung dieser Handschrift darstellt. Sie ist paginiert und enthält auf S. 1—8 (Oktavblätter) die Szenen DIE WACHTSTUBE bis KASERNE (S. 155—159), sodann auf S. 9—23 (Quartblätter) die Szenen FREIES FELD bis *Hauptmann. Doktor* (S. 145 bis 155). In dieser Szenenfolge kann die Abschrift nur mechanisch, d. h. ohne Kenntnis des Verlaufs der Handlung, gemacht sein; um so wertvoller ist dann aber die Tatsache, daß der betreffende Abschreiber die Bogenlagen so vorgefunden hat, wie oben erhärtet worden: denn hat er auch die dritte Doppellage beim Abschreiben vorweggenommen, so ist doch die Szenenfolge der einzelnen drei Lagen unverändert geblieben.

Das Verhältnis von H zu h und hH ist klar: es ist nicht nur die letzte, sondern auch die ausgeführteste der uns erhaltenen Handschriften. Inhaltlich baut es sich zum großen Teil auf der Grundlage von h auf. Nicht weniger als elf Auftritte sind daraus verwertet worden, nämlich aus h^1: S. 708 DER KASERNENHOF (S. 155 DIE WACHTSTUBE), S. 708 WIRTSHAUS (S. 156, Mittelstück vom WIRTSHAUS), S. 709 FREIES FELD (S. 157), S. 709 EIN ZIMMER (S. 157, wo *z.* T. auch die Szene NACHT von h^1 S. 712 verwandt ist), S. 710f. EIN WIRTSHAUS (z. T. S. 157f. WIRTSHAUS); sodann aus h^2: S. 716f. FREIES FELD (S. 145), S. 717ff. DIE STADT (S. 145f.), S. 720f. HANDWERKSBURSCHEN (z. T. S. 156f. WIRTSHAUS), S. 722f. WOYZECK. DOKTOR (S. 152ff.), S. 723ff. STRASSE (S. 154f. *Hauptmann. Doktor*), S. 726f. WOYZECK. LOUISEL (S. 152 *Marie. Woyzeck*). Alle diese Szenen sind, offenbar als abgetan mit der Verwertung in H, durchstrichen. Daß nicht noch mehr, für den weiteren Verlauf des Dramas sehr brauchbare Szenen in h durchstrichen sind, muß wohl dahin gedeutet

[1] Es ist allerdings nicht ganz sicher, ob die Szene so bleiben sollte: zwei Drittel der Seite, auf der sie endigt, hat Büchner leer gelassen.

werden, daß H noch nicht bis zu Ende gediehen ist.[1] Aber H ist nicht vollkommen abhängig von den früheren Entwürfen. Es enthält sechs Szenen, die durchaus neu und z. T. sehr wichtige Träger der Handlung sind: [Mariens Kammer] S. 148 f. bis *Marie. Tambourmajor* S. 151 und *Woyzeck. Der Jude* S. 158 bis KASERNE S. 159.[2] Durch diese Bereicherung stellt H einen bedeutenden Fortschritt den früheren Entwürfen gegenüber dar, der Verlauf der Handlung wird nunmehr erst deutlich. Ob die dramatische Entwicklung in der endgültigen Fassung noch einschneidende Veränderungen durch den Dichter erfahren hätte, muß dahingestellt bleiben. H ist jedenfalls der einzige uns erhaltene Versuch des Dichters, seine ersten skizzenhaften Entwürfe zu einer dramatischen Handlung auszugestalten, und dementsprechend ist H dem Text dieser Ausgabe zugrunde gelegt worden, während die früheren Entwürfe als Varianten abgedruckt sind.

Leider ist auch H nur ein Fragment, dem vor allem der Schlußteil mangelt. Wie sich der Dichter den Fortgang dachte, geben die Entwürfe an. Aber da Büchner in der Ausführung manches verworfen, manches von Grund auf geändert hat, wäre es zu gewagt für eine kritische Ausgabe, von h^1 und hH die ursprünglich geplanten Szenen der weiteren Entwicklung als Ersatzstücke in den Text von H herüberzunehmen. Wenn trotz dieser Erkenntnis zweimal von der rein kritischen Methode abgewichen wurde, so gab doch für die eine Stelle der Dichter selbst den Anlaß mit seiner Überschrift BUDEN. LICHTER (S. 147 f.); für die Schlußpartie (S. 160 f.) aber sei ins Feld geführt, daß es sich hier nur um die Wiedergabe der Katastrophe handelt, die auch in der endgültigen Fassung unbedingt hätte wiederkehren müssen.[3] Zum Unterschiede von dem durch H überlieferten Text sind jedoch diese apokryphen Ersatzstücke in Fraktur gesetzt worden.

---

[1] Allerdings ist auch eine in H benutzte Szene nicht durchstrichen, nämlich die STRASSE (S. 723 ff.) von h^2; doch ist das vielleicht ein Zeichen dafür, daß der Dichter mit der Ausführung *Hauptmann. Doktor* nicht zufrieden war. Vgl. S. 700.— [2] Der Keim für Mariens Monologszene S. 158 f. war allerdings schon durch den Schluß von h^2 (S. 727) gegeben.— [3] Freilich wohl mit anderem Ausklang, wie im Nachwort erörtert wird.

Zu der Textgestaltung ist außer den Handschriften nur Witkowskis Woyzeck-Ausgabe (W) herangezogen worden. F, das auch nur auf den uns erhaltenen handschriftlichen Fragmenten beruht, brauchte um so weniger berücksichtigt zu werden, als es weder methodisch noch kritisch hergestellt ist. Diese Aufgabe ist erst durch W gelöst worden. Und mußte auch die Richtigkeit der Szenenanordnung von W bestritten werden, so war doch für die Entzifferung des Textes selbst die Hauptarbeit durch W getan. Immerhin blieb auch hier die erneute Vergleichung mit den Handschriften nicht ganz erfolglos: manche Lücken ließen sich noch ausfüllen, manche irrigen Lesungen richtigstellen.[1] Solcherlei Abweichungen von W sind in den Lesarten nicht vermerkt worden; wohl aber sind diejenigen Lesungen, die zweifelhaft bleiben, als Varianten aufgeführt. Die abweichende Szenenfolge von W ist bereits oben angegeben worden.

Im übrigen bedeuten: 1. die römischen Zahlen in eckigen Klammern die Bogen oder Bogenlagen, die arabischen die Seiten des betreffenden Bogens oder der betreffenden Bogenlage vom Manuskript; 2. ein Stern hinter der Szenenangabe, daß die Szene im Manuskript durchstrichen ist; 3. Fraktur im Text vorn, wie bereits erwähnt, Ergänzung aus den Entwürfen; 4. eckige Klammern im Text, daß die eingeklammerte Stelle zugefügt oder interpoliert ist; bei den so eingeklammerten szenarischen Ortsangaben rührt der Antiquatext aus den Entwürfen des Dichters her, während Angaben in Fraktur Zusätze des Herausgebers sind; 5. für jedes unlesbare Wort ist auch hier je ein Punkt eingesetzt.

h^1

[I, 1] BUDEN. VOLK

Marktschreier vor einer Bude

Meine Herren! Meine Herren! Sehn Sie die Kreatur, wie sie Gott gemacht, nix, gar nix. Sehn Sie jetzt die Kunst, geht

---

[1] Einige Textverbesserungen fand Walter Hoyer, ein Schüler Witkowskis, bei seiner Arbeit über Stoff und Gestalt bei Georg Büchner; ihm zu danken sind die Besserungen: 713^{22} Neuntöter, 160^{12}, 714^{5} Friert's dich, $714^{23,26}$, 715^{20} Uu!, 724^{5} Pressiert.

aufrecht, hat Rock und Hosen, hat ein Säbel! Ho! Mach Kompliment! So, bist Baron. Gib Kuß! (*Er trompetet:*) Wicht ist musikalisch. Meine Herren, hier ist zu sehen das astronomische Pferd und die kleine Canaillevögele. Ist {Liebling} favor[it] von alle gekrönte Häupter. Die raprä-sentation anfangen! {Pst!} Man mackt Anfang von Anfang.[1] Es wird sogleich sein das commenc[em]ent von commen-c[em]ent.

WOYZECK.[2] Willst du?

MARGRETH. Meinetwegen. Das muß schön Dings sein. Was der Mensch Quasten hat und die Frau hat Hosen!

Das Innere der Bude

—[3] Zeig dein Talent! zeig deine viehische Vernünftigkeit! Beschäme die menschliche Societät! Meine Herren, dieß Tier, das Sie da sehn, Schwanz am Leib auf seine 4 Hufe, ist Mitglied von alle gelehrte Societät, ist Professor an unsre Universität, wo die Studente bei ihm reiten {oder} und schlagen lernen. Das war einfacher Verstand. Denk jetzt mit der doppelten {Ver}raison. Was machst du, wann du mit der doppelten Raison denkst? Ist unter der gelehr-ten Société da ein Esel? (*Der Gaul schüttelt den Kopf.*) Sehn Sie jetzt die doppelte Raison? Das ist Viehsionomik. Ja, das ist kein viehdummes Individuum, das ist ein Person. Ein Mensch, ein tierischer Mensch, und doch ein Vieh, ein bête (*das Pferd führt sich ungebührlich auf*). So, beschäme die Société. Sehn Sie, das Vieh ist noch Natur, unideale Natur! Lernen [?] Sie bei ihm[4]. Fragen Sie den Arzt, es ist [sonst] höchst schädlich! Das hat geheißen: Mensch, sei natürlich! Du bist geschaffen Staub, Sand, Dreck. Willst du mehr sein als Staub, Sand, Dreck? Sehn Sie, was Ver-nunft: es kann rechnen und kann doch nit an den Fingern herzählen. Warum? Kann sich nur nit ausdrücken, nur nit explizieren, ist ein verwandelter Mensch! Sag den Herren, wieviel Uhr es ist. Wer von den Herren und Damen hat ein Uhr, ein Uhr?

---

[1] Letzter Satz unter den beiden vorigen interlinear nachgetr., also vielleicht nur als Variante gemeint. — [2] Name nur vermut-bar; dasteht vielleicht Wck mit Schnörkel. W hat LOUIS. — [3] Nicht entzifferbare, abgekürzte Personalbezeichnung. — [4] Thun Sie gleich ihm W.

UNTEROFFIZIER.[1] Eine Uhr! (*Zieht großartig und gemessen eine Uhr aus der Tasche.*) Da, mein Herr.[2]
MARGRETH. Das muß ich sehn (*sie klettert auf den ersten Platz. Unteroffizier hilft ihr*).
UNTEROFFIZIER. {Beste.}

[I, 2] MARGRETH (*allein*).

Der andre hat ihm befohlen, und er hat gehen müssen. Ha! ein Mann vor einem Andern!

DER KASERNENHOF*

Andres. Louis

ANDRES (*singt*) Frau Wirtin hat 'ne brave Magd,
Sie sitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie sitzt in ihrem Garten,
Bis daß das Glöcklein zwölfe schlägt,
Und paßt auf die Soldaten.

LOUIS. Hör Andres, ich hab kei Ruh!
ANDRES. Narre!
LOUIS. Was meinst du?[3] So red doch
ANDRES. Nu?
LOUIS. Was glaubst du wohl, daß ich hier[4] bin?
ANDR. Weil's schön Wetter ist und sie heut tanzen.
LOUIS. Ich muß fort, muß sehen
ANDR. Was willst Du?
LOUIS. Hinaus!
ANDR. Du Unfried [?], wegen des Menschs.
LOUIS. Ich muß fort.

WIRTSHAUS*

Die Fenster sind offen. Man tanzt.
Auf der Bank vor dem Haus

LOUIS (*lauscht am Fenster*). Er—Sie! Teufel! (*Er setzt sich zitternd nieder.*)
(*Er späht von* [*da*] *ans Fenster.*[5]) Wie das geht! Ja,[6] wälzt Euch übereinander! Und Sie: immer zu—immer zu.

---

[1] W hat ANLASTIN, bezweifelt aber selbst diese Lesung im Nachwort. Der mehrmals wiederkehrende Name ist lateinisch geschrieben, und an einer Stelle ist Un, an anderer officier zu erkennen.—[2] a. R., wohl zum Folgenden gehörig: (Das ist ein Weibsbild. Guckt sieben Paar lederne Hosen durch.).—[3] Was weißt du? W.—[4] hinaus W.—[5] Fragl. Stelle; W liest *Er späht wieder hinaus. Dann.*—[6] Ha W.

DER NARR. Puh! Das riecht.
LOUIS. Ja, das riecht! Sie hat rote, rote Backen {und riecht doch schon}, und warum riecht sie schon? Karl, was witterst du so?
DER NARR. Ich riech, ich riech Blut.
LOUIS. Blut? Warum wird es mir so rot vor den Augen? Es ist mir, als wälzten sie sich in einem Meer von Blut, all miteinander! Ha, rotes Meer.

[I, 3] FREIES FELD*

LOUIS. Immer zu!—Immer zu!—Hisch! hasch! so gehn die Geigen und die Pfeifen.—Immer zu! immer zu! Was spricht da? Da unten aus dem Boden hervor[?], ganz leise—was, was? (*Er bückt sich nieder.*) Stich, stich die Woyzecke tot, stich, stich die Woyzecke tot {und immer lauter, und jetzt brüllt es, als wär der Himmel ein Rachen, stich, stich die Woyzecke tot! stich die Woyzecke tot.} Immer zu! Immer Woyzecke! das zischt und wimmert[?] und donnert

EIN ZIMMER*

Louis und Andres

ANDRES. {Laß mich} He! {Was}
LOUIS. Andres!
ANDRES (*murmelt im Schlaf*).
LOUIS. He! Andres!
ANDRES. Na, was is?
LOUIS. Ich hab kei Ruh, ich hör's immer, wie's[1] geigt und springt, immer zu! immer zu! Und dann, wann ich die Augen zumach, da blitzt mir es immer, es ist ein großes breites Messer, und {liegt} das liegt auf einem Tisch am Fenster und ist in einer engen [?] dunkeln Gaß und ein alter Mann sitzt dahinter. Und das Messer ist mir immer zwischen den Augen.
ANDRES. Schlaf, Narr!

KASERNENHOF

LOUIS. Hast nix gehört.
ANDRES. Er ist da noch mit einem Kameraden.
LOUIS. Er hat was gesagt.
ANDRES. Woher weißt du's? Was soll ich's sagen? Nu, er lachte, und dann sagt' er: ein köstlich Weibsbild! die hat Schenkel und alles so heiß!

---

[1] hör immer, was W.

LOUIS (*ganz kalt*). So, hat er das gesagt? Von was hat mir doch heut Nacht geträumt? War's nicht von einem Messer? Was man doch närrische Träume hat.
ANDRES. Wohin, Kamerad?
LOUIS. Meinem Offizier Wein holen. Aber, Andres, sie war doch ein einzig Mädel.
ANDRES. Wer war?
LOUIS. Nix. Adies.

[I, 4] DER OFFIZIER. LOUIS
LOUIS (*allein*). Was hat er gesagt? So?—Ja, es ist noch nicht aller Tag Abend.

EIN WIRTSHAUS*
Barbier. Unteroffizier

BARBIER. Ach Tochter, liebe Tochter,
Was hast du gedenkt,
Daß du dich an die Landkutscher
Und die Fuhrleut hast gehenkt.—Was kann der liebe Gott nicht, was? Das Geschehene ungeschehn machen. Hä, hä, hä.—Aber es ist einmal so, und es ist gut, daß es so ist. Aber besser ist besser.[1] Und ein ordentlicher Mensch hat sein Leben lieb, und {der} ein Mensch, der sein Leben lieb hat, hat keine Courage, und ein tugendhafter Mensch hat keine Courage. Wer Courage hat, ist ein Hundsfott.
UNTEROFFIZIER (*mit Würde*). {Spricht Er mit Beziehungen?} Sie vergessen sich, in Gegenwart eines Tapfern.
BARBIER. Ich spreche ohne Beziehungen, ich spreche nicht mit Rücksicht, wie die Franzose sprechen, und es war schön von Euch.—Aber wer Courage hat, ist ein Hundsfott.
UNTEROFFIZIER. Teufel! du {schartiges Bart[messer]} zerbrochne Bartschüssel, du abgestandene Seifbrüh, du sollst mir dein Urin trinken[2], du sollst mir dein Rasiermesser verschlucken!
BARBIER. Herr, Er tut sich Unrecht[3]! hab ich Ihn denn gemeint, hab ich gesagt, Er hätt Courage? Herr, laß Er mich in Ruh! Ich bin die Wissenschaft. Ich bekomme für

---

[1] Teils a. R., teils interlinear nachgetr.: (*singl*) Branntwein, das ist mein Leben, Branntwein gib[t] Courage.—[2] in die Knie knicken W.—[3] thut sich leicht W.

meine Wissenschaftlichkeit alle Wochen einen halben Gulden. Schlag Er mich nicht entzwei, oder ich muß verhungern. Ich bin eine Spinosa pericyclica; ich hab einen lateinischen Rücken. Ich bin ein lebendiges Skelett. Die ganze Menschheit studiert an mir.—Was ist der Mensch? Knochen! Staub, Sand, Dreck. Was ist die Natur? Staub, Sand, Dreck. Aber die dummen Menschen, die dummen Menschen! Wir müssen Freunde sein. Wenn Ihr keine Courage hättet, gäb es keine Wissenschaft. Nur Natur, keine amputation, keine [?] articulation. Was ist das? Louis' Arm, Fleisch, Knochen, Adern. Was ist das? Dreck. Was steckt's im Dreck? {Also haut mir a d} Müßte ich den Arm also abschneiden? Nein, der Mensch ist egoistisch, aber haut, schießt, sticht seinsgleichen. (*Er schluchzt.*)[1] Wir müssen Freunde [sein], ich bin gerührt. Seht, ich wollte, unsere Nasen wären zwei Bouteillen und wir könnten sie uns einander in den Hals gießen. Ach, was die Welt schön ist! Freund! mein Freund! Die Welt! (*gerührt*) seht! wie [?] die Sonne kommt zwischen den Wolken hervor[2], als würd' ein potchambre ausgeschüttet (*er weint*).

[II, 1] DAS WIRTSHAUS

(*Louis sitzt vor dem Wirtshaus.*) *Leute gehn hinaus*

ANDRES. Was machst[3] du da?

LOUIS. {Nix} Wieviel Uhr ist's?

ANDRES. —

LOUIS. So, noch nicht mehr? Ich meine, es müßte schneller gehn, und ich will es mir überlegen [vor] Abend[4].

ANDRES. Warum?

LOUIS. Dann wär's vorbei.

ANDRES. Was?

LOUIS. Jeh, das Vergn[ügen].[5]

[ANDRES.] Was sitzt du da vor der Tür?

LOUIS. Ich sitze gut da, {aber es} und ich weiß [es]—aber es sitzen manche Leut vor der Tür, und sie wissen es nicht: Es wird mancher mit den Füßen voran zur Tür 'nausgetragen.

[ANDRES.] Komm mit!

[LOUIS.] Ich sitz gut so und läg noch besser gut so ···

---

[1] Die ganze Stelle ist mehr erraten als entziffert.—[2] herein [?] W. [3] Oder willst.—[4] will es nur üben W.—[5] Die Stelle bleibt zweifelhaft. Darauf folgt neue Fassung derselben Szene.

[ANDRES.] {Louis, du hast Blut am Kopf}
[LOUIS.] Im Kopf {Es ist nur·}
Wenn alle Leut wüßten, wieviel Uhr es ist, sie würden sich ausziehn, und ein seidnes Hemd antun und sich ihr Bett {zum vom Schrei[ner] ihr Bett machen lassen. Schläft man gut auf Hobelspän} aus Hobelspän schütteln lassen.}
[ANDRES.] Er ist besoffen. [*Geht mit den andern ab.*]
LOUIS. Was liegt denn da drüben? Es glänzt nur so. Es zieht mir immer so zwischen den Augen herum. Wie es glitzert. {Teufel} Ich muß das Ding haben.[1]

FREIES FELD

LOUIS (*er legt das Messer in eine Höhle*). Du sollst nicht töten. Lieg da! Fort! (*Er entfernt sich eilig.*)

NACHT. MONDSCHEIN

Andres und Louis in einem Bett

LOUIS (*leise*). Andres!
ANDRES (*er träumt* [*?*]). Da. Halt!—ja.
LOUIS. He, Andres!
ANDRES. Wie?
LOUIS. Ich hab kein Ruhe! Andres
ANDRES. Drückt dich der Alp?
LOUIS. Draußen liegt was. Im Boden. Sie deuten immer drauf hin, und hörst du's jetzt, und jetzt, wie sie in den Wänden klopfen? eben hat einer zum Fenster hin[ein]-geguckt. Hörst du's nicht, ich hör's den ganzen Tag. Immer zu. Stich! stich die ·
ANDRES. Leg dich, Louis. Du mußt ins Lazarett. {Ich we} Du mußt Schnaps trinken und Pulver drin, das schneidt das Fieber.

[II, 2] *Margreth mit Mädchen vor der Haustür*

MÄDCHEN. Wie scheint die Sonn am [*?*] Lichtmeßtag[2]
Und steht das Korn im Blühn.
Sie gingen wohl [*?*] die Wieße hin,
Sie gingen zu zwei und zwei[3].
Die Pfeifer gingen vorn[4],
Die Geiger hinterdrein,
Sie hatte rote Sock[en an?]

---

[1] Unter dieser Szene ist eine blitzende Schneide als Schlußstrich gezeichnet.—[2] scheint die Sonn über {blüht das Korn}.—[3] Vielleicht auch zwein.—[4] Oder voran.

1. KIND. Das ist nit schön [?].
2. KIND. Was willst du auch immer! [?]
Was hast zuerst · · · [?]
Warum?
Ich kan nit
Darum?
Es muß sein[1]
Aber warum darum?
Margrethche, sing du uns
MARGRETH. Kommt, ihr kleinen Krabben.
Ringle, ringel Rosenkranz. König Herodes.[2]
Großmutter, erzähl.
GROSSMUTTER. Es war einmal ein arm Kind und hat kein Vater und keine Mutter, war alles tot und war niemand mehr auf der Welt. Alles tot, und es ist hingegangen und hat gesucht Tag und Nacht. Und weil auf der Erde niemand mehr war, wollt's in Himmel gehn, und der Mond guckt es so freundlich an; und wie es endlich zum Mond kam, war's ein Stück faul Holz. Und da ist es zur Sonn gangen, und wie es zur Sonn kam, war's ein verwelkt Sonneblum. Und wie's zu den Sternen kam, waren's kleine goldne Mücken, die waren angesteckt wie der Neuntöter sie auf die Schlehen steckt. Und wie's wieder auf die Erde wollt, war die Erde ein umgestürzter Hafen. Und [es] war ganz allein, und da hat sich's hingesetzt und geweint, und da sitzt es noch und ist ganz allein.
{1. Kind} LOUIS. Margreth!
MARGRETH (*erschreckt*). Was ist?[3]
LOUIS. Margreth, wir wollen gehn. 's ist Zeit.
MARGRETH. Wohinaus[4]?
LOUIS. Weiß ich's?

MARGRETH UND LOUIS

MARGRETH. Also dort hinaus ist die Stadt. 's ist finster
LOUIS. Du sollst noch bleiben. Komm, setz dich.
MARGRETH. Aber ich muß fort.
LOUIS. Du wirst[5] dir die Füß nicht wund laufen.
MARGRETH. Wie bist du nur [?] auch!

---

[1] Oder singen.—[2] Schlagworte, die der Dichter ſich nur ſelber für eine eventuelle Ausführung notiert.—[3] Im Manuſkript ſind die Worte was ist wohl nur verſehentlich mit eingeklammert.—[4] Wohin W.—[5] Oder würdest?

LOUIS. Weißt du auch, wie lang es just [?] ist, Margreth?
MARGRETH. Am [?] Pfingsten 2 Jahr.
[II, 3] LOUIS. Weißt du auch, wie lang es noch sein wird?
MARGRETH. Ich muß fort das Nachtessen richten [?].
LOUIS. Friert's dich, Margreth? und doch bist du warm. Was du heiße Lippen hast! (heiß, heißen Hurenatem) und doch möcht ich den Himmel geben, sie noch einmal zu küssen.)[1] . . . . . und wenn man kalt ist, so friert man nicht mehr. Du wirst vom Morgentau nicht frieren.
MARGRETH. Was sagst du?
LOUIS. Nix. (*Schweigen.*)
MARGRETH. Was der Mond rot aufgeht.
LOUIS. Wie ein blutig Eisen.
MARGRETH. Was hast du vor? Louis, du bist so blaß. Louis, halt ein! Um des Himmels willen, Hülfe, Hülfe!
LOUIS. Nimm das und das! Kannst du nicht sterben? So! so! Ha, sie zuckt noch; noch nicht, noch nicht? Immer[2] noch (*stößt zu*) {er läßt das Me}
Bist du tot? Tot! {Alles aus} Tot! (*Es kommen Leute, läuft weg.*)

Es kommen Leute

1. P. Halt!
2. P. Hörst du? Still! Dort!
1. Uu! Da! Was ein Ton!
2. Es ist das Wasser, es ruft, schon ist lang niemand ertrunken. Fort, es ist nicht gut, es zu hören.
1. Uu! jetzt wieder wie ein Mensch, der stirbt.
2. Es ist unheimlich, so dunstig[3]—allenthalb [?] Nebel, grau—und das Summen der Käfer wie gesprungene Glokken.[4] Fort!
1. Nein, zu deutlich, zu laut. Da hinauf. Komm mit!

DAS WIRTSHAUS

LOUIS. Tanzt alle, {als} immer zu, schwitzt und stinkt, er holt Euch doch einmal alle.
(*singt*) {Ach Tochter, liebe Tochter, was hast du gedenkt}
Frau Wirtin hat 'ne brave Magd,
Sie sitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie sitzt in ihrem Garten,
Bis daß das Glöcklein zwölfe schlägt,
Und paßt auf die Soldaten

---

[1] Die Klammern bedeuten wohl, daß der Dichter die darin enthaltenen Motive nur in Erwägung zog.—[2] Frierst [?] W.—[3] In dem Wort steht freilich nicht st, eher ft.—[4] wie Gespenster Spuk W.

(*er tanzt*) {hat den Rock} So, Käthe! setz dich! Ich hab heiß, heiß (*er zieht den Rock aus*) es ist einmal so, der Teufel holt die eine und läßt die andre laufen. Käthe, du bist heiß! Warum denn? Käthe, du wirst auch noch kalt werden. Sei vernünftig.—Kannst du nicht singen?

[KÄTHE.] Ins Schwabenland, das mag ich nicht,
Und lange Kleider trag ich nicht,
Denn lange Kleider, spitze Schuh,
Die kommen keiner Dienstmagd zu.

[II, 4] [LOUIS.] Nein, keine Schuh, man kann auch ohne Schuh in die Höll gehn.

KÄTHE (*dann*)[1] O pfui, mein Schatz, das war nicht fein,
Behalt dein Taler und schlaf allein.

[LOUIS.] Ja, wahrhaftig, ich möchte mich nicht blutig machen.

KÄTHE. Aber was hast du an deiner Hand?

LOUIS. Ich? ich?

KÄTHE. Rot! Blut! (*Es stellen sich Leute um sie.*)

LOUIS. Blut? Blut?

WIRT. Uu—Blut!

LOUIS. Ich glaub, ich hab' mich geschnitten, da an der rechten Hand.

WIRT. Wie kommt's aber an den Ellenbogen?

LOUIS. Ich hab's abgewischt.

WIRT. Was, mit der rechten Hand an den rechten Ellenbogen? Ihr seid geschickt.

NARR. Und da hat der Ries gesagt: ich riech, ich riech Menschenfleisch. Puh, das stinkt schon!

LOUIS. Teufel, was wollt ihr? Was geht's euch an? Platz, oder der erste—Teufel! Meint ihr, ich hätt jemand umgebracht? Bin ich [ein] Mörder? Was gafft ihr? Guckt euch selbst an! Platz da! (*Er läuft hinaus.*)

KINDER

1. KIND. Fort [zu] Margrethln!

2. KIND. Was is?

1. KIND. Weißt du's nit? Sie sind schon alle hinaus. Drauß liegt eine!

2. KIND. Wo?

1. KIND. Links über die Loch[schlucht] in das Wäldchen[?], am roten Kreuz.

---

[1] Fragliche Stelle; vielleicht Konzeptbemerkung des Dichters, nur sich selbst gemacht.

2. KIND. Kommt schnell [?], daß wir noch was sehen. Sie tragen's sonst hinein.

LOUIS (*allein*)

Das Messer? Wo ist das Messer? Ich hab' es da gelassen. {Näher} Es verrät mich! Näher, noch näher! Was ist das für ein Platz? Was hör ich? {Sie rührt} Es rührt sich was. Still. Da in der Nähe. Margreth? Ha! Margreth! Still! Alles still! (Was bist du so bleich, Margreth? Was hast du eine rote Schnur um den Hals? Bei {dem} wem hast du das Halsband verdient, mit deinen Sünden? Du warst schwarz davon, schwarz! Hab ich dich gebleicht? Was hängen deine schwarzen Haare so wild? Hast du deine Zöpfe heut nicht geflochten?)[1] Da liegt was! Kalt, naß, still! Weg von dem Platz. Das Messer, das Messer! Hab ich's? So! Leute—dort! (*Er läuft weg.*)

LOUIS *an einem Teich*

So, da hinunter! (*Er wirft das Messer hinein.*) Es taucht in das dunkle Wasser wie ein Stein. Der Mond ist wie ein blutig Eisen! Will denn die ganze Welt es ausplaudern? {Hab i} Nein, es liegt zu weit vorn, wenn sie sich baden (*er geht in den Teich und wirft weit*) so, jetzt—aber im Sommer[2] wenn sie tauchen nach Muscheln—bah, es wird rostig. {Und ich.} Wer kann's erkennen—hätt' ich es zerbrochen. Bin ich noch blutig? Ich muß mich waschen. Da ein Fleck und da noch einer.

h[2]

[III, 1] GERICHTSDIENER. BARBIER. ARZT. RICHTER POL. Ein guter Mord, ein ächter Mord, ein schöner Mord, so schön als man ihn nur verlangen tun kann; wir haben schon lange so keinen gehabt.

BARBIER. *Dogmatischer Atheist. Lang, hager, feig, gutmütig* [*?*], *Wissenschaftl.* [*?*]

FREIES FELD. DIE STADT IN DER FERNE. WOYZECK. ANDRES

Andres {pfeift} und Woyzeck schneiden Stöcke im Gebüsch

ANDRES (*pfeift und singt*).

---

[1] Die Klammer zeigt, daß sich der Dichter über die Aufnahme dieser Rhetorik noch nicht schlüssig war.—[2] Sande W.

Da ist die schöne Jägerei,
Schießen steht jedem frei;
Da möcht ich Jäger sein,
Da möcht ich sein.

Läuft dort ein Has vorbei,
Frägt mich, ob ich Jäger sei:
Jäger bin ich auch schon gewesen,
Schießen kann ich aber nit.

WOYZECK. Ja, Andres, das ist er, der Platz ist verflucht. Siehst du den {schwer} lichten Streif [?] da über das Gras hin, wo die Schwämme so nachwachsen? da rollt abends der Kopf; es hob ihn einmal einer auf, er meint, es sei ein Igel; drei Tage und drei Nächte · · ·, und er war tot[1]. (*Leise*) Das waren die Freimaurer, ich hab' es heraus.

ANDRES. {Faßt} Es wird finster, fast macht Ihr mir Angst. (*Er singt.*)

WOYZECK (*faßt ihn an*). Hörst du's, Andres? Hörst du's? Es geht neben uns, unter uns. Fort, die Erde {bebt} schwankt unter unsern Sohlen. Die Freimaurer! Wie sie wühlen! (*Er reißt ihn mit sich.*)

ANDRES. Laßt mich! Seid Ihr toll? Teufel!

WOYZECK (*hastig*). Mensch, bist du ein Maulwurf, sind deine Ohren voll Sand? Hörst du das fürchterliche Getös am Himmel? Über der Stadt [ist] alles [in] Glut! {Wie} Sieh nicht hinter dich. Wie es heraufschießt und alles darunter [?] stürzt {zu Boden, zu Boden (*er wirft sich mit ihm ins Gebüsch*)}

ANDRES. Du machst mir Angst.

WOYZECK. Sieh nicht hinter dich! (*Sie verstecken sich im Gebüsch.*)

ANDRES. Woyzeck, ich hör nichts mehr.

WOYZECK. Still, ganz still, wie der Tod.

[III, 2] ANDRES. Sie trommeln drin. Wir müssen fort. {WOYZECK.}

DIE STADT*

Louise. Margreth (am Fenster). Der Zapfenstreich geht vorbei. Tambourmajor voraus

LOUISE. He, Bub! · ·

MARGRETH. Ein schöner Mann.

---

[1] Nächte und er wurde siech und er war todt W.

LOUISE. Wie e Baum.

(*Tambourmajor grüßt*)

MARGRETH. Ei, was freundliche Auge, Frau Nachbar, so was is man nit an ihr gewöhnt.

LOUISE. {Als ob man · ·} Soldaten, das sind schmucke Bursch

MARGRETH. Ihre Auge glänze ja noch.

LOUISE· Was geht sie's an! Trag sie ihre Auge zum Jud und laß sie sich putze, vielleicht glänze sie auch noch, daß man sie als zwei Knöpf verkaufe könnt.

MARGRETH. Sie! Sie! Frau Jungfer, {es weiß} ich bin e honette Person, aber Sie, es weiß jeder, sie guckt sieben Paar lederne Hose durch.

LOUISE. Luder (*schlägt das Fenster zu*).

Komm, mei Bu, soll ich dir singe? Was die Leut wollen! Bist du auch nur e Hurenkind und machst der Mutter Freud mit dein unehrliche Gesicht![1]

Hänsel, spann deine sechs Schimmel aus,
Gib sie zu fresse aufs neu;
Kein Haber fresse sie,
Kein Wasser saufe sie,
Lauter kühle Wein muß es sein, juchhe!
Lauter kühle Wein muß es sein.

Mädel, was fangst du jetzt an?
Hast ein klein Kind und kein Mann.
Ei, was frag ich danach;
Sing ich den ganzen Tag
Heio popeio, mei Bu, juchhe!
Gibt mir kein Mensch nix dazu.

(*Es klopft am Fenster*) Bist du's, Franz? Komm herein!

WOYZECK. Ich kann nit. Muß zum Verles.

LOUISE. Hast du Stecken geschnitten für den Major?

WOYZECK. Ja, Louisel.

[III, 3] LOUISE. Was hast du, Franz? du siehst so verstört.

WOYZECK. Pst! still! Ich hab's aus! Die Freimaurer! Es war ein fürchterliches Getös am Himmel und alles in Glut! Ich bin viel auf der Spur, sehr viel.

LOUISE. Mann!

WOYZECK. Meinst? Sieh um dich! Alles starr, fest, finster; was regt sich dahinten? {Gott weg, alles [?] weg, ·} Et-

[1] Die beiden letzten Sätze offenbar nachgetr., da der letzte Teil interlinear steht.

was, was wir nicht fassen, begreifen—still, was uns von Sinnen bringt, aber ich hab's aus. Ich muß fort! {Heut}

LOUISE. Das Kind?

WOYZECK. Ach, Junge! Heut Abend auf die Mess. Ich hab wieder was gespart (*ab*).

LOUISE. Der Mann schnappt noch über, er hat mir Angst gemacht. Wie unheimlich! ich mag, wenn es finster wird, gar nicht bleiben; ich glaub', ich bin blind, er steckt mich an. {Ich will vor die Tür.} (*Sie singt:*)

Und macht die Wiege knick knack,
Schlaf wohl, mein lieber Dicksack.[1] (*Sie geht ab.*)

ÖFFENTLICHER PLATZ. BUDEN. LICHTER

Alter Mann. Kind, das tanzt: Auf der Welt ist kein Bestand,
Wir müssen alle sterben, das ist uns wohlbekannt.

[WOYZECK.] Hei! Hopsa's! Armer Mann, alter Mann! Armes Kind! Junges Kind! Sorgen und Fest [?]! Ha [?][2], Louisel, soll ich · ·[3]?

LOUISEL [?]. Mensch, [s]ind noch die Narrn von Verstande, dann ist man selbst Narr.[4] Komische [?] Welt! schöne Welt!

AUSRUFER (*vor einer Bude*). Meine Herren, meine Damen, hier sind zu sehn das astronomische Pferd und die kleine [?] Canaillenvogel, sind Liebling von alle Potentate Europas und Mitglied von alle gelehrte Societät, {sagen} verkündigen den Leuten alles, wie alt, wie viel Kinder, was für Krankheit. Schießt Pistol los, stellt sich auf ein Bein. Alles Erziehung, haben nur eine viehische Vernunft, oder vielmehr eine ganz vernünftige Viehigkeit, ist kein viehdummes Individuum, wie viel Personen, das verehrliche Publikum abgerechnet. {Keine Lügen} Es wird gleich[5] [sein] die rapraesentation, das commencement vom commencement wird sogleich nehmen sein Anfang.

Sehen Sie die Fortschritte der Civilisation. Alles schreitet fort: ein Pferd, ein Aff, ein Canaillenvogel! der Aff ist schon ein Soldat. 's ist noch nit viel, unterste Stuf von menschliche Geschlecht!

---

[1] Im freien Raum nachgetr., zu ich bin blind gehörig: Sonst scheint doch als die Latern herein. Ach, wir armen Leute.— [2] He W, beides gleich fraglich.—[3] dich tanzen lassen W; es ſtehn aber nur zwei Wörter da.—[4] Die ganze kleingekritzelte Stelle iſt äußerſt fraglich; W lieſt: Ei!. nicht—nach den Herren [aber Büchners H iſt ganz anders] von Stande ...—[5] fein, W.

{FRANZ.[1] Das will ich dir sagen, ich hatt' ein Hundele, {und} das schnuffelte an einem großen Hut und konnt nicht drauf, und da hab ich's ihm aus Gutmütigkeit erleichtert und hab ihn drauf gesetzt. Und da standen die Leute herum und die klatschten [?]}
HERR.[2] Grotesk! Sehr grotesk!
[WOYZECK].[3] Sind Sie auch ein Atheist? ich bin ein dogmatischer Atheist
—[4] {Ich bin ein Freund} Ist's grotesk? Ich bin ein Freund vom Grotesken. Sehen Sie dort? was ein grotesker Effekt.
FRANZ.[5] Ich bin ein dogmatischer Atheist.
Grotesk

[III, 4] HANDWERKSBURSCHEN*
Bruder! Vergißmeinnicht! Freundschaft! Ich könnt ein Regenfaß voll greinen vor Wehmut, wenn ich noch Rum [?] hätt. Es stinkt [?] nur, es riecht [?] nur. Warum ist dieße Welt so schön? Wenn ich's eine Aug zumach und über mei Nas hingucke, so is alles rosenrot. Brandwein, das ist mein Leben.
EIN ANDRER. Er sieht alles rosenrot, wann ihm's Kreuz über sei Nas guckt.
FRANZ [?]. Es is kei Ordnung! Was hat der Laternputzer vergessen mir die Augen zu fegen, 's is alles finster. Hol der Teufel den lieben Herrgott. Ich lieg mir selbst im Weg: meine Füß über mich springen. Wo ist mein Schatten hingekommen? Keine Sicherheit mehr im Stall[6]. Leucht mir einmal mit dem Mond zwischen die Beine, ob ich mein Schatten noch hab.

Fraßen ab das grüne, grüne Gras,
Fraßen ab das grüne, grüne Gras
Bis auf den Ra-a-sen.

Sternschnuppe, ich muß dem Stern die Nas schneuzen. .... Gesellen, .., ..., ., .., ., .. sandige, Mauer · und empfiehlt sich mit .. Kindern.

---

[1] LOUIS W.—[2] Das Wort bleibt fraglich. Später gebraucht der Hauptmann dieselben Worte.—[3] W entziffert STUD., übersieht aber, daß Büchner mit S schon das nächste Wort begann, als ihm einfiel, daß er die Personenbezeichnung vergessen; es kann nach den folgenden Worten nur Woyzeck gemeint sein (vgl. 71631).—[4] Eine unlesbare Abkürzung von ein oder zwei Buchstaben soll wohl die Person bezeichnen.—[5] Oder etwa LOUIS?—[6] Verschrieben für Staat?

Mach kein Loch in die Natur.
Warum hat Gott die Menschen geschaffen? Das hat auch sein Nutzen. Was würde der Landmann, der Schuhmacher, der Schneider anfangen, wenn er für die Menschen keine Schuhe, keine Hosen machte? Warum hat Gott den Menschen das Gefühl der Schamhaftigkeit eingeflößt? damit der Schneider leben kann. Ja! Ja! Also—darum! auf daß! damit! Oder aber, wenn er es nicht getan hätte—aber darin sehen wir seine Weisheit, daß er den Menschen noch die {Pflege und Geruch erschaffen} daß auch [?] die viehische Schöpfung das menschliche Ansehen hätte, weil die Menschlichkeit sonst das Viehische aufgefressen hätte. Dieß er Säugling, dieß es schwache, hülflose Geschöpf, jener [?] Säugling,—Laßt uns jetzt über das Kreuz pissen, damit ein Jud stirbt.[1] Branntwein, das ist mein Leben, Branntwein gibt Courage.

{LOUISEL. WOYZECK}
{Heißa, Musik. Was Licht, meine Augen}

UNTEROFFIZIER. TAMBOURMAJOR

[TAMBOURMAJOR.][2] Halt, jetzt! Siehst du sie? Was ein Weibsbild!
UNTEROFFIZIER.[3] Teufel, zum Fortpflanzen von Kürassierregimentern.[4]
[TAMBOURMAJOR.][5] Und zur Zucht von Tambourmajors.
UNTEROFFIZIER.[6] Wie sie den Kopf trägt! man meint, das schwarze Haar müßt sie abwärts ziehn, wie ein Gewicht. Und Augen, schw
TAMBOURMAJOR. Als ob man in ein Ziehbrunnen {guck} oder zu einem Schornstein hinunter guckt. Fort, hinter drein!

---

[1] Der vorstehende Satz ist interlinear zugefügt.— [2] Wer spricht, geht aus dem Folgenden hervor.—[3] Die Personenbezeichnung ist nicht gleich erkennbar, weil Büchner versehentlich Tambourmajor schreiben wollte und ein T tatsächlich hingesetzt hat.—[4] Fortpflanzen von Kunst- W.—[5] Im Manuskript ist kein Personenwechsel, vielmehr geht der folgende Satz mit und zur Zucht von Tambourmajors in derselben Reihe fort, während erst der nächste Satz ursprünglich dem Tambourmajor in den Mund gelegt wurde; da dies aber nachträgl. geändert wurde (vgl. nächste Fußnote), mußte der Wechsel geregelt werden, was im Einklang mit 151 31 f. geschah.—[6] Nachträgl. über {TAMBOURMAJOR} geschrieben.

LOUISEL. Was Licht, m
FRANZ. Ja, · · · · schwarze Katzen mit feurige Augen. Hei, was ein Abend!

[IV, 1] WOYZECK. DOKTOR*
DOKTOR. Was erleb ich, Woyzeck? Ein Mann von Wort? Er! Er! Er!
WOYZECK. Was denn, Herr Doktor?
DOKTOR. Ich es gesehn hab, Er auf die Straß gepißt hat, wie ein Hund. {Beko} Geb' ich Ihm dafür alle Tag drei Groschen und Kost? Die Welt wird schlecht, sehr schlecht, schlecht, sag' ich. O! Woyzeck, das ist schlecht.
WOYZECK. Aber Herr Doktor, wenn man nit anders kann?
DOKTOR. Nit anders kann, {ab} nit anders kann. Aberglaube, abscheulicher Aberglaube. Hab ich nit nachgewiesen, daß der musculus constrictor vesicae dem Willen unterworfen ist? Woyzeck, der Mensch ist frei! im Menschen verklärt sich die Individualität zur Freiheit. [Er] seinen Harn nicht halten können! Es ist Betrug, Woyzeck.— Hat Er schon seine Erbsen gegessen? nichts als Erbsen, nichts als Hülsenfrüchte, cruciferae, merk Er sich's.—Die nächste Woche fangen wir dann mit Hammelfleisch an. Muß Er nicht aufs Secret[?]? Mach Er! Ich sag's Ihm. Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft, eine Revolution! Nach gestrigem Bericht 0,10 Harnstoff, · salzsaures Ammoniak, · ·
Aber ich hab's gesehen, daß Er an die Wand pißte; ich steckt grad meinen Kopf hinaus, zwischen {zwei Blattläuse, die sich begatteten} meiner [?] Valnessia und · · Hat Er mir Frösch gefangen? Hat Er Laich? Keinen Süßwasserpolyp? keine Hydra? Vestillen? Cristatellen? Stoß Er mir nicht ans Mikroskop, ich hab eben den dicken Backzahn von einem Infusionstier darunter. Ich sprenge sie in die Luft, alle miteinander. Woyzeck, keine Spinneneier, keine Krötenеier? Aber an die Wand gepißt! Ich hab's gesehen (*tritt auf ihn los*). Nein, Woyzeck, ich ärgere mich nicht, ärgern ist ungesund, ist unwissenschaftlich. Ich bin ruhig, ganz ruhig, und ich sag's Ihm mit der größten Kaltblütigkeit. Behüte! wer wird sich über einen Menschen ärgern, einen Menschen! Wenn es noch ein Proteus wäre, der einem krepiert! Aber Er hätte doch nicht an die Wand pissen sollen.

WOYZECK. Ja die Natur, Herr Doktor {wenn dan} wenn die Natur aus ist.
DOKTOR. Was ist das, wenn die Natur [aus] ist?
WOYZECK. Wenn die Natur aus ist, das ist, wenn die Natur [aus] ist. Wenn die Welt so finster wird, daß man mit den Händen an ihr herumtappen muß, daß man meint, sie verrinnt wie Spinneweb. Das ist so, wenn etwas ist und doch nicht ist, {wenn du} wenn alles dunkel ist und nur noch ein {glühendroter} roter Schein im Westen, wie von einer Esse. Wenn (*schreitet im Zimmer auf und ab*)
DOKTOR. Kerl, Er tastet mit seinen Füßen herum wie mit Spinnfüßen.
[IV,2] WOYZECK (*steht ganz starr*). Haben Sie schon die Ringe von den Schwämmen auf dem Boden gesehen, lange Linien, krumme [?] Kreise, Figuren—da steckt's! da! Wer das lesen könnte! Wenn die Sonn im hellen Mittage steht und es ist, als müsse die Welt auflodern,—hören Sie nichts? .... als die Welt spricht[1], sehen Sie die langen Linien, und ist, als ob es einem mit fürchterlicher Stimme anredete.
DOKTOR. Woyzeck! Er kommt ins Narrenhaus; Er hat eine schöne fixe Idee, eine köstliche alienatio mentis. Seh Er mich an! Was soll Er tun? Erbsen essen, dann Hammelfleisch essen, sein Gewehr putzen, das weiß Er alles, und dazwischen die fixen Ideen, die .. Das ist brav, Woyzeck, Er bekommt ein Groschen Zulage die Woche. Meine Theorie, meine neue Theorie[2], kühn, ewig, jugendlich[?]! Woyzeck, ich werde unsterblich. Zeig Er seinen Puls! ich muß Ihm morgens und abends den Puls fühlen.

STRASSE
HAUPTMANN. DOKTOR

Hauptmann keucht die Straße herunter, hält an, keucht, sieht sich um[3]

HAUPTMANN. Wohin so eilig, geehrtester Herr Sargnagel?
DOKTOR. Wohin so langsam, geehrtester Herr Exerzierzagel?
HAUPTMANN. Nehmen Sie sich Zeit, verehrtester Grabstein.
DOKTOR. Ich stehle meine Zeit nicht, wie Sie, wertester[4]

---

[1] nichts? Dann, wieder, wenn als im Zirkel geht W.—[2] wie ein Thurm W.—[3] A. R. Abbildung der beiden Gestalten, der Doktor mit dem Hut in der Hand in ganzer Figur.—[4] Wohl hier abgebrochen und neu begonnen.

HAUPTMANN. Laufen Sie nicht so, Herr Doktor! ein guter Mensch geht nicht so schnell, Geehrtester[?], ein guter Mensch (*schnauft*), ein guter Mensch—Sie hetzen sich ja hinter dem Tod drein, Sie machen mir ganz Angst.
DOKTOR. Pressiert, Herr Hauptmann, pressiert.
HAUPTMANN. Herr Sargnagel, Sie schleifen sich ja so ihre kleinen Beine ganz auf dem Pflaster ab. Reiten Sie doch nicht auf ihrem Rock[1] in der Luft.
DOKTOR. {Gute Frau} Sie ist in vier Wochen tot, ein ..[2] im siebenten Monat; ich hab schon zwanzig solcher Patienten gehabt, in vier Wochen, richt sie sich danach {und daß ich}
HAUPTMANN. Herr Doktor, erschrecken Sie mich nicht, es sind schon Leute am Schreck gestorben, am puren hellen Schreck
DOKTOR. In vier Wochen, dummes Tier, sie gibt ein interessantes Präparat [?]. Ich sag ihr, [in] vier
[IV, 3] HAUPTMANN. Daß dich das Wetter, ich halt Sie beim Flügel[3], ich lasse Sie nicht! Teufel, vier Wochen? Herr Doktor, Sargnagel, Totenhemd! ich, so lang ich da bin, vier Wochen, und die Leute Citron in den Händen—aber sie werden sagen, er war ein guter Mensch, ein guter Mensch.[4]

DOKTOR. Ei guten Morgen, Herr Hauptmann {fast hätt ich Sie nicht bemerkt} (*den Hut und Stock schwingend*) Kikeriki! Freut mich! Freut mich! (*Hält ihm den Hut hin:*) was ist das, Herr Hauptmann? Das ist Hohlkopf. {Ist das scharf} Hä?
HAUPTMANN (*macht eine Falte:*) Was ist das, Herr Doktor? Das ist ne Einfalt! Hähähä! Aber nichts für ungut. Ich bin ein guter Mensch—aber ich kann auch, wenn ich will, Herr Doktor, hähähä, wenn ich will.—He, Woyzeck, was hetzt Er sich so an uns vorbei. Bleib Er doch, Woyzeck! Er läuft ja wie ein offnes Rasiermesser durch die Welt, man schneidt sich an Ihm; Er läuft, als hätt Er ein Regiment Kastrierte zu rasieren und würde gehenkt über [?] dem letzten Haar noch vorm Verschwinden [?]. Aber, über

---

[1] Stock [Rock?] W; die Abbildung zeigt keinen Stock, aber lange Rockſchöße.—[2] collaps congestaticus W.—[3] halt sie Herr Flegel [?] W; mit Flügel ſind wieder die Rockſchöße gemeint.—[4] Folgt darauf wohl neue Faſſung.

die langen Bärte, was wollt ich doch sagen? Woyzeck—die langen Bärte

DOKTOR. Ein langer Bart unter dem Kinn, schon Plinius spricht davon, man müßt es den Soldaten abgewöhnen, du, du,

HAUPTMANN (*fährt fort*). Ha! über die langen Bärte? Wie is, Woyzeck, hat Er noch nicht ein Haar aus einem Bart in seiner Schüssel gefunden? He, Er versteht mich doch? ein {Bart} Haar von einem Menschen, vom Bart eines Sapeurs, eines Unteroffiziers, eines—eines Tambourmajors? He, Woyzeck? Aber Er hat eine brave Frau. Geht Ihm nicht wie andern.

WOYZECK. Ja wohl! Was wollen Sie sagen, Herr Hauptmann?

HAUPTMANN. Was der Kerl ein Gesicht macht! Er steckt Alchymisten- in den Himmel nein. Vielleicht nun [?] auch nicht in der Suppe, aber wenn Er sich eilt und um die Eck geht, so kann Er vielleicht noch auf [ein] Paar Lippen eins finden, ein Paar Lippen, Woyzeck—ich habe auch das Lieben gefühlt, Woyzeck. Kerl, Er ist ja kreideweiß.

WOYZECK. Herr Hauptmann, ich bin ein armer Teufel—und hab sonst nichts auf der Welt. Herr Hauptmann, wenn Sie Spaß machen—

HAUPTMANN. Spaß ich, daß dich Spaß, Kerl!

DOKTOR. Den Puls, Woyzeck, den Puls? klein, hart, hüpfend, unregelmäßig[1].

WOYZECK. Herr Hauptmann, {die Höll ist so ·} die Erd ist höllenheiß, mir eiskalt, eiskalt[2]—die Hölle ist kalt, wollen wir wetten.— —Unmöglich! Mensch! Mensch! unmöglich!

[IV, 4] HAUPTMANN. Kerl, will Er [Rech]enschaft [?], will ein Paar Kugeln vor den Kopf haben [?]? Er ersticht mich mit seinen Augen, und ich mein es gut [mit] Ihm, weil Er ein guter Mensch ist, Woyzeck, ein guter Mensch.

DOKTOR. Gesichtsmuskeln starr, gespannt, zuweilen hüpfend. Haltung aufgeregt [?], gespannt.

WOYZECK. Ich geh. Es ist viel möglich. Der Mensch! es ist viel möglich.—Wir haben schön Wetter, Herr Hauptmann. Sehn Sie, so ein schöner, fester, grauer Himmel[3]; man könnte Lust bekommen, ein Kloben hineinzuschlagen und

---

[1] ungeregelt W.—[2] mir is es eiskalt W.—[3] so ein schön heißer · Himmel W.

sich daran zu hängen, nur wegen des Gedankenstrichels zwischen ja und wieder [?] ja—und nein. Herr Hauptmann, ja und nein? Ist das Nein am Ja oder das Ja am Nein schuld? Ich will drüber nachdenken (*geht mit breiten* [?] *Schritten ab, erst langsam dann immer schneller*).

DOKTOR (*schießt ihm nach*). Phänomen! Woyzeck, Zulage!

HAUPTMANN. Mir wird ganz schwindlich vor dem[1] Menschen. Wie schnell! der lange Schlingel greift aus, als läuft }· · ·{ der Schatten von einem Spinnbein, und der Kurze, das zuckelt. Der Lange ist der Blitz und der Kleine der Donner. Haha, hinterdrein [?]. Das hab' ich nicht gerne! ein guter Mensch ist · und hat sein Leben lieb, ein guter Mensch hat keine courage nicht! ein Hundsfott hat courage! Ich bin bloß in Krieg gegangen, um mich in meiner Liebe zum Leben zu befestigen. Von d. · zu ·, von da zur ·, von da zur ·, wie man zu · · · Grotesk! grotesk![2]

WOYZECK. LOUISEL*

LOUISEL. Guten Tag, Franz.

FRANZ (*sie betrachtend*). Ach, bist du's noch! Ei[3] wahrhaftig! nein, man sieht nichts, man müßt's doch sehen! Louisel, du bist schön!

LOUISEL. Was siehst du so sonderbar, Franz, ich fürcht mich.

FRANZ. Was eine schöne Straße, man läuft sich Leichdörn! es ist gut auf der Gasse stehn, und in Gesellschaft auch gut.

LOUISEL. {Es} Gesellschaft?

FRANZ. Es gehn viel Leut durch die Gasse, nicht wahr? und du tust reden, mit wem du willst, was geht das mich!— Hat er da gestanden? da? da? Und[4] so bei dir? so? Ich wollt, ich wär er gewesen.

LOUISEL. · Er? Ich kann die Leute {nicht} die Straße nicht verbieten und wehren, daß sie ihr Maul {nicht} mitnehmen, wenn sie durchgehn.

FRANZ. Und die Lippen nicht zu Haus lassen, es wär schade, sie sind so schön. Aber die Wespen setzen sich gern drauf.

LOUISEL. Und was ne Wesp hat dich gestochen, du siehst so verrückt wie eine Kuh, die die Hornisse jagt [?].

---

[1] den h².—[2] Die letzten Sätze laufen schon in die nächste Szene hinein, sind also nachträgl. zugefügt.—[3] Ha W.—[4] Stand [?] W.

[V, 1] FRANZ. Mensch! (*Geht auf sie los.*)
LOUISEL. Rühr mich an, Franz! Ich hätt lieber ein Messer in den Leib, als deine Hand auf meiner. Mein Vater hat mich nicht anzugreifen gewagt, wie ich zehn Jahr alt war, wenn ich ihn ansah.
WOYZECK. Weib!—Nein, es müßte was an dir sein! Jeder Mensch ist ein Abgrund; es schwindelt einem, wenn man hinabsieht. Es wäre! Sie geht wie die Unschuld. Nun, Unschuld, du hast ein Zeichen an dir. Weiß ich's? Weiß ich's? Wer weiß es?

LOUISEL (*allein*). *Gebet*

{La corruption du siècle est parvenue à ce point, que pour maintenir la morale
Und ist kein Betrug in seinem Munde erfunden. Herr Gott!}

hH

[1] DER HOF DES PROFESSORS[1]

Studenten unten, der Professor am Dachfenster

Meine Herren, ich bin auf dem Dach wie David, als er die Bathseba sah; aber ich sehe nichts als die culs de Paris der Mädchenpension im Garten trocknen. Meine Herren, wir sind an der wichtigen Frage über das Verhältnis des {Individuums} Subjects zum Object. Wenn wir nur eins von den Dingen nehmen, worin [sich] die organische Selbstaffirmation des Göttlichen, auf einem so hohen Standpunkte, manifestiert, und ihre Verhältnisse zum Raum, zur Erde, zum Planetarischen untersuchen, meine Herren, wenn ich dieße Katze zum Fenster hinauswerfe, wie wird dieße Wesenheit sich zum centrum gravitationis gemäß [?] ihrem[2] eigenen Instinct verhalten. He, Woyzeck, (*brüllt*) Woyzeck!
WOYZECK. Herr Professor, sie beißt.
PROFESSOR. Kerl, Er greift die Bestie so zärtlich an, als wär's seine Großmutter.
WOYZECK. Herr Doktor, ich hab 's Zittern.
DOKTOR. {Ei} (*ganz erfreut*). Ei, ei! schön, Woyzeck (*reibt sich die Hände. Er nimmt die Katze.*) Was seh ich, meine Herren, die neue Species Hühnerlaus[3], eine schöne Spezies,

---

[1] Der Professor und der Doktor sind dieselbe Person, z. T. offenbar eine Karikatur des Universitätsprofessors Wilbrand, der zugleich praktischer Arzt war.—[2] und dem W.—[3] Hasenlaus W.

wesentlich verschieden ·, die[1] Herr Doktor (*er zieht eine Loupe heraus*) Ricinus, meine Herren [?][2]—(*die Katze läuft fort*) meine Herren, das Tier hat keinen wissenschaftlichen Instinkt—Ricinus ·[3], die schönsten Exemplare, bringen Sie ihre Pelzkragen. Meine Herren, Sie können dafür was anders sehen. Sehen Sie: der Mensch, seit einem Vierteljahr ißt er nichts als Erbsen; bemerken Sie die Wirkung, fühlen Sie einmal: was ein ungleicher Puls! der[4] und die Augen.

WOYZECK. Herr Doktor, es wird mir dunkel! (*Er setzt sich.*)

[2] DOKTOR. Courage, Woyzeck, noch ein paar Tage, und dann ist's fertig. Fühlen Sie, meine Herren, fühlen Sie! (*Sie betasten ihm Schläfe, Puls und Busen.*) A propos, Woyzeck, beweg den Herren doch einmal die Ohren! ich hab {dies} es Ihnen schon zeigen wollen, zwei Muskeln sind bei ihm tätig. Allons, frisch!

WOYZECK. Ach, Herr Doktor!

DOKTOR. Bestie, soll ich dir die Ohren bewegen, willst du's machen wie die Katze? So, meine Herren, das sind so Übergänge zum Esel, häufig auch die[5] Folge weiblicher Erziehung und[6] die Muttersprache. Wieviel Haare hat dir die Mutter zum Andenken schon ausgerissen aus Zärtlichkeit? Sie sind dir ja ganz dünn geworden, seit ein paar Tagen. Ja, die Erbsen, meine Herren!

DER IDIOT. DAS KIND. WOYZECK

KARL (*hält das Kind vor sich auf dem Schoß*). Der is ins Wasser gefallen, der is ins Wasser gefallen, mir, der is ins Wasser gefallen.

WOYZECK. Bub, Christian!

KARL (*sieht ihn starr an*). Der is ins Wasser gefallen.

WOYZECK (*will das Kind liebkosen, es wendet sich weg und schreit*). Herrgott!

KARL. Der is ins Wasser gefallen.

WOYZECK. Christianchen, du bekommst en Reuter, sa sa (*das Kind wehrt sich; zu Karl:*) da{s}, kauf dem Bub en Reuter!

---

[1] enfoncé, der W.—[2] Der Doktor wollte vielleicht sagen: wesentlich verschieden von der, die Doktor Ricinus . . fand oder beschrieben.—[3] In dem fraglichen Wort, das W als herauf entziffert, steckt vielleicht das Verb zum Subjekt Ricinus.—[4] da W.
[5] in W.—[6] wie W.

KARL (*sieht ihn starr an*).
WOYZECK. Hop! hop! Roß.
KARL (*jauchzend*). Hop! hop! Roß! Roß! (*läuft mit dem Kind weg.*)

H

S. 145. 10 was! über {Hohl da unten, alles hohl} H | 24 beginnt [I, 2] H | ANDRES über {WOYZECK} H | Woyzeck über {Andres} H | 25 WOYZECK über {ANDRES} H | 26 vor Hörst unlesbares gestr. Wort H | 27 Ortsangabe nach h^2: vgl. 717 35 | 29 *voran* nachgetr. H.
S. 146. 2 {Was g[eht]} Und wenn! H | 8 beginnt [I, 3] H | 9 arm nachgetr. H | 10 deiner {Frau[lein]} Mutter H | 18 lies Schimmel aus | 29 hinter viel unlesbare gestr. Stelle H | 32 {her}ggangen H | 34 beginnt [I, 4] H.
S. 147. 2 herein. {Ich muß fort} H | 4 f. steht als szenar. Überschrift in einer Zeile, dann die zweite Hälfte der 4. und die 5. Seite leer in H | 6-17 herübergenommen aus h^1, mit Änderung der Personennamen: vgl. 706 f. | 18-27 eingeschaltet aus h^2: vgl. S. 721 19 ff.; dieses Zwischenspiel in die Jahrmarktszene einzufügen, berechtigt wohl die Anwesenheit des Unteroffiziers im Innern der Bude bei h^1 (S. 708) sowie die gewichtigen Worte Margrethens, die sich in h^1 an die Jahrmarktszene anschließen (708 6 ff.) und wonach dort der erste Zusammenstoß Woyzecks mit seinem Nebenbuhler erfolgt sein muß | 29—148 18 herübergenommen aus h^1: vgl. S. 707 f.
S. 148. 19 zugefügt auf Grund der Randbemerkung zum Vorhergehenden in h^1: vgl S. 708, Fußn. 2; da die Worte guckt sieben Paar lederne Hosen durch schon 146 6 f. verwertet worden, mußten sie hier wegfallen; dem Tambourmajor konnten die Worte in den Mund gelegt werden auf Grund von 147 18 f. (resp. 721 20 f. in h^2) und 709 38 (in h^1) | 20 beginnt [I, 6] H | 31 Gold! {Wie wird mir's beim Tanz stehen?} H | 33 einen zugef. H | Mund über {Lippen} H | 37 Schlafengelchen! {siehst} H.
S. 149. 2 wirst. {Zum Mittag w} H | 11 {Was willst du?} Bin ich ein Mensch? H | 13 drückt ihn. {Über so glatte Backen läuft} H | 15 hinter Leut! beginnt [I, 7] H | Das is H | 26 hinter andern! unlesbare gestr. Stelle.
S. 150. 9 hinter Ein guter Mensch beginnt [I, 8] H | 18 *Gerührt* nachgetr. H | 34 auf die Moral über {auf die moralische Art} H | 39 hinter Mensch beginnt [II, 1] H.
S. 151. 3 f. Ich hab bis Blut nachgetr. H | 11 ein {vornehmer} Herr H | und eine Uhr nachgetr. H | 12 und könnt bis reden

nachgetr. H | 13 tugendhaft sein {und hätt mich kopulieren lassen in der Kirch mit Chaise und Pferd}. H | 19 hinter hinunter! der Rest der Seite (1/4) frei H | 20 beginnt [II, 2] H; daß die Szene "Vor Mariens Kammer" spielt, scheint aus der folgenden Szene hervorzugehen, auch ist Mariens Verstimmtheit ob der Zudringlichkeit des Tambourmajors auf der Straße doppelt verständlich. | 29 *spöttisch* nachgetr. H | 33 *verstimmt* nachgetr. H *bestimmt* W | 37 hinter alles eins. der Rest der Seite (1/4) frei H.

S. 152. 1 beginnt [II, 3] H | 3 f. Hm! {Man müßt's sehn, wahrhaftig, man} Ich seh nichts H | 6 hirn zugef. H | 10-12 Wie, Marie bis schön sein? nachträgl. zugef., z. T. a. R. H | 13 du {tust} redst H | 19 f. zwei Augen hat und nachgetr. H | 21-26 WOYZECK. ··· MARIE (*keck*[1]). Und wenn auch. H; die unlesbare Stelle, die aber drei Wörter zu enthalten scheint, entziffert als Mußt sterben [?] W. Vgl. dazu das oben S. 703 Gesagte. Um im Text keine Lücke an so gewichtiger Stelle zu lassen, ist Ersatz aus h² geschaffen worden: vgl. 727 1 ff. Hinter Und wenn auch ist der Rest der Seite (1/5) frei in H | 26 beginnt [II, 4] H.

S. 153. 11 Aber an die Wand H | 12 hinter in der Hand. beginnt [II, 5] H | 15 beobachten {,denn die Sonne schien grade zufällig einmal wieder} H | 21 einem [dialektischer Dativ] H | krepiert [was in h² (722 41) steht] W | 31 hat {sie's} schon H | Stimme {zu ihnen geredet} H | 35 hinter in was beginnt [II, 6] H | 37 {WOYZECK} DOKTOR H | 37 f. mentalis partialis a. R. für zwei gestr. Worte H | 38 ausgezeichnet W.

S. 154. 9 Subjekt nachgetr. H | 11 hinter Ja. der Rest der Seite (1/4) frei H | 12 beginnt [II, 7] H; Ortsangabe nach h²: vgl. S. 723 | 14 f. ebenfalls nach h² | 16 HAUPTMANN nachgetr. H 23 ein a. R. nachgetr. H | Menschen über {das} H | hinter schießen noch {unaufhör[?]} H | 24 ich bin so schwermütig nachgetr. H.

S. 155. 3 hinter sagen beginnt [II, 8] H | 11 hinter Sargnagel. das Übrige der Seite (gut 2/3) frei H | 12 beginnt [III, 1] H | 21 f. Vorhin sind über Die {Mensche} Weibsbilder H | 22 hinaus über {dampfen} H hin W | 26 Meintwege. {Ich hab} H | 33 Tanz, Tanz. {Ich · tanz} wird H | 38 beginnt [III, 2] H | hinter dahie. freier Raum vor neuer Szene H.

S. 156. 6 Personenbezeichnung a. R. nachgetr. H | dir nachgetr. H | 7 Vorwärts [?] nachgetr. H | 9 f. ich will ihm bis totschlagen nachgetr., z. T. a. R. H | 14 muß über könnt H | 14-16 Ich wollt bis Hals gießen a. R. nachgetr. H | 17-22 ANDRES bis

[1] Nachgetr. H.

ist mei Freud. a. R. H, hinter Woyzecks Worten, also hinter 36 stehend, W: aber Woyzecks Worte stehen z. T. schon auf der nächsten Manuskriptseite (s. u.), so daß Büchner auch 17-22 an deren Rand geschrieben hätte, wenn er sie dort eingeschaltet hätte wissen wollen | 27 *erstickt* über {*fährt*} H | 30 hinter Warum beginnt [III, 3] H | 35 wie ich [?] W.

S. 157. 2 Euch zugef. H | 7 der Soldat a. R. für {der} Wirt H | 8 sich totzuschlagen über {der Unmäßigkeit} H | 9 nicht [?] zugef. H | 13 beginnt [III, 4] H | 14 *er legt* für *reckt* W | 15 ihr? {So} Lauter H | 16 die {Hauer-}[1] Zickwolfin H | 17 Zickwolfin über ein nicht mehr lesbares Wort geschrieben H | 17 f. Hör ich's da auch, sagt's der Wind auch? a. R. nachgetr. H | 20 EIN ZIMMER heißt's in h^1 (S. 709), die weitere Ortsbestimmung zugef. 24 zu. {Hörst} und H 25 aus der Wand zugef. H | 26 Ja — {sie ·} laß sie H | Einer ist bis dann ist fraglich, sieht wie gestr. aus H | 27 Amen. {*schläft wieder ein.*} HW; die szenarische Bemerkung ist wohl nur versehentlich stehen geblieben, denn Andres antwortet ja noch einmal | 28 Es redt bis stich! stich! sieht wie gestr. aus H | 32 beginnt [III, 5] H.

S. 158. 3 ich wollt bis Schnaps a. R. H | 4 muß saufen, {ich wollt, die Welt wär ein Faß Bordeaux.} H | 7 sie {dreimal} um H | 7 f. (*er* (*sie ringen* H Her (*sie ringen* W | 12 vor Branntewein wohl noch Ha H | 17 beginnt [III, 6] H | 25 nicht umsonst W | 25 f. Er soll bis haben nachgetr., denn Tod haben interlinear zugef. H | 31 Du Hund H; hinter Hund! der Rest der Seite ($^1/_3$) frei H | 32 beginnt [III, 7] H.

S. 159. 5 Fort statt Karl W | Das {liegt in der} brüst' H 8 f. Blutwurst {und Leberwurst} sagt H | 16 Heiland! Heiland! bis salben! a. R. beim Ende der Seite H | 17 beginnt [III 8] H | 24 f. Herr! wie dein Leib bis aller Stund a. R., offenbar als Variante anzusehen neben den im Text stehenden Versen Leiden sei all mein Gewinnst, Leiden sei mein Gottesdienst H; da diese Verse schon im 'Lenz', S. 89 vorkommen, sind hier die andern gewählt worden 24 war über {gewesen} H | 29 Friedrich über *hervor* H *heimlich hervor* W | 30 Wehrmann zugef. H | 31 geb.—d.—H | Mariä bis Juli a. R. zur Ausfüllung vorhergehender Lücke H.

S. 160. 1-26 herübergenommen aus h^1, mit Änderung der Personennamen: vgl. S. 713 f. | 27—161 8 "Das Messer" bis "und da noch einer ···" ebenfalls herübergenommen aus h^1, wo freilich diese Rück-

[1] ein nicht ganz lesbarer gestr. Name.

kehr Woyzecks zur Mordstelle erst später folgt, motiviert durch die Wirtshausszene: vgl. S. 716 und Schlußbericht.

S. 161[1]. 5 "Sande" lies: "Sommer" | 6 "Wer kann es—dann": lies: "Wer kann's erkennen" | 9-18 wieder aus h^1 (S. 714) herübergenommen, doch läßt sich die Anfügung an dieser Stelle nicht halten, wenn auch für h^1 eine fortlaufende Entwicklung angenommen wird; nach der Szenenfolge von h^1 nämlich schließt sich dieser Auftritt fremder Personen an 160 26 an, die Leute vertreiben also Woyzeck von der Mordstelle und finden die Leiche, hören ihn aber nicht ertrinken (vgl. Schlußbericht) | 11 "Still! Da!" lies: "Still! Dort!" | 12 "Da! wieder ein Ton" lies: "Uu! Da! was ein Ton" | 13 "Wasser, das" lies: "Wasser, es" | 15 "Und jetzt wieder—[wie]" lies: "Uu! jetzt wieder. Wie" | 17 "wie Gespensterspuk" lies: "wie gesprungne Glocken".

---

[1] Die Seite war schon nach W gedruckt, bevor eine erneute Vergleichung auch der Woyzeck-Handschriften vorgenommen wurde.

DER HESSISCHE LANDBOTE (S. 163—177).

DIE ursprüngliche, ausschließlich von Büchner herrührende Fassung existiert nicht mehr, auch nicht in den Büchnerschen Prozeßakten, die, nach eingeholter Auskunft, gleich den Weidigschen Prozeßakten weder im Hessischen Justizministerium noch im Hessischen Staatsarchiv vorhanden sind und allem Anschein nach vernichtet wurden.[1]

A: Erstdruck des Flugblatts; zwei ineinanderliegende Bogen von schlechtem, grauem Papier in hohem Oktavformat, paginiert mit 1-8; nach der gerichtlichen Ermittlung in Offenbach hergestellt, von Druck- und Satzfehlern strotzend. Einzig bekanntes, von Mäusen angefressenes Exemplar im Nachlaß Büchners.—Inhaltlich eine von Weidig vorgenommene Bearbeitung des Büchnerschen Entwurfes; über den Umfang der Änderungen Weidigs geben die in Nöllners "Aktenmäßiger Darlegung des wegen Hochverrates eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen den Pfarrer Dr. Friedr. Ludw. Weidig" mitgeteilten Aussagen Beckers Auskunft:

"In dem oben [S. 605 ff.] angegebenen Sinn schrieb Büchner die Flugschrift, welche *von Weidig 'Landbote' genannt* worden ist. Noch muß ich erwähnen, daß Büchner während meiner Abwesenheit einmal bei Weidig gewesen sein muß, um bei demselben eine Statistik vom Großherzogtum, die er bei seiner Arbeit benutzt hat, zu entlehnen ... Diese Schrift wurde durch Clemm und mich an Weidig überbracht. Er machte ... Einwendungen ... und sagte, daß bei solchen Grundsätzen kein ehrlicher Mann mehr bei uns aushalten werde (er meinte damit die Liberalen) ... Indessen konnte Weidig der Flugschrift einen gewissen Grad von Beifall nicht versagen und meinte, sie müsse vortreffliche Dienste tun, wenn sie verändert werde. Dies zu tun, behielt er sie zurück und gab ihr die Gestalt, in welcher sie später im Druck erschienen ist. Sie unterscheidet sich vom Originale dadurch, daß *an die Stelle der Reichen die Vornehmen gesetzt* sind, und daß das, *was gegen die sogenannte liberale Partei gesagt war, weggelassen und mit anderem, was sich bloß auf die Wirksamkeit der konstitutionellen Verfassung bezieht, ersetzt* worden ist, wodurch denn der Charakter der Schrift noch gehässiger geworden ist. Das ursprüngliche Manuskript hätte man allenfalls als eine schwärmerische, mit Beispielen belegte Predigt gegen den Mammon, wo er sich auch finde, betrachten können, nicht so das

[1] Die Akten sind auch nicht abschriftlich im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin erhalten.

letzte. *Die biblischen Stellen sowie überhaupt der Schluß sind von Weidig ...*"

Ferner noch, bei einem anderen Verhör:

"Das Manuskript dieser Flugschrift habe ich bei Büchner ins Reine geschrieben, weil seine eigene Hand durchaus unleserlich war ... Ich habe indessen nur das ursprüngliche Manuskript, wie es Büchner geliefert hat, abgeschrieben. Ich kann auch hier noch anführen, daß der *Vorbericht ebenfalls von Weidig* verfaßt worden ist. Büchner war über die Veränderung, welche Weidig mit der Schrift vorgenommen hatte, außerordentlich aufgebracht; er wollte sie nicht mehr als die seinige anerkennen und sagte, daß er ihm gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt habe, und wodurch alles andere gleichsam legitimiert werde, durchgestrichen habe."

Um Büchners Unwillen über Weidigs Eigenmächtigkeiten gerecht zu werden, mußte, wenn auch nicht die ursprüngliche Fassung wiederhergestellt werden konnte, doch wenigstens versucht werden, die Weidigschen Änderungen von dem echt Büchnerischen Texte abzuheben. Das ist auf Grund der gerichtlichen Angaben Beckers sowie auf Grund stilistischer Momente geschehen, indem die von Büchner allem Anschein nach nicht herrührenden Stellen *kursiv* gesetzt wurden; die nähere Begründung für die Unterscheidung im einzelnen bringen die Lesarten.

B: neue, durch Weidig nochmals veränderte Auflage, diesmal in Marburg gedruckt. Ein Exemplar dieses Zweitdruckes existiert offenbar nicht mehr, obwohl er dem Gericht seinerzeit vorgelegen hat. Aus Nöllners "Aktenmäßiger Darlegung" ist nur eine, von dem früheren Wortlaut ziemlich abweichende Fassung aus dem Anfang der Flugschrift bekannt (Lesarten 165 26-36); der vollkommen geänderte Schluß wird aus h entnommen werden können.

h: Quartbogen (4 Seiten) vergilbten glatten Papiers, vollbeschrieben, doch mit Rand, nicht paginiert. Die Schrift ist weder die Hand Georg Büchners noch die Ludwig Weidigs[1] und gewiß auch nicht die August Beckers; auch Ludwig Büchner schreibt in Briefen etwas anders[2], und doch wird das Schriftstück mit den Vorbereitungen zu der Ausgabe N in Verbindung zu bringen sein. Denn h stellt

[1] Festgestellt an Hand einer von Weidig ausgestellten Quittung, die sich in Butzbacher Privatbesitz befindet.—
[2] Wie die in der Staatsbibliothek zu Berlin aufbewahrten Briefe Ludwig Büchners dartun; noch weniger kann Luise Büchners Hand in Frage kommen.

nur, wie seine ursprüngliche Überschrift besagt, Bruchstücke einer Flugschrift aus 1834 dar, und zu welch anderem Zweck könnte dieser Auszug gemacht worden sein als zur Wiedergabe in N? Tatsächlich wagt ja Ludwig Büchner nur einen fragmentarischen Abdruck des 'Landboten' in seiner Ausgabe, aber freilich fällt dieser dann wesentlich umfangreicher aus. Und doch sind Beziehungen da zwischen h und N, die erklärt werden müssen: 1. ist die ursprüngliche Überschrift von h durchstrichen und mit anderer Tinte dafür die von N eingesetzt: "Der .....sche Landbote. Erste Botschaft. ....., im Juli 1834"; 2. stimmt N in einigen Lesarten im Gegensatz zu A mit h überein; 3. sind diese Abweichungen, soweit man aus dem bekannten Wortlaut von B urteilen kann, mit B identisch. Die Sache wird also wohl so liegen, daß der Auszug h aus B statt aus A vorgenommen worden ist und mit dieser mehr Weidigschen Fassung für eine Ausgabe Georg Büchners wenig geeignet war; es wird deshalb ein neuer Auszug nach A gemacht worden sein, und dieser ist zugleich bedeutend umfangreicher ausgefallen, weil man wohl einsah, daß ein so kärglicher Auszug wie h kein Bild von der Flugschrift Büchners geben konnte. Wie dem aber auch sein mag, so viel darf als feststehend angenommen werden, daß der gänzlich anders lautende Schluß von h (deutsche Reichsidee! vgl. Lesart zu 177 11-39) der Weidigschen Fassung von B entstammt.

N: der von Ludwig Büchner für seine Ausgabe endgültig gewählte Auszug aus A, in den sich jedoch einige Lesarten aus B verirrt haben; auch von den Milderungen der A-Fassung mögen nicht alle eigenmächtig von Ludwig Büchner aus Furcht vor der Zensur vorgenommen worden sein, sondern manche auf B zurückgehen.

F: schon Franzos hat in seiner "Anmerkung zum 'Landboten'" versucht, die von Weidig herrührenden Stellen als solche festzustellen (S. 285 f.); wo seine Auffassung von unserer abweicht, ist dies unter den Lesarten vermerkt worden.

D: Eduard Davids Ausgabe des 'Landboten' in der "Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze, 10. Heft, München 1896". David unternimmt es bereits, die Weidigschen Stellen im Text durch Anwendung verschiedener Drucktypen von Büchners Fassung zu unterscheiden. Er geht dabei weiter als Franzos, erfaßt aber auch noch nicht

alles Erreichbare. Auch seine Abweichungen von unserer Auffassung sind unten verzeichnet worden.
Für die Textherstellung kam nur A, mit Benutzung von F und D, in Betracht; doch wird man auch die Lesarten der noch unbekannten Handschrift h kennen lernen wollen, und so werden diese im folgenden mitverzeichnet, wobei auch B und N, soweit letzteres mit h übereinstimmt, berücksichtigt sind. Hingegen sind die bloßen Druck- und Satzfehler von A weder hier verzeichnet noch in den Text übernommen worden.

S. 165. 1-18 Titel und Vorbericht von Weidig nach Beckers Angaben (S. 733 f.); der Titel lautet Bruchstücke einer Flugschrift aus 1834 in h, ist aber später mit anderer Tinte gestrichen und durch den Titel von N ersetzt worden: Der .....sche Landbote. Erste Botschaft. ....., im Juli 1834; der Vorbericht fehlt hN | 19 das Motto schreiben FD Weidig zu, gewiß mit Unrecht; der Ruf entstammt der franz. Revolution[1] und wird also vom Dichter des 'Danton' als ursprüngliche Überschrift gewählt worden sein 20-25 von Weidig, denn bei Nöllner a. a. O., S. 106 als Belastungsstelle gegen ihn angeführt | 22 Fürsten und Großen h | 26 ff. Büchnerisch, deshalb in B von Weidig geändert; vgl. auch 14 10 ff. und die Bauern in 'Leonce' (S. 134 f.) | 26 *Vornehmen* von Weidig an Stelle der Reichen hier wie sonst nach Becker (S. 733) eingesetzt; Fürsten Bh | 26-28 sie wohnen bis eine eigne Sprache fehlt Bh | 30 der Beamte des Fürsten statt der *Vornehme* Bh | 31 hinter dem Bauer BhN | dem Ochsen B | 32 der Fürst nimmt Bh | läßt dem Volke B läßt dem Volk h | 35 f. auf dem Tische des Zwingherrn BhN | 37 ff. alles Statistische hier wie später von Büchner, nach Becker (S. 733) | 37—166 12 Im Großherzogtum bis im Staat zu erhalten. fehlt h | 38 6, 363, 364 Gulden A: Druck- oder Rechenfehler.
S. 166. 7 6, 363, 363 fl. A: vgl. 165 38 | 13 nun fehlt h | für ein gewaltiges hN | 20—171 33 Seht nun bis 16000 Gulden. fehlt h.
S. 168. 10-14 *Und will endlich* bis *selber geschunden.* offenbar ein abschwächender Zusatz von Weidig, jedoch von FD nicht als solcher anerkannt.
S. 169. 21-26 *In Deutschland* bis *teuer bezahlen; denn* abschwächender Zusatz Weidigs, von dem die Bibelstellen nach Becker (S. 734) stammen; mit der Statistik setzt wieder Büchner ein.

---

[1] Der 1794 in der Revolution umgekommene Schriftsteller Chamfort soll ihn in umgekehrter Satzfolge geprägt haben: Krieg den Palästen, Friede den Hütten!

S. 170. 12-19 *Wehe über euch* bis *eure Kinder.* offenbar ein alttestamentliches Bild von Weidig, das schlecht zu dem folgenden Bilde des Mediziners Büchner paßt; FD erkennen nur in 12f. Weidigs Eigentum.

S. 171. 9-32 *Das alles duldet ihr* bis *Das Teil von Judas!* Noch der unmittelbar vorhergehende Satz ist zweifellos von Büchner (vgl. die Bauernjünge in 'Leonce'!); dann aber setzt, fast unverkennbar, Weidigs pastörlicher Ton ein (*Vater der Lügen, unser liebes Vaterland* usw.), und auch die Propagierung der deutschen Reichsidee stimmt mehr zu Weidig als zu Büchner. FD sehen nur in den drei letzten Zeilen Die Heilige Schrift sagt usw. Worte Weidigs.
S. 172. 3 Keiner erbt mit der Geburt vor dem Andern h Keiner erbt durch die Geburt vor dem Anderen N | 5ff. echt Büchnerisch: vgl. 66812f. 15 am Volk h 19 über der Vollziehung h | 22 Gesetzgebung h | 23 Volke h | 26 über der ersten Königsleiche den Hals brechen: Dantonstil! | 27 Freiheitsrufe h | 30f. im Lande schlug sich h | 33 die Söldlinge h | 34 im Blute h N.

S. 173. 2 dickwanstigen: echt Büchnerisch (vgl. 43125) | 3f. vom erblichen Götzendienst der Königsherrschaft h 5 den Menschen h 14 richteten sich zum A rüsteten sich zum h N; folglich in A nur ein Druckfehler, so daß der Text vorn nach hN berichtigt werden muß | 24—17437 *Denn was sind diese Verfassungen* bis *euch ergeben hattet.* fehlt h | 30ff. über die Wahlgesetze hat sich Büchner auch sonst geäußert: vgl. 60721ff. 37—17538 *Denkt an die Verfassung* bis *Aber ihr Maß ist voll!* Nachdem von den Verfassungen schon 24ff. die Rede gewesen und dann speziell vom Wahlgesetz gesprochen worden, bedeutet es einen Rückschritt, wenn nun nochmals ausführlich auf die Verfassung Hessens eingegangen wird; war doch auch schon von der Unverletzlichkeit des Großherzogs 169f. die Rede, und auch die Erwähnung von der Verweigerung der zwei Millionen Gulden 17420ff. bedeutet eine Wiederholung von 17336. Überhaupt ist die Darstellung der ganzen Stelle bis 17538 außerordentlich breit und matt gegenüber der prägnanten Kürze Büchners; der pastörliche Ton klingt auch außerhalb der Bibelstellen öfters durch. Die beträchtliche Länge dieses Weidigschen Ersatzstückes aber erklärt sich daraus, daß wir hier an der Stelle stehen, wo sich Büchner, im Anschluß an die Erwähnung Grolmanns und jenes Landtagskampfes, gegen die sogenannten Liberalen ausgelassen hat, was Weidig nach Beckers Aussage (S. 733) durch anderes bloß auf die Wirksamkeit der konstitutionellen Verfassung Bezügliches ersetzt hat. F erkennt Weidigschen Stil nur in 17438-17527 (*Der Herr* bis *schunden)* und 17531-38 (*Er hat eine Zeit-*

lang bis *Knechtschaft.*), D jedoch in 174 35—176 39 (*und von der Furcht des Herrn* bis *ist eitel Schinderei.* [ſ. u.]) | 39 f. *unserer einheimischen Tyrannen* fehlt h.

S. 175. 1 Volkes h | 2 diese Gewalthaber h | 4—176 36 *Gott wird* bis *ein sehr groß Heer.*" fehlt h | 38—176 8 Sehet an bis zum Segen verordnet?" ſchreibt D Weidig zu; dagegen ſpricht Büchners briefliche Äußerung über Ludwig von Bayern 559 11 ff.

S. 176. 9-12 die Verſe ſind Büchneriſches Zitat Bürgers (vgl. Reg.), ſind alſo zu Unrecht in Kurſivſchrift geſetzt | 13-39 *Ich sage euch* bis *ist eitel Schinderei.* ſchon durch die vielen Bibelzitate als Paſtorengut gekennzeichnet; erſt mit der Statiſtik fährt Büchner fort | 13 *Ich sage euch* bis *Maß ist voll.* von F, entſprechend 175 38, Büchner zugeſchrieben | 37 *Wie der Prophet schreibet* fehlt h N | 37 f. *Also stehet es in Deutschland; eure* h *Also stand es bisher in Deutschland; eure* N 38—177 8 *denn die Ordnung* bis *Land und Volk.* fehlt h | 38—177 4 *sind "verdorret", wie der Prophet schreibt.* Ihr seid nichts N.

S. 177. 6-11 *So weit ein Tyrann* bis *großes Heer sein.* Gegen die Tyrannen kämpft Weidig, Büchner gegen den Mammon; auch nimmt *verdorret Land und Volk* das Prophetenzitat von 176 37 f. wieder auf. Trotzdem laſſen F D erſt von 8 an (*Aber wie der Prophet*) Weidigſchen Text beginnen | 8 f. *Aber der Tag der Auferstehung* h | 11-39 *Heer sein. Dann wird der Hesse dem Thüringer, der Rheinländer dem Schwaben, der Westphale dem Sachsen, der Tyroler dem Baier die Bruderhand reichen. Die besten Männer aller Stämme des großen deutschen Vaterlands werden, berufen durch die freie Wahl ihrer Mitbürger, im Herzen von Deutschland zu einem großen Reichs- und Volkstage sich versammeln, um christlich über Brüder zu regieren.* h | 12-27 Hebt die Augen bis mit euch aufstehen hält F für Worte Weidigs, aber das ſtatiſtiſche Argument rührt doch wohl wieder von Büchner her, und vor allem kommt natürlich dem Mediziner das Bild von der Scheinleiche zu, die zu zucken anfängt; letzteres gilt auch gegen D, das Weidig mit 17 Wohl drohen sie beginnen läßt | 28-39 *Ihr bücklet euch* bis *Amen.* paſtörlicher Schluß, der auch nach Becker (S. 734) von Weidig herrührt.

NATURWISSENSCHAFTLICHE UND PHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN (S. 179—367).

DIE *chronologische Anordnung* der wissenschaftlichen Schriften bereitet insofern Schwierigkeiten, als Büchners naturwissenschaftliches und philosophisches Interesse lange Zeit gleich stark gewesen zu sein scheint und selbst schwer zu entscheiden ist, welche seiner ersten wissenschaftlichen Arbeiten auch nur zeitlich den Vorrang hat. Nach einer mündlichen Äußerung Büchners (S. 605) ist er sich über seinen Beruf nie im Zweifel gewesen, aber nach einer persönlichen Erinnerung des Kantonalstabsarztes Dr. Lüning wäre Büchner noch kurz vor Antritt seiner Vorlesungen in Zürich schwankend gewesen, ob er sich "der spekulativen Philosophie oder der beobachtenden Naturwissenschaft zuwenden solle" (S. 642).[1] Die Briefe der Zeit geben keine ganz klare Auskunft darüber. In dem ersten Brief nach der Flucht aus Deutschland wird programmatisch geäußert: "Ich werde das Studium der medizinisch-philosophischen Wissenschaften mit der größten Anstrengung betreiben, und auf dem Felde ist noch Raum genug, um etwas Tüchtiges zu leisten" (S. 544). Hier wird also nur an das naturwissenschaftliche Studium gedacht. Im Oktober 35 sieht sich aber Büchner, offenbar um das Züricher Doktordiplom zu erlangen, "nach Stoff zu einer Abhandlung über einen philosophischen oder naturhistorischen Gegenstand um" (S. 557). Das erste Schwanken zeigt sich demnach bei der Anstellungsfrage. In dem Brief an Gutzkow, der wahrscheinlich vom Ende 35 stammt, schreibt Büchner dann zum erstenmal vom "Studium der Philosophie" (S. 559), und der nächste Brief an Gutzkow gibt eine nähere Auskunft darüber: er gedenkt Herbst 36 in Zürich "einen Kurs über die Entwicklung der deutschen Philosophie seit Cartesius" (S. 562) zu lesen. Während er sich dazu offenbar noch vorbereitet, ist jedoch die "Abhandlung", die ihm

[1] Dazu stimmt N, S. 37: "Am 18. Okt. 1836 reiste Büchner nach Zürich, vorbereitet auf zwei Lehrkurse, einen über vergleichende Anatomie, den anderen über Philosophie. Dem letzteren gab seine eigene Neigung den Vorzug; doch da Professor Bobrik bereits philosophische Vorlesungen angekündigt hatte, so sparte er, um Collisionen zu vermeiden, diesen Plan für das folgende Sommersemester auf und entschloß sich zur vergleichenden Anatomie."

den Doktorhut verschaffen soll, längst fertig; denn das ist die Schrift "sur le système nerveux du barbeau" (S. 641), die er bereits im April und Mai in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Straßburg vorgelesen und danach an die Züricher Fakultät gesandt hat. Demnach wird man die Entstehung der naturwissenschaftlichen Abhandlung früher anzusetzen haben als die Abfassung der philosophischen Vorlesungen, von denen die Spinoza-Arbeit sogar erst im Brief vom 2. Sept. 36 namentlich erwähnt wird.— Von den beiden philosophischen Vorlesungen stellt Franzos den Spinoza voran, und er beruft sich dabei auf eine Bemerkung Büchners, die er aber nicht näher angibt (F, S. 319). In Büchners Briefen wird zuerst Cartesius erwähnt (s. o.) und erst im Brief vom 2. Sept. 36 auch Spinoza genannt. Da auch inhaltlich ein Teil der Spinoza-Arbeit eine eingehende Beschäftigung mit Cartesius voraussetzt (vgl. S. 747), ist hier im Gegensatz zu F die natürliche Folge auch für die chronologische angesehen worden.

Nicht aufgenommen ist die GESCHICHTE DER GRIECHISCHEN PHILOSOPHIE. Sie steht auf einem Manuskript von 34 Doppelbogenlagen (je 8 Seiten, lagenweis gezählt sogenannten Büttenpapiers (verschiedener Qualität: Lage 12-14, 17, 25 f. mit Wasserzeichen), umfaßt also, die vier letzten leergebliebenen Seiten abgerechnet, 268 Seiten, bei freigelassenem breitem Rande freilich. Doch nicht der Umfang des Manuskripts schloß es von dieser Ausgabe aus, sondern die Tatsache, daß sein Inhalt keine selbständige Arbeit Büchners darstellt. Auch nicht einmal in dem von Franzos, a. a. O. S. 318f. geäußerten Sinne, das Ganze wäre "eine mit staunenswertem Fleiße zusammengetragene, überaus gewissenhafte Arbeit, welche durchweg aus den Quellen schöpft und mit größter Objektivität referiert". Das ganze Manuskript ist nämlich, wie sich bei näherem Zusehen herausstellt, nichts weiter als ein kurzer Abriß von den drei ersten Bänden der "Geschichte der Philosophie" Wilhelm Gottlieb Tennemanns (1798, 1799, 1801), mit oft wörtlicher Wiedergabe und derart abhängig, daß Büchner eine gelegentliche eigene Äußerung als nicht zur Abschrift gehörig in Klammern dazusetzt! Zum Beweis dafür vergleiche man die in F, S. 303ff. mitgeteilten, übrigens nicht ganz wörtlich aus dem Manuskript wiedergegebenen Proben über Thales und Epikur mit Tennemann I, S. 55-63 und III, S. 358-366; dort stehn

auch alle die Quellen verzeichnet, deren Angabe Büchner, was Franzos zu seinem Irrtum offenbar verleitete, ebenfalls übernommen hat. Eine sorgfältige Vergleichung des ganzen Manuskripts mit Tennemanns genannten drei Bänden ergab, daß so gut wie nichts übrigbleibt, was man für Büchnerisch gelten lassen könnte. Nur hier und da wird die Tennemannsche Anordnung im Detail etwas geändert, wohl auch, wie schon erwähnt, eine eigene Bemerkung gelegentlich eingeschaltet (z. B. Hinweis auf Spinoza bei Xenophanes) oder, was ja immerhin bezeichnend ist, aber doch nur ein paarmal vorkommt, die Tennemannsche Charakterisierung eines Lüstlings gemildert[1]; all das aber hebt die Arbeit kaum über das Niveau einer bloßen Abschrift und hätte ihren Abdruck gewiß nicht gerechtfertigt. Diese Abschrift kann nur den Zweck gehabt haben, die Anschaffung des Tennemann selbst zu ersparen; eine eigene Vorarbeit für Vorlesungen über die Geschichte der griechischen Philosophie war damit auch nicht entfernt geleistet.

MÉMOIRE SUR LE SYSTÈME NERVEUX DU BARBEAU (S. 181—250).

Dem Text ist, da sich handschriftliches Material zu dieser Vorlesung nicht erhalten hat, die allein erschienene Ausgabe in den "Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Straßbourg" (Exemplar in der Staatsbibliothek zu Berlin) zugrundegelegt; nur die Verweise auf die Abbildungen sind nicht mit aufgenommen, da die jenem Erstdruck beigegebene Tafel mit achtzehn, von Büchner selbst gezeichneten Figuren nicht berücksichtigt werden konnte. In deutscher Übertragung, der diese Schrift mit Rücksicht auf ihren Verfasser wohl wert wäre, ist nur ein winziger Bruchteil aus Ludwig Büchners Feder in F (S. 296 f.) erschienen.

---

[1] Prodicus war nach Tennemann I, 376, "sehr gewinnsüchtig und ein großer Wollüstling", Büchnern hingegen ist er "ein behaglicher Epikuräer"; desgleichen nennt er Aristipp einen "behaglichen Genießer", an dem Sokrates nach Tennemann II, S. 103 "einen zu großen Hang zur Weichlichkeit, zum Vergnügen und Wohlleben" bemerkte.

Der Abdruck erfolgte nach der in Büchners Nachlaß befindlichen Handschrift
H: 23 Doppelbogen (Lagen von je 8 Seiten) von nicht ganz gleichmäßigem Quartformat, lagenweis gezählt; das verwandte Büttenpapier ist verschiedenartig, überwiegend grauweiß, gelb jedoch bei den inliegenden Bogen der Lagen 7, 8 sowie bei den Lagen 10-12; nur diese Lagen (außer 7) haben Wasserzeichen, und zwar der gelbe Bogen von 8 das Wappen der gelben Danton-Bogen, die inliegenden Bogen der Lagen 10-12 hingegen die Buchstaben MAB. Bei breitem freiem Rande, der aber nicht selten zu mehr oder minder ausführlichen Nachträgen benutzt worden ist, ist das Manuskript von der ersten Seite bis zur fünften der letzten Lage beschrieben (Schrift sehr ungleichmäßig) und offenbar vollständig; der Titel "Cartesius" steht nicht auf besonderem Blatte, sondern über dem Text der 1. Seite, der außerdem noch den Untertitel "Principia Philosophiae" trägt.
Der Abdruck ist bis S. 302 vollständig, nur daß die ausführlichen lateinischen Zitate aus Descartes' Schriften nicht in extenso wiedergegeben sind: hier genügte die Umschreibung des betreffenden Zitats durch seinen Anfang und sein Ende, nötigenfalls mit genauer Angabe der Descartes-Stelle in eckigen Klammern. Zum Unterschied von Büchners Text sind diese lateinischen Zitate in Kursivschrift gesetzt worden; desgleichen aber auch alle die Stellen, die Büchner in H unterstrichen hat, also im Vortrag hervorgehoben wissen wollte. Was Büchner am Rande anmerkt oder nachträgt, steht mit dem Vermerk a. R. am Fuß des Textes dieser Ausgabe. Hingegen sind alle handschriftlichen Korrekturen hier ebensowenig wie bei der Spinoza-Arbeit wiedergegeben, weil solche Akribie den philosophischen Arbeiten Büchners eine Bedeutung beilegen würde, die ihnen denn doch nicht zukommt.
Büchner ist nämlich auch in diesen Vorlesungen—daß es sich um solche handelt, erweist der persönliche Vortragston—durchaus nicht selbständig. Wenigstens für den Cartesius hat er wiederum Tennemann, und zwar hauptsächlich Bd. X, S. 228-263, zugrunde gelegt, und wenn man darüber im Anfang seiner Vorlesung leicht getäuscht wird, so nur deshalb, weil er hier auch den S. 257 zitierten Jo-

hannes Kuhn (Jacobi u. die Philosophie seiner Zeit. Mainz 1834) herangezogen hat.[1] Aber die Art der Verarbeitung und die persönliche Note des Vortrags, die allerdings durch die schöngeistige Art des Lehrvortrags eines Kuhn angeregt sein mag, sind doch Büchners Eigentum, und so konnte dem 'Cartesius' die Aufnahme in unsere Ausgabe nicht verweigert werden. Auch macht sich Büchner zeitweilig vollkommen frei von Tennemann, so wenn er, im Gegensatz zu diesem und seinem eigenen Interesse folgend, sich eingehend mit Descartes' Lehre von der Funktion der Nerven beschäftigt (S. 298-302) oder auch das geistige Ringen Descartes' mit seinen Gegnern in den "Objectiones et Responsiones" (S. 303-20) ausführlich wiedergibt.

Nicht aufgenommen wurde jedoch der kurze Lebensabriß von Descartes, der auf sechs Manuskriptseiten steht (XV, 4-9) und sich an S. 302 dieser Ausgabe anschließt: er ist weiter nichts als ein Auszug von Tennemann X, S. 200-215. Und vollkommen abhängig von Tennemann (X, S. 285-374) ist endlich auch die Darstellung von Descartes' Nachfolgern (Geulinx, Bekker und namentlich Malebranche), die in H 28 Seiten einnimmt (XX, 4—XXIII, 5) und hier auf S. 320 folgen würde; auch dieser Schlußteil des Manuskriptes ist wertlos für die Erkenntnis Büchnerischer Denkweise und deshalb weggeblieben.

Berichtigungen

S. 256 heißt der unleserliche Ausdruck Büchners, für den hier [Vordersatz] eingesetzt ist, Obersatz.

S. 315. 19 lies hinreichend für sinnreicher, denn so steht bei Tennemann X, 275.

---

[1] Man vergleiche S. 253-257 mit Kuhn, a. a. O., S. 78ff.; auch die erste Randbemerkung vom Neid des Philosophen auf den Mathematiker, die man öfters als Bonmot Büchners angeführt hat, ist Kuhns Eigentum (a. a. O., S. 65), und vor allem stammt auch die Stelle gegen Hegel und Hotho, die Büchner selbst vielleicht gar nicht gelesen, von Kuhn (a. a. O., S. 70).

SPINOZA (S. 321—352).

Folgende Handschriften über Spinoza haben sich in Büchners Nachlaß erhalten:

H: 20 Doppelbogen (Lagen von je 8 Seiten) von nicht ganz gleichmäßigem Quartformat,[1] lagenweis gezählt (jedoch mit dem Zählfehler, daß die 15. Lage noch einmal als XIV gezählt ist, wodurch auch die folgenden Lagen falsch beziffert sind[2]); äußerlich wie inhaltlich teilen sich diese 20 Lagen in zwei Gruppen:

H¹: die Lagen 1-14 und XIV (d. i. 15!) umfassend; die Bogen bestehen aus Büttenpapier, das mit Ausnahme der dünnern 7. Lage an Stärke und Farbe den weißgrauen Cartesius-Bogen gleicht; die einzelnen Lagen sind geheftet und haben nicht nur auf jeder Seite einen freien breiten Rand, sondern auch innen zwischen je zwei Seiten den sogenannten Bundsteg; die Handschrift ist fast auffallend groß für Büchner und überwiegend sauber, wenn auch zuweilen der freie Rand zu Nachträgen herhalten muß; der Text geht bis auf die dritte Seite der letzten Lage, von der also noch fünf Seiten leer geblieben sind, so daß H¹ als abgeschlossen gelten kann. Das erste Blatt trägt nur den Titel "Spinoza"[3], auf der dritten Seite

[1] Die Lagen 1-5 sind offenbar beschnitten. — [2] Die Bezifferung ist bis zur 13. Lage arabisch, und zwar steht die Zahl rechts oben auf dem freien Rande, nur bei der 13. Lage links oben am sogenannten Bundsteg; die 14. Zahl hat wieder rechts die arabische Zahl, aber außerdem links die römische, die 15. umgekehrt rechts die römische Zahl XIV, links die arabische 14; die übrigen Lagen haben nur noch rechts die römische Zahl. Daß etwa die Zählung mit römischen Zahlen nicht von Büchner herrührt, eine für die zeitliche Fixierung von H² nicht unwichtige Frage, erscheint danach ausgeschlossen; Büchner beziffert zwar gewöhnlich arabisch, aber in der Handschrift "Geschichte der griech. Philosophie" gelegentlich auch einmal (Lage IV) römisch. Zur Unterscheidung der beiden hier in H¹ gleich numerierten Lagen wird die wirkliche 14. Lage mit der arabischen Ziffer, die eigentlich 15. hingegen als XIV angegeben. — [3] Auf derselben ersten Seite steht unten rechts von fremder Hand mit Bleistift geschrieben, noch jetzt erkennbar: "à Louis. Le 4 Décembre 1844"; diese nachträgliche (wohl auf Ludwig Büchner bezügliche) Aufschrift kann nicht daran irremachen, daß die Handschrift selbst von Georg geschrieben ist.

folgt der Untertitel "Ethik. I. Teil",[1] und dementsprechend enthält H^1 die Definitionen, Axiomen und Propositionen des ersten Teils der Ethica, aber in deutscher, und zwar eigener Übertragung und mit Anmerkungen zu den nach Meinung des Übersetzers anfechtbaren oder erklärungsbedürftigen einzelnen Stücken. Daß es sich bei dieser mit Anmerkungen begleiteten Übertragung um ein Manuskript für Lehrzwecke handelt, ist angesichts des persönlichen Vortragstons (vgl. 337 14) durchaus wahrscheinlich, und demnach wird H^1 in die Vorbereitungszeit für einen Züricher philosophischen Lehrkursus zu setzen sein; doch steht es inhaltlich unter den philosophischen Vorlesungen vollkommen isoliert da und mag vielleicht eher als Grundlage für eine Seminarübung über Spinozas Ethik denn als eigentliche Vorlesung zu gelten haben.—Für die *Aufnahme in unsere Ausgabe* kamen von dieser Arbeit nur diejenigen Stücke in Betracht, in denen Büchner selber kritisch oder wenigstens glossatorisch Stellung nimmt; infolgedessen sind die bloßen Übersetzungen der Definitionen und Axiome und auch derjenigen Propositionen, zu denen Büchner keine Anmerkungen beigesteuert hat, weggeblieben; bei den aufgenommenen glossierten Propositionen aber ist die Übersetzung der lateinischen Vorlage in Kursivdruck gesetzt, um sie von dem eigenen Texte Büchners deutlicher abzuheben. Daß im übrigen Büchner für seine Anmerkungen wiederum Tennemann zu Rate gezogen haben wird, darf als ausgemacht gelten, wenn er auch angesichts der rein darstellerischen Anlage des Tennemannschen Werkes bei seinem Kommentar zu einer Übersetzung der Ethik zu größerer Selbständigkeit von vornherein gezwungen war.

H^2: die Lagen XV (d. i. 16) bis XIX (20) umfassend; die Bogen bestehen aus demselben grauen Konzeptpapier wie die Foliobogen der Woyzeck-Entwürfe, sind nicht geheftet und haben nur einen breiten Rand, aber keinen Bundsteg; auch die viel kleinere, feinere Schrift erinnert mehr an die Woyzeck-Handschrift als an H^1 (was aber durch das Papier mit verursacht sein kann); sämtliche Seiten sind voll beschrieben, außer der letzten, ganz leer gebliebenen, so daß auch dies Manuskript schein-

[1] Hier S. 323 geändert in "Zur Ethik", da nicht die ganze Übersetzung des ersten Teils wiedergegeben wird (s. o.).

bar zum Abschluß gebracht ist. Die erste Seite enthält keine Überschrift, sondern beginnt gleich mit dem Text S. 338 dieser Ausgabe, als ob sie sich an H^1 anschlösse. Daß dies, trotz der fortlaufenden Zählung der Lagen, nicht der Fall ist, lehrt der Inhalt des abgedruckten Teils von H^2: er handelt nur von den Prinzipien der Erkenntnislehre Spinozas, wie sie hauptsächlich in der Abhandlung *De emendatione intellectus* niedergelegt sind. Viel weiter führt auch der Rest von H^2 (s. u.) nicht, der nur noch $3^1/_4$ Manuskriptseiten einnimmt und zur Metaphysik übergeht, sich dort noch einmal mit den wichtigsten Axiomen und Propositionen Spinozas zu beschäftigen anschickt, aber sehr bald mit einem Zitate aus Tennemann abbricht. Diese Arbeit ist also nicht zu Ende geführt worden. Beabsichtigt war offenbar eine vollständige Darstellung der Lehre Spinozas, und zwar, wie die mehrfachen Verweisungen auf Cartesius und Malebranche dartun, im Anschluß an die Vorlesung über Cartesius und dessen Nachfolger, von denen gerade Malebranche eingehend, wenn auch vollkommen abhängig von Tennemann in der Cartesius-Arbeit behandelt ist.[1] Der Gang der gelieferten Darstellung steht vollkommen im Einklang mit Tennemann X, S. 398-419; doch geht Büchner im einzelnen zuweilen selbständig vor, so wenn er sich S. 345 f. in die Polemik mit Kuhn, dessen Buch über Jacobi erst nach Tennemann erschienen war, einläßt oder noch andere Schriften Spinozas als die von Tennemann zugrunde gelegte Abhandlung über die Verbesserung des Verstandes für die Darlegung der Erkenntnisprinzipien heranzieht.—*Der Abdruck* im Text beschränkt sich auf den in sich abgeschlossenen Teil dieser Vorlesung, der nach allgemeiner Einleitung die Prinzipien der Erkenntnislehre (Methodenlehre) Spinozas behandelt; immerhin gibt der Rest des Manuskripts noch eine gute Vorstellung von der Art, wie Büchner fortfahren wollte, und so mag dies Bruchstück von der Metaphysik Spinozas noch als Lesart unten gegeben werden. Im übrigen erfolgte der Abdruck in der schon für den Cartesius angegebenen Weise; für die ausführlichen lateinischen Zitate, die wiederum nur durch Anfang und Ende umschrieben wurden, sind diesmal

[1] Mindestens H^2 kann also auf keinen Fall vor der Cartesius-Vorlesung geschrieben sein.

die betreffenden Stellen der zweibändigen Spinoza-Ausgabe von Vloten und Land, Haag 1882-83 in eckigen Klammern [VL] zugefügt worden.

Hh: 2 Doppelbogenlagen in Quartformat, von dünnem glattem Papier ohne Wasserzeichen, das bis auf die besser erhaltene weißliche Farbe den vergilbten Blättern des Leonce-Entwurfes ähnlich ist;[1] ohne Seiten- oder Lagenzählung; bis auf das letzte Drittel der letzten Seite unter Freilassung eines breiten Randes voll beschrieben, mit sauberer ziemlich deutlicher Handschrift, ohne Betitelung. Leider stellt sich jedoch der Inhalt nur als eine Abschrift heraus: zunächst von Tennemann X, S. 472 ("Nach dem Spinoza sind die endlichen Dinge ...") bis S. 478 ("... ohne welche kein Selbstbewußtsein gedenkbar ist."), worauf aus X, S. 451 f. das Stück "Vielleicht könnte durch ein allmäliges Abnehmen und Schwinden der göttlichen Kraft ..." bis "... sind nur Scheinbegriffe" folgt; daran schließt sich mit der Überschrift "Jacobi über die Lehre des Spinoza" das bei Tennemann X, S. 452 in einer Fußnote gegebene Zitat, und nun folgt endlich mit der neuen Überschrift "Herbart", die größere Hälfte von Hh ausmachend, abschriftlich ein Auszug aus Herbarts "Allgemeiner Metaphysik nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Erster histor.-kritischer Teil. 1828", wo in der zweiten Abteilung "Die Lehre des Spinoza" behandelt ist: daraus sind hier § 40-43 und § 45-48 ("Ontologie des Spinoza") sowie § 49, 51 und 54 ("Kosmologie des Spinoza") meist wörtlich ausgezogen. Damit ist der Inhalt von Hh erschöpft. Dieses steht also auf derselben Stufe wie die "Geschichte der griechischen Philosophie", seine Aufnahme in unsere Ausgabe kam nicht in Betracht; und es wäre auch hier, in der zeitlichen Fixierung der Handschriften, als bloße Materialiensammlung zu eigener Arbeit den beiden Teilen von H vorangestellt worden, wenn nicht das gänzliche Verschweigen Herbartscher Kritik an Spinozas Lehre in H^1 wie H^2 zu der Annahme drängte, daß Büchner zu Herbart erst nach Abfassung von H gekommen ist.[2]

---

[1] Allerdings sind auch die Leonce-Blätter ein wenig größer, was aber an der Beschneidung der andern liegen kann.— [2] Dazu will stimmen, daß sich inhaltlich der Anfang von Hh (Tennemann X, 472) an das fragmentarische Ende von H^2 (Zitat aus Tennemann X, 467) so ziemlich anschließt.

Der Ausgang von H²

S. 352. Auf die letzte Zeile dort folgt noch nach einem Schlußstrich:

Einen eigentlichen Übergang von der Wissenschaftslehre zur Metaphysik findet sich nicht bei Spinoza, doch könnte man ihn vielleicht in dem finden, was er in dem ersten Teil des *Tractatus de emendatione intellectus* über die Art sagt, wie ein metaphysisches System aus der alles umfassenden Idee des höchsten Wesens hergeleitet werden müsse. Auch kann man fortwährend das Räsonnement des Cartesius von dem *cogito, ergo sum* an bis zum Beweis für das Dasein Gottes aus seiner Idee, die Dasein involviere, voraussetzen.

Zum Verständnis[1] der Metaphysik muß man übrigens sich beständig die Identitätslehre zurückrufen! So steht eigentlich vor dem ganzen System das 6. Axiom: *idea vera debet cum suo ideato convenire.*[2]

Der erste Teil der Ethik enthält die Grundlage des Systems. Die synthetische Methode ist in ihm verfolgt, es wird alles in Axiomen, Definitionen, Propositionen und Demonstrationen vorgetragen. Ich folge nicht genau dem Gang des Spinoza, weil dies zu großen Weitläufigkeiten führen würde; doch hoffe ich, den Grundgedanken richtig zu entwickeln.

Das ganze System fängt eigentlich mit dem auf den Satz des ausschließenden Dritten gegründeten 1. Axiom an: *Omnia, quae sunt, vel in se vel in alio sunt.* Ferner 2. Axiom: *Id, quod per aliud non potest concipi, per se debet concipi.*

1. Was ist nun das, was *in se est* und *per se debet concipi*? Die Substanz (def. 3) und ihr Attribut (def. 5 und prop. 10).

(Was ist aber der Unterschied zwischen Substanz und Attribut? In der Definition der Substanz heißt es, die Substanz muß *durch sich selbst begriffen werden*; in der Definition des Attributs heißt es, *das Attribut ist das, was das Wesen der Substanz ausmacht*; zum Wesen der Substanz gehört aber, durch sich selbst begriffen zu werden, dies ist das einzige, was wir von ihr wissen, und aus der 10. Prop. geht endlich die nämliche Definition für die Substanz und das Attribut hervor. Also sind die Begriffe von *Substanz* und *Attribut* identisch, eins von beiden ist ein leeres, inhaltloses Wort. Das Attribut ist also eigentlich selbst Substanz. Tennemann sagt darüber [X, 471 f.]: "zwei real verschiedene Attribute, von denen keines die Folge des andern ist, welche von Ewigkeit immer in der Substanz beisammen gewesen, bringen eine ewige und wesentliche Trennung der Substanz hervor, welche mit der Einheit der Substanz streitet.

---

[1] Oder Zur Vervollständigung.— [2] Dieser Satz a. R. nachgetr.

Denn drückt das Attribut das Sein der Substanz aus, so hat die Substanz ein *doppeltes, real-verschiedenes Sein*, wenn es zwei real verschiedene Attribute der Substanzen gibt, welches notwendig auf zwei Substanzen hinführt."—Selbst Spinoza scheint dies gefühlt zu haben, indem er Attribut mit Substanz identifiziert, wie dies aus der Definition von Gott hervorgeht.)

2. Was ist zweitens das, was *in alio est?* Der Modus (*affectus*), def. 5.

3. Was [ist] nun das Wesen dessen, was *in se est*, oder der Substanz?

a) *Duae substantiae diversa attributa habentes nihil inter se commune habent* (prop. 2, axiom. 5, prop. 3).

b) *In rerum natura non possunt dari duae aut plures substantiae ejusdem naturae* (prop. 5 .

Der Beweis dieses Satzes ist sehr unphilosophisch, er gründet sich auf das Nichtunterscheidenkönnen, was aber nicht einmal in der Identitätslehre Gültigkeit hat, da dieselbe nur von einem Nichtdenkenkönnen sprechen kann. Spinoza tritt hier aus seinem eigenen System heraus. Tennemann sagt darüber [X, 467 f.]: "Außerdem liegt auch noch in dem fünften Satze ein anderer Fehlschluß verborgen ... entscheidet aber nichts über die Anzahl der Individuen."

ÜBER SCHÄDELNERVEN (S. 353—367).

H: vier Bogen in Großoktav (fast Folioformat), drei von glattem dünnem Papier und unter Freilassung eines Randes, vollbeschrieben, der vierte von wesentlich stärkerem Papier und nur auf der ersten Seite noch zur Hälfte beschrieben, danach mit einem Schlußstrich versehen;[1] alle Bogen sind an der oberen rechten (resp. linken) Seite derart von Mäusen angefressen, daß durchschnittlich die Hälfte von vier Zeilen jeder Seite vernichtet ist, und auch in der Mitte des Falzrandes sind zwei Bogen angenagt, was ebenfalls den Text in Mitleidenschaft gezogen hat; von Seiten- oder Lagenzählung ist nichts erhalten, doch läuft der Text von der zweiten auf die dritte Seite der drei vollbeschriebenen Bogen fort, so daß die getrennte Lage der einzelnen Bogen feststeht; die Reihenfolge läßt sich

[1] Auf der zweiten Seite dieses Schlußbogens steht von fremder Hand Probe-Vorlesung.

daraus erschließen, daß der Schlußbogen[1] von vornherein bestimmt ist und die zwei vorhergehenden Bogen wiederum durch das Überlaufen des Textes von Bogen zu Bogen trotz der Beschädigung des Manuskripts zu ermitteln sind;[2] der noch übrigbleibende Bogen,[3] der textlich abgeschlossen für sich steht, muß demnach vorangehen; daß aber auch er nicht den Anfang der Vorlesung enthält, lehrt ein Blick auf seine ersten Zeilen, und bei näherem Zusehen ergibt sich auch zwischen ihm und dem folgenden Bogen inhaltlich eine Lücke: H ist uns nur unvollständig erhalten,[4] erfährt aber für den fehlenden Anfang durch N eine sehr willkommene Ergänzung.—Die Entzifferung des erhaltenen Textes bereitete keine großen Schwierigkeiten; hingegen konnte die Ausfüllung der durch den Mäusefraß entstandenen Lücken bei einer so schwierigen, nicht nur anatomische Fachkenntnisse, sondern auch Vertrautheit mit der historischen Seite dieser Wissenschaft voraussetzenden Materie nur einem Spezialisten gelingen, und so kann hier Herrn Dr. Hans Fischer, Arzt am Gerichtlich-Medizinischen Institut der Universität Zürich, nicht genug dafür gedankt werden, daß er sich aus Liebe zur Sache mit besonderem Interesse für Georg Büchner dieser Mühe unterzogen und die störenden Lücken restlos beseitigt hat. Diese Ersatzstücke sind so glücklich ausgefallen, daß sie uns an den meisten Stellen den ursprünglichen Wortlaut wiedergefunden zu haben scheinen, nichtsdestoweniger sind sie aber von Büchners überliefertem Text durch eckige Klammern unterschieden worden.

N: Teilabdruck der Probevorlesung in Ludwig Büchners Ausgabe, der glücklicherweise dazu den in H zum Teil fehlenden Anfang gewählt hat.

F: Wiederabdruck von N, mit einem geringfügigen neuen Stück aus H.

---

[1] Er beginnt mit 366 33 "der Respi[ration".—[2] Bogen II beginnt mit 360 25 "Es dürfte wohl", Bogen III mit 363 15 "in zwei Äste"; Näheres im Lesartenverzeichnis. Zu der aus dem Inhalt erschlossenen Reihenfolge der Bogen stimmt übrigens äußerlich, daß die beiden ersten Bogen einen breiten Rand haben, der dritte ihn aber von der dritten Seite an aufgibt und auch der Schlußbogen ihn nicht mehrhat.—[3] Er beginnt mit 357 13 "War nun auch".—[4] H scheint aber, was wenigstens den Ausgang angeht, niemals die Probevorlesung ganz abgeschlossen enthalten zu haben.

S. 353. Der Titel ist nicht überliefert; Aus der Probevorlesung in Zürich. Oktober 1836 heißt es N Aus der Vorlesung: Über Schädelnerven F.

S. 355. 1—357 19 *Hochgeachtete Zuhörer* bis frisch und hell auf. Namentlich etc. etc. überliefert durch NF[1] | 2 . . . . . Es treten uns NF: wahrscheinlich hat Ludwig Büchner eine allgemeine, mehr persönliche Einleitung der Antrittsvorlesung weggelassen; möglich ist aber auch, daß diese schon im Manuskript genau so wie der Schluß (s. u.) gefehlt hat.

S. 357. 13 mit War nun auch beginnt I, 1[2] von H; die Lücken dieser ersten Seite von H füllt NF aus.

S. 358. 2 mit [Klar war man sich] beginnt I, 2 32 mit während die vordere beginnt I, 3.

S. 359. 25 mit [betrachtet. Die Nerven beginnt I, 4.

S. 360. 25 mit Es dürfte wohl beginnt II, 1 | 25—361 10 ... Es dürfte wohl bis Schädelnerven, nämlich mit angehängtem usw. usw. bringt auch F; Franzos fand bereits die Lücken in H vor und füllt sie auf seine Weise aus | 25 ff. Lösung eines anatomischen Problems zu erhalten, wenn man sein Erscheinen in der verwickeltesten Form, nämlich bei dem Menschen ins Auge faßt. F: dies Ersatzstück ist zu groß für die Lücke 28 weil sich in ihnen F: willkürlich | 30 für dieses Problem fehlt F.

S. 361. 8 Tatsachen zusammen F | 9 zusammen fehlt F 13 mit [übrigen Schädelnerven beginnt II, 2 | 39 mit Problem beginnt II, 3.

S. 362. 28 mit [und Spinalnerven beginnt II, 4.

S. 363. 15 mit in zwei Äste beginnt III, 1.

S. 364. 3 mit [Ähnlich liegen beginnt III, 2 | 36 mit den facialis, den beginnt III, 3.

S. 365. 34 mit [wo eine Wurzel beginnt III, 4.

S. 366. 33 mit der Respi[ration beginnt IV.

S. 367. 8 geknüpft. darunter Schlußstrich H: schwerlich wird aber so klanglos die Antrittsvorlesung geendet haben; es wird anzunehmen sein, daß Büchner die schriftliche Fixierung eines allgemeinen Schlußpassus nicht für notwendig erachtet hat, ihre Formulierung vielleicht auch der Eingebung des Augenblicks überlassen wollte.

---

[1] Doch läßt F die Anrede weg und bricht ab mit hell auf ···—

[2] Die römische Zahl bedeutet stets den Bogen, die arabische die Seite des betreffenden Bogens von H.

ÜBERSETZUNGEN (369–520).

ABGESEHEN von den Arbeiten des Schülers und von der zu wissenschaftlichen Zwecken vorgenommenen Übersetzung aus Spinozas Ethik, von der Proben auf S. 323 bis 335 enthalten sind, hat sich Büchner in der Kunst der Übertragung nur an Victor Hugo versucht. Die von ihm übersetzten Dramen erschienen als "Viktor Hugo's sämtliche Werke. Sechster Band. Lucretia Borgia. Maria Tudor. Frankfurt am Main, 1835. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer." Der einzelne Bandtitel gab auch den Namen des Übersetzers bekannt: "Lucretia Borgia. Maria Tudor. Deutsch von Georg Büchner." Ebenso wurde auf dem Schmutztitel jedes Dramas noch einmal "Übersetzt von Georg Büchner" hervorgehoben.

Da eine handschriftliche Vorlage nicht mehr existiert, mußte der Erstdruck dem Text zugrundegelegt werden. Doch wurde, außer Interpunktion und Orthographie, geändert: 451 26 "denkst du des noch", wo im Erstdruck auf Grund gedankenloser Falschlesung der schlechten Handschrift Büchners "denk' dir es noch" steht (franz. "te rappelles-tu"); auch lies 438 10 trotz Erstdrucks "vergeben" statt "vergelten", da es im französischen Original "pardonner" heißt.

BRIEFE (S. 521-569).

VON Büchners Briefen sind zuerst veröffentlicht worden:

G: die Stücke an Gutzkow, fünf[1] schon in Gutzkows Nachruf im 'Telegraph' 1837 (G^1), alle sechs ein Jahr später in dem Essay-Bande 'Götter, Helden, Don Quixote. Abstimmungen zur Beurteilung der literarischen Epoche' (G^2)[2]. Mehr von den an ihn gerichteten Briefen hatte sich Gutzkow leider nicht aufbewahrt, und auch die erhaltenen sechs teilte er überwiegend nur bruchstückweise mit, zwei sogar nicht einmal in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern aus essayistischen Zweckmäßigkeitsgründen verschweißt zu einem Brief, dazu noch in veränderter Folge, doch ohne genauere Angabe, wo der ältere Briefteil beginne. Auch sonst bereitet die zeitliche Einordnung dieser Briefstücke Schwierigkeiten, da nur ein paar Stücke ein genaueres Datum tragen.

N: Ludwig Büchner brachte in seiner Ausgabe neu den Auszug "Aus den Briefen an die Familie" (S. 237-280) und "Briefe an die Braut, aus Gießen, 1833 und 1834" (S. 281 bis 287)[3]. Dazu kommen noch gelegentliche Briefzitate in der biographischen Einleitung, besonders die drei letzten Briefe an die Braut, wie auch drei der schon veröffentlichten Briefe an Gutzkow in die biographische Darstellung verflochten werden. Bedauerlicherweise werden auch in N die meisten Briefe nur in stark beschnittener Form, oft sogar bloß noch fetzenweise wiedergegeben; auch wird die Ausschreibung der Namen nicht selten vermieden.

F: Das von N gelieferte Briefmaterial hat Franzos nur insofern vermehren können, als er sämtliche von Gutzkow

---

[1] Das Briefstück S. 549 war noch nicht dabei. — [2] Später gingen die Essays jenes Bandes, mithin auch der Büchner-Artikel, in die erweiterte Sammlung der "Öffentlichen Charaktere" über. — [3] Wie Ludwig Büchner zu Georgs Briefen an die Braut gekommen, berichtet Luise Büchner auf einem im Nachlaß Georgs befindlichen Blatt dem Herausgeber Franzos: es waren ursprünglich für die von Gutzkow geplante Büchner-Ausgabe von Wilhelmine hergestellte Auszüge, die Gutzkow später der Luise Büchner übergab; sie legte sie zu dem übrigen Nachlaß, wo sie Ludwig fand und für N benutzte. Diese Veröffentlichung wider ihr Wissen soll Wilhelmine besonders übel genommen haben.

veröffentlichten Stücke in seine Ausgabe aufnimmt und auch die bei N in der Einleitung zerstreuten Briefzitate in seine Abteilung "Briefe" (S. 323-388) eingliedert. Da er die Gruppierung nach den Adressaten beibehält, hat er also nunmehr drei Gruppen: I. An die Familie, II. An die Braut, III. An Karl Gutzkow. Die in N nur durch Punkte oder einzelne Buchstaben angedeuteten Namen hat Franzos, wohl gestützt auf mündliche oder briefliche Angaben Ludwig Büchners, in vielen Fällen ausschreiben können; im übrigen aber beschränkt er sich, von einigen bestimmteren Datierungen abgesehen auf einen bloßen Abdruck des von N gelieferten Materials.

Das Briefmaterial wesentlich zu vermehren, ist schon Franzos, der sich an Büchners Verwandte und Freunde noch persönlich wenden konnte, nicht gelungen: die Originalbriefe an die Angehörigen sind in den fünfziger Jahren bei einem Brande des Familienhauses in Darmstadt zugrunde gegangen; die Braut des Verstorbenen, die sich mit der Familie Büchner entzweit hatte, verweigerte die Verwertung der in ihrem Besitz befindlichen, an sie geschriebenen Briefe Georgs für die zum Nutzen der Familie Büchner geplante Ausgabe Franzos' und muß sie ebenso wie den 'Pietro Aretino' kurz vor ihrem Tode vernichtet haben; von den übrigen Korrespondenten Büchners endlich hatte sich niemand seine Briefe noch so lange Zeit nach des Dichters Tode aufbewahrt. So kann es nicht überraschen, daß auch der anläßlich unserer Ausgabe neuerdings ergangene öffentliche Aufruf kein erfreulicheres Ergebnis gezeitigt hat. Originalbriefe Georg Büchners scheinen tatsächlich nicht mehr vorhanden zu sein, bis auf den einen an Sauerländer, den Heinrich Hubert Houben entdeckt hat (vgl. Lesart zu 542 1 ff.). Das ist also der einzige Brief Georgs, um den unsere Ausgabe gegenüber der früheren vermehrt erscheint[1]. Nur textkritisch konnte sie im übrigen fortzuschreiten anstreben. So wurde vor allem versucht, den künstlich zusammengeschweißten Brief an Gutz-

[1] Die schon in G[1] gebrachte Erwähnung einer brieflichen Äußerung Büchners über Musset und Hugo sei wenigstens hier noch wiedergegeben: "Alfred de Musset", erzählt Gutzkow, "zog ihn an, während er nicht wußte, 'wie er sich durch V. Hugo durchnagen' solle; Hugo gäbe nur 'aufspannende Situationen', Musset aber doch 'Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte'."

kow in seine ursprünglichen Teile zu zerlegen; im zweiten Briefe an Gutzkow ist das in den früheren Ausgaben noch fehlende übermütige Schlußstück aus G^2 hinzugefügt und vor allem bei den Briefen an die Braut die chronologische Reihenfolge revidiert worden. Die Gruppierung der Briefe nach Adressaten ist zugunsten der rein chronologischen Anordnung aufgegeben worden, wobei nun allerdings bei der mangelhaften Datierung vieler Brieffetzen die neue Schwierigkeit entstand, diese richtig einzuordnen; da hat zuweilen die geistige Nachbarschaft zweier Stücke die zeitliche bestimmen müssen.—Sämtliche Sperrungen früherer Ausgaben zu wiederholen, erwies sich als unnötig schon aus dem Grunde, weil sie schwerlich alle auf eigenhändige Unterstreichungen Büchners zurückgehen werden; so wurde denn vorgezogen, durch Kursivdruck nur die Namen und die wichtigsten Sachworte hervorzuheben. Auch die das Fragmentarische bezeichnenden Punkte am Anfang und Ende der einzelnen Briefe sind von den früheren Ausgaben nicht übernommen worden, da der Leser die wenig vollständig wiedergegebenen Briefe von selbst als solche erkennen wird; wo jedoch innerhalb eines mitgeteilten Stückes Lücken vorhanden sind, ist dies durch Punkte schon im Text bezeichnet worden. Die Ausschreibung der in N nur angedeuteten Namen konnte gelegentlich über F hinaus fortgeführt werden.

S. 527. 17 Ende Mai 1833: Datierung von F; der folgende Satz wird von N, S. 3 in der Einleitg. nach Erwähnung des Briefstücks vom 5. April 1833 ohne Zeitangabe, nur mit der Bemerkung gegeben: "Er schreibt ferner einmal" | 29 ff. Ihr könnt voraussehen bis einlassen werde: fehlt N, S. 243; doch wird der Satz in der Einleitg., S. 3 mit der Bemerkung zitiert, daß er "im Anschluß an das Brieffragment vom Juni 1833" geschrieben sei.

S. 529. 16 usw.: vielleicht nur editorischer Abbruchsvermerk von N | 21 den 19. November: so auch N, S. 245; in der Einleitg. N, S. 5 also falsch "vom 1. November" datiert | 29 [Gießen, Frühjahr 1834?]: Die Datierung dieses ersten Briefes AN DIE BRAUT bleibt nach wie vor zweifelhaft. Nach der Überschrift N, S. 281 "Briefe an die Braut, aus Gießen, 1833 und 1834" müßte wenigstens dieser erste Brief vom Jahre 1833 stammen, und zwar vom Herbst, da Büchner erst in dieser Zeit die Universität Straßburg mit der von Gießen vertauschte. Dazu stimmt auch, daß Büchner seit seiner Abreise noch nicht an die Braut geschrieben zu haben scheint; dagegen spricht doch wohl aber die Erwähnung des Früh-

lings und der frischen Veilchen, die das Andenken aus Straßburg "immer ersetzen" können. (Vgl. Zabeltitz, G. Büchner, S. 125f., Anm.) N hat kein Datum für die einzelnen Briefe an die Braut, F Gießen 1833.

S. 530. 28 B[öckel]: um diesen Straßburger Freund (oder Baum?) wird es sich wohl handeln; NF haben nur B.

S. 532. 25 [Gießen, Februar 1834.]: da auf das in sechs Wochen fällige Osterfest angespielt wird, wo Büchner in der Diligence die "Himmelfahrt" zu seiner Braut antreten will, kann es sich nur um das Jahr 1834 handeln, und da Ostern 1834 auf den 30. März fiel, muß der Brief im Februar geschrieben sein; die Datierung von F Gießen 1833 ist demnach falsch. (Vgl. Zabeltitz, a. a. O.)

S. 533. 1 [Gießen, März 1834.]: im zweiten Briefabsatz ist wieder von der Osterreise zur Braut die Rede, die diesmal in vierzehn Tagen bevorsteht: also kann der Brief nur im März geschrieben sein; F hat wieder fälschlich Gießen 1833. (Vgl. Zabeltitz, a. a. O.)

S. 534. 24ff. NF stellen diesen Brief AN DIE BRAUT hinter den folgenden S. 536; aber 27f. heißt es Fast hätte ich Lust, statt nach Darmstadt gleich nach Straßburg zu gehen, während Büchner 536 13f. bereits fest dazu entschlossen ist; beide Briefe fallen natürlich in den März 1834 (F datiert nur Gießen 1834).

S. 535. 10 *mein Bedlam:* wohl ein Lesefehler von N; irgendeine poetische Betätigung könnte dahinter stecken.

S. 536. 12ff. AN DIE BRAUT über die Einordnung dieses Briefes vgl. das zu 534 24ff. Gesagte | 22 wie man nur NF: offenbarer Lesefehler | 30 das Datum gibt N (S. 8) nicht; doch da Büchner auch nach N erst "am Ende des Monats März" nach Straßburg reiste, hat F gewiß recht mit der Datierung im April | 31 [in Gießen] fehlt N und ist nur zugesetzt, um den Zusammenhang klarzustellen; F ändert zu diesem Zweck: In Gießen war ich im Äußern ruhig 37 Ich komme nach Gießen NF: das Präsens paßt nicht zum Vorangegangenen; offenbar hatte Büchner nicht ausgeschrieben und N sich verlesen | in die niedrigsten N (Lesefehler) | 37 machen mich krank NF: wohl durch den Lesefehler komme veranlaßte Änderung der Zeit durch N.

S. 537. 20 usw. ist zu streichen, da es sich hier nur um einen Abkürzungsvermerk von N, das übrigens mit F etc. hat, handeln kann | sollte in X.... N Darmstadt F; lies aber Butzbach.

S. 538. 23f. Briefe von W..., Muston, L... und B... NF; Wilhelmine Jägle schrieb nach dem Zitat 530 5f. französisch an Georg; par Adresse à Mr. Mr. Lucius, à Strassbourg—Rue Guillaume No. 66 schrieb Gutzkow den Brief vom 12. 5. 1835 an

Büchner; die Vermutung, daß es sich bei dem B. wieder um Böckel handelt, findet diesmal eine Stütze in der Tatsache, daß Büchner mit Böckel in Frankfurt zusammengetroffen war (vgl. N, S. 18, wonach übrigens auch Böckel "bei seiner Weiterreise in Mainz angehalten und verhört, aber sogleich wieder entlassen" wurde).

S. 539. 37 statt usw. lies etc.

S. 542. 1 ff. Der Brief AN SAUERLÄNDER zum erstenmal durch Houben in der Frankf. Zeitg. vom 7. 7. 1918 (Nr. 186) veröffentlicht; vorstehender Abdruck nochmals mit dem Original, das in Houbens Besitz war, verglichen | 6 das Verlag steht im Original | 22 den 21. Februar: dies Datum ist aus dem vorhergehenden Brief zu erschließen; G^1 spricht von den letzten Tagen des Februar; F hat auf Grund dieser Angabe Ende Februar | 30 lies Hauptmann nach G^1 | 36 lies Wrack nach G^1.

S. 543. Der Brief an Gutzkow trägt noch die Unterschrift G. Büchner.

S. 544. 21 Straßburg, März 1835: Nach G^1 wäre der Brief im Sommer 1835 geschrieben, N bringt ihn nicht, und F hat bestimmter Juni 1835, wohl auf Grund des erwähnten Steckbriefs, der zuerst am 18. Juni im Frankfurter Journal erscheint (vgl. S. 640 f.). Es ist allerdings rätselhaft, wie der Steckbrief erst am 13. Juni erlassen sein kann, wenn Büchner schon am 9. März nach Weißenburg geflüchtet ist (Brief S. 543 f.);[1] aber ein früherer Steckbrief läßt sich nicht auffinden. Doch deswegen den Brief an Gutzkow auch erst in den Juni verlegen, geht nicht an, da Büchner erst seit einigen Tagen in Straßburg ist und Gutzkow ihm auf diese Nachricht schon vor Anfang April (S. 614 f.) antwortet | 27 Kurs gemacht: lies Kurs durchgemacht | 35—545 7 Wir werden sehen bis verkleideter Samson fehlt G^1F, aber nicht G^2.

S. 548. 27 ff. AN WILHELM BÜCHNER: der Brief steht in N, S. 28 ohne Datum und nach dem folgenden Briefstück an Gutzkow; im Juli hat F, freilich ohne Begründung | 38 ff. Eine genaue Bekanntschaft usw.: dem Vorigen mit den Worten "An einer andern Stelle [schreibt Büchner]:" von N zugefügt und deshalb hier wie von F als zum selben Brief gehörig betrachtet, vielleicht mit Unrecht.

S. 549. 6 ff. Dieser Brief AN GUTZKOW fehlt G^1, ist datumlos G^2, während F ohne alle Begründung Juli 1835 darübersetzt;

---

[1] Erklären läßt es sich noch mit Wilhelm Büchners Bemerkung 640 16 ff., aber Franzos' Schilderung F, S. CLX, wonach das Gericht nur noch drei Tage nach der letzten Vorladung warten wollte, läßt sich kaum halten.

vielleicht ist er einer der *drei Briefe*, deren Empfang Gutzkow erst 6. 2. 1836 bestätigt (S. 620), und wäre dann viel später einzuordnen; da aber jeder Fingerzeig für die zeitliche Fixierung fehlt, wurde er seines verwandten Inhalts wegen dem Brief an Wilhelm Büchner angereiht | 35 Kl... N[1]; die erläuternde Fußnote verriet aber, was die Namensabkürzung verschweigen sollte.

S. 552. 18 f. nur noch NF: Lesefehler von N.

S. 554. 22 lies die Gefangenkost nach N die Gefängniskost modernisiert F; vgl. 57 29.

S. 556. 6 Herbst 1835: Antwort auf Gutzkows Brief vom 28. August (S. 618 f.).

S. 557. 29 lies Hypothesen · · ·

S. 558. 12 ff. AN GUTZKOW. Straßburg [1835]: Der Brief ist an 563 15 ohne Überschrift, also unmittelbar angeschlossen in G^1 G^2NF; doch bemerkt Gutzkow schon in G^1 dazu: "Dies Ganze ist die Zusammensetzung zweier Briefe, der letzte Teil ist älter als der erste." Nun fehlt aber in G^1 dem zusammengesetzten Stück noch der Teil 562 19—563 15 (Es zeigt sich bis erleben kann), und in dem übrigbleibenden Stück sind, da sonst alles inhaltlich eng zusammenhängt, nur drei Möglichkeiten für eine Trennung in die ursprünglichen Teile: 562 13 (Sie sind in Frankfurt · · ·), 558 13 (Sie erhalten hierbei · · ·), 559 1 (Ich werde ganz dumm · · ·); davon fällt die Trennstelle 559 1 wohl schon aus dem Grunde weg, weil die Anhängung der letzten sechs Zeilen die Mühe der redaktionellen Verschiebung gewiß nicht gelohnt hätte; mutatis mutandis gilt dies auch für die Stelle 562 13, der nur elf Zeilen vorangehen. Kann schon so die Entscheidung für 558 13, wo ein ganz anderer Ton für eine ganz andere Sache angeschlagen wird, nicht schwer fallen, so kommt als ausschlaggebend noch folgendes hinzu: Gutzkows Brief vom 6. 2. 1836 (S. 620 f.) bestätigt den Empfang der Stöberschen *Alsabilder* und spricht weiterhin vom *Rebstöckel*, worauf sich Büchners Briefzeilen 562 13 ff. beziehen; demnach muß der Empfehlungsbrief für die Stöber mit deren "Alsa-Bildern" schon abgegangen sein, während die Briefstelle 562 13 ff. noch nicht geschrieben ist. — Zugleich ist mit Gutzkows Briefen ein Hinweis für die Datierung gegeben: der Brief 558 12 ff. wird noch ins Jahr 1835 fallen, da Büchner die Nachricht Gutzkows von seiner Gefangenschaft (Brief S. 620 vom 4. 12. 35) noch nicht erhalten hat | 13 f. von meinem Freunde Stöber G^1G^2NF: Lesefehler Gutzkows, da die Alsa-Bilder "von den Brüdern August und Adolph

[1] Desgleichen 551 9, 556 35.

Stöber" herausgegeben sind,[1] ja auch im Brief weiterhin von beiden die Rede ist | 33 lies Vaterland nach G^1.

S. 559. 4 lies unsern nach G^1 | 11 f. *König von X*..... N | 11 f. *Großherzog von Y*.... N | 15 f. vom doppelten M..... N.

S. 560. 26 gegen K.....r N.

S. 561. 10 Herr J.: offenbar Jägle | 12 f. Theaters zu X..... N | 38 f. in ..... herumläuft N.

S. 562. 1 ff. AN GUTZKOW: vgl. die Ausführungen zu 558 12 ff.; daraus ergibt sich auch, daß der Brief nach Gutzkows vom 6. 2. 36 geschrieben sein muß | 11 lies Sohn nach G^1 | 13 lies unangefochten? | 19—563 15 Es zeigt sich bis erleben kann. fehlt G^1, aus Zensurrücksichten.

S. 563. 12 Leben desselben N | 15 folgt 558 13 ff. (vgl. das dazu Gesagte).

S. 565. 20 AN WILHELM BÜCHNER [?]: Der Brief steht in N unter den "Briefen an die Familie", was ja aber nicht ausschließt, daß einige davon an ein einzelnes Familienmitglied gerichtet sein könnten, und diese Annahme legte hier der für die Mutter gewiß nicht berechnete Eingang nahe.

S. 567. 16 Ende November 1836: so datiert F, wieder ohne Begründung; der Satz wird von N in der Einleitg. (S. 38) ohne Datum zitiert | 19 Anfang Januar 1837: wieder nach F, doch mit mehr Recht, denn die Worte sind nach N (S. 39) "kurz vor Beginn der tödlichen Krankheit" geschrieben | 20 [Ich werde] in längstens acht Tagen: N zitiert "er würde »in längstens acht Tagen«" In längstens acht Tagen will ich F.

---

[1] "Straßburg 1836" steht auf dem Titel; doch spricht dies offizielle Erscheinungsjahr nicht gegen die Annahme, daß Büchner schon Ende 1835 das fertige Bändchen verschicken konnte.

MISZELLEN (S. 571-608).

DIESE Abteilung bringt zunächst aus Büchners Nachlaß das, was aus seinen Schul- und Entwicklungsjahren noch irgendwie mitteilenswert erscheint; die Gruppierung in Poesie und Prosa ergab sich aus dem Stoff von selbst. Ein anderer als biographischer Wert kommt diesen beiden Gruppen natürlich nicht zu; daher erschien es auch unnötig, jede handschriftliche Korrektur für diese "Miszellen" als Lesart anzugeben. Mehr Bedeutung haben die "Mündlichen Äußerungen"; aber ihr Umfang ist zu gering, als daß sie eine besondere Abteilung für sich hätten in Anspruch nehmen können.

Was selbst für das Miszellenformat nicht ausreicht und doch vielleicht vermißt werden würde, sind die charakteristischen Glossen und poetischen Notizen in den Schulheften Büchners. Diese *Schulhefte*, denen auch die S. 578ff. mitgeteilten Aufsätze und Reden entnommen sind, haben sich in des Dichters handschriftlichem Nachlaß miterhalten, ja sie machen sogar den größten Teil davon aus.[1] Für die Geschichte des Schulunterrichts in Deutschland mögen diese Hefte, in denen fast alle Lehrstufen und Fächer vertreten sind,[2] von größerer Bedeutung sein, für die Erkenntnis der geistigen Entwicklung Büchners hingegen ist die Ausbeute gering. Verhältnismäßig noch die stärksten An-

---

[1] Einiges andere von Büchners Schularbeiten befindet sich in dem Archiv des Ludwig-Georg-Gymnasiums zu Darmstadt, das Büchner bekanntlich nach kurzer Vorbereitung in einem Privatinstitut besucht hat, sowie in dem Besitz von Dr. Georg Büchner, einem Neffen des Dichters, ebenfalls in Darmstadt; von beiden Seiten kam der Bescheid, daß darunter Wesentliches nicht mehr enthalten ist, auch nicht die 1831 beim Verlassen des Gymnasiums gehaltene Abgangsrede. — [2] Es sind vorhanden, in Heften oder in einandergelegten Bogen, meist nach Diktat geschrieben: a) kurz klassifizierende Beschreibungen aus der *Botanik;* b) "Fragen u. Antworten aus der ebnen *Geometrie* als Einleitg. in dieselbe"; c) Elementares aus der *Sittenlehre;* d) ein *geographischer Kursus*, Italien, die Schweiz u. Asien behandelnd; e) *Geschichtliches:* einfache Skizzen aus d. röm. Kaiserzeit und eine umfangreichere Geschichte Roms; f) *aus dem lateinischen Unterricht:* zwei Hefte Übungen zur lat. Syntax, Übersetzungen aus Ciceros Reden gegen Catilina und für Marcellus, "Lateinische Aufsätze. Sommersemester 1829,

regungen gab dem jungen Büchner der deutsche Unterricht: ihm entstammen auch sämtliche S. 578ff. wiedergegebenen Arbeiten, in denen wir wenigstens einen Hauch vom Geiste Büchners spüren können. Die Übersetzungen aus Ciceros Reden, die Prosaübertragungen aus dem Homer oder Sophokles erheben sich nicht über das Niveau von besseren Schülerleistungen. Und sonst zeigt sich eine persönliche Note tatsächlich nur noch in den GLOSSEN UND NOTIZEN, mit denen der ältere Schüler aus Widerspruch gegen den toten Schulkram, aus Langeweile und Übermut den Rand oder freie Textstellen in einigen Heften beschrieben hat. Hierzu könnte einfach auf F, S. XXff. verwiesen werden, wenn nicht Franzos' Darstellung berichtigt und ergänzt werden müßte: Die S. XXI zitierte Bemerkung zu dem Memorialvers aus der lateinischen Syntax ist nicht vorhanden, obwohl sich das Heft mit dem Memorialvers selbst erhalten hat und auch bestimmt von Georg Büchner herrührt;[1] das gleiche gilt von der ebendort mitgeteilten Glosse zu einer Stelle der Rede Ciceros für Marcellus: das Manuskript ist erhalten, hat aber an der betreffenden Stelle nicht das F, S. XXI zitierte übermütige "Einschiebsel"; die dritte auf derselben Seite von F mitgeteilte Bemerkung zu dem Paragraphen "Von dem Nutzen der Münzkunde" lautet wörtlich, mehr als die letzte Seite des betreffenden Heftes einnehmend:

Ich bin so fest von ihrem Nutzen überzeugt, daß ich es für höchst überflüssig halte, auch nur einen Grund hier aufzuschreiben, die Symptome, die ich zufolge dießes Studiums an mir selbst bemerkt, sind unleugbar, und die Langeweile und Abspannung, die

---

Prima"; g) *aus dem Griechischen:* Präparationen zur Odyssee, "Version[en in Prosa] aus [dem Ajax u.] der Ilias"; h) "*Von der lyrischen Poesie* [*der Griechen*]. Vorgetragen von H. Professor Weber. Winter-Semester. Selecta. 1829-30"; i) *Kunstgeschichtliches*, vier Hefte: "Über die Geschichte der Bildhauerkunst"; Hermen, Reliefs, Gemmen und Münzen; Holzschnitt, Mosaik, Archäologie und Paläographie; Malerei u. Farbenlehre; k) *aus dem deutschen Unterricht:* ein Heft von 1825, enthaltend Satzlehre, Gedichte u. Aufsätze (vgl. S. 770, Anm.); ein Heft mit den Stücken S. 579ff. u. 589f.; ferner die Rede über Kato und die Kritik (S. 590ff.).

[1] Auf der diesem Memorialvers vorhergehenden Seite steht ein stenographisches Zeichen für das Wort "nicht" (ein Kreis mit Punkt darin), das noch in den Handschriften der philosophischen Vorlesungen wiederkehrt.

eine Folge dießer höchst zu · Wissenschaft waren, genügen schon hinlänglich in den Augen jedes tiefer in den Geist der Philologie eingedrungenen Philologen als der schlagendste Beweis für den Nutzen dießes Studiums. Ich muß daher wirklich den H. Dr. ersuchen, mich mit allen fernern Erläuterungen zu verschonen. Scharfsinn, Verstand, gesunde Vernunft! lauter leere Namen; eine Dung-Kaktee [?] von Gelehrsamkeit das allein würdige Ziel alles menschlichen Strebens!!! Es ist vollbracht!

Der Trödel, der mit tausendfachem Tand
In dießer Mottenwelt mich dränget!

Endresultat dießes gepriesßen Studiums!

G. Büchner

Die Worte also, die Franzos dem Hefte als Motto vorgesetzt wissen will, stehen in Wirklichkeit am Schluß desselben. Die zollhohen Buchstaben "Lebendiges! was nützt der tote Kram!", die F, S. XXII aus dem Hefte, das im letzten Teil die Paläographie behandelt, zitiert, lassen sich wiederum dort nicht finden;[1] wohl aber starrt uns aus den letzten Seiten dieses Heftes ein Gekritzel persönlicher Notizen und Glossen in solcher Fülle entgegen, wie sie uns F nicht ahnen läßt. Auf der viertletzten Seite des Heftes, deren Text sich mit semitischen Schriftarten beschäftigt, ist der Rand und auch der Schlußteil der Seite mit ganz anderen Ergüssen vollgekritzelt; viel ist durchstrichen, anderes kaum lesbar, doch läßt sich entziffern:

[Am Rande:]

In jungen Tagen ich lieben tät,
Das däuchte mir so süß,
Vom Morgen bis zum Abend spät
Behagte mir nichts wie dieß.

Und oh eine Grube gar tief und hohl
Für solchen Gast muß sein.[2]

[Folgen fünf gestrichne Zeilen, dann:]

Er ist lange tot und hin,
Tot und hin, Fräulein—
Ihm zu Häupten ein Rasen grün,

[Am Schluß der Seite:]

Doch [?] es singen die Zungen
Frisch, fröhlich und frei [?],
Die mutigen Söhne der Turner · ·
Sternaugen [?] funkeln, die Schwerter sind bloß,
Laut schallet der Freiheit Trompetenstoß.
Auf, die Posaunen erklingen,
Gräber und Särge zerspringen,
Freiheit steht auf.

[Folgen zwei gestrichne Zeilen, dann:]

---

[1] Allerdings fehlt ein Blatt; aber "§ 11: Pelasgische Buchstaben" und "§ 12: Hieroglyphen" kann dem Zusammenhang nach nicht darauf gestanden haben.—[2] Vgl. 633 9 f.

Ihm zu Füßen ein Stein.
Wie erkenn ich dein Treulieb
Vor den andern nun?
An dem Muschelhut und Stab
und den Sandelschuhn.[1]

{Und Freiheit, Freiheit
sei mein · · }

[Folgen noch zwei gestrichene und zwei unlesbare Zeilen.]

{Wenn die in meinem Vaterland
verkümmert [?]
So sei mein Blut doch deine letzte
Ölung,
Dann greif ich freudig in den
Kranz der Dornen,
Hell klingen mir die ewigen Siegeshörner.}

Das nächste Blatt des Heftes fehlt; die dann folgende Seite trägt den Titel "Geschichte der Entzifferung der Hieroglyphen" und ist mit zugehörigem Text bis auf das letzte Drittel beschrieben; dann folgen hingekritzelte Stoßseufzer Büchners, von denen diese zu entziffern sind:

o 's ist grausig wichtig, wenn's nur nicht so · langweilig wär. Philolog. Schandvolk · · · 's tut mir leid · · · Donner u. Doria · · · · · Hilf Teufel mir die Zeit d. Angst [?] verkürzen!—Vier Uhr! Gottheit— o mon dieu! will denn die Zeit nicht verrinnen? —, die Welt ist stehn geblieben · · ·

Darunter malt Büchner seinen Namen, ermannt sich dann zur neuen Kapitelüberschrift "Von der griechischen Paläographie", bricht aber sogleich danach in erneute Klagen aus:

Gelehrte Dungkaktee [?], wie ich mir all das Zeug in den Hirnkasten jagen wollt · · · · · · · Donnerwetterkiel nochmal. Pelasgische Buchstaben!

Die nächste Seite bringt ein wahnsinniges Gekritzel, daß man an den irren Lenz erinnert wird, der "Hieroglyphen! Hieroglyphen!" an die Wand schreibt;[2] aus dem wirren Gekritzel heben sich nur einzelne Worte hier und da lesbar ab, wieder aus Ophelias Wahnsinnssang z. B.; im übrigen ist auf dieser Seite nur am Rand entzifferbar:

Zu Lauterbach hast du dein Strumpf verlorn,
Ohne Strumpf du kommst heim,
Drum geh nur wieder nach Lauterbach,
Kauf dir zu dem ein' noch ein'.

Die letzte beschriebene Seite bringt nur noch Büchnerische Ergüsse:

---

[1] Der geistesgestörten Ophelia Sang in "Hamlet" IV 5.—
[2] Vgl. 102 11 ff. und 104 17.

O du gelehrte Bestie, lambe me in podice.
's ist scheußlich, horribile dictu.
O schaudervoll! höchst schaudervoll!
Gott sei gelobt, es ist das letztemal.

Hier ruht ein junges Öchselein,
Dem Schreiner Ochs sein Söhnelein,
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß es ein Ochse werden sollt.
Drum nahm er es aus dieser Welt
Zu sich ins schöne Himmelszelt;
Der Vater hat mit Vorbedacht
Kind, Sarg und Grabschrift selbst gemacht.

Den ganzen Schülernachlaß gäbe man gern hin für zwei Manuskripte, die leider als *verloren* bezeichnet werden müssen: eine politische Satire und ein Tagebuch des Dichters. Das satirische Gedicht "HERR DU THIL MIT DER EISENSTIRN und Schreinermeister Kraus von Butzbach" ist nach Nöllners aktenmäßiger Darlegung (S. 105) "durch eine bei Schreiner Kraus zu Butzbach auf eine falsche anonyme Anzeige hin vorgenommene Haussuchung nach einer Druckerpresse veranlaßt worden und auf Verhöhnung der Behörden, auf deren Anordnung diese Haussuchung vollzogen wurde, berechnet". "Spott und Hohn", heißt es ferner S. 196, "sprach sich schon am Tage jenes Aktes aus; ein gedrucktes Gedicht voll heftiger Schmähungen und Hindeutung auf die Anwendung der 'Laterne' wurde bald darauf insgeheim verbreitet." Daß Büchnern der Vorfall bekannt war und ihn köstlich amüsierte, zeigt der Brief vom 2. 7. 34; daß er aber der Verfasser jenes Gedichtes ist, verrät uns erst Wilhelm Schulz in seinem Buche "Geheime Inquisition, Zensur- und Cabinetsjustiz im verderblichen Bunde" (S. 13): "Auch dieses Spottgedicht kam vom verstorbenen Georg Büchner, wie ich von diesem selbst gehört habe. Es läßt sich also voraussetzen, daß es voll des schlagendsten Witzes ist. Überdies ist es nach der bekannten Volksweise verfaßt: 'Ich bin der Doktor Eisenbart' und pflanzte sich leicht von Mund zu Mund fort." Auf diese "Probe politisch-satirischer Lyrik Büchners" hat neuerdings Arthur Ploch im Feuilleton der Frankf. Ztg. vom 7. 6. 1905 nachdrücklich hingewiesen. Seine Bemühungen, das Gedicht in Butzbach ausfindig zu machen, sind leider erfolglos geblieben, wenn auch, wie er schreibt,

zwei Personen sich noch erinnerten, es gehört zu haben. Daß es von Mund zu Munde ging, besagen auch die gerichtlichen Strafen, die für seine Verbreitung erteilt wurden. Gewiß wird das Gedicht den Prozeßakten gegen Weidig und Genossen beigelegen haben; aber diese Akten sind, wie schon zum "Hessischen Landboten" bemerkt wurde (S. 733), vernichtet worden. Die Hoffnung, unsre Ausgabe um dies Kabinettstück politisch-satirischer Laune des Dichters bereichern zu können, mußte daher aufgegeben werden. Und verloren ist auch des Dichters TAGEBUCH, dessen Caroline und Wilhelm Schulz Erwähnung tun (S. 652, 656). Die Stelle, die Wilhelm Schulz in seinem Nachruf daraus mitteilt, ist die einzig erhaltene.[1] Über den Verbleib des Tagebuchs erfährt man nur zufällig etwas aus einem Feuilleton-Artikel von Franzos in der Voss. Zeitg. vom 4. 1. 1902: danach besaß Minna Jägle auch dies Manuskript, "das nach der Ansicht aller, die es gelesen, von größtem Werte war". Das Tagebuch ist folglich mit dem 'Pietro Aretino' und den Briefen Büchners an seine Braut von dieser vor ihrem Tode vernichtet worden.

POETISCHE ANSÄTZE (S. 573-577).

Die Anordnung mußte, soweit keine Zeitangabe vorliegt, auf Grund rein graphischer Entwicklungsmerkmale erfolgen, für die die Schulhefte genug Material boten.

S. 573. 2ff. [DEM VATER ZUGEDACHT]: steht auf einem Bogen von starkem, fast glattem Papier in Schreibheftformat, mit Rand und Bundsteg: für die einzelnen Zeilen hat sich der Schreiber Linien mit Bleistift gezogen; beschrieben sind die ersten beiden Seiten voll, von der dritten die größere Hälfte; wahrscheinlich hat das nur fragmentarisch erhaltene kleine Schriftstück ursprünglich aus einem Doppelbogen bestanden, von dem die erste Seite wohl

[1] Doch mag hier noch eine andere Äußerung Büchners verzeichnet werden, durch deren bittere Ironie ja auch ein gewisser Bekenntniswert hindurchblitzt; auf einer im Nachlaß befindlichen unausgefüllten deutschen Enskriptionsliste, offenbar der Gießener Universität, stehen quergekritzelt die Worte: "*Boire sans soif et faire l'amour en tout temps, il n'y a que ce qui nous distingue des autres bêtes. G. Büchner.*"

nur den Titel oder die Widmung trug; Schrift wie gestochen (trotz zweier Korrekturen), nicht vor 1825; rechts unter der letzten Zeile steht in deutscher Schrift stolz der Name "Georg Büchner".

S. 574. 10ff. [DER MUTTER]: nur erhalten durch eine Abschrift, die Luise Büchner wohl für Franzos machte[1] und mit folgenden Worten einleitete: "Ein Jugendgedicht von Georg, das er zu einem Geburtstag der Mutter verfaßt. Es trägt leider kein Datum, aber schwerlich war er damals über sechzehn Jahre."

S. 575. 1ff. *Ein kleines Weihnachtsgeschenk* ...: erhalten auf einem Doppelbogen starken Papiers mit Wasserzeichen (Wappen und JL), in Quartformat, mit breitem Bundsteg; für die Zeilen sind wieder Linien mit Bleistift gezogen, die Schrift ist etwas weicher und lässiger als bei dem ersten Stück; die erste Seite trägt nur die Kursivüberschrift, die zweite und sechste bis achte Seite sind frei, doch steht auf dieser letzten Seite mit Bleistift, wohl von dem Dichter in späterer Zeit geschrieben, noch folgende Variante:

Nacht

Wieder eine Nacht herabgestiegen
Auf das alte, ew'ge Erdenrund,
Wieder eine Finsternis geworden
In dem qualmerfüllten Kerkerschlund.

Rechts davon und in gleicher Höhe mit der Überschrift Nacht steht noch eine Zeile, wovon nur erkennbar ... stehen alle Wunden; hingegen ist von der Jahreszahl 1835, die F zusetzt, nichts zu sehen.

S. 576. 5ff. LEISE hinter düstrem Nachtgewölke: erhalten auf einem Doppelbogen starken Papiers in Quartformat, wovon nur die erste bis vierte Seite, letztere noch mit einer Strophe, beschrieben sind; die einzelnen Zeilen stehen wieder auf Bleistiftlinien, die Schrift ist etwas ausgeprägter; den Zweck dieser Niederschrift auf dem viel zu reichlich bemessenen Doppelbogen verrät weder Titel noch Widmung, doch erwähnt Luise Büchner im Anschluß an die Abschrift des zweiten Jugendgedichtes (vgl. zu 574 10ff.) auch dieses mit den Worten: "Ein anderes Gedicht im Matthissonschen Stil, an eine verfallne Burgruine, wobei Georg, soviel ich weiß, das Heidelberger Schloß im Sinne hatte, konnte ich seinerzeit, da es mir sehr gut gefiel, auswendig, erinnere mich aber jetzt nur noch einzelner Verse. Leider ist es auch nicht mehr vorhanden,[2] wie ein drittes Gedicht,[3] auf dessen Inhalt ich mich aber nicht entsinne."

---

[1] Erhalten in Büchners Nachlaß auf einem Briefbogen.— [2] Offenbar ist es hinterher doch noch aufgefunden. — [3] Vielleicht das dritte dieser Ausgabe.

SCHULAUFSÄTZE UND SCHULREDEN (S. 578–604).

Von der chronologischen Anordnung gilt das zu den "Poetischen Ansätzen" Bemerkte. Die Aufnahme der schwäbischen Übertragung von Schillers Gedicht "Graf Eberhard der Greiner", die F, S. XXIII zum Teil anführt, wurde nicht in Betracht gezogen, da sie gewiß keine selbständige Leistung Büchners ist, sondern von dem Subkonrektor Baur genau so wie die übrigen Gedichte diktiert sein wird[1].

Von Büchners Schulreden hat sich die ABGANGSREDE *nicht erhalten*; denn dies ist nicht die Kato-Rede, wie F, S. XXX irrtümlich angibt: Büchner ist nach den Feststellungen Zobels von Zabeltitz Ostern 1831 abgegangen, und worüber der Abiturient gesprochen, überliefert uns das Gymnasialprogramm von 1831, das für den 30. März verkündigt: "Karl Georg Büchner wird im Namen des Menenius Agrippa das auf dem heiligen Berg gelagerte Volk zur Rückkehr nach Rom in lateinischer Sprache mahnen." Diese lateinische Rede ist nirgends aufbewahrt. (Vgl. zu 596 18 ff.)

S. 578. 3 ff. ÜBER DIE FREUNDSCHAFT: aus dem deutschen Unterrichtsheft vom Jahre 1825 entnommen, wo es auf S. 50–52 steht.

S. 579. 9 ff. HELDENTOD DER VIERHUNDERT PFORZHEIMER: erhalten in einem Heft, das sonst nur noch das Bruchstück S. 589 f. enthält. Auf dem schwarzen Deckel steht von fremder, offenbar später registrierender Hand mit Rotstift: "1828. Deutsch"; F gesellt es S. XXVIII den "Aufsätzen von 1830 und 1831" zu, doch handelt es sich dem Stil nach um eine Rede, keinen Aufsatz.

---

[1] Diese "Gedichte für G. Büchner. 1825. Bei Herrn Subkonrektor Baur" stehen in dem deutschen Unterrichtsheft hinter der Satzlehre; es sind folgende: "Der Graf von Habsburg", ein Stück aus Strickers "Karl dem Großen" in Hexametern, Schillers "Berglied", "Graf Eberhard der Greiner" in schwäbischer Mundart, "Das Eleusische Fest" mit Glossar, "Der Antritt des neuen Jahrhunderts". Mit S. 43 hebt dann die letzte Abteilung "Aufsätze" an; sie enthält folgende Stücke: "Lebensbeschreibung Ulrichs von Hutten", "Lebensbeschreibung des Epaminondas", "Über die Freundschaft", "Geschichte des Messenischen Krieges". Das Heft schließt mit des Lehrers Vermerk: "Die Handschrift ist sehr schlecht: denn sie ist sehr undeutlich."

S. 589. 29f. ÜBER DEN TRAUM EINES ARKADIERS: hinter dem vorigen Aufsatz im selben Hefte stehend und dort mitten auf einer Seite abbrechend, obwohl das Heft noch viele leere Seiten enthält; die vielen Korrekturen lassen das Bruchstück als einen Entwurf erscheinen.

S. 590. 32ff. [KRITIK AN EINEM AUFSATZ ÜBER DEN SELBSTMORD]: erhalten in einem besonderen Heft, auf dessen weichem Deckel nur G. Büchner steht; von späterer Hand ist mit Rotstift hinzugefügt "Kritik. 1831": ist die Zeitangabe richtig, müßte die Arbeit hinter der Kato-Rede stehen. Die gesperrten Worte sind von Büchner unterstrichen worden.

S. 596. 18ff. [KATO VON UTIKA]: erhalten auf drei ineinandergelegten und gehefteten Bogen in Großquartformat; die letzte Seite ist freigeblieben, die erste beginnt gleich mit dem Text, doch ist von anderer Hand mit anderer Tinte hinzugefügt Rede zur Verteidigung des Kato von Utika, gehalten auf dem Gymnasial-Redeaktus in Darmstadt, im Herbst 1831. Die Kato-Rede verkündigt jedoch das Gymnasialprogramm bereits für den 29. Sept. 1830 mit den Worten: "Karl Georg Büchner wird in einer deutschen Rede den Kato von Utika zu rechtfertigen suchen." Die Sperrungen entsprechen wieder den Unterstreichungen Büchners. Franzos' Abweichungen gehen auf Korrekturen zurück, die von anderer Hand und mit anderer Tinte in dem Manuskript vorgenommen worden sind, um den Stil zu glätten.

MÜNDLICHE ÄUSSERUNGEN (S. 605-608).

Diese Zusammenstellung mündlicher Äußerungen Büchners darf nicht mit allzu kritischen Augen angesehn werden. Selbst diejenigen Mitteilungen, die unmittelbar auf Ohrenzeugen zurückgehn, von der mittelbaren Überlieferung Franzos' ganz zu schweigen, beruhen nur auf Erinnerungen, die zum Teil weit zurückliegen, und sind dementsprechend einzuschätzen. Insofern jedoch wenigstens inhaltlich die wiedergegebenen Berichte ein wirkliches Echo geäußerter Ansichten und Empfindungen Büchners darstellen können, verdienten sie, in dieser Ausgabe berücksichtigt zu werden.

Nicht aufgenommen sind die Worte des Fieberkranken, die 650 20ff. verzeichnet sind—obwohl sie nicht im Delirium, sondern "nachdem ein heftiger Sturm von Phantasien vorüber war", gesprochen zu sein scheinen. Franzos hat sie

trotzdem nicht ernst genommen und diesen Standpunkt gegen einen Jugendfreund Büchners, den Pfarrer Luck, vertreten, wie aus dessen Antwortbriefen, die sich in Büchners Nachlaß befinden, zu ersehen ist. Merkwürdig ist nur dabei, daß sich Franzos für seinen Standpunkt auch auf des Dichters Tagebücher beruft, die er doch selbst nie gesehen hat.[1] Nachzutragen wäre endlich noch die Mitteilung eines Jugendfreundes, den F S. XXXI zitiert:

Ich bin überzeugt, daß Büchner bereits in der Prima des Gymnasiums ein radikaler Atheist war. Mit der Kirche war er schon früh fertig. So sagte er mir einmal, noch in unserer Knabenzeit: "Das Christentum gefällt mir nicht—es ist mir zu sanft, es macht lammfromm." Die Äußerung ist mir in Erinnerung geblieben, weil ich mich damals so sehr darüber entsetzte.

Wenn Franzos fortfährt: "Es stimmt dazu, wenn wir in des Knaben Religionshefte neben dem Diktat 'Mit der Ehrfurcht vor Gott ist die Demut unzertrennlich verbunden' eine Garnitur—von Fragezeichen finden", so kann dies nicht bestätigt werden: die zitierte Stelle findet sich zwar auf der Doppelbogenlage, die Elementares aus der Sitten- oder Religionslehre enthält, aber ohne jene "Garnitur von Fragezeichen".[2] Wer jener Jugendfreund Büchners ist, sagt Franzos nicht; der weiterhin von ihm zitierte zweite Gewährsmann hingegen, nach dessen Überzeugung Büchner "damals zwar ein kühner Skeptiker, aber nicht Atheist war", ist aus seinem in Büchners Nachlaß erhaltenen Brief an Franzos festzustellen: es ist der Gymnasialprofessor Friedrich

---

[1] Luck schreibt antwortend am 20. 9. 78 an Franzos: "Was Büchners politische und religiöse Ansichten und Strebungen anlangt, müssen allerdings die Ihnen vorliegenden Akten über und Tagebücher von ihm maßgebend für Sie sein", und auf der nächsten Briefseite nochmals über Büchners Stellung zum Christentum: "Auch hierin sind seine Tagebücher entscheidend." Von den Tagebüchern muß also Franzos geschrieben haben, obwohl er sie selbst nicht kannte: vgl. S. 765; auch Ludwig oder Wilhelm Büchner kannten das hinterlassene Tagebuch schwerlich, wenn es in Minna Jägles Besitz kam, und Wilhelm Schulz, der es kannte, lebte nicht mehr, um Franzos darüber Auskunft zu geben.—[2] Franzos müßte denn ein schwaches Bleistiftzeichen am Rande, das man als Fragezeichen deuten könnte, für eine Äußerung des Dichters gehalten haben; Büchner hat aber sonst alle Glossen in seinen Schulheften mit Tinte geschrieben.

Zimmermann, dessen Meinung übrigens auch der Pfarrer Luck teilt.

S. 605. 9 *Erinnerung eines Jugendfreundes:* Luck ist es nicht, da seine im Nachlaß Büchners befindlichen sehr ausführlichen Mitteilungen an Franzos die beiden ersten Erinnerungen von S. 605 nicht enthalten; man könnte an Georg Zimmermann denken, der die theologische Laufbahn einschlug, von dem sich aber keine Mitteilung im Nachlaß Büchners befindet, während sich doch die beiden Briefe seines Bruders an Franzos dort erhalten haben | 14 Ich habe Anlagen zur Schwermut: vielleicht doch nur eine briefliche Äußerung, denn es heißt N, S. 4: "Die ihm beinahe unerträglich scheinende Trennung von seiner Braut erzeugte in ihm während seines Gießener Aufenthalts eine trübe und zerrissene Gemütsstimmung, die sich in seinen Briefen häufig ausspricht und den sonst so lebensfrohen jungen Mann sagen läßt ..." | 15ff. Einmal apostrophierte er mich ...: entnommen aus Lucks Mitteilungen (vgl. S. 632 30ff.) | 15, 19 Link: lies Luck | 20ff. Die Versuche .... Becker bemüht sich zwar, wie er vor Gericht aussagt, "Büchner in seinen eigenen Worten, deren ich mich noch ziemlich genau erinnere, reden zu lassen" (Nöllners "Aktenmäßige Darlegung" S. 420, F S. 409), aber angesichts der Ausführlichkeit seiner Wiedergaben werden sie als Äußerungen Büchners wohl nur cum grano salis aufzufassen sein.

S. 607. 32-36 Ich schreibe im Fieber ... *Zum Bruder Wilhelm:* Die Worte klingen Büchnerisch, doch stehen sie nicht in den brieflichen Mitteilungen Wilhelm Büchners an Franzos, die sich ebenfalls in des Dichters Nachlaß befinden; vielleicht von Franzos konstruiert nach 636 33ff.

S. 608. 1-5 Mit gräßlich entstellten Zügen bis mein Todesurteil!": auch für diese, episch sicherlich aufgeputzte Darstellung Franzos' geben Wilhelm Büchners Briefe keinen Beleg | 6-8 So schieden beide bis Ahnung hat sich erfüllt: vielleicht von Franzos konstruiert nach den im Nachlaß Georgs befindlichen Erinnerungsversen Wilhelms: "Doch du leb wohl, bewahre dich den Eltern.—Ein Kuß, ein Händedruck und—nie sah ich ihn wieder!" | 16-18 Auch hatte er bis pflegte er später zu sagen: eine Quelle führt F nicht an, vielleicht nach mündlicher Überlieferung.

ANHANG (S. 609-657).

DER Anhang soll bis zu einem gewissen Grade die Lückenhaftigkeit der Überlieferung unmittelbarer Lebenszeugnisse Büchners ergänzen. Die erhaltenen Briefe an Büchner sind schon in biographischer Hinsicht außerordentlich wertvoll; auch bilden sie einen kleinen Ersatz für verlorene Briefe des Dichters selbst an die Absender. Die zeitgenössischen Berichte aber ergänzen uns das Bild vom Werden und Wirken Büchners aus dokumentarischen Quellen und persönlichen Eindrücken. Mit dem Nachruf von Wilhelm Schulz, der noch einmal das Lebensbild des Dichters kurz skizziert, war eine natürliche Begrenzung dieses Anhangs gegeben; das nur zum geringsten Teil eigene Eindrücke vermittelnde biographische Vorwort Ludwig Büchners wird hier niemand vermissen, und ebensowenig gehören hierher die zufällig noch zu des Dichters Lebenszeit erschienenen ersten Kritiken über den 'Danton', die rein literarische, nicht persönliche Zeugnisse darstellen.

BRIEFE AN BÜCHNER (S. 611-628).

Mehr Briefe an Büchner als die hier mitgeteilten sind, soweit bekannt, nicht vorhanden. Von den mitgeteilten ist der des Onkels Reuß noch ungedruckt; die beiden Briefe der Eltern Büchner sind zum erstenmal im Insel-Almanach auf das Jahr 1923 veröffentlicht worden; die Gutzkow-Briefe brachte Charles Andler (=A) im Euphorion, Ergänzungsheft 4 mit drei weiteren Briefen Gutzkows an des verstorbenen Dichters Braut zur Kenntnis, aber nicht in der richtigen Zeitfolge noch überhaupt mit der gehörigen Sorgfalt.

S. 611. 2ff. VOM ONKEL REUSS: in Büchners Nachlaß befindlicher Brief, mit Poſtſtempel vom gleichen Tage; die Adreſſe lautet:

Herrn
George Büchner
Student der Medicin
in
pressant Gießen

S. 613. 22 durch Heger: so A, lies aber Heyer.
S. 614. 5 *Daß Sie nach Frankreich gehen:* offenbar von Büchner in einem *verlorenen* Briefe mitgeteilt | 13ff. Lieber, ich habe ...: Gutzkows Antwort auf Büchners Brief von Anfang März (S. 544f.), denn er weiß ihn jetzt *in Straßburg*.
S. 615. 13ff. Mein nach Darmstadt geschickter Brief ...: Antwort auf einen *verlorenen* Brief Büchners, der anfragte, was Gutzkow nach Darmstadt geschrieben, wohl auch den Empfang des nachgesandten Honorars bestätigte und die Bereitwilligkeit ausdrückte, an Sauerländers deutscher Ausgabe Viktor Hugos mitzuarbeiten.
S. 616. 29 Mannheim, den 12. Mai: der Franzose liest März für May und hat infolgedessen diesen Brief Gutzkows fälschlich als fünften eingestellt; adressiert ist der Brief p. A. à Mr. Mr. Lucius, à Strassbourg, Rue Guillaume No 66 | 10 *Ihre Novelle Lenz:* wieder ist ein *verlorener* Brief Büchners vorauszusetzen, in dem er erstens Gutzkows Mahnung Die Übersetzung lassen Sie unterwegs (615 36) mit dem Hinweis parierte, daß Gutzkow ja selber am Viktor Hugo mit übersetze, und dann die wichtige Mitteilung von dem Plan einer Novelle Lenz machte.
S. 619. 8 Ihren jüngsten, doch so willkommnen Brief: in dem Büchner nicht nur über die Zusendung aus der Schweiz (556 7ff.) schrieb, sondern auch die Verpflichtung zu regelmäßigen Beiträgen (556 32f.) ablehnte.
S. 620. 36 In kurzer Zeit *drei Briefe von Ihnen*: darunter den Empfehlungsbrief für die *Alsa-Bilder* der Brüder Stöber und vielleicht 549 6ff.
S. 622. 21 Sie geben mir ein Lebenszeichen: nämlich den Brief 562 1ff., als Antwort auf Gutzkows voriges Schreiben; doch muß in diesem auch etwas von den *Ferkeldramen* gestanden haben, worauf sich Gutzkow 623 12 bezieht.
S. 623. 23ff. VON DER MUTTER: der in Büchners Nachlaß befindliche Brief hat Poststempel vom gleichen Tage und folgende neue Adresse Büchners:

An
Herrn Doctor G. Büchner
Wohlgeboren

Abzugeben bei Herrn	in
Regierungsrat Zehnder	Zürich.
in der Steinstraße.	In der Schweiz.

S. 626. 5ff. VOM VATER: ebenfalls in Büchners Nachlaß befindlicher Brief mit gleicher Adresse wie der vorige.
S. 628. 14 lies E. Büchner.

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN UND DOKUMENTE (S. 629-657).

S. 629. 3ff. GEBURTS- UND TAUFPROTOKOLL: mitgeteilt von Pfarrer Luck an Franzos im Anschluß an seine folgenden Erinnerungen (s. d.) | 20ff. L. W. LUCKS [so!] MITTEILUNGEN: Von Luck befinden sich in Büchners Nachlaß drei Briefe an Franzos vom September und Oktober 1878, und dem ersten vom 11. Sept. datierten sind auf drei engbeschriebenen Briefbogen die von Franzos für seine biographische Einleitung erbetenen "Erinnerungen an Georg Büchner, von einem gleichalterigen Jugendgenossen" beigelegt, von denen die Mitteilungen 629 20ff. einen Auszug bilden. Nicht mitteilenswert erschienen nämlich Lucks Auslassungen ganz allgemeiner oder bloß hypothetischer Art, z. B. über die angebliche Wirkung der paulinischen Briefe auf Büchner, sowie die heut überholte Darstellung von Büchners Verhältnis zum Frankfurter Attentat und zum Hessischen Landboten.[1] Der gegebene Auszug ist insofern noch retuschiert, als die etwas konfuse und sprunghafte Erzählermanier des Pfarrers durch Verschiebung der Reihenfolge einzelner Abschnitte dem Leser zuliebe beseitigt worden ist. Die Namen der erwähnten Personen sind auf Grund des nachtragenden zweiten Luckschen Briefes vom 20. 9. in Klammern hinzugefügt, auch ist die Richtigstellung hinsichtlich Minnigerodes, den Luck erst für einen Mediziner hielt, berücksichtigt worden. Sonst gelegentlich aus stilistischen Gründen vorgenommene geringfügige Korrekturen brauchen hier wohl nicht noch verzeichnet zu werden.

S. 630. 28 beteiligt: lies beteiligte | 38 uns andern: lies uns andere.

S. 632. 32 Link: lies Luck; desgl. 633 14 | 36 im kirchlichem: lies im kirchlichen.

Zugefügt sei zu dem Auszug hier noch, was Luck in denselben "Erinnerungen" von des Dichters Mutter sagt: Sie war eine ehren-

[1] Franzos selbst scheint weder die "Erinnerungen" noch die Briefe Lucks für seine Einleitung benutzt zu haben, obwohl ihm dieser freistellte, daraus zu entnehmen, was ihm zweckentsprechend und verläßlich erschien. Vielleicht war ihm Luck als unzuverlässig deshalb verdächtig, weil er Hebbel gegenüber, wie aus Emil Kuhs Hebbelbiographie II, S. 610 hervorging, irrtümlich von einer Verwidlung Büchners in das Frankfurter Komplott 1833 gesprochen hatte und an des Dichters Wiederannäherung an das Christentum auch noch Franzos gegenüber glauben möchte; mit Unrecht verwirft aber Franzos deswegen den ganzen Bericht Lucks, dessen Zuverlässigkeit wir an einer Stelle sogar nachprüfen können: vgl. 633 9f. mit 762 31f.

werte, charakterfeste deutsche Hausfrau. Des Gegensatzes zu ihrem Gatten vollbewußt—dies versichert meine Frau, die sie als Mädchen kannte—, war sie ohne alle Prätension auf außergewöhnliche Bildung und gehörte nicht zu den fühligen Frauen, die sich selbst genießen und geltend machen. Diesen Eindruck haben mir die wenigen anfänglichen Besuche in Georg Büchners Elternhaus hinterlassen.—Auch eine Äußerung über Büchners Braut, die sich in Lucks Brief vom 16. Okt. findet, ist bei dem wenigen, was wir über sie wissen, wiedergebenswert: Was den Einfluß der im allgemeinen gläubigen Braut Georg Büchners auf ihn betrifft, so versichert mich Georg Zimmermann, sie—Minnna Egle—als eine religiöse, stilltiefe Natur persönlich kennen gelernt zu haben,[1] die jedoch nur auf dem Boden der ihr mitgeteilten rationalistischen Auffassung gestanden habe. Es sei ihm sehr wahrscheinlich und natürlich, daß sie eine beruhigende, mildernde Einwirkung auf ihn ausgeübt und religiöser gestimmt habe.

Als Variante gewissermaßen zu Lucks Erinnerungen können endlich Friedrich Zimmermanns briefliche Mitteilungen an Franzos vom 13. und 16. Oktober 1877 gelten, die sich ebenfalls in Büchners Nachlaß erhalten haben, bruchstückweise freilich schon in F, S. XXXIf. verwertet sind. Zimmermann schreibt:

Darmstadt, 13. Oct. 1877.

Die Bekanntschaft mit Georg Büchner, diesem hochsinnigen, genialen und kraftvollen Menschen machte ich im Lauf des Jahres 1829, und wir schlossen herzliche Freundschaft. Wir verkehrten sehr häufig zusammen bis Herbst 1831[2], wo er nach Straßburg, ich nach Heidelberg Studiens halber abgingen (ohne Maturitätszeugnis, dergleichen damals nur in Ausnahmefällen erfordert ward). Wir arbeiteten gemeinsam an unserer Geistesbildung, besonders in philosophierenden Gesprächen auf Spaziergängen (Wirtshäuser besuchten wir nicht). Wir vertieften uns in die Lektüre großer Dichterwerke. Büchner liebte vorzüglich Shakespeare, Homer, Goethe, alle Volkspoesie, die wir auftreiben konnten, Äschylos und Sophokles; Jean Paul und die Hauptromantiker wurden fleißig gelesen. Bei der Verehrung Schillers hatte Büchner doch vieles gegen das Rhetorische

[1] Minna war nach N, S. 18 im September 1834 in Darmstadt, auch nach dem Tode Georgs noch einmal.—[2] Demnach müßte sich, wenn Zabeltitz recht behalten soll (vgl. S. 767), Büchner noch ein halbes Jahr nach Schulabgang in Darmstadt aufgehalten haben.

in seinem Dichten einzuwenden. Übrigens erstreckte sich der Bereich des Schönliterarischen, das er las, sehr weit; auch Calderon war dabei. Für Unterhaltungslektüre hatte er keinen Sinn; er mußte beim Lesen zu denken haben. Sein Geschmack war elastisch. Während er Herders 'Stimmen der Völker' und 'Des Knaben Wunderhorn' verschlang, schätzte er auch Werke der französischen Literatur. Er warf sich frühzeitig auf religiöse Fragen, auf metaphysische und ethische Probleme, in einem inneren Zusammenhang mit Angelegenheiten der Naturwissenschaften, für deren Studium er sich frühe entschied. Gedichtet hat er, meines Wissens, damals nichts; aber für echte Poesie war seine Liebe groß, sein Verständnis fein und sicher. Für die Antike und für das Seelenbezwingende in der Dichtung neuerer Zeiten hatte er gleiche Empfänglichkeit, übrigens so, daß er sich dem einfach Menschlichen mit Vorliebe zuwandte. Sein mächtig strebender Geist suchte sich eigne Wege; in der Schule befriedigte er durch recht mäßige Anstrengung. Sein sittlicher Wandel war durchaus unbescholten; nur für edlere Genüsse des Geistes und Gemütes hatte er Sinn, das Gemeine stieß er unwillig von sich. Die Natur liebte er mit Schwärmerei, die oft in Andacht gesammelt war. Kein Werk der deutschen Poesie machte darum auf ihn einen so mächtigen Eindruck, wie der Faust.—Den ehemaligen Lehrern des hiesigen Obergymnasiums muß ich viel Gutes nachrühmen; unter den Schülern befand sich eine erhebliche Zahl von Talenten und Emporstrebenden. Die Grundfärbung des Unterrichts war Griechisch-Lateinisch; in den exakten Wissenschaften verlangte man vom Schüler sehr wenig, der Besuch des Französischen, Englischen, Italienischen war fakultativ. Der Ordinarius der ehemaligen Prima, Karl Weber, der Herausgeber des Lucan, später Gymnasialdirektor zu Kassel, gestorben als Universitätsprofessor der klassischen Philologie in Marburg, war ein sehr gelehrter Kenner des Griechischen, ein redlich bemühter, energischer, charaktervoller Lehrer; der Führer der Selekta war Gymnasialdirektor Karl Dilthey (gestorben 1857), ein geistreicher, Lust und Liebe zum interpretierten Autor erweckender Lehrer, von humanem und feinem Benehmen bei einer gewissen Zugeknöpftheit. Ein Hauptgegenstand der Pflege war ihm der lateinische Aufsatz; die ungeduldig vorwärtsstrebende Seele Büchners hatte kein Herz für Grammatik und Stillehre, auch nicht für die lateinischen Versübungen und das lateinische Nachinterpretieren, was doch alles von Nutzen gewesen ist. Im Deutschen verdanken die beiden jungen Freunde sehr viele Anregung und Förderung dem noch lebenden, fast neunzigjährigen Professor Karl Baur.—Ich bin überzeugt, daß mein unvergeßlicher Jugendfreund und commilito in literis mehr zum Philosophen als zum Dichter geboren war; auch den Beruf zum

bedeutenden Naturforscher scheint er mir schon damals entschieden angekündigt zu haben.

Professor Dr. F. Zimmermann, Gymnasiallehrer i. R.

Im zweiten Brief vom 16. Okt. 1867 läßt sich Zimmermann noch über Büchners religiösen Standpunkt folgendermaßen aus:

Als Mitschüler hatte ich mit Georg Büchner viele Unterredungen, welche die Religion betrafen. Davon habe ich natürlich nur allgemeine Erinnerung. Ihr folgend, bin ich fest überzeugt, daß er damals zwar ein kühner Skeptiker, aber nicht Atheist war.—Das fromme Wort, auf dem Todesbett gesprochen (aus dem Tagebuch der Frau Schulz gedruckt), halte ich äußerlich und innerlich für sicher beglaubigt.

S. 633. 17ff. KARL VOGTS EINDRUCK: **aus Karl Vogt, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke. Stuttgart 1896.— Der Schilderung Vogts von Büchners Äußerem seien hier aus dem Erinnerungsgedicht Wilhelm Büchners auf seinen Bruder (vgl. Lesart zu 638 4f.) folgende Verse gegenübergestellt:**

Das blaue Aug, sein lockig Haar,
Die kühne Stirn mit den Apollo-Bogen,
Ein schlanker, großer junger Mann,
Geziert mit roter Jakobiner-Mütze,
Im Polen-Rock, schritt stolz er durch die Straßen
Der Residenz, die Augenweide seiner Freunde!

S. 634. 5ff. AUS AUGUST BECKERS GERICHTLICHEN ANGABEN: **wie sie Nöllners "Aktenmäßige Darlegung" S. 420 ff. überliefert hat; was davon S. 605 ff. und 733 f. wiedergegeben ist, ist nicht wiederholt worden; aber was Becker an Gutzkow über Büchners Verhältnis zu Weidig und dessen Frau schreibt,[1] mag hier noch hinzugefügt werden:**

Ich habe den Büchner bei Weidig eingeführt. Er vertrug sich nicht gut mit ihm in politicis. Desto mehr enchantiert war er von seiner Frau, einem überaus herrlichen Geschöpf. Er verlor sein natürliches Ungestüm, wenn sie dazu kam, und ward zahm, wie ein Hirsch, wenn er Musik hört.

S. 636. 16ff. WILHELM BÜCHNER AN FRANZOS: **beide Briefe, je ein blauer Großoktavbogen mit der Firma "Wilhelm Büchner. Ultramarinfabrik. Pfungstadt bei Darmstadt", im Nachlaß des Dichters erhalten; nur was wesentlich und nicht überholt ist, ist daraus wiedergegeben** | 36 lies Geld zu "machen".

---

[1] Erhalten in der späteren Fassung von Gutzkows Büchner-Aufsatz.

S. 638. 4f. das gewünschte Gedicht: im Nachlaß auf den Innenseiten eines weißen Oktavbogens gedruckt erhalten; der Titel lautet Erinnerung an meinen Bruder Georg! das Gedicht ist Pfungstadt, Juni 1875 datiert und enthält außer den schon oben zitierten Versen nichts Mitteilenswertes.

S. 640. 8 Ad 7: unter ad 5 und ad 6 stehen teils unklare, teils irrige Angaben über Georgs Mittel zur Flucht und deren Zeitpunkt | 26ff. DER STECKBRIEF: vgl. das zu 544 21 Gesagte.

S. 641. 16ff. ZÜRICHER UNIVERSITÄTSPROTOKOLLE: in einer vom Rektorat der Universität Zürich offenbar für Franzos veranlaßten Abschrift im Nachlaß Büchners erhalten.

S. 642ff. DES KANTONALSTABSARZTES DR. LÜNING ERINNERUNGEN: aus einem zweieinhalb Bogen umfassenden Brief, den Dr. Lüning aus Rüschlikon b. Zürich am 9. Nov. 1877 an Franzos geschrieben hat und der ebenfalls in des Dichters Nachlaß aufbewahrt ist.

S. 645ff. CAROLINE SCHULZ' TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN: der in F, S. 420ff. gegebene Abdruck ist ungenau und lückenhaft (aus Prüderie); unserm Text liegen die in Büchners Nachlaß befindlichen handschriftlichen Aufzeichnungen der Frau Schulz zugrunde.

S. 653ff. WILHELM SCHULZ' NACHRUF: aus der Züricher Zeitung vom 23. Februar 1837.

SCHLUSSBERICHT
REGISTER

Es gehört sonst zum Wesen der Klassikerausgaben des Insel-Verlags, in deren Rahmen dieser Büchner erscheint, daß sie alles biographische und philologische Beiwerk fernhalten und allein den Autor zu Worte kommen lassen. Dieser Grundsatz hat jedoch zur Voraussetzung, daß die textliche Überlieferung des betreffenden Schriftstellers bereits geklärt ist und also ein wissenschaftlich bewährter Text zugrunde gelegt werden kann. Das ist aber bei Georg Büchner nicht der Fall.

Franzos' Büchner-Werk nennt sich freilich eine "Erste kritische Gesamt-Ausgabe"; aber bei allen Verdiensten, die dieser Herausgeber um die allmählich wachsende Kenntnis und Anerkennung Büchners sowie um die Erhaltung seines literarischen Nachlasses sich erworben hat, kritisch verfuhr er bei seiner Ausgabe nicht. Schon die wesentlichste Vorbedingung für einen kritischen Herausgeber, der Überlieferung bis auf den Grund zu gehen und sich über die Entstehung verschiedener Lesarten klar zu werden, um sich danach für die dem Willen des Dichters gemäße entscheiden zu können, hat Franzos nicht erfüllt. Bei denjenigen Werken Büchners, für deren Textherstellung der handschriftliche Nachlaß nichts oder zu wenig hergab, dachte er nicht daran, auf die Erstdrucke zurückzugehen; er übernahm vielmehr den Text der unzuverlässigen Ausgabe Ludwig Büchners und brachte sich so um die Früchte selbständiger Textvergleichung. Aber auch die Handschriften verwertete Franzos, wie bereits Witkowski am "Woyzeck" nachgewiesen, in unkritischer Weise; er setzte sogar Stellen in den Text wieder ein, die Büchner schon in der Handschrift durchgestrichen, und nahm Fassungen erster Entwürfe auf, obwohl sie sich nur durch eigenmächtige Änderungen in die vom Dichter endgültig gewählte Form zwängen ließen. Wird man auch angesichts der sachlichen Schwierigkeiten und der persönlichen Widerstände, mit denen Franzos nach seiner eigenen Schilderung ("Über Georg Büchner", Deutsche Dichtung, XXIX. Bd.) zu kämpfen hatte, über solch Verfahren milde urteilen, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß Franzos' Ausgabe heutzutage nur noch historische Bedeutung hat.

Da alle späteren Büchner-Ausgaben auf der von Franzos fußen und höchstens gelegentlich kritischen Zweifeln an der Echtheit des Textes durch Konjekturen praktische Folge geben, so hatte sich die neue Insel-Ausgabe von der

bisherigen Text-Überlieferung möglichst freizumachen und auf die Erstdrucke und Handschriften selbst zurückzugehen. Dazu kam noch, daß die bisherigen Büchner-Ausgaben sich in der Hauptsache auf den Dichter beschränkten, die poetischen Arbeiten Büchners jedoch nur einen Teil seines Lebenswerks ausmachen. Dieses in seiner erstaunlichen Vielseitigkeit einmal vollständig vorzulegen, war angesichts des frühen Endes, mit dem der Tod Büchners Entwicklung abbrach, eine doppelte Notwendigkeit. Der Insel-Verlag konnte dieser Aufgabe um so eher gerecht werden, als es ihm gelungen war, den literarischen Nachlaß Büchners in seinen Besitz zu bringen. Eine vollständige Ausnutzung dieses Nachlasses aber, in dem auch wertvolles biographisches Material steckte, brachte die völlig neue Gestaltung der vorliegenden Ausgabe mit sich.

Es sei hier erlaubt, den Ertrag dieser Neugestaltung mit einem kurzen Rückblick auf den Inhalt der Ausgabe zusammenzufassen; für alle Einzelheiten der textlichen Wiedergabe muß auf die Lesarten verwiesen werden.

Die Teilung und sachliche Gliederung des Stoffes bedarf keiner Erläuterung. Eine rein chronologische Anordnung verbot die Verschiedenheit der Materie; daß aber innerhalb der einzelnen Abteilungen die zeitliche Folge angestrebt wurde, ist selbstverständlich.

Die DICHTUNGEN stehen gebührend voran. Ihr Text zeigt fast auf jeder Seite Abweichungen von der früheren Überlieferung. Das kommt bei *Dantons Tod* nicht mehr überraschend, nachdem schon die Insel-Bücherei Nr. 88 in der Neuauflage eine nach der Handschrift des Dichters revidierte Ausgabe hat erscheinen lassen. Schon diese brachte die veränderte Akteinteilung und die früher unterdrückten Stellen des Dramas, wie sie auch sonst den stark verderbten Text auf Grund der Handschrift in seiner Ursprünglichkeit wiederherstellen konnte. Darin jedoch unterscheidet sich von ihr die hier nun vorliegende Gesamtausgabe, daß die in der Handschrift gestrichenen Stellen, deren Streichungen tatsächlich auf den Dichter zurückgehen, die aber trotzdem von Franzos wiederhergestellt wurden, aus dem Text entfernt und in die Lesarten aufgenommen worden sind. — Von der fragmentarischen *Lenz-Novelle* hat sich leider keine Handschrift in Büchners Nachlaß erhalten. Doch konnte auch hier durch Heranziehung der Quelle des Dichters, des Oberlinschen Tagebuchbe-

richtes, der von Gutzkow schlecht redigierte Erstdruck von seinen in allen späteren Ausgaben wiederkehrenden Entstellungen des ursprünglichen Wortlauts gereinigt werden. Die Vergleichung des "Lenz" mit der Quelle Oberlin drängt übrigens zu der Erkenntnis, daß nur dem ersten Teil von Büchners Fragment der Wert eines dichterischen Originales beigemessen werden kann, im weiteren Verlauf hingegen die Erzählung sich immer mehr in einen den Oberlinschen Bericht referierenden Ton verliert, ja zuweilen sogar diese Quelle geradezu ausschreibt: offenbar handelt es sich nur um einen ersten Entwurf des Dichters, und sein persönliches Interesse am Stoff erlahmte nach der grandiosen Landschaftsschilderung und der naturalistisch-zergliedernden Wiedergabe des mehr psychischen Krankheitsprozesses in Lenzens Zustande. Die Lücke freilich mitten im Text S. 107 wird auch so kaum erklärt werden können, sondern auf Verlust eines Handschriftenteils zurückzuführen sein; um dem für den Stoff einmal eingenommenen Leser darüber hinwegzuhelfen, ist durch Aufnahme des betreffenden Stücks aus der Quelle Oberlin in die Lesarten ein notdürftiger Ersatz geschaffen worden. — Auch für das Lustspiel *Leonce und Lena* fehlt leider die grundlegende Handschrift. Jenes handschriftliche Fragment, aus dem Franzos seinen Text um ein paar Auftritte bereichert hat, ist zwar noch vorhanden, stellt sich jedoch als ein bloßer Entwurf heraus, den der Dichter für die endgültige Fassung zwar benutzt, aber stark verändert, vor allem erheblich gekürzt hat. Was Valerio z. B. in dem Entwurf zum besten gibt, ist teilweise, jedoch viel kürzer, auch in der endgültigen Fassung verwertet, so daß die scheinbare Bereicherung durch Franzos in Wirklichkeit zum Teil eine matte Wiederholung ist; und die Beibehaltung der Polizeidienerszene, so witzig sie an sich sein mag, würde eine starke Belastung des ersten, sowieso schon längsten Aktes und eine Verschleppung der dramatischen Entwicklung bedeutet haben. Tatsächlich ist die durch Franzos' Einfügung der Entwurfszenen entstandene Überlänge des ersten Aktes wiederholt gerügt worden; sie hat den Anlaß zu der Vermutung gegeben, daß auch die übrigen Akte ursprünglich länger gewesen und wohl aus Zensurrücksichten gekürzt worden wären. In Wahrheit verhält es sich also umgekehrt, wie auch daraus hervorgeht, daß Franzos, um die Entwurfszenen überhaupt einfügen zu

können, den überlieferten Text an den Verbindungsstellen zu ändern gezwungen war. Die Aufdeckung dieser Sachlage hatte natürlich zur Folge, daß die zu Unrecht mit der Ausführung verquickten Entwurfszenen aus dem Text wieder entfernt und mit den Entwurfsbrocken eines zweiten Manuskriptblattes bei den Varianten untergebracht wurden (S. 687ff.). Noch ein anderes Problem aber tauchte bei der Vergleichung des fragmentarischen Erstdrucks in Gutzkows "Telegraph" mit der ersten vollständigen Veröffentlichung in Ludwig Büchners Ausgabe auf: beide Fassungen unterscheiden sich derart voneinander, daß man zwar die im "Telegraph" für die burleskere halten wird, aber weder der einen noch der anderen Büchnerische Originalität absprechen kann. Wie in den Lesarten näher ausgeführt worden, wird die eine Fassung mit der an Cotta gesandten Preisschrift identisch, die andere erst für den 1837 beabsichtigten Druck hergestellt sein; welche Fassung aber die ältere ist, steht dahin, wenn man nicht gar bezweifeln möchte, daß Büchner von einem strengen Preisrichterkollegium Verständnis für die burleskere Fassung erwartet haben wird.—Zeitlich, und wohl auch seiner inneren Verwandtschaft nach, würde sich dem Lustspiel der *Pietro Aretino* anzuschließen haben, der aber für immer verloren gegeben werden muß (vgl. S. 664f.). Bleibt noch der *Woyzeck*, das Schmerzenskind kritischer Forschung. Nachdem Witkowski die Bahn für die wissenschaftliche Betrachtung dieses Torsos gebrochen und mit seiner Woyzeck-Ausgabe den Grund für die endgültige Entzifferung der erhaltenen Handschriften gelegt hat, konnte auf diesem Wege erfolgreich fortgeschritten werden. Nur in der Frage der Szenenfolge führte die eigne Untersuchung der Handschriften zu einer anderen Auffassung, die in dem Lesartenapparat ausführlich begründet worden ist (S. 701ff.). Die Textgestaltung bereitet insofern noch Schwierigkeiten, als auch die letzte erhaltene Fassung des Dramas nur fragmentarisch ist und sogar der entscheidenden Katastrophe ermangelt, die in den Entwürfen doch vorliegt. Um nun dem Stück auch im Text einen gewissen Abschluß zu geben, wurde, während die Entwürfe selbst ihren Platz bei den Lesarten fanden, wenigstens die Ermordung der Marie auch vorn wiedergegeben, wenn auch zur Unterscheidung vom Text des Dichters in anderer Druckschrift. Der Ausklang freilich, den im Anschluß an die Mordszene nun-

mehr das Drama erhalten hat, läßt sich aus der handschriftlichen Überlieferung nicht begründen. Die noch von Franzos' Textgestaltung herrührende Auffassung, daß der Mörder Woyzeck ertrinkt (die szenarische Bemerkung "ertrinkt" hat Franzos von sich aus zugesetzt), kann sich nur auf den Auftritt jener beiden Personen nach der Ermordung stützen, die vom Wasser her Töne hören wie von einem Menschen, der stirbt. Wie aber die Lesarten zeigen (S. 714), treten diese beiden Personen unmittelbar nach Mariens Erstechung auf, während Woyzeck später noch einmal am Teich erscheint (S. 716); und, was noch wichtiger ist: in der nur angedeuteten Gerichtsszene (S. 716) erscheint ebenfalls Woyzeck wieder; denn mit der Bezeichnung "Barbier" ist kein anderer als er gemeint (vgl. 710 13 ff., 716 31 f.), so daß er also nach den Entwürfen, und nur aus ihnen haben wir ja überhaupt Kenntnis über den Ausgang des Dramas, nicht ertrinken sollte. Der Auftritt jener beiden Personen am Teich müßte dann freilich einen andern Zweck haben, vielleicht den, daß sie Mariens Leiche aufspüren und der Polizei davon Mitteilung machen sollten, während Woyzecks nochmaliges Erscheinen an der Mordstelle möglicherweise zu seiner Verhaftung führen sollte. Jedenfalls aber war der Ausgang des Dramas ursprünglich wohl so gedacht: vor Gericht sollte der von der menschlichen Gesellschaft Ausgenützte, Betrogene, bis zur Wahnsinnstat des Mordes Gebrachte, dann von ihr blind Verurteilte selber moralisch den Stab brechen über die Gesellschaft und ihre staatlichen Einrichtungen.

Noch vor dem Dichter hat sich der *Politiker* Büchner betätigt, der vorübergehend schon 1832 in Straßburg an "eine politische Abhandlung" gedacht zu haben scheint (vgl. S. 524). Doch ist von den politischen Schriften Büchners nur DER HESSISCHE LANDBOTE auf uns gekommen, und auch dieser nur in einer Fassung, die Büchner selbst nicht mehr als die seinige anerkennen wollte. Es ist versucht worden, den echt Büchnerischen Text von Weidigs Änderungen und Zutaten durch Anwendung zwiefacher Typen zu unterscheiden; die Begründung für das so als echt oder unecht Erklärte findet man in den Lesarten, desgleichen eine handschriftliche Variante zu dem Schluß des Flugblattes, die vermutlich von Weidig herrührt (vgl. S. 738). Eine andere politische Arbeit Büchners ist leider vernichtet worden; wie Ludwig Büchner im Vorwort zu

seiner Ausgabe mitteilt, verfaßte Georg für die Gießener und wohl auch für die Darmstädter Gesellschaft der Menschenrechte "nach dem Muster der französischen eine *Erklärung der Menschenrechte*, die mit ihren Ausführungen damals als Programm der vorgeschrittensten Fraktion der revolutionären Partei gelten konnte. Diese Schriftstücke wurden während der Periode der Untersuchungen mit anderen Papieren verbrannt". Auch die Briefe, die Büchner nach einer Anmerkung seines Bruders in den Nachgelassenen Schriften (S. 250) mit dem in Darmstadt weilenden französischen Flüchtling Muston wechselte, werden überwiegend politischen Inhalts gewesen sein.

Viel ergiebiger ist der handschriftliche Nachlaß des späteren Gelehrten Büchner. Von seinen Arbeiten sind die NATURWISSENSCHAFTLICHEN SCHRIFTEN zum größern Teil schon bekannt. Aber gerade die naturwissenschaftliche Betätigung Büchners erscheint so wichtig, daß nichts unversucht bleiben durfte, sie so vollständig als möglich wiederzugeben. Deshalb wurde nicht nur die Straßburger *Vorlesung über das Nervensystem der Fische* aus den selten gewordenen "Mémoires de la société d'histoire naturelle" ganz, und natürlich im Urtext, aufgenommen, sondern auch die Züricher *Probevorlesung über Schädelnerven*, von der bisher nur Probestücke veröffentlicht waren, ist so vollständig, wie es die fragmentarisch erhaltene Handschrift zuließ, zum Abdruck gebracht. Eine sehr willkommene Ergänzung zu diesen Vorlesungen enthalten außerdem die Erinnerungen Dr. Lünings an des Züricher Privatdozenten Büchner erstes und einziges *Kolleg über vergleichende Anatomie der Fische*, die im Anhang S. 642 ff. aufgenommen sind. — Mit dem Maßstab, den man an die naturwissenschaftlichen Arbeiten Büchners legen kann, dürfen die PHILOSOPHISCHEN SCHRIFTEN nicht gemessen werden. Die Erwartungen, die Franzos' Mitteilungen über den philosophischen Nachlaß Büchners erweckt haben mögen, erfüllen sich kaum. Die umfangreiche *Geschichte der griechischen Philosophie* kam für diese Ausgabe überhaupt nicht in Betracht, da sie sich nur als ein ausführlicher Auszug aus den ersten drei Bänden von Tennemanns "Geschichte der Philosophie" herausstellte, als ein Erzeugnis Büchnerischen Geistes also nicht anzusprechen war; wie wenig Originalwert dieses Exzerpt besitzt, ist S. 740 f. auseinandergesetzt worden. Mit den Vorlesungen über

Cartesius verhält es sich wenigstens insofern anders, als Büchner für sie zwar auch den betreffenden Band von Tennemann zugrunde legte, aber im einzelnen doch auch selbständig vorging, so wenn er gelegentlich die erst nach Tennemann erschienene Literatur berücksichtigt oder diejenigen Gebiete von Descartes' Philosophie, die ihn besonders interessierten (Nervenlehre usw.), eingehender als seine Vorlage behandelt. Freilich muß man sich hüten, nun alles, was nicht im Tennemann steht, für Eigentum Büchners zu halten. Den Hinweis auf Hegel und Hotho z. B., die beide wiederholt in der Vorlesung erwähnt werden, hat Büchner, wie schon S. 743 erwähnt, in dem Buch von Johannes Kuhn über "Jacobi und die Philosophie einer Zeit" gefunden, einem Buch übrigens, das er nicht nur für die Cartesius-Darstellung, sondern auch für die über Spinoza benutzt hat und dessen Kenntnis höchstwahrscheinlich auf ein persönliches Verhältnis des Gießener Studenten Büchner zu dem Professor der Theologie und Doktor der Philosophie an der Universität Gießen zurückgeht. Da aber auch Stil und Vortrag dieser Vorlesung durchaus persönlicher Natur sind, so konnte ihr die Aufnahme in eine Gesamtausgabe Büchners nicht versagt werden, mit Ausnahme freilich derjenigen Abschnitte, die sich nicht über das Niveau eines bloßen Exzerpts erheben. Was sich endlich über *Spinoza* in Büchners Nachlaß erhalten hat, ist nach den Ausführungen S. 744ff. von dreierlei Art. Für sich steht die Übersetzung des ersten Teils der Ethik mit den teils kommentierenden, teils kritischen Anmerkungen Büchners, die man sich zwar nicht für gut geeignet zu einer Vorlesung denken kann, aber angesichts ihres Vortragstones (vgl. 337[14]) vielleicht als Seminarübung vorzustellen hat; soweit diese Übertragung von Büchnerischen Anmerkungen begleitet ist, ist sie auf S. 323—337 wiedergegeben. Der S. 338—352 folgende Abschnitt ist der erste Teil einer Vorlesung über Spinoza, die mit der vorhergehenden Seminarübung nicht in unmittelbarem Zusammenhang steht. Denn sie geht nicht von der Ethik, sondern von dem Traktat über die Verbesserung des Verstandes aus und kommt über die Darstellung der Erkenntnislehre Spinozas nur wenig hinaus. Nur diese ist deshalb vorn aufgenommen worden, während der noch verbleibende Rest, der zur Metaphysik Spinozas überleitet, aber in Zitaten aus Tennemann ver-

sandet, in die Lesarten verwiesen wurde (S. 748f.). Im übrigen ist das Verhältnis zu Tennemann bei dieser Vorlesung so, daß Büchner dem Gang der Tennemannschen Darstellung zwar zum Teil folgt, ja auch zuweilen ihm wörtlich sich anschließt, andererseits aber doch auch selbständig die außer jenem von Tennemann zugrundegelegten Traktat noch für die Darlegung in Betracht kommenden Schriften Spinozas heranzieht und sich gelegentlich auch ausführlich mit der neuesten Auffassung eines Johannes Kuhn auseinandersetzt (S. 345f.). Auch Herbarts hätte hier wohl gedacht werden können, aber dessen gänzliche Ablehnung des Spinozismus in der "Allgemeinen Metaphysik" scheint Büchner erst nach der Abfassung seiner Vorlesung kennen gelernt zu haben; ein wörtlicher Auszug aus Herbarts Polemik gegen Spinoza findet sich nämlich, mit anderen Abschriften aus Tennemann, in einer dritten Handschrift, die aber weiter nichts als diese Exzerpte über Spinoza enthält und deshalb eine Aufnahme in die Büchner-Ausgabe nicht beanspruchen konnte.

Die ÜBERSETZUNGEN der beiden Dramen Victor Hugos durften nicht wegbleiben, wenn die Ausgabe den Anspruch auf Vollständigkeit erheben wollte. Gewiß hat Büchner einer Überschätzung dieser Arbeit durch sein eigenes Urteil über jenen französischen Dichter vorgebeugt (vgl. S. 754); auch hat Paul Landau in der vortrefflichen Einleitung zu seiner Büchner-Ausgabe hervorgehoben, wie leicht sich der Dichter das Übersetzen gemacht hat. Um so eher aber konnte er schöpferisch vorgehen und auch in seine Mittlerrolle eigenen Ausdruck, Ton und Farbe legen. Besonders die übertragenen Verse S. 431 und 467 haben echt Büchnerische Prägung erhalten.

Die BRIEFE Büchners können schon ihres Bekenntnisgehalts wegen nicht hoch genug eingeschätzt werden. Und sie gehören in eine Gesamtausgabe seiner Werke um so mehr hinein, als sie mit dem Niederschlag poetischer, politischer und wissenschaftlicher Strebungen Büchners auch die lückenhafte Überlieferung seiner Schriften wertvoll ergänzen können. Freilich, stark lückenhaft sind auch die Briefe selbst nur erhalten, ja es dürfte kaum einen andern bedeutenden Schriftsteller neuerer Zeit geben, dessen Briefe in ähnlich abgerissenen Fetzen uns überkommen wären wie so viele von Büchner. Leider war an diesem Zustand nichts mehr zu ändern, da sich die Originalbriefe nicht er-

halten haben. Auch die gelegentlich von Ludwig Büchner erwähnte Korrespondenz mit dem französischen Flüchtling Muston wird wohl schon von den Korrespondenten selbst aus politischer Vorsicht vernichtet worden sein, und sonstige Spuren, denen man noch nachgehen könnte, sind überhaupt nicht vorhanden. So muß man sich denn mit dem Material zufrieden geben, das bereits Franzos herausgab, zuzüglich des einen Briefes an den Verleger Sauerländer, den Houben 1918 in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht hat. Daß es aber textkritisch auch an der Überlieferung der Briefe, besonders der Briefe an die Braut und an Gutzkow, viel zu bessern gab, lehrt ein Blick in die Lesarten; auch ist, dem Prinzip dieser Ausgabe entsprechend, eine rein chronologische Anordnung des gesamten Briefmaterials durchgeführt worden.

Was sonst noch an direkten Äußerungen der Büchnerischen Individualität auf uns gekommen ist, wurde in der Abteilung MISZELLEN zusammengestellt. Der chronologischen Ordnung entsprechend stehen die Zeugnisse aus der Schulzeit voran. Sie namentlich sind nichts weiter als bloße Miszellen, die keinen Eigenwert besitzen, wohl aber zum Verständnis der Entwicklung Büchners das Ihrige beitragen. Nur zum Teil hatte sie bereits Franzos veröffentlicht, und auch nicht mit der kritischen Sorgfalt, die gerade diese Keime einer erwachenden Originalität erfordern. Diese zeigt sich weniger in den *Versen* als in den *Schulaufsätzen und Schulreden*, deren Prosa mehr Bewegungsfreiheit zur Äußerung eigner Gedanken verstattete. In dem Eintreten für die nationale, für die religiöse, für die persönliche Freiheit, in der Polemik gegen die hergebrachten Anschauungen von Religiosität und Moral und auch in dem Interesse an psychischen Problemen zeigt sich bereits der Büchnerische Geist mit kraftvollem Flügelschlag. Auch in jenen *Glossen und Notizen* zu den Schulheften ist er zu finden, von denen Franzos in der Einleitung seiner Ausgabe einiges mitgeteilt hat. Sie ließen sich hier in dem Text nicht gut unterbringen, sind aber, soweit entzifferbar, S. 761 ff. wiedergegeben: Auflehnung gegen die langweilige Lehrmethode, daneben Volksliedfreude und Shakespeare-Begeisterung und vor allem schon politisch gefärbter Freiheitsdrang sprechen aus ihnen. Was die sehr zahlreich im Nachlaß aufbewahrten Schulhefte Büchners sonst noch enthalten, erschien nicht mitteilenswert, ist aber S. 760 f. kurz registriert

worden.—Ein größeres Interesse als die übrigen Miszellen dürfen die *Mündlichen Äußerungen* beanspruchen. Freilich ist die Überlieferung bei manchen von ihnen so wenig zuverlässig, daß ihre Wiedergabe nur mit Vorsicht aufzunehmen ist. Immerhin wird man nicht nur Büchners Gesinnung und Ansicht, sondern auch seinen Ton und seine Ausdrucksweise überall heraushören. — Nicht mehr aufzutreiben war leider die Satire im Volksliedton *Herr du Thil mit der Eisenstirn*, auf die Arthur Ploch in der Frankfurter Zeitung 1905 nachdrücklich hingewiesen hat; und auch das *Tagebuch* des Dichters, in dessen Lektüre die Freunde und die Braut des Verstorbenen ihren ersten Trost fanden, mußte bereits S. 765 als verloren bezeichnet werden.

Aber noch einige andere Schätze enthielt der literarische Nachlaß Büchners, die zwar nicht unmittelbar zu seinen Werken und Briefen gehören, aber so wertvolles biographisches Material enthalten, daß sie längst hätten ans Licht gezogen werden sollen. Ihnen verdankt der ANHANG seine Entstehung. Die Abteilung *Briefe an Büchner* enthält freilich nur drei Briefe, die vor kurzem noch gänzlich unbekannt waren, nämlich den Brief des Patenonkels Reuß und die beiden Schreiben der Eltern Büchners; aber man wird zugeben, daß sich schon ihretwegen ein Anhang lohnte. Die Eltern des Dichters lernt man aus ihren Briefen, man möchte sagen leibhaft kennen; auch wird durch den Brief des Vaters die bisherige Überlieferung widerlegt, daß eine Versöhnung zwischen ihm und seinem Ältesten niemals stattgefunden hätte; und ob nicht erst der Mutter Mitteilung von der öffentlichen Hinrichtung eines Mörders in Darmstadt den Dichter an jene Leipziger Exekution, die in seiner Schulzeit den aufsehenerregenden Kriminalfall Woyzeck abschloß, erinnert und damit die erste Anregung zu seinem letzten Drama gegeben hat? An den Onkel Reuß hat sich offenbar der Gießener Student, der vom Vater knapp gehalten wurde, gewandt, um genügend Geld zur Reise nach Straßburg zu haben; erst von dort aus schrieb er dann den beunruhigten Eltern den Grund seines Ausbleibens. Wurden schon einmal Briefe an Büchner in diese Ausgabe aufgenommen, so lag es nahe, auch die schon bekannten von Gutzkow beizufügen, die als Antworten auf zum Teil verlorene Briefe Büchners einen ganz besonderen Wert haben.—Auch die *Persönlichen Erinnerungen und Dokumente*

setzen sich aus Altem und Neuem zusammen. Die Mitteilungen des Pfarrers Luck, Wilhelm Büchners und Dr. Lünings vor allem waren bisher noch unbekannt und sind doch unschätzbare Beiträge zu der Entwicklung Büchners. Durch Luck lernen wir Büchner und seinen Freundeskreis in der Schul- und Studentenzeit näher kennen, und die daher quellenden Anregungen. Die Mitteilung, daß schon der Gymnasiast Büchner Schlagworte aus der französischen Revolution aufgriff, läßt auch seinen Freiheitsäußerungen in den Schulheften erhöhte Bedeutung zukommen. Im übrigen wird Lucks Darstellung durch die Nachträge S. 773ff. sowie durch Vogts Eindrücke von dem Kommilitonen Büchner noch wesentlich ergänzt und vervollständigt. Wilhelm Büchners Berichte über die letzte Darmstädter Zeit sind zum Teil wohl schon von Franzos in seiner Einleitung verwertet worden, aber den sehr wichtigen Hinweis auf die erste Anregung zum Danton-Drama, die gemeinsame Familienlektüre der Zeitschrift "Unsere Zeit", hat er nicht beachtet: diese Zeitschrift hat der Dichter nachweislich noch für die Abfassung des Dramas herangezogen, während Barères Memoiren, die seit Ludwig Büchners und Franzos' Einleitungen als eine seiner Quellen gelten, schon wegen ihres späten Erscheinens nicht in Betracht kommen können (vgl. Reg.). Wie wertvoll endlich Dr. Lünings Erinnerungen an den Züricher Privatdozenten Büchner sind, bedarf kaum der Hervorhebung; auch ist schon bei den naturwissenschaftlichen Schriften jener Schilderung des einzigen Anatomiekollegs, das Büchner gehalten, gedacht worden. Mit diesen ausführlichen Berichten aus drei verschiedenen Lebensepochen Büchners war bereits der Kern zu einer biographischen Umschau nach zeitgenössischen Quellen gegeben, und so wurden zur Abrundung dieses Umrisses auch noch die übrigen persönlichen Erinnerungen und Dokumente teils aus dem Nachlaß, teils aus entlegenen Druckwerken hinzugefügt.

Auf die Abteilung LESARTEN mußte bereits wiederholt verwiesen werden. Sollte dem Leser nicht zugemutet werden, die oft einschneidenden Veränderungen der Textrevision gegenüber den bisherigen Ausgaben leichtgläubig hinzunehmen, so ließ sich eine methodische Darlegung der handschriftlichen wie der gedruckten Überlieferung nicht gut umgehen. Doch wurde das Verzeichnis nicht mit der Wiedergabe sämtlicher Lesarten beschwert, son-

dern nur auf diejenigen beschränkt, die von Büchner herrühren oder in dieser Beziehung zweifelhaft sind. Und auch hierbei wurde noch zwischen den Werken des Dichters und den übrigen Schriften Büchners insofern ein Unterschied gemacht, als nur bei poetischen Werken auch die Streichungen der Handschriften, die einen intimen Einblick in die Arbeitsweise des Dichters gewähren, berücksichtigt wurden. Folgerichtig wurden nun auch die ausführlichen Skizzen und ersten Formungen, die später anderen Fassungen weichen mußten, bei den Lesarten untergebracht, und so stehen denn hier auch so bedeutende Stücke, wie die ursprünglichen Szenen aus "Leonce und Lena" (S. 687ff.) und vor allem die Woyzeck-Entwürfe (S. 706ff.). Daß endlich der Lesartenapparat dazu verwandt wurde, Lücken des Textes gelegentlich durch Anführung der Quelle auszufüllen oder durch Nachtrag von Parallelstellen ihn zu bereichern, wird hoffentlich ebensowenig verargt werden wie etwa das Hereinziehen der Quellenkritik bei den philosophischen Schriften Büchners.

Vom REGISTER endlich erwarte man nicht die Vollständigkeit eines Sach- und Schlagwortverzeichnisses. Gewiß, in der Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes versinken leicht auch die wesenhaften Züge, aus denen sich die schriftstellerische Persönlichkeit Büchners zusammensetzt, und die Versuchung war groß, sie durch Verzeichnis der wiederkehrenden Motive und wichtigsten Belange auffinden zu helfen. Das hätte jedoch viele Bogen Papier gekostet und das Register bis zur Unübersichtlichkeit aufschwellen lassen. Auch konnte einigermaßen derselbe Zweck dadurch erreicht werden, daß unter dem Namen Georg Büchner die wesentlichsten Züge seiner Persönlichkeit zusammengestellt wurden. Im übrigen ist das Register vor allem ein Personenverzeichnis; ein Sachregister nur insofern, als es zugleich die sonst notwendigen Anmerkungen ersetzen will und also außer den Namen auch die erklärungsbedürftigen Textstellen schlagwortartig aufführt und erklärt. Doch konnte bei Lesern einer Ausgabe wie der vorliegenden ein entsprechendes Maß von Wissen vorausgesetzt werden, und so durfte namentlich die Erklärung aller der Dinge, deren Kenntnis auch ein neueres Konversationslexikon vermittelt, ausgeschaltet bleiben. Daß es auch so noch für Personen und Sachen genug zu vermerken gab, lehrt ein Blick ins Register. Wenn dieses für den "Danton"

noch ein übriges tut und die Quellen zur Vergleichung heranzieht, so gab den ersten Anstoß dazu die im Text aufgeworfene Frage, ob neben Thiers und Mignet auch "Unsere Zeit" vom Dichter benutzt worden ist. Eine besonders wichtige Aufgabe für das Register war die Herleitung der vielen Zitate, besonders der Liedzitate, die zwar der Vorliebe des Dichters für lebendiges Volkstum ein glänzendes Zeugnis ausstellen, aber bei dem heutigen Leser eine nicht vorhandene Sachkenntnis voraussetzen; für manches Zitat mußte leider auch im Register die Frage nach seiner Herkunft offen bleiben. Auch sonst blieb noch manches unaufgeklärt; aber viele dunkle Bezüge konnten doch aufgehellt, manch irrige Vorstellungen berichtigt werden. Außer der zu Rate gezogenen Fachliteratur, die unten verzeichnet ist, wurde gelegentlich auch persönliche Auskunft eingeholt und mit Dank verwertet. Besonders verdient gemacht haben sich in dieser Beziehung der Neffe des Dichters, Georg Büchner in Darmstadt, durch die Beisteuerung der Daten für die Verwandten des Dichters, und Herman Haupt, der Herausgeber Hessischer Biographien, der im Verein mit Karl Esselborn und H. Lehnert an der Feststellung vieler Landsleute Büchners mitgearbeitet hat.

BENUTZTE LITERATUR

Nur gelegentlich herangezogene Schriftwerke sind hier nicht berücksichtigt, sondern am Ort ihrer Verwendung (Lesarten, Register) genauer angegeben; ebensowenig werden die unter den Lesarten verzeichneten Erstdrucke der Schriften Büchners hier nochmals aufgezählt.

Ausgaben

Außer N und F (vgl. S. 662), deren Einleitungen noch heute Quellenwert haben:

Georg Büchners Gesammelte Schriften. In zwei Bänden. Herausgegeben von Paul Landau. P. Cassirer, Berlin, 1909. (Biogr. Einleitung in I, S. 7—177.)

Georg Büchner: Dramatische Werke. Mit Erklärungen herausgegeben von Rudolf Franz. München, bei Birk & Co. [1912]. (Erklärungen S. 193—227, Versuch textkritischer Besserungen S. 228f.)

Der hessische Landbote. Von Georg Büchner. Sowie des Verfassers Leben und politisches Wirken von Eduard David. (Vgl. S. 735f.)

Georg Büchner. Woyzeck. Nach den Handschriften des Dichters herausgegeben von Georg Witkowski. Leipzig, im Insel-Verlag. MCMXX. (Vgl. S. 702ff.)

Monographien

Hans Landsberg, Georg Büchners Drama "Dantons Tod". Berliner Dissertation, 1900.

Rudolf Majut, Farbe und Licht im Kunstgefühl Georg Büchners. Greifswald, 1912.

Max Zobel von Zabeltitz, Georg Büchner, sein Leben und sein Schaffen. Bonner Forschungen, Bd. VIII. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Berlin, 1915.

Walther Kupsch, Wozzeck. Ein Beitrag zum Schaffen Georg Büchners. Germanische Studien, Heft 4. Berlin, 1920.

Kurt Voß, Georg Büchners "Lenz". Eine Untersuchung nach Gehalt und Formgebung. Bonner Dissertation, ungedruckt [1922].

Walter Hoyer, Stoff und Gestalt bei Georg Büchner. Leipziger Dissertation, ungedruckt [1922].

Aufsätze

Außer den Nachrufen von Karl Gutzkow (vgl. S. 753) und Wilhelm Schulz (S. 653ff.):

Karl Buchner, Georg Büchner. Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle. Hamburg, 22. und 24. Mai 1837.

Artikel "Büchner" im Biographisch-literarischen Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen im 19. Jahrhundert. Bearbeitet und herausgegeben von H. E. Scriba. Zweite Abteilung. Darmstadt, 1843.

Artikel "Georg Büchner" in der Allgemeinen Deutschen Biographie. Leipzig, 1876. [Verfasser: Rochus von Liliencron.]

Karl Emil Franzos, Über Georg Büchner. Deutsche Dichtung, Bd. XXIX, S. 195—203, 289—300. Berlin, 1901.

Karl Emil Franzos, Georg Büchners "Dantons Tod". Vossische Zeitung, 4. Januar 1802.

Arthur Ploch, Aus Georg Büchners Brausejahren. Frankfurter Zeitung, 7. Juni 1905.

Hugo Bieber, Wozzeck und Woyzeck. Literarisches Echo. XVI. Bd. (S. 1188ff.), 1. Juni 1914.

Joseph Collin, Georg Büchner. Biographischer Artikel in Herman Haupts Hessischen Biographien, I. Bd. Darmstadt, 1918.

Wilhelm Diehl, Minnigerodes Verhaftung und Georg Büchners Flucht. Hessische Chronik, 9. Jg. (S. 5ff.), 1920.
Georg Witkowski, Büchners Woyzeck. Das Inselschiff, 1. Jg. (S. 20ff.), 1920.
Fritz Bergemann, Der Fall Woyzeck in Wahrheit und Dichtung. Das Inselschiff, 1. Jg. (S. 242ff.), 1920.
Armin Renker, Büchner und Musset. Das Inselschiff, 3. Jg. (S. 284f.), 1922.

Quellenwerke

a) Mignet, Histoire de la Révolution française, Tome II. Leipsic, Geoffr. Basse, 1827.
Thiers, Histoire de la Révolution française, Tome VI[4]. Paris, 1834.
Unsere Zeit oder geschichtliche Übersicht der merkwürdigsten Ereignisse von 1789 bis 1830, nach den vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Werken bearbeitet von einem ehemaligen Offizier der kaiserlich-französischen Armee [Konrad Friedrich, Pseudonym Carl Strahlheim]. Stuttgart, gedruckt bei E. F. Wolters. 1826—1830 heftweise erschienen, 120 Duodezbände.

b) August Stöber, Der Dichter Lenz und Friedericke von Sesenheim. Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen.... Basel, Schweighausersche Buchhandlung, 1842. (Darin S. 11—31 Oberlins Tagebuchdarstellung, abgedruckt aus der "Erwinia" 1839; neuerer Nachdruck in Landaus Büchner-Ausgabe II, S. 117—130.)

c) Über die Woyzeck-Quellen vgl. die Aufsätze von Bieber und Bergemann a. a. O.

d) Zu den philosophischen Vorlesungen, außer Descartes' und Spinozas Schriften:
Wilhelm Gottlieb Tennemann, Geschichte der Philosophie. Bd. I—XI. Leipzig, 1798—1819. (Bd. I—III Geschichte der griechischen Philosophie; Bd. X, S. 228ff. über Cartesius, S. 398ff. über Spinoza.)
Johannes Kuhn, Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Ein Versuch, das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern. Mainz, Kupferberg, 1834.
Wilhelm Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Heidelberg, 1827.

e) Zum Anhang usw.:
Briefe Gutzkows an Georg Büchner und dessen Braut. Mitgeteilt von Charles Andler in Paris. Euphorion, Ergänzungsheft 3 (S. 181—193), 1807.
Karl Gutzkow, Götter, Helden, Don Quixote. Abstimmungen zur Beurteilung der literarischen Epoche.
Carl Vogt, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke. Stuttgart, E. Nägele, 1896.
Friedrich Nöllner, Aktenmäßige Darlegung des wegen Hochverrats eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer D. Friedrich Ludwig Weidig, mit besonderer Rücksicht auf die rechtlichen Grundsätze über Staatsverbrechen und deutsches Strafverfahren, sowie auf die öffentlichen Verhandlungen über die politischen Prozesse im Großherzogtum Hessen überhaupt und die späteren Untersuchungen gegen die Brüder des D. Weidig. Darmstadt, Leske, 1844. (S. 98ff. Büchner u. die Gesellschaft der Menschenrechte, der Hessische Landbote, "Herr du Thil mit der Eisenstirn"; S. 420ff. Beckers Aussagen über Büchner.)
Wilhelm Schulz und Carl Welcker, Geheime Inquisition, Zensur und Kabinettsjustiz im verderblichen Bunde.... Carlsruhe, G. Braun, 1845. (S. 12f. Büchner und der Hessische Landbote sowie das Spottlied "Herr du Thil mit der Eisenstirn"; S. 83 Büchner über Clemm.)

Nachschlagewerke

a) Allgemeine deutsche Biographie.
Biographie des Hommes vivants.... Tome I—V. Paris, Michaud, 1816—1819.
Nouvelle Biographie générale.... Paris, Didot Frères. 1858ff.
The Encyclopaedia Britannica. Cambridge, 1910f.

b) August Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. Bd. I—VI. Wien und Leipzig, 1884—1888.
Julius Pagel, Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte des 19. Jahrhunderts. Wien, 1900f.

c) Otto Wiltberger, Die deutschen politischen Flüchtlinge in Straßburg von 1830—1849. Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Heft 17. Berlin und Leipzig, 1910.

L. Fr. Ilse, Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Commissionen der Centraluntersuchungs-Commission zu Mainz und der Bundes-Centralbehörde zu Frankfurt in den Jahren 1819—1827 und 1837—1842 geführt sind. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn & Co., 1860. (Im Anhang ausführliches tabellarisches Verzeichnis sämtlicher politischen Flücht- und Häftlinge.)

Frh. v. Wagemann, Darlegung der Hauptresultate aus den wegen der revolutionären Complotte der neueren Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen... Frankfurt a. M., 1839.

d) Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano.

Franz Ludwig Mittler, Deutsche Volkslieder. Sammlung von ... Frankfurt a. M., K. Th. Völcker, 1865.

Ludwig Erk und Franz Böhme, Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart.... Bd. I—III. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1893f.—

Dr. Otto Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Gesammelt und mit kulturhistorisch-ethnographischer Einleitung ... Marburg, Elwert, 1885.

Johann Lewalter, Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen ... Heft 1–5. Kassel, 1896².—

August Stöber, Elsässisches Volksbüchlein. Kinderwelt und Volksleben, in Liedern, Sprüchen, Rätseln, Spielen etc. mit Erläuterungen und Zusammenstellungen, einem Sachregister und einem Wörterbuche ...² Mülhausen, 1859.

Carl Köhler und John Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar. Mit ihren Melodien aus dem Volksmunde gesammelt ... Mit vergleichenden Anmerkungen und einer Abhandlung ... Halle, Niemeyer, 1896.

Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt ... Berlin, G. Reimer, 1855.

NACHTRAG

In der Hessischen Chronik, S. 311f. des vierten Jahrgangs (1915), teilt Wilhelm Diehl, der Herausgeber dieser Monatsschrift, folgendes politische Gedicht auf den Minister du Thil mit:

HERR DU-THIL MIT DER EISENSTIRN
und Schreinermeister Kraus in Butzbach.

Mel.: Ich bin der Doktor Eisenbart.

Ein Leuchter leuchtet durch das Land,
Der Hessen Notwehr auch genannt;
Was der Minister lügt und trügt,
Wird durch den Leuchter streng gerügt.

Herr Du-Thil macht es viel Verdruß,
Daß er den Leuchter dulden muß;
Es kränkt ihn, daß die Welt erfährt,
Wie frech er sich den Sold vermehrt.

Herr Du-Thil hat ein' Eisenstirn,
Herr Du-Thil hat ein kluges Hirn;
Wohl läßt er seine Unken schrein:
Den Pabst, den Schacht, den Breidenstein.

Wohl bot er tausend Gulden Lohn,
Zeigt ihm den Leuchter ein Spion.
Da kommt ein Brief: in Butzbach sei
Des schlimmen Leuchters Druckerei.

Wie schnell er zu Herrn Knapp da lief!
Frohlockend zeigt er ihm den Brief.
Herr Bechtold ward gesandt zur Stund
Gen Friedberg als ihr Schnüffelhund.

Herr Camesasca sollt ihn dort
Geleiten an den schlimmen Ort,
Der lange Peter: löwenkühn;
Allein der Kriegsrat warnte ihn.

"Ach Peter, Peter, bleib davon!
Nur Schimpf und Schande sind dein Lohn!
Denk, wie nach Steinfurt du gerückt
Und dich der Ärger fast erstickt.

Denk an die schwarzrotgoldne Fahn,
Nach der du rittst in deinem Wahn;
Auf stolzem Rosse rittst du aus.
Ein Esel trug dich naß nach Haus."

Herr Camesasca hörte nicht,
Er schnitt ein superklug Gesicht;
Er nahm noch zwei Stück Federvieh,
Den Kopp und Fink; fort fuhren sie.

Es öffnet sich ein Kutschenschlag
In Butzbach selben Nachmittag,
Heraus springt Bechtold und die drei
Und fragen nach der Polizei.

Zu Krausens Hause ging's nun flink,
Die Tür bewachte Kopp und Fink;
Die andern schnüffelten ins Haus,
Des Leuchters Licht zu blasen aus.

"Herr Kraus, es ward uns offenbart,
Hier sei die Presse aufbewahrt,
Auf welcher man den Leuchter druckt",
Sprach Bechtold, der scharf um sich guckt.

"Ihr Herrn, man treibt mit Euch sein Spiel,
Ich habe zwar Holzpressen viel,
Allein die Presse, die Ihr sucht,
Die steht in Nebel-Siegfrieds Schlucht.

Herr Siegfried druckt in tiefem Schacht
Den Leuchter, der Euch Ängste macht;
Sein Zwerg trägt ihn zur Welt hinein
Und streut ihn aus im Mondenschein."

Sie suchten scharf nun überall,
In Haus und Keller, Stub und Stall;
Schrank, Kasten, Bett und Hobelspän'
Ward alles emsig durchgesehn.

Herr Bechtold suchte stets voran,
Drum stieß er sich die Nase an;
Als er sich schund die Nas und Stirn,
Da ward's ihm hell in seinem Hirn.—

Herr Knapp, Herr Du-Thil, tröstet Euch:
So bleibt's nicht stehn im Deutschen Reich.
Kommt, statt des Leuchters, die Latern,
Dann heißt's: Lebt hoch, Ihr werten Herrn!!

Der Leser dieser Büchner-Ausgabe wird auf Grund der S. 764f. gegebenen Hinweise in diesem Spottlied, dessen Verfasser nach Wilhelm Diehl unbekannt blieb, sofort das verloren geglaubte satirische Gedicht auf den Minister du Thil erkennen. Aber die Entdeckerfreude wird gedämpft durch eine gewisse Enttäuschung, die die Lektüre dieses Liedes zurückläßt. Schon technisch läßt es sehr zu wünschen übrig, und Wilhelm Schulz' Voraussetzung, "daß es voll des schlagendsten Witzes ist", trifft auch kaum zu. Man lese Büchners Brief vom 2. Juli 1834 (S. 537), der zweifellos denselben Vorgang behandelt (und worin demnach Franzos' Konjektur "Darmstadt" in "Butzbach" zu ändern ist), und man wird zugeben, daß unser Dichter den Vorfall in Prosa viel witziger geschildert hat. Die Klaue des Löwen ließe sich nur in den Schlußversen wiederfinden; nur dieser Hinweis auf die Laterne erinnert an den Danton-Dichter. Wie matt ist aber, im Gegensatz zu der brieflichen Schilderung, die Auseinandersetzung zwischen dem Kommissar und dem Schreiner; die Doppelbedeutung des Wortes "Presse" bleibt fast unausgenutzt, und auch aus der Verletzung des Kommissars wird kein Kapital für den satirisch-politischen Zweck geschlagen, obwohl es doch ungemünzt in der Prosa des Briefes schon reichlich vorhanden ist. Aber ist an Büchners Verfasserschaft überhaupt zu zweifeln, wenn Wilhelm Schulz versichert "Auch dieses Spottgedicht kam vom verstorbenen Georg Büchner, wie ich von diesem selbst gehört habe"? Man würde sich wohl oder übel damit abfinden müssen, wenn nicht von gerichtlicher Seite eine Gegenbehauptung vorläge. In Ilses "Geschichte der politischen Untersuchungen" heißt es S. 352 von jener Haussuchung und dem darauf gedichteten Spottlied: "Zum Hohn der Regierung veranlaßte Gemeinderat Kuhl den Carl Flach, eine anonyme Anzeige zu machen, die gesuchte geheime Presse sei bei dem Tischler Kraus in Butzbach. Bei der Haussuchung fand man nichts. Diesen Vorgang benutzte Carl Flach zu einem Spottliede auf das Ministerium und die Beamten, welches von Weidig verbessert und von diesem selbst zum Druck nach Offenbach zu Preller und in den gedruckten Exemplaren zurückgetragen wurde. Das Lied, das sonach dem Pfarrer Weidig zuzuschreiben ist und das, überall ausgestreut, allgemein in Butzbach gesungen

wurde, endet mit der Drohung an hochgestellte Beamte des Großherzogtums: 'wenn erst statt des Leuchters die Laterne kommen werde, dann würden sie hoch leben!'" Diese Darstellung beruht nicht etwa auf einer persönlichen Auffassung Ilses, sondern ist die Wiedergabe eines Kommissionsberichtes der Bundeszentralbehörde zu Frankfurt am Main, also eine gerichtliche Feststellung. Leider vermißt man die Angabe, worauf sich diese Feststellung stützt, und der Eifer, mit dem gleich Weidig, dem Herausgeber der Zeitschrift "Leuchter und Beleuchter für Hessen", die Hauptschuld an dem Liede zugeschrieben wird, ist nicht geeignet, über diesen Mangel hinwegsehen zu lassen. Und selbst wenn auch die gerichtliche Annahme auf ein Geständnis, etwa Flachs, zurückginge, so stände noch immer Behauptung gegen Behauptung, und es bliebe nach wie vor die Frage, auf welcher Seite eine falsche Angabe oder ein Mißverständnis vorliege. Zur Klarheit führt also auch die gerichtliche Darstellung nicht, doch muß sie den schon vorhandenen Zweifel an der Verfasserschaft Büchners bestärken. Und wäre jene an den Danton-Dichter erinnernde Schlußpointe des Liedes nicht, so könnte man allerdings glauben, Wilhelm Schulz hätte irgendeine Äußerung seines Freundes Büchner falsch gedeutet und sich durch solch Mißverständnis zu jener Behauptung in seinem mit Welcker geschriebenem Buch über "Geheime Inquisition" verleiten lassen.

REGISTER

Die Abkürzungen bedeuten: E.-B. = Erk und Böhme, F = Franzos, Mign. = Mignet, N = Nachgelassene Schriften, Nölln. = Nöllner, Oberl. = Oberlin, Sch.-W. = Schulz und Welcker, Tennem. = Tennemann, Th. = Thiers, U. Z. = Unsere Zeit. Die genaueren Titel und Auflagen der also zitierten Bücher sowie die der Werke und Aufsätze von Böckel, Collin, Diehl, Franzos, Köhler, Kuhn, Lewalter, Majut, Vogt suche man in dem Verzeichnis der benutzten Literatur S. 793 ff.

"Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden ...": mit d. Antwort "Es hat sich e. frischjunges Mädchen D. Sch. mit Thränen erdacht", Schlußstrophe d. hess. Liedes "Dort droben auf hohem Berge ..." (vgl. auch E.-B., 419b—e). 41.

"Ach Tochter, liebe Tochter": mit d. Antw. "Ach Mutter, liebe M., So sei doch gescheit, Die Landk. u. die Fuhrl. Das sind kreuzbrave Leut", hess. Volkslied (vgl. Vogt, S. 77). 710, 714.

Alcibiades: s. Sokrates.

Alfieri, Vittorio, Graf: ob es sich um e. wirkl. Zitat d. ital. Dramatikers handelt, ließ sich nicht ermitteln; doch ist bei d. Worten wohl eher an d. erhabne Pathos d. Tragödien als an e. iron. Äußerg. d. politisch gefärbten Lustspiele A.s zu denken. 109, 687.

Alsabilder: s. Stöber, Adolph.

Amar: gefügiges Mitgld. d. Sicherheitsausschusses, das später d. Schwenkg. geg. Robespierre mitmachte. 65, 66.

Archimedes: den Ausspruch d. griech. Physikers wandte H. More (s. d.) auf d. Philosophie an, was Büchner bei Tennem. X, 283 erwähnt fand. 253.

Arnauld, Antoine 303, 308 ff.

Arnold, Friedr. 234, 236, 359.

Arsaky: Verfasser e. "Commentatio de piscium cerebro et medulla spinali", die unter Meckels Leitg. entstanden u. 1836 von Gust. Wilh. Minter neu herausgegeben war. 184, 194, 196.

"Auf dem Kirchhof will ich liegen": mit d. letzten Vers "Das die Lieb tut wiegen ein", Schluß d. Volkslieds "So viel Stern am Himmel stehen" (vgl. Wunderhorn). 124.

"Auf dieser Welt hab ich kein Freud": bekanntes Volkslied, das aber im 2. Vers sonst "*ein* Schatz" hat. 98.

August: 10. 8. 92 wurden d. Tuilerien gestürmt u. d. Schweizergarde niedergemacht. 15, 17, 48, 56, 57, 67.

Baden, Großherzog von: s. Leopold.

Badenburger Versammlung: 3. Juli 34 von Weidig veranst. Zusammenkunft bei d. Ruine B. zwischen Marburgern (Dr. Eichelberg, Dr. Heß, Stud. Breidenbach), Gießenern (Advokaten Briel u. Rosenberg, Buchhändl. Ricker, Büchner, Klemm) u. Weidig selbst, der v. e. Reise durch Süddeutschl. d. Anregung mitbrachte, durch geh. Flugschriften d. Revolut. vorzubereiten. 634 f.

Balser, Georg Friedr. Wilh. (1780—1846): Medizinalrat u. Universitätsprofessor in Gießen (vgl. Vogt, S. 52 f.). 529.

Bankiers: d. Brüder Junius u. Immanuel Frey, Chabots jüd.-österr. Schwäger u. mit ihm verhaftet. 54.

Barère de Vieuzac: s. wechselvollen Schicksale hat B. in

s. "Mémoires" selbst geschildert, da diese aber erst 1841 ersch., kann sie Büchner nicht benutzt haben; dessen Auffassg. von B.s Wetterfahnencharakter ist die von Thiers u. Mign., doch waren dem hist. B. Gewissensbisse fremd. 8, 31 ("d. alt. Sack": Wortspiel mit B.s Beinamen, vgl. Th. 125), 59 ff., 639, 667.

Baum, Joh. Wilh. (1809—78): Straßb. Freund Büchners, der sich spät. als Kirchenhistoriker um d. Lebensgesch. hess. u. a. Reformatoren verdient machte; s. preisgekr. Schrift "Der Methodismus" ersch. 38. 546, 756.

Baur, Karl: Darmstädter Gymnasialprofessor. 767, 775.

Bechtold, Baron v.: wohl verwandt mit Friedr. Georg v. B. (s. u.) sowie mit d. Hause Carl Theod. Bechtolds, der Karoline Luise Reuß, e. Nichte von Büchners Großvater, geheiratet hatte. 625.

Bechtold, Friedr. Georg v. (1800 bis 72): hess. Ministerialrat, später Minister d. Innern. 625.

Becker, August (geb. 1814): hess. Pfarrerssohn, der als Stud. d. Theol., dann als Hauslehrer u. zuletzt beschäftigungslos in Gießen e. kümmerl. Dasein fristete, bis er weg. s. Teilnahme an d. Badenburg. Versammlg. (s. d.) u. an d. "Gesellschaft d. Menschenrechte" verhaftet wurde; nach langer Untersuchungshaft zu 9 J. Gefängn. verurteilt, wurde er 39 durch d. hess. Amnestierg. frei, worauf er als Kommunist in d. Schweiz, später als Feldprediger in Nordamerika lebte. Für d. Dichter, den er auch in die "Gieß. Winkelpolitik" eingeweiht zu haben scheint, war der Umgang mit diesem verkommenen Genie außerordentl. anregd.; äußerl. dokumentiert sich das in der gleichen Vorliebe für d. Schinderhanneslied (vgl. "Die da liegen ..."), aber auch noch im 'Woyzeck' fühlt man sich zuweilen an d. "roten August", der nur 6—7 kr. für Mittagskost hatte, erinnert. Vgl. F CLI, Nölln. S. 243 ff. u. Vogt S. 83. 545. 547, 549, 607, 633, 634 ff., 733 f., 770. — *An* Gutzkow 776.

Becker, Ludwig: Cand. theol. in Gieß., Mitgl. von Büchners "Gesellsch. der Menschenr.". 549, 634.

Beckers aus Frankfurt: den Büchners befreundete Pfarrersfamilie, bei der Georg 2. 8. 34 auf s. "Ausflug" nach Offenbach weilte (vgl. W. Diehl, Hess. Chronik IX, S. 5). 623 f.

Bekker, Balthasar 743.

Bell, Charles 187, 228.

Biegeleben, Maximilian Frhr. v. 550, 561.

Billaud-Varennes: Th. 191 gab d. Charakteristik, U. Z. Details. 8, 59 ff. (d. Worte 6034 f. "so viel Mühe ..." aus U. Z. XII, S. 14).

Bischoff, Theod. Ludw. Wilh.: s. "Nervi access. Will. anatomia et physiologia" ersch. 1832 in Darmst. 183, 202, 206, 208, 219 f., 231, 233 f., 236.

Bobrik, Zürcher Philosophieprofessor 739.

Böckel, Eugen: Mediz.; Straßb. Studienfreund Büchners. 530, 538, 546, 550, 756 f. (außer N S. 18 vgl. noch Diehl).

Bojanus: lit. Tierarzt u. Anatom, Entdecker d. Niere bei d. Muscheln ("Parergon ad anatomen testudinis; cranii vertebr. animalium sc. piscium..." 1821). 193, 203, 233, 237, 242—45, 247.

Börne, Ludwig 558, 653.
"Branndewein, das ist mein Leben": Volksliedzitat? 158.
Braubach: offenb. der weg. Teiln. am revol. Komplott 1833 seit Sommer 35 flüchtige Wilh. B. aus Butzb., vormals Student in Gießen. 646.
Braunschweig, Herzog von: s. Wilhelm.
Brentano, Clemens: s. Lustspiel 'Ponce de Leon' gab bekanntl. manche Anregungen f. 'Leonce u. Lena' (bes. d. Hauptmotiv mit d. Maskenspiel u. d. Anwendg. d. Wortspiels). 687.
Breschet, Gilbert (1784—1845): franz. Anatomieprofess., der sich u. a. um d. Anatomie d. Ohres verdient gemacht. 210f.
Brion, Friederike 98 u. 101 (bei Oberlin wird d. Frage nach "d. Frauenz." nur an ihn selbst gerichtet; d. "gebrochn. Worte" auch bei Oberl.), 104, 622, 678, 681.
Brissot 46.
Brockhaus' Repertorium d. gesamten deutschen Literatur: brachte 35 e. kurze Besprechg. des 'Danton', die nur d. gute Charakterisierg. d. undramat. Helden anerkennt. 619.
Brutus, Luc. Jun. 25, 69, 580.
—, Marc. Jun. 33, 49, 602f.

*

Büchner, Georg (1813—37):
I. *Biographisches.*
Lebenslauf 653—57; Geburt, Taufe 629, Schulzeit 629ff., 653, 760ff., 767f., 774ff., Berufsfrage 535, 544, 605, 622, 642, 654, 739, 775f., Universitätsjahre 523ff., 632 bis 634, Flucht 543f., 608, 636f., 640, 757, Straßb. Exil 544ff., Doktorwürde 557, 562, 627, 641, 654, 739f., Zürich 566ff., 641ff., Tod 644, 651ff., 657.
Persönlichkeit 630ff., 634f.
Äußeres 632f., 641f., 647f., 656, 776; Gesundh., Krankh. 530, 533f., 536, 567ff., 608, 645—53, 656f.
Charakterbildung:
1) Angebl. Hochmut 531, 633f., Ehrgeiz 608 (vgl. 551), Gutmütgkt. 556, Mitleid 532, 560, 635, Schwermut 532, 536, 605, 608, geniale Trägheit 527, 544, 615 (Danton, Leonce!).
2) Familiensinn 535, 543, 656f., Freundschft. 556 (vgl. Trapp), 578f., 630, 633, 635, 637, 657, Liebe u. Ehe 531, 535, 560, 642, 647, 654, 656 (vgl. 133f., 765 Anm.), Nationalgefühl 558, 587f., Naturgef. 527f., 529, 533, 565, 605, 775, Vaterlandsliebe 543, 604, 763.
3) Politische Gesinng.:
a) Eigne Freiheitsliebe 559, 579, 599, 601, 604, 631, 762f.;
b) Staat u. Gesellschaft: Arm u. Reich 165ff. (733), 549, 606f. (vgl. 148, 150f.), Bildungsunterschiede 531, 562, Gesellsch.-Moral 139, 559f., Kleinstaaterei 605 (vgl. 126, 136, 138), Konstitutionswesen 173f., 525, 555, Liberale Partei 526, 548f., 605, 607, 656, 733, Regierungen (dtsche.:) 553, 559, (franz.:) 547, 554f., (hess.:) 166f., 534, 550, 636, (prß.:) 550;
c) Umsturzversuche 165 bis 177, 525f., 548f., 605ff., 634ff.; e. Magenfrage 527, 545, 549, 562f., 607 (vgl. 14, 135, 170f.); soziale Reform 563 (vgl. 27);
d) Staatsideal: Staatsbegriff 166, Monarch. od. Republ. 607, 636f., Mehrheitswille

172, 668, Idealstaaten 11, 566f., 607.

4) Religiosität 632f., 769, 776; vgl. noch: Glaube u. Wissen 356f., Gott 575, 650, 656, Gottesbeweis 49ff., 268f., 331, Christus 28, 32, 43, 524, Christentum 560, 592, Atheism. 51, 64f., (100,) 331, 665, (716, 720,) Fatalism. 43, 47f., 530, l'homme machine 292f., 530, 533 (43f., 138f.), Moralbegriffe 28, 75, 139, 151, 338, 551, 559f., Epikuräism., Genußreligion 28, 76, 142, (698,) 741.

5) Kunstempfinden:
a) Sensibilität überhpt. 530, 533f., 608; üb. Lichteindrücke vgl. Rudolf Majut; Schallempfindlichkt. 532 (vgl. 42, 107 usw.); Musikfreude 568, 776 (vgl. 39, 116 usw.), Phantasietätigkt. 567;
b) Idealism. u. Realism. 39, 91ff., 552f. (vgl. noch 113, 126, 147, ferner:) Romantk. 112, 123, 133, 536, 774;
c) Volkskunst: Märchen 159, 713, Sagen 558, Volkslieder 92, 568, 775 (vgl. 15, 36f., 41, 73, 80, 98, 124, 145f., 148, 155f., 708, 710, 712? 713—715, 717ff.);
d) Drama 551ff., 560.

II. *Werke.*

Dichtungen 5ff., 663ff.; Dantons Tod 7—80, 542—47, 550—52, 562, 607, 611f., 617, 619, 623, 636—39, 655, 666ff., 771; Lenz 81—108, 557, 617ff., 622, 655, 663, 678ff., 772; Leonce 109 bis 142, 566? 567, 623, 655, 664, 686ff. (Entwürfe 687—93); Woyzeck 143—61, 566? 567, 655, 664, 699ff. (Entwürfe 706—29), 784f. Vgl. Miszellen, Verlorenes.

Polit. Schriften 785f.; D. Hess. Landbote 163—77, 635f., 733ff.

Wissensch. Arbeiten 179ff., 557, 559, 739ff.; Sur le système nerveux du barbeau 181—250, 562, 627, 641, 654, 739ff.; Gesch. d. griech. Philosophie 740f.; Cartesius 251—320, 562, 565, 654, 739f., 742f.; Spinoza 321 bis 52, 565, 642, 654, 740, 744ff., 748f.; Über Schädelnerven 353—67, 641, 655, 749ff. Vgl. Verlorenes.

Übersetzungen 369ff., 550, 615, 745, 752, 761, 772; Lucr. Borgia 371—438, 619, 655, 752; Mar. Tudor 439—520, 619, 655, 752.

Briefe 521—69, 753ff.

Miszellen 571ff., 760ff.; Poet. Ansätze 573—77, 765f., Schulaufsätze, -reden 578 bis 604, 760f., 767f., Schülerglossen, Schulheftnotizen 761—64, Mündl. Äußerungen 605—08, 633, 635, 637, 642, 650, 657, 768ff., 776.

Verlorenes: Aretino 664f., Herr du Thil m. d. Eisenstirn 764f., 798ff., Tagebuch 765, 769, Briefe 772, 789, Abgangsrede 760, 767, Bedlam? 535, 756, Journalartikel? 559, 663, Polit. Abhandlungen 785f., Zürcher Vorlesg. üb. vergl. Anatomie 642ff., 655.

*

Büchner, Familie 523ff., 635, 638, 652, 656f., 753f.

Büchner, Jak. Karl (1753—1835): Großvater d. Dichters; Amtschirurg in Reinheim. 629.

Büchner, Ernst (1786—1861): Vater d. Dichters; nach militärärztl. Laufbahn Arzt in God-

delau, dann in Darmst., zuletzt als Medizinalrat; Mitarb. v. ärztl. Zeitschriften. 573, 575, 611, 614, 622, 624f., 629, 636—40, 653 f. — *An* Georg 626 ff. ("Nadelgeschichte": in Henkes Zeitschrift f. Staatsarzneikunde, 26. Bd. "Versucht. Selbstmord durch Verschlukken v. Stecknadeln").
Büchner, Carol. geb. Reuß (1791 bis 1858): Mutter d. Dichters; Tochter d. hess. Spitalschaffners u. Regierungsrats Reuß, seit 1812 Gattin Dr. Büchners. 574, 575, 608, 611, 628f., 637f., 773f. — *An* Georg 623 ff., 772.
— Mathilde (1815—88): älteste Schwester d. Dichters. 608, 624ff., 628.
— Wilhelm (1817—92): Bruder Georgs, Pharmazeut; später Besitzer d. ersten Ultramarinfabrik in Pfungstadt, auch politisch als Abgeordneter im hess. Landtg. u. Reichstg. wirkend. 607f., 624, 757, 759, 769f. — Gedicht "Erinnerg. an m. Bruder Georg!" 638, 775f. — *An* Franzos 636—40; von Georg 548f., 565f?, 567.
— Luise (1821—78): Schwester d. Dichters, Schriftstellerin u. Frauenrechtlerin. 628, 734, 753, 766.
— Ludwig (1824—99): Bruder d. Dichters, später Arzt in Darmst. u. Verf. d. Buches "Kraft u. Stoff"; erster Herausgeber d. Schriften Georgs. 625, 628, 661f., 664, 678, 687, 734f., 741, 744, 750, 753, 769, 771.
— Alexander (1827—1904): Bruder d. Dichters, später Literaturprof. in Caen. 624, 628.
Büchner, Joh. Karl (1791 bis 1858): Bruder v. Büchners Vater; Kreisarzt in Reinheim. 628.
Bürger, Gottfr. Aug. 176 (Zitat), 579, 738.
Burschenschaft: verboten, aber im Korps Palatia wiederauferstanden (vgl. Vogt, S. 115ff.); der zitierte Ruf soll wohl das Burschenschaftslied "Burschen heraus" parodieren. 537.

Calderon 775.
Callot-Hoffmann: s. Hoffmann.
Camper, Peter: die "Kleinen Schriften, die Arzneikunde u. Naturgesch. betr." ersch. Ende d. 18. Jh. in dtsch. Übers. 213.
Carlisten: Anhänger des Don Carlos von Spanien, der seit 1834 d. weibliche Thronfolge d. Königin-Regentin Christine im Bürgerkrieg bestritt; Louis Philipp, Mai 35 von d. span. Regierung um Hilfe ersucht, lehnte e. Intervention ab. 554.
Carmagnole 27, 77, 523.
Cartesius, Renatus 253—320, 340, 342, 345ff., 748.
Cartesius' Gegner u. Nachfolger 269, 297, 303, 320, 743; vgl. Malebranche, Meyer, Spinoza.
Carus, Carl Gust.: "Versuch e. Darstellg. d. Nervensystems" 1814; "Lehrbuch d. Zootomie" 1818; "Von d. Urteilen d. Knochen- u. Schalengerüstes" u. "Grundzüge d. vergl. Anat. u. Physiologie" 1828. 183f., 194ff., 213, 219, 235, 237f., 243ff., 293, 358, 643.
Caters, holländ. Gelehrter 303 ff.
Chabot 46.
Chalier: Anhänger Marats; Jakobiner-Stadtrat in Lyon, dort vom reaktion. Mittelstand 7. 2. 93 hingerichtet. 11, 17, 25.
Chamisso, Adelbert v. 125 (Zitat aus "Die Blinde").
Chaumette: drei Tage nach Hébert verhaftet, doch erst *nach* den Dantonisten hingerichtet. 8, 49ff. (s. schwächl.

Haltg. i. d. Haft histor., d. spekulat. Ausführg. d. Dichters Werk).
"Christinlein, lieb Christinlein mein": Volksliedverse? 37.
Christus u. d. Jünger in Emmaus: s. Holländ. Maler.
Cicero 62, 602, 761.
Clemm (Klemm), Gustav: Studt. d. Theol., dann d. Pharmakol. in Gießen, Mitgl. d. Verbindg. Hassia; schon einmal weg. Verdachts der Teiln. am Frankf. Attent. in Haft (Jul. 33 bis März 34), wurde er weg. Beteilgg. an d. neuen durch d. Hess. Ldb. dokum. Machenschftn. (er war Mitgl. d. "Gesellsch. d. Menschenr." u. hatte an d. Badenb. Zusammenkunft teilgen.) 8. 5. 35 wieder verhaftet, aber Aug. geg. Kaution freigelassen, weg. s. geschwächt. Gesundh. u. weil er sich, z. Schaden s. beteiligt. Kameraden, geständig gezeigt; die Dez. 38 erhalt. zehnj. Zuchthausstrafe erledigte sich mit d. hess. Amnestie 39, verdarb ihm aber d. forstw. Karriere, die er durch Beziehungen zum Geh. Staatsr. Knapp erstrebt hatte: er lebte später nach N, S. 262, überall zurückgestoßen an verschied. Orten. (Vgl. auch Sch.-W., S. 82 ff.) 545, 549 ff., 556 f., 634, 733.
Clichy 63 (vgl. U. Z. XII, 233 f.).
Collot d'Herbois 8, 17 f., 21, 25 (fing. Zitat), 59 ff. (C.s Antwort an d. Bürgerin geht auf U. Z. XII, 14 zurück, wo sie aber Couthon gibt!).
Conciergerie 64 f., 69 ff., 74 ff., 674.
Cottas Preisausschreiben für d. beste Lustspiel 664, 687, 784.
Couthon 31 (fing. Zitat), 74 (den bei Th. 204 schamhaft verschwiegenen Ausspruch Dantons überlieferte U. Z. XII, 124: "Könnte ich Robesp. meine H . . . n u. Couthon m. Waden hinterlassen, so würde sich d. Wohlfahrtsausschuß noch eine Zeitlang halten").
Cuvier, Georges 184, 192 f., 194 bis 97, 199—205, 208 ff., 213, 216, 218—21, 226, 229, 231, 242—45, 247 f.

"Da ist die schöne Jägerei": kürzere Variante d. hess. Volkslieds "Drüben im Odenwald, da wächst ein schönes Holz" (vgl. E.-B., 1461). 717.
Danton, Georges Jacques: die histor. Gestalt D.s mag schon U. Z. III, 297 f. Büchner eingeprägt haben, der ihn freilich nur am Ende s. Laufbahn darstellt: v. d. Heimat wiederverheiratet zurückgekehrt, alles Terrors müde, nach dem Kampf geg. d. soeben erledigten Hebertisten nur noch überdrüssiger d. Politik u. lechzender nach Erholung im Genuß geworden; die Verwertg. dieser Stimmungsmomente zu d. mehr lyrisch geart. Szenen mit Julie, Marion usw. ist des Dichters eigenstes Werk, der jedoch geg. d. hist. Wahrht. verstößt, wenn er den in s. zweite Frau Verliebten noch zur Zeit dieser Ehe zu Grisetten gehn läßt; Büchnerisch ist ferner d. Verinnerlichg. des Atheisten durch moral. u. religiöse Einschläge (vgl. 433_1 ff. mit 530_{21} ff., 762_1 ff. mit 533_{23} ff.); im übrigen ist d. hist. Material, wie es Mign., Th., U. Z. überlieferten, bis ins Detail direkter Reden u. Äußerungen benutzt worden. 8, 9 ff., 21, 22 ff., 27 ff. (Zusammenkunft mit Robesp. nach Mign. 32 f.), 29, 30, 32 ff. (auch bei Mign. 34 f., Th. 192 ff. drängen die Freunde Danton [zum

Handeln; zu 3334 vgl. Mign. 34; 346f. u. 3512ff. wörtl. nach Mign. 35, resp. Th. 193), 37, 38, 39f. (zu 3929ff. s. u. David; 407ff. wörtl. nach U. Z. XII, 123), 41 (vom Fluchtversuch weiß nur U. Z. XII, 92), 42ff., 45 ("rettete Frankr.": Sept. 92, als Verdun gefallen war, durch seine energ. Aufforderg. zum Widerstd.), 46, 47, 52f. (z. T. wörtl. nach Th. 201ff.), 53, 54f. (5514ff. nach Th. 204, 5519f. nur bei Mign. 35), 55ff. (1. Verhör am 2. April; nach Th. 208ff., Mign. 37, U. Z. XII, 111 Anm.), 58, 60 (Wagt!: "Il nous faut de l'audace et encore de l'audace . . ." hatte D. nach d. Verlust Verduns gerufen), 62, 64f., 66f. (3. Verhör am 4. April; vgl. Th. 217, U. Z. XII, 115f.), 67f., 69ff., 74ff. (7414f. nach Th. 204, d. folgd. obzöne Stelle bringt nur U. Z. XII, 124: vgl. Couthon; 7424 nach Mign. 37 "J'entraîne Robesp."; 75 "Kainsbrüder" nach Th. 204), 78f. (D.s letzte Worte zum Henker nach Th. 220), 552, 562, 615.

Danton, Julie: D.s zweite Gattin, die er 93 heiratete u. die in Wirklichkt. Louise, geb. Gély hieß; sie war 93 erst sechzehnjährig, doch ihre jugendl. Reize fesselten D. so, daß er sogar auf d. Bedingg. einer priesterl. Trauung einging; übrigens ist Louise dem Gatten nicht in d. Tod gefolgt, sondern sie heiratete drei Jahre darauf d. spätern Präfekten u. Baron Dupin und überlebte auch Büchner noch. (Vgl. Louis Madelin, Danton. Paris 1914.) 8, 9ff., 42ff., 58 (bei Th. 214 spricht Dillon nur von "la femme de Camille"), 65, 66 (bei Th. 216 heißts wieder nur "la femme de Camille"), 67, 68 (mit dem Knaben ist wohl keiner d. beiden Söhne D.s aus 1. Ehe, die Louise übernahm, gemeint), 71 (d. histor. D. ruft nach Mign. 38 noch auf d. Weg zum Schafott "O ma bien-aimée! ô ma femme! je ne te verrai donc plus!"), 77.

Darmstädter Arresthaus: Provinzialarresthaus, 35 provisor. für polit. Gefangne eingerichtet. 549ff., 554, 637.

"Das war schon einmal da": s. "Ihr tötet uns . . .".

David, Jacques Louis: vgl. U. Z. XII, 121 zu Dantons Hinrichtg.: "David, s. ehemaliger . . Freund, sah ihn hinrichten, mit eben d. Ruhe, womit er am 3. Sept. die aus d. Mordhöhle La Force geworf. Sterbenden zeichnete u. d. Deputierten Reboul, welcher ihm Vorwürfe machte, zur Antwort gab: Ich erhasche d. letzten Bewegungen d. Natur in dies. Bösewichtern!" 39.

Deen, Izaak van (1804—69): promovierte 34 in Leyden mit d. zit. Dissert. u. ließ sich üb. d. Nervus vagus nochmals 34 in d. "Tijdskr. voor natuurl. geschied. en physiol." aus; später Prof. d. Physiol. in Groningen, Spezialist in d. Nervenphysiologie. 218, 230.

Deimling, Berthold: Sagengestalt; vgl. Pforzheimer. 584, 586.

Dekret, Ein: wonach d. Immunität d. Deputierten aufgehoben war; auch war vom Revolutionstribunal keine Appellat. möglich. 45.

Delaunai d'Angers: Konventsmitgld., mit Chabot u. a. weg. Fälschg. zwecks Bereicherg. bereits 17. 11. 93 verhaftet u. mit d. Dantonisten zusammen hingerichtet. 46.

Demaly: wohl fing. Geliebte Barères. 63.
Deputierten, Die ausgestoßenen: die verhafteten girondist. Konventsmitglieder, von denen nur e. Teil hingerichtet war. 11.
Deputierten, Die zurückgekehrten: von Darmst. nach Auflösg. d. hess. Kammern, die d. Regierg. nicht gefügig waren. 529.
"Der is ins Wasser gefallen": erster Vers e. Fünffingerabzählliedchens (vgl. A. Stöber, Elsäss. Volksbüchl. I². S. 43); doch wird Woyzeck d. Worte nicht auf den Daumen, sondern auf sich bezogen haben. 728.
"Der Mann, der nicht Musik hat": vgl. Shakespeare, D. Kaufmann von Venedig.
Descartes: s. Cartesius.
Desmoulins, Camille: dem hist. D. hat Büchner weichere Züge u. e. stärkeres künstler. Interesse verliehen. 8, 10ff. (die Parod. auf Sokr. m. d. Bemerkg. dazu aus Th. 161f.), 26, 31 (d. Zitat aus d. schon eingegang. ‚Cordelier' fingiert bis auf d. Worte üb. Just, die mit dess. Antwort aus Mign. 30 stammen), 32ff., 37, 38, 39ff. ("freundl." war Robesp. zu D. bis zur Kenntnisnahme seiner Ausfälle S. 31; "auf e. Schulbank" saßen sie im Pariser Collège de Louis le Grand), 52f. (53₂₆ff. nach Th. 203), 64f., 66f., 69ff., 73, 74ff., 78 (bezahlte Individuen, nicht d. Volk bezeigte in Wirklichkt. Schadenfreude; vgl. Th. 220), 79.
— Lucile geb. Duplessis: die in Wirklkt. auf Laflottes Denunziation hin verhaftete Gattin Camilles läßt der Dichter nach berühmtem Muster erst wahnsinnig werden u. sich dann durch d. Ruf "Es lebe d. König!" freiwillig d. Verhaftg. zuziehen, wie es d. Gattin d. verurteilt. Kommand. von Longwy Delavergne oder d. Buchhändl. Gattey vorm Tribunal selbst tat (vgl. U. Z. XII, 155ff.). 39ff., 53, 58, 61, 66, 69f., 73, 79f.
Desmoulins, Louis-Ant. (1794 bis 1828): französ. Mediziner, Anatom, Zoolog; im "Journ. de physiol. expérimentelle" ersch. 22 s. "Recherches anat. et physiol. sur le système nerveux des poissons", während er d. "Anatom. des systèmes nerveux des animaux à vertèbres" 25 zweibändig zus. mit der Physiol. François Magendie herausgab. 183, 185, 192, 194f., 197—203, 205f., 208ff., 213, 218f., 221, 223, 227, 229f., 233, 237.
Des vers: heißt sowohl "Verse" als auch "Würmer", also franz. Wortspiel. 74.
Deutsche Revue 556—59, 618ff., 663.
Dezemvirn: zehn Mitglieder d. Wohlfahrtsausschusses (s. d.), von denen die einflußreichsten Robesp., Just, Couthon, Collot, Billaud, Barère waren. 10, 21, 33, 58, 66, 67.
"Die da liegen in der Erden": Ende d. Schinderhannesliedes, das nach K. Vogt, S. 83 Büchners Freund Becker mit Vorliebe gesungen; d. Lied beginnt: "Kann es etw. Schöners geben Auf der ganzen weiten Welt, Als e. lustig Räuberleben, Morden um d. liebe Geld!" Jene Schlußverse liebte auch Büchner so, daß er sie e. Freunde ins Stammbuch schrieb (vgl. Collin). 15.
Dillon, Arthur: geb. Engländer, Divisionsgeneral d. Ardennenarmee; als Girondist hingerichtet. 8, 57ff., 61, 66.
Dilthey, Karl: Darmstädt. Gymnasialdirektor. 775.

Dinet, Jesuitenpater 303, 320.
Disziplin geben: Ausdruck der Klostersprache für: d. Geißel, d. Rute geben. 24.
Duller, Eduard 661, 667.
Dumas: Präsident des Revolutionstribunals; früher Mönch gewesen u. aus achtbarer Familie stammend, machte er als Anhänger Robespierres s. eignen Angehörigen vor s. Grausamkeit flüchten, mußte selber jedoch Robesp. aufs Schafott begleiten. 8, 68f. (vgl. U. Z. XII, 233: "S. Frau, die nicht entfliehen wollte, ließ er in den Luxemburg einsperren, um sie den 10. Thermidor umbringen zu lassen; glücklicherw. rettete ihr der 9. [Robespierres Sturz] d. Leben".).
Dumas: offenbar d. Chemiker Jean Bapt. André D. (1800 bis 84), der 1823 Experimente üb. d. Muskelkontraktion veröffentlichte. 301.
Dumouriez, Charles François 46, 55, 56, 580.
Duvernoy, George Louis 550, 565.

Eib, Herr v. 563f.
"Ein Jäger aus der Pfalz": Variante d. Volkslieds "E. J. a. Kurpfalz" (vgl. E.-B., 1454). 156.
"Eine Handvoll Erde u. ein wenig Moos": Volksliedzitat? 36f.
Ellervater: Dialektform für Ältervater, Großvater. 80.
Emil, Prinz von Hessen (1790 bis 1876): reaktionär gesinnter Bruder d. Großherzogs Ludwig II. 555f.
Emma: s. Gerlach.
Escher, Züricher Prof.: entweder d. Regierungsratsmitgl. Heinr. E. (1789—1870), außerordentl. Prof. d. Staatswissensch., oder der Gymnasialprof. u. Histor. Heinr. E. (1781—1860); "Schüler", insofern er Büchners anatom. Vorlesg. besucht haben wird. 649.
Eschricht, Daniel Friedrich: s. Dissert. über die Gesichts- u. Riechnerven ersch. 1825. 234.
"Es ist ein Schnitter . . .": altkathol. Kirchenlied, hier in d. Fassg. d. 'Wunderhorn'. 80.
"Es stehn zwei Sternlein an d. Himmel": vielfach variierende Volksliedstrophe (vgl. besonders Schlußstr. d. hess. Liedes "O wie wohl ist's jedem Menschen", E.-B., 660). 73.
Eubreuil: berühmter Arzt? 578f.
Ewiger Kalender: insofern d. Hochzeitstag e. immer wiederkehrender Festtag in Leonces Kalender wäre. 133.

Fabre d'Eglantine: war wegen Fälschg. "in Bezug auf Gelder d. Ind. Compagnie" 12. 1. 94 verhaftet u. schmachtete im Luxemb. bis zur Festnahme Dantons, mit dessen Prozeß der gegen die Fälscher (s. d.) verbunden wurde; wie er am 2. 4. d. Überführg. in d. Conciergerie mitmacht, muß er Danton am 5. auch aufs Schafott begleiten. 46, 74 ("Am Sterben": vgl. Th. 203 "F. était malade et presque mourant"), 78 ("Ich sterbe doppelt": als Kranker u. durch d. Guillotine).
Fabricius: s. Paris.
Faktion Ludwigs XVII: die nach Ludwigs XVI. Tode s. Sohn anhängenden Royalisten. 55.
Fälscher: Chabot, Delaunai, Fabre u. Bazire, letzter freilich nur aus Solidarität, hatten ein d. Indische Gesellschft. betr. Dekret gefälscht, um sich zu bereichern; schon vor d. Dantonisten verhaftet, wurde ihnen

nun mit diesen zus. d. Prozeß gemacht. 39, 54.
Fälscher geben d. Ei u. d. Fremden d. Apfel ab: vgl. Fälscher, Fremde; die wohl aus d. franz. Rechtsbrauch stammende Redensart selbst muß unerklärt bleiben. 32.
Flick, Heinr. Christian (geb. 1790): Pfarrer zu Petterweil; nicht nur Studien-, auch polit. Gesinnungsgenosse Weidigs, 37 zu 8 J. Zuchthaus verurt., aber durch d. hess. Begnadigg. 39 wieder frei. 547, 550.
Floret: vermutl. Theod. Engelb. Joseph Bernh. Fl. (1811—46), Sohn d. hess. Oberappellationsgerichtsrats Joseph Fl., später selbst Hofgerichtsrat. 550.
Force, La: Pariser Gefängn. 39.
Fötus: s. Entwicklg. während d. Fruchtlebens ward vielfach untersucht, z. B. von Tiedemann mit Hinblick auf d. Gehirn, von Oken mit Rücksicht auf d. Darmkanal. 310, 357, 359, 360.
Fouquier-Tinville, Antoine 8, 53 f., 59 (vgl. Th. 215 "F. écrivit sur-le-champ [nach d. 2. Verhör] une lettre au comité ..."), 65 f. (bei d. 3. Verhör, vgl. Th. 217).
Franckh, Gottlob 545.
Frankfurt: Büchners Ausflug n. Fr. u. Offenbach geschah unmittelbar nach Minnigerodes Verhaftung, um alle am Hess. Ldb. Beteiligten zu warnen (vgl. Diehl). 537 f.
Frankfurter Attentat 525 f., 545, 773.
Franziskaner, Der alte: Le vieux Cordelier, ein von Desmoulins im Gegensatz zu d. radikalen neuern Franziskanern (Hébert usw.) Anfg. Dez. 93 gegr. Blatt, das aber schon Jan. 94 (also vor Beginn d. Dramas) eingegangen war; da es den Terror mit Stellen aus Tacitus' Darstellg. d. röm. Kaisererrschaft parodierte woraufh Robesp. 20$_{15}$ ff. anspielt) u. für e. Comité de clémence eintrat, hatte es bald auch Robesp. gegen sich. 31 (d. Zitate sind erfunden, vgl. aber Saint-Just).
"Fraßen ab das grüne Gras": aus d. Volkslied "Zwischen Berg u. tiefem Tal". 720.
"Frau Wirtin hat ne brave Magd": sonst nicht bekannte Variante zur 4. (3.) Strophe d. Liedes "Es steht e. Wirtshaus an d. Lahn" (vgl. E.-B., Nr. 858; Mittler S. 64). 155, 708, 714.
Freiburg: d. bad. Universität war Sept. 32 wegen kleiner, durch d. Widerrufung d. Preßfreiheit veranlaßter Unruhen vorübergehend geschlossen worden. 527.
Fremde: auswärtige Feinde d. Republik 18, 55, 67, 68 (Pitt); —: verhaftete Ausländer 32, 54 (nach Th. 205 wurde dem Spanier Gusman u. dem Dänen Diederichs zus. mit d. Dantonisten d. Prozeß gemacht).
Friedberg: da nach Nöllner, S. 190 d. Arresthaus in Gießen für polit. Gefangne unbrauchbar war, wurden diese seit Okt. 33 in der Friedberger Klosterkaserne, 35 in dem neuen Provinzialgefängn. untergebracht; die weg. Teilnahme am Frankf. Attentat Verhafteten wurden größtenteils März 34 aus Mangel an Beweisen freigelassen, drauf in Butzbach u. Gießen mit Festmahl u. Lorbeerkränz. gefeiert. 529, 534, 538, 544, 554, 614.
"Friede den Hütten! Krieg den Palästen!" 165, 736.
Friedrich von Baden: Markgraf Georg Friedrich. 582 ff.

Froriep, Ludw. Friedr. v. 626f.
"Für Tugend, Menschenrecht u. Menschenfreiheit sterben": Zitat aus Bürgers Gedicht "Die Tode". 579.

Gaedeschens, Physiolog 234.
Gaillard: Schauspieler, der als Hebertist durch Selbstmord endigte. 17.
Gassendi, Pierre 303, 312—20.
Geilfus, Georg: nach beendetem Baufachstudium im Minist. der öffentl. Arbeiten zu Darmstadt tätig, weg. s. Zugehörigkt. zur burschenschaftl. Palatia flüchtig; später Gymnasialleiter (vgl. Vogt, S. 142). 549.
Gemeinderat von Paris: "tut Buße", nachd. s. Führer Chaumette verhaftet worden. 33.
Genfer Uhrmacher: der aus Genf gebürt. Uhrmacherssohn Rousseau, dessen Erziehungs- und Staatslehren Leitsterne für Robespierre waren. 10.
Geoffroy de Saint-Hilaire, Etienne 243ff.
Georg, Onkel: s. Reuß.
Georgi, Konrad (um 1801—57): erst hess. Landricht., dann Hofgerichtsrat und Gießener Universitätsrichter, bald auch in d. polit. Affären Untersuchungsrichter, obwohl er nach gerichtsärztl. Zeugnis an Delirium tremens litt; zum Untersuchungsrichter war G. jedenfalls wenig geeignet, und vor allem an Weidigs Selbstmord war er nicht ohne Schuld. 537, 538—41, 640.
Gerlach, Emma: Base d. Dichters; Tochter d. Kriegskanzlei-Protokollisten G. u. s. ersten Gattin Johannette Marie (gest. 1820), e. Schwester von Büchners Vater. 626.
Geschworne 53f. (s. d. Namen), 60 (nach e. schon gegen die Girondisten eingebrachten Gesetz konnten d. Debatten vor Gericht nach drei Verhandlungstagen geschlossen werden, wenn sich die Geschw. "für hinlänglich unterrichtet" erklärten), 61.
Gesellschaft d. Menschenrechte: polit. Verbindg. von Studenten u. Bürgern, die Büchner in Gießen vorfand, aber nach franz. Muster zuschnitt; ihr gehörten außer Büchn. u. a. an die Studenten Aug. u. Ludw. Becker, Clemm, Minnigerode, Schütz, Trapp sowie d. Küfermeister Faber und Schneider; e. Zweiggesellschaft gründete Büchner 34 in Darmst., der u. a. Kahlert, Koch, Nievergelter beitraten. 634, 639.
Gesetzgebungsausschuß: was gemeint, ist unklar, da d. Gesetzgebende Nationalversammlung längst durch d. Nationalkonv. abgelöst war; auch tritt kein G. im Drama in Tätigkeit. 30.
Geulinx, Arnold 743.
Gießener Winkelpolitik: Gießener Studenten, darunter Gladbach, Schüler, Stamm, Groß, hatten sich am Frankf. Attentat beteiligt. 527.
Giltay, Karl Mar.: holländ. Neurolog. 224f.
Girard: Geschworner, selbst mit den Geschwornen Leroi, Renaudin, Vilatte, dem Ankläger Fouquier u. a. 7. 5. 95 hingerichtet. 54.
Gladbach, Georg (1811—83): Vetter Karl Vogts u. Darmst. Mitschüler Büchners; dann Student d. Rechte, seit 32 in Gießen, wo er als Burschenschafter an d. revolut. Plänen teilnahm u. deshalb 33 verhaftet wurde; erst Nov. 38 erhielt er s. Urteil, achteinhalbjährige Zuchthausstrafe, die

ihm aber durch d. hess. Amnestie Jan. 39 erlassen wurde; in der Schweiz fand G. als Erzieher u. Lehrer e. neue Wirkungsstätte. 557, 561.
Gnadenausschuß: beantragt von Desmoulins in s. "Franziskaner", um d. Schreckenswirtschaft e. Ende zu machen. 11.
Goethe 92, 357 (Metam. d. Pfl.), 553, 557, 593 (Zitat a. Schillers Räubern!), 594 u. 775 (Faust), 620, 622 (üb. Lenz in "Dichtg. u. Wahrh.", XIV. Buch), 774.
Gottsche, C. M.: Anatom und Physiolog, Mitarbeiter an Müllers Arch. 184, 187—92, 194 ff., 198, 200, 241.
Gozzi, Carlo Graf: auch hier (vgl. Alfieri) bleibt fragl., ob es sich um e. wirkl. Zitat aus d. Werken d. ital. Lustspieldichters handelt; näher als der durch G. erneuerten Commedia dell' arte steht 'Leonce' jedenfalls d. Lustsp. d. dtsch. Romantik, vor allem Brentanos 'Ponce de Leon' (s. d.), aber auch Tiecks 'Prinz Zerbino' (d. polit.-satir. Moment) usw. Vgl. auch Musset. 199, 687.
Grabbe, Christian Dietr.: 35 ersch. d. Trag. 'Hannibal' u. d. dram. Märchen 'Aschenbrödel'; auch Hebbel verglich "Gr. u. Büchner: d. eine hat d. Riß zur Schöpfg., d. andere d. Kraft". 618.
Gradierbäue: Schichten Strauchwerks zum Auffangen d. Salzgehalts solehaltig. Wasser. 136.
Grolmann: da d. hess. Minister Karl Ludw. Wilh. Gr., der auch im Gegensatz zu s. Nachfolger du Thil von ruhigem, mildem Wesen war, schon vor d. Thronbesteigg. d. verschuldeten Ludwigs II. gestorben war (1829), ist nicht er gemeint, sondern wahrscheinlich ein hess. Landtagsabgeordneter gleichen Namens. 173, 737.
Gros, August (1810—93): aus Groß-Steinheim. Student der Rechte, später Ökonom; weg. Mitwisserschft. am Frankf. Attentat verhaftet u. erst nach 19 Mon. weg. Beweismangels freigespr.; später Gutspächter. 529, 560.
Großherzog von Hessen: s. Ludwig II.
Großmutter: s. Reuß, Luise Phil.
Gutzkow, Karl: weniger der selbst noch in d. Anfängen steckende Dichter als der jungen Kräften mit Verständn. begegnende Kritiker, der sich von Menzels Diktatur losgesagt u. d. wöchentl. Literaturblatt zu Sauerländers Frühlingszeitg. "Phönix" übernommen hatte, gewann Büchners Vertrauen; briefl. kamen sie sich schnell näher, zumal als Gesinnungsgenossen im Kampf geg. alles Philistertum, wie ihn G. 35 in s. Vorrede zu Schleiermachers 'Briefen üb. Schlegels Lucinde' (vgl. 616) sowie in s. Roman 'Wally die Zweiflerin' (vgl. 617) führte; Menzel brandmarkte diesen als "Unmoral. Literatur" und rief die Staatsgewalt an, die mit e. Bundestagsbeschluß die jungdeutsche Literatur überhaupt verbot, auch die von G. mit Wienbarg geplante "Deutsche Revue" und schließlich G. selbst, der sich nach seiner Ausweisg. in Frankf. d. bad. Gericht stellte, auf e. Monat weg. Verächtlichmachg. des christl. Glaubens hinter Schloß u. Riegel setzte (620 ff.); nach wie vor aber spornte G. Büchner zum Dichten an u. bezeigte auch nach dessen Tode noch in d. Bemühen um s. literar. Nachlaß

verdienstl. Interesse an ihm. 542, 546, 547, 550, 551, 556, 559f., 614 (d. 'Nero' ersch. 35), 655, 661, 666, 676, 678, 686f., 693, 753f. — *An* Büchner 611–623; *von* Büchner 542f., 544f., 549, 556, 558f., 562f.

"**H**a! du wärst Obrigkeit von Gott?": Zitat aus Bürgers Gedicht 'Der Bauer. An s. durchlauchtigen Tyrannen'. 176.

Haller, Albrecht v. 184, 189, 192, 194f., 197.

"Hansel, spann deine sechs Schimmel aus" [nicht "an"!]: letzte Strophe d. hess. Fuhrmannsliedes "Hat mir mein Vater vierzig Gulden geb'n" (vgl. E.-B., Nr. 1575). 146, 718.

Hébert, Jacques René 18, 33 ("erniedrigt": H. hatte sich bei d. Verhören feige benommen).

Hebertisten: Hébert u. s. Anhänger Vincent, Momoro, Ronsin, Cloots usw., die als Ultrarevolutionäre u. Atheisten d. Revolution in Mißkredit gebracht, auch mit d. äußern Feinden konspiriert hätten u. deshalb 24. 3. 94 größtenteils hingerichtet waren. 10, 21 (Atheisten u. Ultrarevolutionäre), 26 ("die H. sind noch nicht tot": viele Anhänger leben noch), 33 (Mitschuldige Héberts).

Heckefeuer: vgl. U. Z. XII, 20 "Waren mehrere Angeklagte auf einmal zu verdammen, so sagten d. Geschwornen 'Hekkefeuer!' (feu de file)"; ähnlich XII, 232, wo aber d. Form "Heckenfeuer" steht. 54.

Heer, Oswald 641.

Hegel, Wilh.: in d. 'Enzykl. d. Wissensch.' hatte H. zum erstenmal vollständig s. philos. System entwickelt, in dem er von Fichtes subj. u. Schellings obj. Idealism. zum absol. Idealism. fortschritt, d. h. zum Standpunkt d. absol. Wissens, für den alles aus d. Denken deduz. Sein deshalb auch obj. Realität hat, weil beides innerl. eins u. identisch ist; in diesem Sinne war das *cogito, ergo sum* allerdings e. unmittelbare, keines Beweises bedürftige Wahrheit u. letzten Endes, wenn alles Wirkl. vernünft. u. alles Vernünft. wirkl. ist, auch H.s. Entwicklungsidee, wonach es im Geschehen wed. Zufall noch Willkür gibt, sondern nur kontinuierl. Entwicklg. zu immer größerer Vollkommenheit (Hegelsche Dialektik), gesetzl. begründet. 256, 270, 277, 632, 743, 787.

"Hei, da sitzt e Fleig an der Wand": Liedzitat? 113, 114.

Heine, Heinrich 558, 560.

Helene, Tante: entw. Magdalene Reuß (s. d.) oder Helene v. Bechtold geb. Klees, seit 1817 Gattin d. Hauptmanns Carl v. Bechtold, e. Großneffen von Büchners Großvater Reuß. 628.

Hell, Theod.: Pseudonym für Hofrat Th. Winkler. 619.

Hérault de Séchelles: in Wirklichkeit schon 17. 3. verhaftet, weil er e. verfolgte Emigrierte verborgen gehalten. 8, 9 ff., 26, 31 ("d. schöngem. Anfangsbuchst.": H. galt als e. d. schönsten Männer i. Frankr., u. d. Konstitutionsakte wird er, als ihr eigentl. Schöpfer, zuerst v. d. Konstitutionsmitgliedern unterschrieben haben), 49ff., 52f. (d. Begrüßung, nach Th. 202, nur verständl. unt. d. tatsächl. Voraussetzg., daß H. schon *vor* Danton verhaftet gewesen; die 53$_{12}$ f. zu H. gespr. Worte parodieren eine Äußerg., die H. nach d. erst. Verhaftg. Héberts Mai 93 als Konventspräsid. zu protest. Bürgern getan: vgl. U.

Z. IX, 444), 69 ff., 74 ff., 78 f. (vgl. Th. 220), 79 (beim Konstitutionsfest 10. 8. 93).
Herbart, Joh. Friedr. 747, 788.
Herder 604 (Zitat nicht aus d. 'Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschht.', die Luden 1811 herausg.). 774.
Herdweg: Herdenweg (hess. Dialektform). 24.
Herman: Präsidt. d. Revolutionstribunals, teilte Robespierres Schicksal. 8, 53 f., 55 f.
"Herr! wie dein Leib war rot u. wund": Gesangbuchverse? 159.
Herwegh, Georg: s. 'Gedichte eines Lebendigen' (1841) enthielten auch d. drei Gedichte "Zum Andenken an G. Büchner . . .", sie tragen das Datum "Zürich, im Februar 1841", wo H. in Zürich weilte u. gewiß auch durch d. Wiederkehr von Büchners Todestag u. Frau Schulz zu d. Gedichten angeregt wurde. 642, 645.
Heumann, Adolf (1811—52): Darmst. Arzt, schon 33 wegen revol. Umtriebe in Gießen geflohen. 548.
Heyerische Buchhandlg. 542, 611, 613 ("Heyer" statt "Heger"!), 772.
"Hier ruht ein junges Öchselein": altes Marterl. 764.
Hobbes. Thom.: Büchners scharfe Kritik an H. erklärt sich wohl z. T. aus s. Abneigg. geg. d. Vertreter d. staatl. Absolutismus. 303, 306—308.
Hoffmann, Ernst Theod. Amad.: mit dem nach s. "Phantasiestücken in Callots Manier" auch Call.-Hoffm. genannt. Romantiker begegnete sich Büchner in d. Interesse an krankhaften Gemütserscheinungen (Wahnsinn, Mesmerismus usw.) u. Problemen d. Geisteslebens ("Die Automate"); auch die Kühnheit, bei d. Namengebung verpönte Worte zu gebrauchen, hatte schon H. (Freundin "Pipi" des Affen Milo, Fantasiestück 2. IV, 2). 553.
Holländische Maler: Christus u. d. Jünger in Emmaus hat Rembrandt verschiedentlich gemalt; vielleicht ist nicht d. Meisterbild im Louvre (1648), sondern das ganz auf d. trüben Ton d. Abends gestimmte Bild von 1629, vielleicht aber auch d. Radierung (1654) gemeint. 93 f.
Holländische Wirren: der nach d. Julirevolution erfolgte Abfall Belgiens v. Holl. hatte zwar d. Einverständnis d. europ. Großmächte (Lond. Konf. 31), aber nicht Hollands, so daß Engld. mit Frankr. 32 feindselig geg. Holld. vorging; doch blieben d. Kämpfe auf Holld. beschränkt, da Zar Nikolaus infolge des poln. Aufstands behindert war, für d. Legitimitätsprinzip Hollands einzuschreiten. 523 f.
Höllenmaschine: Art Maschinengewehr, womit Fieschi 28. 7. 35 sein Attentat auf Louis Philipp verübte. 554 f.
Homer 761, 774.
Hotho, Heinr. Gust: Berl. Kunsthistoriker, dess. 26 ersch. Dissert. üb. d. Cartesische Philosophie Hegel i. d. spätern Auflagen s. Enzyklopädie zitiert. 256, 270, 277, 743, 787.
Huet, Daniel 256 (Zitat aus Tennem. X, 229).
Hugo, Victor: hatte bereits in d. 30er Jahren als Dramatiker wie als Erzähler d. dichter. Physiognomie, die ihn als Haupt d. romant. Bewegg. in d. franz. Liter. erscheinen ließ, so daß Sauerländer schon damals an d. Übertragg. s. Sämtl. Werke denken konnte; mit Recht hebt aber Büchner auch schon als

Schattenseite H.s das Quälende seiner künstl. gespannten Situationen hervor, das sich auch in den 35 ersch. Stücken 'Lucrèce Borgia' u. 'Marie Tudor' geltend macht; e. nachhaltigeren Eindruck mag Büchner von H.s Drama 'Marion de Lorme' (29) bekommen haben, dessen Heldin der Marion im 'Danton' Name u. Züge verliehen hat. 371—520, 617, 619, 655, 752, 754, 772.

Humboldt, Alexander v.: in s. 'Versuch üb. d. elektr. Fische' (1808) sowie d. frühern 'Versuchen über d. gereizten Muskel- u. Nervenfasern oder Galvanismus' berührte H. die Büchner interessierenden Fragen. 231.

"Ich bin eine arme Waise": Verse Büchners? 118.

"Ich hab ein Hemdlein an . . .": Volksliedzitat? 156.

"Ihr tötet uns . . .": ähnlich hatte "schon einmal" d. Girondist Lasource bei s. u. s. Genossen Verurteilung 30. 10. 93 d. Richtern zugerufen: "Ich sterbe an d. Tage, an dem d. Volk d. Verstand verloren hat; ihr werdet sterben, wenn es ihn wieder erlangt" (vgl. U. Z. X, 420). 178.

"In jungen Tagen ich lieben tät": vgl. Shakespeare, Hamlet.

"Ins Schwabenland, das mag ich nicht": auch mit dem Wortlaut "Ins Niederland, da mag ich nicht", letzte Strophe d. Volkslieds "Auf dieser Welt . ." (s. d.). 715.

Jacobi, Friedr. Heinr. 746 f.

Jägle (franz. Jaeglé): Straßb. Pfarrer, bei dem Büchner Wohnung u. Kost hatte. 535. 561 (Herr J.), 651, 654, 759.

Jägle, Louise Wilhelmine (Minna): Tochter d. vor.; d. Dichters Verhältn. zu ihr (vgl. 654) wurde s. Eltern bekannt, als e. Erkrankg. d. Braut ihn März 34 von Gießen nach Straßburg zog, von wo er d. Eltern, die ihn in Darmst. erwarteten, briefl. e. Bekenntn. ablegte (vgl. N. S. 8; Bruchstück d. Briefs 536_{30} ff.); Spätherbst 34 hat sich dann Minna in Darmst. vorgestellt; d. Grund für ihre spätre Verfeindg. mit d. Familie Büchn. ist hauptsächlich in d. Vorgeschichte d. Nachgel. Schriften zu suchen (vgl. Franzos 'Über G. B.'): während offenbar Minna mit Wilhelm Schulz diese Ausg. schon 37 ins Auge faßte (655_{35} f.), zögerte sie d. Fam. Büchn. bis 50 hinaus u. benutzte dann d. Auszüge, die Minna von Georgs Briefen an sie für Gutzkow gefertigt, ohne sie sonst an d. Sache zu beteiligen ("Da sich Minna schon damals sehr sonderbar benahm." schreibt Luise Büchn. an Franzos auf e. im Nachl. befindl. Blatt o. O. u. D., "widersetzte ich mich der mir [von Gutzk.] gegebenen Auszüge, jedoch vergebens . . . Diese Veröffentlichg. aber hat sie uns am übelsten genommen"); unvermählt muß M. J. ziemlich betagt gestorben sein, da Franzos noch in d. 70er Jahren mit ihr korrespondiert hat. 538, 622, 625, 636, 642, 647, 649—53, 654, 656 f., 664 f., 678, 686, 753 ff., 756, 765, 769 f., 774. — *An* sie 529 ff., 532 ff., 534 ff., 567 ff.

Jalermechanismus: ? 293.

Januar, 21: Tag der Hinrichtg. Ludwigs XVI. (1793). 56.

Jean Paul Friedr. Richter 774.

Juli, 14.: Tag der Erstürmg. d. Bastille (1789). 48.

Juli-Revolution 173.
Jung, Joh. Heinr., gen. Stilling: der pietist.-myst. Neigungen hingegebene Volksschriftsteller hatte außer e. 'Theorie d. Geisterkunde' auch e. 'Gemeinnützige Erklärg. d. Offenbarg. Johannis' veröffentlicht. 91.
Junges Deutschland (liter.) 560.
Junges Deutschland (polit.): wie d. flüchtigen Republikaner aus Italien u. Polen hatten auch d. deutschen Flüchtlinge e. Verein Junges Deutschl. gebildet, der 34 in Bern mit d. Jg. Italien u. Jg. Polen zu d. Jg. Europa zusammengetreten war; geg. dessen Mitglieder richteten sich die 36 von d. Schweiz (s. d.) verfügt. Ausweisungen, u. wenn sich auch d. J. D. in London niederließ, so verlor es doch immer mehr an Bedeutg. 622 f.
Just: s. Saint-Just.
Justizpalast: Sitz d. Revolutionstribunals. 58 ("bis zu d. Brükken": d. Palais de Justice befindet sich auf der Seine-Insel de la Cité), 67.

Kalischer Revue: Lustlager d. absolutist. Fürsten von Rußl., Prß., Österr. Sommer 35 zur Feier d. Siegs üb. Polen. 555.
Karl, Prinz v. Hessen: 1809 geb. Sohn Ludwigs II. 624.
Karl X. von Frankreich: "meineidig" durch s. Staatsstreich, der d. Julirevol. veranlaßte. 173.
Katilina 20 (wie Tacit. über d. Kaiserzeit. hatte Sallust "Üb. d. Verschwörg. K.s" geschr.), 21, 62 (weg. Hinrichtg. d. Genossen K.s war Cicero auf Betreiben d. Triumvirn verklagt worden), 599.
Kato von Utika 17, 592 f., 596 bis 604.
Kaufmann, Christoph: den Winterthurer Kraftapostel hatte Lenz 76 in Weimar kennen gelernt; als Weltverbesserer war dann K. nach Basedows Philanthropin u. weiter nach Rußl. gezogen, wo er auch Lenzens Angehörige besucht hatte; Nov. 77 wurde er in Wintherth. v. d. gemütskranken Lenz besucht, den er zu Oberlin schickte, um bald darauf mit s. Braut ins Steinthal nachzufolgen. — K.s Auftreten in Waldersbach enthält bereits Büchners Quelle Oberl., d. Kenntn. s. Beziehungen zu Lenzens Vater jedoch hat Büchn. anderswoher; die kunsttheoret. Ansicht K.s im 'Lenz' ist insofern wahrheitswidrig, als K. gerade für Natur im Gegens. zur Kunst war. 85, 91, 93, 94.
Kaup, Joh. Jak. 627.
Klemm: s. Clemm.
Koch, Adam: aus Darmstadt, Mitgl. d. "Gesellsch. d. Menschenrechte"; endete nach F, CVIII „als Opfer d. Reaktion i. Darmst. Gefängn." (vgl. Ilse, S. 427 ff. u. Sch.-W., S. 58). 639.
Koch, Jakob: älterer Bruder d. Dr., stud. med.; flüchtig weg. Teilnahme an Büchners Verbindung (vgl. Ilse, S. 428 und CVI). 549.
Institutionsakte: die von Hélt (s. d.) 93 entworfene, 10. roklam. Verfassg., die jeh 10. 10. d. Diktatur Platz hte. 31.
Kitutionsfest: vom 10. 8. 93, d. Annahme der von Hér entworfenen neuen Verf gefeiert wurde. 79.
Kotz: württemb. Leutnant, dit d. Buchhdlr. Franck in Wembg. d. Verschwörg. angelt; er wurde jedoch begnt u. nach Amerika entlas 545.

Kriegerisches Aussehn Europas 1831: s. Holländ. Wirren.
Küchler, Heinr. (1811—73): Arzt in Darmstdt; wurde zu 8 J. Zuchthaus verurteilt, aber 39 auch begnadigt. 560.
Kuhn, Joh.: Prof. d. kath. Theologie in Gießen, wo er auch als Doktor d. Philosophie dozierte u. vielleicht von Büchner gehört wurde; s. von Büchner benutztes Buch 'Jacobi u. die Philosophie s. Zeit' ersch. 34 zu Mainz. 257 (vgl. K., a. a. O. S. 71 f.), 345, 743, 746, 787 f.

Lacroix: früher Advokat, dann Jakobiner u. Parteimann Dantons, mit dem er vom Konvent 92 zum Heer nach d. Niederld. geschickt war; daß er sich dort Veruntreuungen hatte zuschulden kommen lassen, war ihm schon von d. Girondisten vorgeworfen worden. 8, 21, 23 ff., 31 ("Generalleutn." iron.), 32 ff., 46, 52, 54 (Frage u. Antwort nach Th. 205), 64, 69, 74 f., 78 (vgl. "Ihr tötet uns").
Lafayette, Marquis de: spielt noch zu Büchners Lebzeiten e. polit. Rolle in Frankr., u. zwar in d. Dichters Sinne, wenn er sich gegen das Ministerium Périer Front machte u. 33 den Verein d. Menschenrechte begründete. 46, 67.
Laflotte: junger Mitgefangener Dillons im Luxemburg; übel feige Denunziation fand Büchner bei Th. 213 f. ausführl. Bericht 57 ff., 61.
Langermann, General 523.
"Laß in mir die heilgen Schauzen": wohl e. echte, doch bisher nicht nachgewiesene Kirchenliedstrophe. 89 (vgl. 731).
Laube, Heinr.: stand bereits 34 unter Anklage u. wurde zu anderthalbjähr. Haft verurteilt. 621.
Laurencet, franz. Anatom. 185, 191.
Lauth, Ernst Alex. (1803—37): Sohn d. berühmten Anatomen Thomas L. (gest. 1826), Prof. d. Physiologie u. Verf. e. 'Manuel de l'anatomie'. 550, 565.
Lavater, Joh. Kasp. 94, 355.
Legendre, Louis (1752—97): d. frühere Schlächter war Mitgld. d. Jakobin.-wie d. Franziskanerklubs und hatte als Konventsmitgld. für den Tod d. Königs gestimmt, um dann freilich nach d. Beseitigg. d. Girondisten mit Danton e. mildere Tonart anzuschlagen; so suchte er auch für Danton einzutreten, zog sich aber vor d. Zorn d. Robespierristen vorsichtig zurück, bis auch deren Sturz gekommen war. 8, 17 f., 21, 24, 25, 26, 44 f. (fast wörtl. nach Th. 196), 46, 47.
Lenz, Jak. Reinh.: Nov. 77 bekam L. bei Kaufmann (s. d.) in Winterthur e. ernsten Anfall, u. Kaufm. wies ihn an Oberlin, bei dem er Jan. 78 wahnsinnig eintraf; von dort wurde er nach Straßbg. und weiter nach Emmendingen gebracht, wo sich Schlosser seiner annahm, bis d. Kranke endlich 79 von e. Bruder in die Heimat geholt wurde. Über Büchners Quelle vgl. Oberlin und Aug. Stöber. 83—108, 557, 617, 622, 678, 681—85. — Briefe 680 f., Dramen 85, 92, Gedicht "D. Liebe auf d. Lande" 535 f.
Leopold, Großherzog von Baden: in Wirklichkeit d. liberalste unter d. deutsch. Herrschern damals. 559.
Leroi: Geschworn. (s. Girard). 54.
Literaturblatt: z. 'Phönix'. 546.
Louis, Prinz: ältester Sohn Lud-

wigs II. v. Hessen-Darmst., d. spätre Großherzog Ludwig III. 624.
Louis Philipp 173 ("Heuchler", weil er's weder mit d. Legitimisten noch mit den Liberalen verderben wollte), 524, 547, 555 (Attentat Fieschis).
Löwig, Karl Jak.: Chemiker, seit 33 Prof. in Zürich. 641.
Lucius, Ferdinand: evang.-protest. Theolog in Straßburg, vielleicht ident. mit dem, der die in Darmstadt 1827 ff. ersch. 'Hand-Concordanz' M. Luthers mitherausgab. 538, 756.
Luck (so statt "Link"!), Ludw. Wilh. (1813—81): Jugendfreund Büchners, später Pfarrer in Wolfskehlen b. Darmst.; wie 78 geg. Franzos briefl., hatte sich L. schon 59 geg. Hebbel mündl. üb. Büchner ausgelassen, doch damals d. Freund noch irrtüml. m. d. Frankf. Attentat in Verbindg. gebracht. 605, 629—33, 769 f., 773 f.
Luden, Heinr. 603 (vgl. Herder).
Ludwig I. v. Bayern (Sohn e. hess. Prinzessin) 175 f., 559, 738.
Ludwig II. v. Hessen 166, 170 f., 173 f. (Schulden, die L. als Erbprinz gemacht), 537.
Ludwig XVI. von Frankreich 56, 73, 171 f.
Ludwig XVII., Sohn d. vor. 55.
Lukretia 14, 35, 61, 592.
Lumière: Geschworner. 54.
Lüning, August (geb. um 1818): aus Westfalen; weg. s. burschenschaftl. Gesinnung 1834 von Greifsw., wo er Jura studiert, nach Zürich geflohen, begann L. hier unter Schönlein, Oken, Arnold, Löwig u. a. s. medizin. Laufbahn, auf der er es bis zum Zürcher Kantonalstabsarzt und Oberstleutnant brachte. 642 ff., 777, 786, 791.
Luxemburg, Das: ursprüngl. e. Schloß auf d. frühern Grund u. Boden d. Herzogs von Luxemburg-Piney, während d. Revolution Staatsgefängnis. 49 ff., 57, 674.
Lyon: Stadt d. royalist.-girondist. Gegenrevolution, die d. Jakobiner Chalier hingerichtet hatte; nach Beseitigg. d. radikalen Hebertisten, zu denen auch Ronsin gehörte, fürchteten d. Lyoner Jakobiner e. neues Aufkommen ihrer reaktionären Mitbürger. 17, 20.
Lyoner, Ein 17 (d. Rede stammt aus Th. 188 f., wird dort aber auf Grund briefl. Mitteilungen aus Lyon von Robesp. gehalten).

"Mädel, mach's Ladel zu": vielleicht e. altes Kinderlied. 148.
"Mädel, was fangst du jetzt an": Ausgangsstrophe des Liedes "Sitzt e. schöns Vogel im Tannenwald", in d. benutzten Liedersammlgen. nicht enthalten (vgl. E.-B., Nr. 1575). 146, 718.
Mai, 31.: Tag des Jahrs 1793, an dem d. Bergpartei im Konvent offen geg. d. Girondisten Front machte. 17, 34 (auch d. Girondisten hatten gewalts. Opposition versucht), 48.
Malebranche, Nicolas 340, 345, 743, 746.
Marat 11 („Rechng.": i. s. 'Volksfreund' 1790 aufgestellt, später also verteidigt: "Wenn ich dazu geraten habe, 500 Verbrecherköpfe fallen zu lassen, so geschah das nur, um 500 000 Unschuldigen ihre Köpfe zu erhalten"), 17 f., 25, 36, 56.
Marburg: Druckort d. 2. Aufl. d. Hess. Ldb. 545, 734.
Marburger: s. Badenburg. Versammlg.
Marion 8, 22 ff., 670 (vgl. Hugo).
Marseillaise 49, 77, 523, 529.

Marsfeld: 17. 7. 91 hatte dort e. Volksversammlg., mit auf Dantons Anregg., für d. Monarchen Entthrong. petitioniert. 56.
Masonet: Ausdr. f. Freimaurer (franz. Franc-maçon). 63.
Mayer, Karl (1787—1865): Bonner Prof. d. Anatomie u. Physiologie; in den 'Acta nova Acad. Caes. Leop. Carol Naturalis Curiae Vol. XVI' lieferte M. e. anat.-physiol. Untersuchg. "Üb. d. Gehirn, d. Rückenmark u. die Nerven" (1833), e. besondre Arbeit üb. d. Ganglien d. Nerv. hypogl. ersch. später. 232, 246, 363.
Meckel, Joh. Friedr. der Jüngere, Herausgeb. d. 'Arch. f. Anatomie u. Physiologie'. 193, 203, 242 f., 244, 245, 247 ff.
Meckels Archiv 200, 214, 218 f., 221, 223, 229, 240.
Menenius Aprippa 767.
Menzel, Wolfg. 562, 616, 619 ff.
Mercier, Sébastien 49 ff., 54 f.
Mersenne, Marin 304.
Methfessel, Alb. Gottl. 561.
Metternich 607.
Meyer, Ludw.: Freund Spinozas, der d. Philosophen zum Druck von Cartesius' Prinzipien mit s. „Cogitata" veranlaßte u. d. Buch mit e. Vorrede herausgab. 340.
Mignet, François Auguste: s. zweibändige, nicht ganz tendenzfreie 'Hist. de la Revol. franç.' ersch. 1824 u. ist von Büchner neben Thiers (s. d.) u. Unsere Zeit (s. d.) für s. Revolutionsdrama benutzt worden; vgl. Mign. unter Danton, Desmoulins, Robespierre, Saint-Denis.
Minnigerode, Karl (1814—61): Sohn eines pens. hess. Hofgerichtspräsidenten, Studienfrd. Büchners u. Mitgl. der "Gesellsch. der Menschenrechte"; mit d. von Offenbach abgeholten Hess. Ldb. wurde er auf Denunziation (Kuhls) hin am Gießener Stadttor 1. 8. 34 verhaftet (vgl. Diehl) u., nachd. ein von s. polit. Gesinnungsgenossen unternommener Versuch, ihn aus Friedberg zu befreien, mißglückt war, erst weg. körperl. Zerrüttg. (Georgii) nach drei Jahren entlassen; er lebte später, nach e. briefl. Mitteilg. Lucks an Franzos, als Bischof e. Sekte in Nordamerika. 538, 540, 545, 549, 551, 554, 557, 558, 567 (falsches Gerücht von s. Tod), 630 f., 637, 639.
Mirabeau 55 f.
Momoro: Gattin d. Buchhändlers M., der mit Hébert guillotiniert war; s. schöne Gattin hatte bei Chaumettes Fest der Vernunft diese Göttin dargestellt, was zu d. Verdacht unerlaubter Beziehungen zw. ihr u. Chaumette Anlaß gab. 52.
Monro, Alex.: wohl d. zweite dieses Namens (1733—1817), der d. Kenntn. d. cerebro-spinalen Nervensystems besonders gefördert u. auch e. "Physiology of fishes" geschrieben hat. 203.
More, Heinr.: s. Briefe an Cart. hat Büchner in Tennem. X, 281 ff. erwähnt gefunden. 320.
Muck, Ferdin. (?): wohl Schüler Tiedemanns, denn s. "Dissert. de ganglio ophthalmico et nervis ciliaribus animalium" erschien 1815 in Landshut. 197.
Müller, Johannes 224 f., 230, 232.
Müllers Archiv 212, 218, 224; Handbuch 197.
Mundt, Theod. 558, 621.
Musset, Alfr. de: nicht d. tiefe u. doch so graziöse Lyriker, sondern d. launige, mit romant. Selbstironie geistr. spielende, auch weltschmerzlerisch ange-

hauchte Dramatiker zog Büchner an (vgl. Insel-Schiff, III. Jg., S. 282 f.). 754.
Muston: franz. Flüchtling, d. an Ramorinos (s. d.) Zug geg. Savoyen teilgenommen. 538, 756, 786, 789.

Nachtgedanken, Die: d. frommeleg. Versbetrachtungen d. engl. Dichters Edw. Young über Tod u. Unsterblichkt., e. Lieblingslekt. d. empfinds. Zeitalters. 72.
Napoleon I. 123, 172 f., 174, 555.
Naturwissenschaftl. Gesellschaft zu Straßb. 181, 634, 740 f.
Neuhof: wohl Schwester der seit April 34 flüchtig. Brüder Georg u. Wilhelm N. aus Bonames, Gastwirtstochter, die revolut. Korrespondenzen vermittelte u. steckbriefl. Verfolgten forthalf. (Vgl. Ilse, S. 354, 357.) 554.
Neuner, Karl (1815—82): Sohn d. Darmst. Oberchirurg. Georg Karl N., seit 32 stud. jur. in Gießen; später Rechtslehrer, zuletzt in Kiel. 630 f.
Neustadt a. d. Hardt: d. Jahrestag d. Hambacher Festes wollten 1833 liberale Einwohner v. N. in stiller Nachfeier begehen, als sie von Soldaten angefallen u. selbst Kinder, Frauen, Greise verwundet wurden. 526.
Nievergelter, Ludw.: Forstwissenschaftler in Darmst., Mitgl. d. "Gesellsch. d. Menschenr."; noch vor Büchn. geflohen, hielt er sich vorübergehend in Straßburg auf u. wanderte dann nach Amerika aus. 553.
Nöllner, Friedr.: hess. Hofgerichtsrat in Gießen; Verf. d. wiederholt herangezog. 'Aktenmäß. Darlegung'. 607, 733 f., 764, 770.

Oberlin, Joh. Friedr.: s. Erlebn. mit Lenz hat O. selbst tagebuchartig zu Papier gebracht, u. diese Aufzeichnungen sind Büchners hauptsächl. Quelle für s. Erzählg. gewesen. 85 bis 91, 94 f., 100 (O. kehrte am 5. 2. zurück, war aber nicht bis in d. Schweiz gekommen), 101 bis 107, 678 f., 681 ff.
— Madame: Marie Salome geb. Witter (1783 gest.), seit 1768 Gattin d. vor. 85, 97—99, 102, 104 f., 681 ff.
Ödipus: als Gatte seiner Mutter war Ö. "s. eign. Vater" oder "Vater u. Kind zugleich". 58.
Offenbach 538 (vgl. Frankfurt), 540 ("Gerücht": von der geh. Presse, auf der d. Hess. Ldb. gedruckt worden), 554, 637.
"Ö Gott! in deines Lichtes Welle": nach K. Voß' Vermutg. Verse Büchners. 102.
Oken, Lorenz: nach ihm ist nicht nur d. Geschmacksorgan e. Verfeinerg. d. Darmwerkzeuges, d. Ohr e. Umbildg. d. Kiemenhöhle, sondern auch d. Schädel e. Weiterbildung d. Wirbelsäule u. das ganze menschl. Skelett aus d. einfachen Wirbelform herzuleiten; auch in d. verschiedenen Art sieht O., s. Lieblingsidee vom Parallelismus im Naturreich folgend, dieselben Erscheinungen wiederkehren, indem er d. höher entwickelten Tiere z. B. alle Stufen niederer Tiere repräsentieren läßt u. dementspr. d. Tierreich zu klassifizieren sucht. 228, 236, 239, 357 f., 365 f., 641, 643.
"O meine müden Füße, ihr müßt tanzen": wohl eigene Verse Büchners. 117, 695.
"O pfui, mein Schatz, das war [wär?] nicht fein": aus d. Lied "Auf dieser Welt hab ich's keine Freud" (vgl. Böckel Nr. 10, Köhler Nr. 32, Lewalter I Nr. 5). 715.

Orleans, Ludw. Phil. Jos. Herzog v. 55, 56, 68.
Osiander, Friedr. Benjam. (1759 bis 1822): Götting. Prof. d. Geburtshilfe, hatte 1813 "Üb. d. Selbstmord, seine Ursachen, Arten" eine medizin.-gerichtl. Untersuchg. geschrieben. 593.

P . . . . .: ? 545.
Palais-Royal: schon vor d. Revol. von Philipp von Orleans mit e. Vergnügungsetablissement versehen, das auch d. Prostitution eine Schlupfstätte bot. 21, 30.
Panizza, Barthol. (1785—1867): hervorrag. Anatom u. Chirurg, Prof. d. Anat. in Pavia. 236 f.
Paris 554 f. (Attentat d. Korsen Fieschi; d. darauf erlaßnen Gesetze geg. d. Preßfreiheit usw. wurden Sept. angenommen).
Paris, mit d. Beinamen Fabricius: Geschworner im Revolutionstribunal, mit Danton befreundet; er war es auch, der Dant. von d. bevorstehd. Verhaftg. Mitteilg. machte (405). Der Name kommt in Büchners sonstigen Quellen nicht vor, wohl aber in d. 'Biogr. des ministres' (Brüss. 1826), die mitbenutzt zu sein scheint. 8, 25, 27 ff. (vgl. Biogr. des ministres, § Danton), 32 ff.
Payne, Thomas: wenn Büchner P. im Gefängn. d. Frage nach dem Dasein Gottes behandeln läßt, so liegt dem d. Tatsache zugrunde, daß P. während s. 14 monatigen Gefangenschaft d. Buch 'The age of reason' geschrieben, das seit 94 auch in dtsch. Übers. kursierte; aber hierin spricht sich P. *gegen* d. Atheism. aus, während ihn d. Dichter bezeichnenderweise als Atheist hinstellt: es handelt sich im Drama also um e. persönl. Bekenntn. Büchners! 8, 49 ff.
Périer, Casimir: starb doch noch an d. Cholera; Marschall Soult trat an s. Stelle. 524.
Pfeffel, Gottl. Konr. 100 ("Landgeistl." ist nicht auf Pf. zu beziehen; Oberlin selbst schrieb deutlicher: "Ich erzählte ihm, daß Herr Hofrat Pf. die Landgeistl. so glückl. schätzt . . .").
Pforzheimer, Heldentod der vierhundert: erst im 18. Jahrh. aufgekommene Sage (vgl. Coste, Die vierh. Pf., Sybels Hist. Zeitschr. XXXII, 23 ff.); Büchners Quelle mögen die 1824 ersch. 'Erinnerungen an d. Schlacht b. Wimpffen u. d. Tod d. 400 Pf. von C. V. Sommerlatt' gewesen sein. 579 ff.
Philippeau (Phélippeau): e. d. wenigen gläubigen Moralisten in Dantons Anhang, an dem auch Robesp. nur s. Mäßigg. aussetzen konnte. 8, 10 ff., 26, 31, 32 ff., 52 f., 64, 74 ff., 78.
Phönix: tägl. "Frühlingsztg. für Deutschld.", redig. von Ed. Duller u. Karl Gutzkow, der d. wöchentl. Literaturbl. dazu leitete. 546, 559, 612, 614 ff., 618, 663, 666.
Pitt, William, der Jüngere: d. engl. Ministerpräsident ließ 93 alle Häfen Frankreichs blockieren, um es auszuhungern. 17.
Plato 69 (wohl nach neuplaton. Dämonologie, die Büchn. aus franz. Quelle übernahm).
Plinius 725.
Polen: d. poln. Aufstd. endigte mit der Übergabe Warschaus Sept. 31; auch durch Hessen zogen danach flüchtige Polenscharen, u. manche hielten sich „besonders" bei Weidig in Butzbach länger auf. 523, 555.
Polenlied: "Noch ist Polen nicht verloren". 529.

Porcia 16, 603.
Präfekt in Straßburg: Chopin d'Arnvauille (vgl. Vogt, 150 ff.). 548, 550, 555, 565.
Präsident d. Jakobinerklubs: Vivier. 20.
— d. Konvents: Thuriot. 45.
Pucelle: s. Voltaire.

Ramorino (so statt "Romarino"): aus Genua stammender poln. General, der nach Warschaus Fall 31 mit s. Heer auf österr. Gebiet übertrat u. dann nach Frankreich floh; 34 fiel er mit Flüchtlingen verschiedner Nationen in Savoyen ein, um d. sardin. Thron zu stürzen u. d. Junge Italien zu revolutionieren, was aber auch mißlang; 49 machte ein kriegsgerichtl. Spruch in Piemont s. Abenteurerleben e. Ende. 523.
Rastadter Gesandtenmord, Der: Büchner hält offenbar Bonaparte, der d. Krieg gewollt hätte, für d. Urheber d. Mordes an jenen franz. Gesandten, die April 99 auf d. Rückkehr v. d. fruchtlosen Verhandlungen über die durch d. Frieden von Campo Formio geschaffene Lage von ungar. Husaren überfallen wurden. 555.
Rathke, Heinr. (1793—1860): hervorragender Anatom, seit 35 in Königsberg (Anatom.-physiolog. Untersuchungen üb. d. Kiemenapparat u. d. Zungenbein d. Wirbeltiere, Dorpat 1832). 217.
Rebstöckel: Straßburger Gasthof. 562, 621, 758.
Reil, Joh. Christian 198.
Reinheim 627 f. (s. Joh. Karl Büchner), 629.
Renaudin: Geschworner (s. Girard). 54.
Repräsentationsidee: s. Oken.
Reuß, Joh. Georg (1757—1815): Großvater d. Dichters; Spitalschaffner u. Regierungsrat in Hofheim. 629.
— Luise Philippine geb. Hermani (1764—1846): Gattin d. vor., als Witwe zuletzt bei Büchners Eltern wohnend. 542, 625, 628, 638.
Reuß, Georg (1795—1849): Sohn d. vor., also Bruder d. Mutter Büchners; Offizier. 624, 629, 771. — *An* Büchner 611.
— Magdalena geb. Meyer (geb. 1796): Gattin d. vor. 628?
Reuß, Tante: Gattin d. Straßb. Orientalisten und Theologen Eduard Reuß (1804—91), dessen Vater e. Bruder von Büchners Großvater R. war. 625.
Revolutionstribunal: bestand aus d. Präsidenten (Herman, resp. Dumas), d. öff. Ankläger (Fouquier), fünf Richtern und Geschwornen, die eigentlich gewählt, nicht bestimmt werden sollten, u. konnte nur auf Todesstrafe oder Freispruch erkennen. 55 ("daß ich d. R. schuf": so aus Th. 204, doch ist d. Tribunal im März 93 gar nicht auf Dantons Antrag geschaffen worden), 61, 62, 66 ff.
Ringel, Ringel, Rosenkranz 713.
Robespierre: der Dichter hat R. so dargestellt, wie ihn zuerst U. Z. ihn kennen lehrte (vgl. dort III, 291 f. u. XII, 292); alles stoffl. Detail zu R.s Reden lieferten außer U. Z. noch Th. u. Mign. — 8, 10, 15 f. (auch d. geschichtl. R. hatte d. Beinamen "D. Unbestechl." u. ist mit d. Messias verglichen worden), 18 ff. (R.s Rede z. T. aus Mign. 31 f., U. Z. XII, 34 ff. u. Th. 189, wo auch d. Worte d. Lyoners S. 17 als briefl. Äußerg. durch R. wiedergegeben sind; die Worte 20_{24} ff. bringt U. Z. XII,

73, wo sie aber St. Just spricht!). 21, 25 (Äußerg. zu Paris nach Th. 192), 26, 27 ff. (d. Unterredg. mit Danton in Gegenwart e. Freundes dess. z. T. wörtl. nach Mign. 32 f.; R.s näheres Verhältn. zu Cam. ist insofern histor., als er e. Schulfreund von ihm gewesen u. auch jüngst noch seine Journalistenstreiche geg. d. Hebertisten entschuldigt hatte), 34, 36, 40 (s. u. Desmoulins), 46 f. (überwiegd. nach Th. 197; 46 28 ff. wörtl. nach U. Z. XII, 96), 60, 62 f., 66, 67 f., 74, 75 (vgl. U. Z. XII, 113 Anm., wonach Cam. selbst vor Gericht äußerte: "Dieser Nero war niemals freundlich[er] gegen mich als an d. Tage vor m. Verhaftg.").

Rockenberg: Ort in der Wetterau; s. Vogelsberger Mitbürger. 168.

Roland de la Platière 593.

Rolando, Luigi (1773—1831): Anatomieprof. u. Hofmedikus in Turin; s. 'Gehirn-Beobachtungen' erschienen 1827. 231.

Romarino: s. Ramorino.

Ronsin: General d. Revolutionsarmee, weg. angebl. Konspiration mit d. äußern Feind gleich d. andern Hebertisten hingerichtet. 17.

Rosenstiel, Ludw. (1806—63): cand. jur., kehrte später aus Frankr. nach Darmst. zurück, wo er als Rentner starb. 548.

Rosenthal, Friedrich Christian (1779—1829): Anatom u. Physiolog, besonders um d. Anatomie der Wale und Seehunde verdient. 198, 244.

Rue St. Guillaume Nr. 66: Straßb. Wohng. Büchners beim Pfarrer Jägle. 568.

Saglio: monarchist. Deputierter Straßburgs. 529.

Saint-Denis 31 (vgl. Mign. 30).

Sainte-Pélagie: Pariser Gefängnis. 60.

Saint-Just, Antoine 8, 10, 27 (J. war auch Romanschreiber im Stil Voltaires), 30 ff. (d. Intimität mit Robesp. hatte dem schöngestalteten, langlockigen Jünglg. d. Spitznamen d. Messiasjüngers Johannes nicht nur von Desmoulins eingetragen), 47 ff. (d. Rede ist schwerlich ganz fingiert, ließ sich aber in Büchners Quellen nicht auffinden; vielleicht ist Justs Schrift 'Esprit de la révolution' benutzt), 56, 59 ff. (das 2. Verhör war am 3. April; vgl. Th. 215), 66.

Saint-Simon, Claude Henri Graf: Begründer d. Sozialism. durch d. 'Catéchisme des industriels' (1823) u. d. 'Nouveau Christianisme' (1825); durch eigne Not auf d. Gedanken einer 'Réorganisation de la société européenne' (1814) gekommen, suchte er diese in jenen Hauptwerken auf d. Wege e. Wirtschaftsreform zugunsten d. Arbeiter u. e. religiös-ethischen Reform im Sinne werktätiger Bruderliebe zu erreichen; s. Verehrer u. Schüler, d. Saint-Simonisten, bildeten s. Lehre weiter aus (polit. Gleichstellg. d. Frau) u. warben für sie. Büchners revol. Gesinng. hat zweifellos durch d. Saint-Simonismus e. stärkern sozialist. Einschlag (gegen d. Mammon) erhalten. 526 f.

Saint-Simonist: Anhänger der Lehre Saint-Simons (s. d.). 526, 527, 544.

Sallust: s. Katilina.

Samson: Scharfrichter. 60, 67, 70.

Sartorius, Theodor: aus Lauterbach, Studt. d. Medizin; wurde 36 weg. s. Beteiligg. an d. re-

volut. Umtrieben zu 1 J. 6 M. Gefängn. verurteilt. 547.
Sauerländer: Frankf. Verleger. 542, 543, 611 ff., 615, 617, 754.
Sauppe, Herm.: damals Zürcher Gymnasiallehrer und Privatdozent, später Göttinger Universitätsprofessor. 642.
Savoyer Zug: Einfall Ramorinos (s. d.) 34 mit italien., poln., deutsch. (Rauschenblatt, Brüder Breidenstein u. a.) Flüchtlingen. 565.
Scarpa, Antonio 193 f., 203, 209 f., 212 f., 236.
Schenk: Leopold Schenck (1815 bis 65): Pharmazeut wie Wilh. Büchn., 48 nach Texas ausgewandert. 624.
Schiller 125 (Don Carlos), 553, 593 (Zitat aus d. 'Räubern', Goethe zugeschr.), 767, 774 f.
Schinz, Heinr. Rud. (1777 bis 1861): Schweizer Mediziner u. Naturwissenschaftler, Zürcher Universitätsprofessor. 641.
Schlemm, Friedr. (1795—1859): Berl. Anatomie-Professor; mit d'Alton gab er 'Das Nervensystem der Fische' heraus, auch stellte er die Vereinigg. der aus d. Ziliarmuskel d. Auges tretenden kleinen Venen zu d. Schlemmschen Kanal fest. 197.
Schmid: Pfarrersfrau aus Straßburg. 650 f.
Schmid: Zürcher Freund Büchners (vermutl. d. weg. Teiln. a. d. Würzb. Burschensch. flüchtige Ludw. Schmidt aus Augsburg). 645 f., 648, 650.
Schneider, Eulogius 642.
Schneider, Joh. Gottl. 642.
Schneider, General 523.
Schneider v. d. Sektion d. roten Mütze: des Bildes wegen sind wohl die Schneider aus jener Sektion (s. d.), zu der an sich auch andre Stände gehörten, herausgegriffen. 26.
Schober, Joh. Hnr.: Pfarrer. 629.
Schober: Sagengest.; vgl. Pforzheimer. 587.
Schönlein, Joh. Lukas: Begründer d. naturhistor., auf exakte Forschg. gerichteten Schule im Gegensatz zur naturphilos. Richtg.; seit 33 Prof. d. Zürcher Klinik. 645, 648 ff., 656.
Schulz, Dr. Wilh. Friedr. (1797 bis 1860): ursprgl. hess. Offizier, aber weg. s. liberal. Gesinng. 20 pensioniert u. nun, nach Erwerbg. d. philos. Doktorwürde u. vergebl. Versuch, in den hessisch. Staatsdienst zu kommen, Publizist, der d. liberal. Forderungen nach Preß- u. Redefreiheit, Abschaffg. d. stehd. Heeres u. 'Deutschlds. Einheit durch Nationalrepräsentation' vertrat; diese letzte Schrift zog ihm 34 fünfjährige Festungshaft zu, aus der er aber bald mit Hilfe s. Gattin entkam und nach Straßburg flüchtete; Sept. 36 begab er sich dann nach Zürich, um dort jurist. Vorlesungen zu halten. Späterhin hat sich Sch. noch publizist. durch s. Auftreten geg. d. 'Geh. Kabinettsjustiz' anläßlich d. Todes Weidigs u. im Frankt. Parlamt. hervorgetan. 537, 546, 548, 558, 619, 642, 645 f., 647, 650 ff., 664, 699, 764 f., 769, 777. — Caroline geb. Sartorius (gest. 1847), seit 28 Gattin d. vor. 546, 642, 645—53, 777.
Schütz, Jak. Friedr. (1810—77): stud. jur., Mitglied der Gießener "Ges. d. Menschenrechte"; seit Minnigerodes Verhaftung, mit dem er d. Hess. Ldb. von Offenbach abgeholt, flüchtig als Erzieher und Sprachlehrer im Ausland lebend, später im Frankf. Parlam. auftretd. 634.
Schwab: "Gust. Schwab, dem Dichter" waren d. Alsabilder

gewidm., auch d. erste Gedicht darin war "An Gust. Schwab" gerichtet. 558.
Schweiz 546 ("strenge Maßregeln", nachdem in Lausanne 10. 4. 36 Verbrüderungsvertrag zw. Abgesandten d. "Jung. Europa" u. franz. Republikanern geschlossen war), 556 u. 618 ("Zusendung": von Trapp, s. d.), 622 f. (vgl. Junges Deutschl.).
Schweizer Streit mit Frankreich: wohl durch d. Aufnahme Louis Napoleons hervorgerufen, der bis Okt. 36 in d. Schw. geweilt hatte. 566.
Sektionen: in 48 S., Verwaltungsbezirke mit bedeutenden Machtbefugnissen, war Paris durch die Gemeindeverfassung vom Mai 1790 eingeteilt; eine davon war die d. roten Mütze. 26, 33.
Sell: Wilhelm S. (1804—46), seit 34 Prof. d. Rechte in Zürich, später in Gießen, u. s. Gattin Emilie geb. Stamm (1807—48; vgl. Hess. Chronik V, S. 134 u. VII, S. 25). 646.
September: vom 2. bis 6. 9. 92 wurden d. royalist. u. klerikalen Gefangnen durch den von Marat u. Danton aufgereizten Pöbel hingeschlachtet; Danton war damals Justizminister u. ließ ruhig gewähren. 15, 17, 26, 39, 42 f., 55, 57, 67.
Septembriseurs: Mörder des September (s. d.). 63.
Septembrisierte: im September Ermordete. 60.
Serres, Étienne Rénaud Augustin (1787—1868): franz. Arzt u. Anatomieprof., der die vergl. Anatomie d. Gehirns u. d. Zentralnervensystems fördernd behandelt hat ('Anatomie comparée' 1824—26). 184 f., 189, 192, 194 ff., 198 ff., 209, 219, 227, 233.
Shakespeare 87, 92, 543, 553, 568, 629 ff., 774.
— Hamlet 16, 130 (Zitat aus III 2), 631, 633 (aus V 1), 762 f. ("In jungen Tagen": Totengräberlied aus V 1, desgl. "Und oh e. Grube"; Ophelias Sang IV 5), 764 ("O schaudervoll" aus I 5);
— Kaufmann 631 ("Wie süß d. Mondlicht" u. "Der Mann, der nicht Musik hat" aus V 1);
— Othello 631; Romeo 631; Richard III. 631; Wie es euch gefällt 111 (Zitat aus II 7), 687.
Shandy: d. Vater d. Helden in Sternes Roman 'Tristram Shandy' führte in s. Alter e. solches Gewohnheitsdasein, daß er nicht nur d. Hausuhr regelmäßig am erst. Sonntg. im Monat aufzog, sondern sich nach dieser Uhr auch in s. ehelichen Pflicht richtete, sie also nur einmal im Monat erfüllte. 123.
Shaw: entw d. junge Alexander Sh., der 1839 'Narrative of the discoveries of Ch. Bell in the nervous system' publiziert, od. John Sh., Verf. e. 'Account of some experiments on the nerves by Magendie' (1822). 228.
Sicherheitsausschuß: aus dem Wohlfahrtsausschuß hervorgegangne u. ihm unterstehende Verwaltungsbehörde, der Amar u. Vouland angehörten. 30, 45.
Skelett v. d. Wirbelform abgeleitet: durch Oken (s. d.). 357.
Södel: hess. Dorf; s. Vogelsberger Mitbürger. 169.
Sokrates 10 (Reminiszenz an d. 'zweiten Alkibiades', aus d. 'Vieux Cordelier' von Th. 161 f. zitiert; dort auch Camilles Bemerkung "Quels républicains aimables!"), 17 ("Je boirai la ciguë avec toi" rief später David Robesp. zu).
"Soldaten, das sind schöne

Bursch": vgl. d. Volksl. "S. das sein lustge Brüder" (Lewalter I, S. 68. 145.
"Sollte nicht dies u. e. Wald von Federbüschen": vgl. Shakesp., Hamlet.
Sophokles 761, 774.
Spinoza 50, 51, 256, 273, 276, 289, 321—52, 744 ff., 752.
Spinozismus 339 f., 341, 344 f.; Gegner dess. 337.
St.-: s. Saint-.
Stall-Schenk: Friedr. Gg. Ferd. Frh. v. Schenck zu Schweinsberg (1805—36), Stallmeister. 624.
Stamm, Karl Theodor Friedr.: aus Darmstadt, Stud. med. in Gieß.; 33 weg. Mitwisserschft. am Frankf. Attentat verhaftet, doch aus Beweismangel freigegeben, ward er nach Beschlagnahme d. Hess. Ldb. 35 von neuem verdächtig, entkam aber rechtzeitig. 529, 548, 549.
Steifensand, Karl Aug. (1804 bis 49): Arzt in Krefeld; promovierte auch mit e. Dissert. 'Üb. d. Entwicklungsgesch. d. Gehörs'. 212.
Stilling: s. Jung.
Stöber, Adolph (1811—92): Sohn des erst Dez. 35 verst. els. Dichters Daniel Ehrenfr. St., der selbst d. erste, auch von Büchn. benutzte Biogr. d. Pfarrers Oberlin (Paris 1831) lieferte u. Lammenais' revolution. 'Paroles d'un croyant' übers.; s. Sohn Ad., Theolog u. Pädagog, dichtete auch im els. Dialekt u. erwarb sich um d. Erhaltg. d. Deutschtums im Elsaß liter. Verdienste; die 'Alsa-Bilder. Vaterländ. Sagen u. Geschichten' (nebst Gedichten) ließ er mit s. Bruder Aug. als erstes Buch erscheinen. 558, 621, 758 f., 772.
Stöber, August (1808—84): Bruder d. vor., nach theol. Studium Lehrer d. deutsch. Spr. u. Liter., später Oberstadtbibliothekar u. Museumsdirektor, machte sich um die Erhaltg. d. deutschen Volkstums im Elsaß durch Sammlg. d. elsäss. Sagen, Märchen, Kinder- u. Volkslieder verdient, wie ihm auch Büchner d. Mitteilg. mancher im 'Woyzeck' verwerteten Wiegen- u. Kinderlieder aus d. erst 42 ersch. 'Elsäss. Volksbüchlein' zu danken haben wird; desgl. wies Aug. St. d. Dichter auf Lenz hin, über den er selbst d. Monogr. 'Der Dichter Lenz u. Friedericke v. Sesenheim' vorbereitete; über d. 'Alsa-Bilder' vgl. Adolph St.; auch in Zeitschriften, darunter d. belletrist. Wochenschrift 'Erwinia' (1838 f.), suchte Aug. für d. Stärkg. deutsch. Sinnes im Els. zu wirken. 558, 663, 678 f., 758 f., 772.
Stumme von Portici, Die: jene Oper d. franz. Komponisten Daniel Auber, die 1830 in Brüssel d. Signal zur Revolution gab. 628.

Tacitus: parod. von Desmoulins, der im 'Alten Franziskaner' (s. d.) 15. 12. 93 Stellen "aus d. T. vom Reiche d. Tiberius" mit unverkennbarer Beziehg. auf d. eigne Schreckenszeit übersetzt hatte. 20.
Tale, Die vom: die im Zentrum d. Konvents, die weder zur Bergpartei noch zu d. Girondisten gehörten. 33.
'Telegraph für Deutschland': Frankf. Zeitschrift Gutzkows. 678, 686, 753.
Tennemann, Wilhelm Gottlieb (1761—1819): Marburger Universitätsprofessor d. Philos., der eine nicht ganz zu Ende ge-

diehene 'Gesch. d. Philos.' in elf Bänden geschrieben, die Büchner seinen philos. Arbeiten nachweislich zugrundegelegt hat. 256, 297 f., 740 f., 742 f., 746—49, 786 ff.

Thiers, Louis Adolphe: daß der Geschichtsschreiber Th. die Glanzzeit Napoleons I. nicht minder verherrlichte als d. Freiheitsgedanken d. franz. Revol., erlebte Büchner nicht mehr: er nahm Thiers' gewandte, wenn auch nicht immer zuverlässige Darstellg. d. Revolutionszeit zur stoffl. Grundlage s. histor. Dramas u. entlehnte von ihm auch viele Einzelheiten; vgl. Th. unter Barère, Billaud, Danton, Desmoulins, Fabre, Fouquier, Hérault, Lacroix, Laflotte, Legendre, Lyoner, Revolutionstrib., Robespierre, Sokrates. 623.

Thomas: Th. v. Aquino; doch rührt d. (ontolog.) Beweis vom Dasein Gottes aus d. Idee von Gott von Anselm von Canterbury her, u. widerlegt ist dieser Beweis schon von d. Mönch Gaunilo, e. Zeitgenossen Anselms. 303 f.

Thudichum, Georg (1794 bis 1873): Pfarrer u. Gymnasialdirekt. in Büdingen, Übersetzer d. Sophokles u. griech. Lyriker; d. liberal. Partei angehörig u. Anhänger d. nation. Einigungsgedankens, entging Th. mit Mühe d. Gefahr, selber belangt zu werden. 550.

Tiedemann, Friedr. 196 f., 240.

Tilly 582 ff.

Trapp, Herm.: Schulkamerad u. Gießener Kommilitone Büchners, dessen Freundschaft er sich aber durch e. anon., Büchners erste Dichterleistg. verkleinernden Brief an Gutzkow verscherzte; doch söhnte er sich in d. Schweiz, wohin er wegen seiner Teilnahme an d. "Gesellsch. d. Menschenrechte" u. a. Machenschaften geflüchtet, mit Büchner aus u. starb schon drei Monate nach ihm. 556.

Treviranus, Gottfr. Reinh. (1776 bis 1837): Bremer Physiolog u. Naturforscher, Bruder d. berühmten Botanik. Ludolf Christian Tr., mit d. er zus. 'Verm. Schriften anatom. u. physiolog. Inhalts' herausgab; davon enthielt Bd. III "Untersuchungen üb. d. Bau u. d. Funktionen d. Gehirns . . .". 209, 213, 219.

Uhland, Ludw.: 558.

Ultrarevolutionärs: Hebertisten (s. d.). 21.

"Und macht d. Wiege knicknack": Schlußverse e. Wiegenliedchens (vgl. A. Stöbers Elsäss. Volksbüchl. I, 19 "Geht die Wagle kn., Schlof du kleiner D."). 719.

"Und oh eine Grube": vgl. Shakespeare, Hamlet.

"Und wann ich hame geh": im Text vielf. variierendes Volksl. (vgl. Köhler-Meier I S. 124 f.; E.-B., Nr. 524). 80.

Unsere Zeit: vgl. Literaturverz.; daß Büchner diese Zeitschr. für s. Revolutionsdrama benutzte, beweisen vielfache Übereinstimmungen: vgl. U. Z. unter Clichy, Collot, Couthon, Danton, David, Lucile Desmoulins, Dumas, Heckefeuer, Hérault, Robespierre. 638 f.

Vellejus Paterculus 600.

Verbindungen in Gießen: d. verbotne Burschenschaft bestand als Korps Palatia fort, dessen Mitglieder überwiegd. f. polit. Betätigung waren (vgl. Vogt, S. 115 f., 133 f.); daneben gab

es noch e. Studentenverein u. schon vor Büchners Ankunft auch e. Verbindg., in der sich Studenten mit Bürgern, namentl. Handwerkern, zu polit. Zwecken zusammenfanden (vgl. Darlegung d. Hauptresultate u. Nöllner). 534, 537.
Veto: Einspruchsrecht d. Königs gegen d. Beschlüsse d. Nationalvers. 14 ("totgeschlag." durch Ludwigs Hinrichtg.), 68.
"Viel Hunderttausend ungezählt": Anfg. d. 3. Strophe von "Es ist ein Schnitter" (s. d.). 80.
Vilatte: Geschworner (s. Girard). 54.
Vogelsberger Mitbürger: die d. oberhess. Bauernaufstand Sept. 30 mitmachten, beim Dorfe Södel v. d. hess. Dragonern blutig zusammengehauen u. in d. Rockenberg. Landeszuchthaus "Marienschloß" eingekerkert wurden. 168.
Vogt, Phil. Friedr. Wilh. (1787 bis 1861): Universitätsprof. d. Med. in Gieß., spät. in Bern. 529.
—, Karl: Sohn d. vor., studierte seit 33 Medizin in Gießen u. hörte dort auch e. Privatissimum d. Prosektors Wernekinck mit Büchn. zus.; weg. s. burschenschaftl.-liberal. Gesinng. mußte er flüchten u. ging, s. Eltern folgd., über Straßbg. nach d. Schweiz, wo er s. anatom. u. physiolog. Studien abschloß u. d. wissenschaftl. Laufbahn begann; der auch polit. 48 als parlam. Volksvertr. d. Linken hervorgetretne Gelehrte hat s. Erinnerungen 'Aus m. Leben' (Stuttgart, 95) selbst noch veröffentlicht. 554, 633 f.
Voltaire 50, 72 (La Pucelle).
Vouland: gleich Amar Mitgld. d. Sicherheitsausschusses, später aber sich zu Robespierres Gegnern schlagend. 65, 66.
Walloth, Joh. Friedr. (1810 bis 1877): Darmstädter Mitschüler Büchners, dann Studt. d. Rechte u. Mitgl. d. verbotnen Gießener Burschenschaft; desh. 35 flüchtig u. längere Zeit als Notarsgehilfe im oberels. Reichenweier lebend; durch s. Beteiligg. am bad. Aufstand 49 verscherzte er sich s. els. Zufluchtsort u. ging nun in d. Schweiz, wo er später e. Bankbeamtenstelle in Genf bekleidete u. bei s. alten Bundesbruder Karl Vogt Wohnung fand. 549.
"War nicht umsonst so still u. schwach": Verse aus Lenzens Gedicht 'Die Liebe auf d. Lande', nach der in Schillers Musenalmanach 98, S. 44 ff. veröffentl. Fassg. 535 f., 663.
"Was doch ist, was doch ist...": anscheinend nach d. Melodie "Morgenrot, Morgenrot...". 36.
Weber, Ernst Heinr. 183, 200 ff., 205, 207—10, 212—15, 218 bis 21, 223, 225, 228 f., 231, 242, 627.
Weber, Karl: Darmstädter Gymnasialprofessor. 761, 775.
Weidenbusch: wohl der Darmstädt. Phil. Karl Nikol. W. (1811 bis 93), Sohn d. hess. Hofgerichtsadvok. Karl W., seit 42 selbst Advokat, 45—48 Auditeur. 550.
Weidig, Friedr. Ludw.: Büchn. ist mit W. durch A. Becker spätestens Anfg. 34 bekanntgeworden, da W. im Verhör aussagt, Büchn. sei zur Zeit d. Freilassg. der in Friedbg. Verhafteten mit Clemm bei ihm in Butzbach gewesen (Nölln., S. 435). 545, 547, 550, 607, 634, 733 ff., 776.
Wernekinck, Friedrich Christian Gregor (1798—1835): Gießen. Prosektor u. Universitätsprof.

d. Nervenlehre, Anatomie und Mineralogie. 633 f. (vgl. Vogt, S. 120 f.).
"Wie ist mir eine Stimme doch erklungen": ungenaues Zitat aus Chamissos Ged. 'Die Blinde', das zuerst im Musenalman. 34, dann im III. Bd. d. Werke (36) erschien. 125.
"Wie scheint d. Sonn' am Lichtmeßtag": nach e. Kinderlied? 712.
"Wie süß d. Mondlicht": vgl. Shakespeare, D. Kaufmann v. Venedig.
Wienbarg, Ludolf 556, 618, 620.
Wiener, Herm. (1813-97): Darmstädter Mitschüler Büchners, dann Gießener Stud. d. Philol. u. Theol.; weg. s. Teilnahme am Frankf. Attentat 33 in Untersuchungshaft, erst in Darmstadt, dann in Friedberg; Frühj. 34 vom Gießener Hofgericht freigelassen, entzog er sich Mai 35 neuer Verhaftg. durch d. Flucht über Straßburg nach d. Schweiz, die ihn aber August 36 weg. d. damaligen Umtriebe d. polit. Flüchtlinge auswies; nach längerm Aufenthalt in Engld. kehrte W. 42 nach Lausanne zurück, wo er Prof. d. griech. Spr. u. Lit. wurde; 48 wurde er ins Frankf. Parlament gewählt. 548.
Wiener, Jak.: Taufpfarrer des Dichters. 629.
Wilbrand: Prof. d. Botanik, Zoologie, Anatomie u. Physiologie in Gießen, teilweise karikiert im Doktor und Professor des 'Woyzeck'; bes. geht die Demonstration der Ohrmuscheln (S. 728) auf e. Liebhaberei W.s zurück. (Vgl. Vogt, S. 53 ff.). 727.
Wilhelm von Braunschweig: seit 31 Herzog statt des weg. s. tyrann. Willkür abgesetzt. Bruders Karl; W. zeichnete sich durch liberale Reformen aus, auch war über d. blutige Intermezzo, das viell. noch auf Karls Schuldkonto kommt, nichts Näheres zu ermitteln. 561.
Wirbelformtheorie: s. Oken.
Wohlfahrtsausschuß, Der 8, 17 f., 21, 26, 30, 40, 45, 60, 66.
Woyzeck, Joh. Christian (1780 bis 1824): in Leipzig nach dreijähr. Untersuchungshaft hingericht. Mörder, der d. 46jähr. Witwe d. Chirurgen Woost mit e. abgebroch. Degenklinge aus Eifersucht erstochen hatte; obwohl der schon während s. Soldatenlaufbahn d. Trunk nicht abgeneigte Friseur bereits e. Mädchen mit unehel. Kinde hatte sitzen lassen, hatte d. Fall doch allgem. Aufsehn erregt, weil d. Verteidigg. mit d. Hinweis auf d. zerrütteten Geisteszustd. d. Angeklagten, der an Geistererscheinungen u. Freimaurerzauber glaubte, d. Frage der Zurechnungsfähigkeit aufgeworf. hatte (vgl. Inselschiff, I 242 ff.). 145—61, 707—29, 790.
Wunderhorn, Des Knaben 775.

Zehnder, Hans Ulr. (1798-1877): um d. Medizinal- u. Armenwesen Zürichs hochverdienter Arzt, seit 34 Mitgl. d. Erziehungs- u. Regierungrates, spät. auch Bürgerm. u. Präsident d. Regierg. 645, 648, 656, 772.
Zimmermann, Georg (1814-81): Sohn e. hess. Kriegssekretärs, Jugendfreund Büchners; studierte nach jurist. Anfängen in Heidelbg. Theologie in Gießen, wurde Lizentiat u. Dr. phil., 39 Dozent für deutsche Literatur, später Gymnasiallehrer, zuletzt Literaturprof.; s. Begeisterg. f. Shakespeare bewahrte er bis ins Alter, auch zeichnete

er sich als hinreißender Rezitator aus. 629 ff., 632, 770.
Zimmermann, Friedr. (1814 bis 84): Zwillingsbruder des vor., auch mit Büchner befreundet; später Dr. phil. u. Gymnasialprof. 629 ff., 632 f., 769 f., 774 ff. "Zu Lauterbach hast du dein Strumpf verlorn": Variante zu d. hess. Volkslied "Z. L. h. *ich* m. Str. v." (E.-B., 1009). 763.
Zusendg. aus d. Schweiz: vgl. 618_{34} ff.; d. Anonymus war Trapp (s. d.). 556, 772.
Züricher Vorfälle: Ausweisung politischer Flüchtlinge, die d. Asylrecht mißbraucht hatten (vgl. Schweiz). 563.
Zweiundzwanzig, Blut der: Gemeint sind die 31. 10. 93 guillot. Girondisten, in Wirklichk. nur einundzw., von denen sich einer (Valazé) bereits bei d. Urteilsverkündg. erdolcht hatte (vgl. U. Z. X, 253 ff.); Danton hatte übrigens ihren Tod nicht gewünscht, wie ihm der Girondist Mercier zur Last legt. 53.

INHALTSVERZEICHNIS

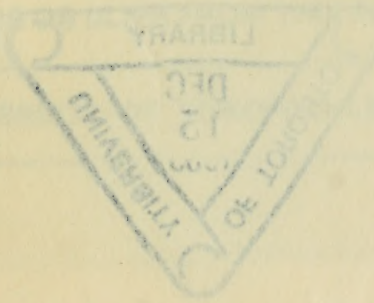
DICHTUNGEN .. 5
DANTONS TOD .. 7
LENZ .. 81
LEONCE UND LENA .. 109
WOYZECK .. 143
DER HESSISCHE LANDBOTE .. 163
NATURWISSENSCHAFTLICHE UND PHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN .. 179
MÉMOIRE SUR LE SYSTÈME NERVEUX DU BARBEAU .. 181
CARTESIUS .. 251
SPINOZA .. 321
ÜBER SCHÄDELNERVEN. PROBEVORLESUNG .. 353
ÜBERSETZUNGEN .. 369
LUCRETIA BORGIA .. 371
MARIA TUDOR .. 439
BRIEFE .. 521
MISZELLEN .. 571
POETISCHE ANSÄTZE .. 573
[DEM VATER ZUGEDACHT] .. 573
[DER MUTTER] .. 574
DIE NACHT .. 575
LEISE HINTER DÜSTREM NACHTGEWÖLKE .. 576
SCHULAUFSÄTZE UND SCHULREDEN .. 578
ÜBER DIE FREUNDSCHAFT .. 578
HELDENTOD DER VIERHUNDERT PFORZHEIMER .. 579
ÜBER DEN TRAUM EINES ARKADIERS .. 589
[KRITIK AN EINEM AUFSATZ ÜBER DEN SELBSTMORD] .. 590
[KATO VON UTIKA] .. 596
MÜNDLICHE ÄUSSERUNGEN .. 605
ANHANG .. 609
BRIEFE AN BÜCHNER .. 611
PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN UND DOKUMENTE 629

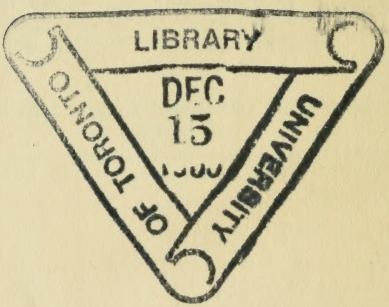
LESARTEN 659
SCHLUSSBERICHT 781
BENUTZTE LITERATUR 793
NACHTRAG: HERR DU-THIL MIT DER EISENSTIRN 798
REGISTER 802

AUF GRUND DES HANDSCHRIFTLICHEN
NACHLASSES GEORG BÜCHNERS HERAUS-
GEGEBEN VON FRITZ BERGEMANN

*

GEDRUCKT VON BREITKOPF & HÄRTEL
IN LEIPZIG


LIBRARY
DEC
UNIVERSITY OF TORONTO


LIBRARY
DEC
13
UNIVERSITY
OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY